

GESAMMELTE WERKE

Stendhal





Beyle

HENRI BEYLE-DESTENDHAL

Gesammelte Werke

Herausgegeben

von

Friedrich von Oppeln-Bronikowski



E R S T E R

B A N D



IM PROPYLAEN-VERLAG ZU BERLIN

HENRI BEYLE-DE STENDHAL

Rot und Schwarz
Eine Chronik des XIX. Jahrhunderts

Deutsch
von
Friedrich von Oppeln-Brontkowskii



Die Wahrheit, die bittere Wahrheit!
Danton



Vierte Auflage



IM PROPYLAEN-VERLAG ZU BERLIN

(RECAP)

3235

8

.2921

V.1

Einband und Druckanordnung von Hugo Steiner-Prag
Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprachen,
vorbehalten
Copyright 1921 by Propyläen-Verlag G. m. b. H. in Berlin

Vorwort

Wir sprachen", heißt es in Goethes „Gesprächen mit Edermann" (17. Januar 1831) „über ‚Rouge et Noir', welches Goethe für das beste Werk von Stendhal hält. Doch kann ich nicht leugnen, fügte er hinzu, daß einige seiner Frauencharaktere ein wenig zu romantisch sind. Indessen zeugen sie alle von großer Beobachtung und psychologischem Tiefblick, so daß man dem Autor einige Unwahrscheinlichkeiten . . . gern verzeihen mag."

Trotz diesem günstigen Urteil Goethes, der sich schon über Stendhals „Reise in Italien" (Rome, Naples, Florence en 1817) sehr anerkennend ausgesprochen hatte, wurde Stendhal in Deutschland fast ganz vergessen, noch mehr als in Frankreich, wo er seit 1864 durch Hippolyte Taine's Hinweis etwas bekannter wurde, bis ihn schließlich die Psychologenschule Paul Bourget's in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts auf den Schild hob. Einzelne Verdeutschungen seiner Werke* gingen fast völlig unter, und gelegentliche Hinweise führender Deutscher, wie Jakob Burckhardt's, Hermann Grimm's und Paul Heyse's** wurden kaum beachtet, ebensowenig der Aufsatz Ludwig Spach's über „Rot und Schwarz" in seinem Essayband „Zur Geschichte der neueren französischen Litteratur" (Straßburg 1877, S. 10 ff.). Noch in der „revidierten" Auflage

* „Rossini's Leben und Treiben nach den Nachrichten des Herrn Stendhal", von Amabeus Wendt (Leipzig 1824); Auszüge aus den „Promenades dans Rome" in Carobés keinem Buch „Über Frankreich, Italien und Spanien" (Leipzig 1831); Stücke aus den „Mémoires d'un touriste" (Kassel 1839, 2. Aufl. Quevedlinburg und Leipzig 1846); „La Chartreuse de Parme" in freier Nacherzählung als „Kerker und Kirche" (Dresden 1848).

** Paul Heyse dramatisierte 1896 auch Stendhals Novelle „Vanina Vanini", allerdings ohne Angabe seiner Quelle!

der Gespräche Goethes mit dem Kanzler Friedrich v. Müller (1898) figuriert er mehrfach als Steudel*; d. h. sogar sein Name war den Literaturhistorikern nicht mehr bekannt. Nießsche übertrieb also nicht, wenn er 1888 bitter schrieb: „Und wenn ich Stendhal gelegentlich als tiefen Psychologen rühmte, begegnete es mir mit deutschen Universitätsprofessoren, daß sie mich den Namen buchstabieren ließen.“ Ihm selbst war er „einer der schönsten Zufälle seines Lebens, . . . ganz unschätzbar mit seinem vorwegnehmenden Psychologenaugen, mit seinem Tatsachengriff, der an die Nähe des größten Tatsächlichen erinnert (ex ungue Napoleonem)“. Seiner Schwester schrieb er 1885: „Du weißt, daß ich von den Franzosen dieses Jahrhunderts Henri Beyle (Stendhal) am liebsten habe. Von seinen Schülern ist bei weitem der einflußreichste Taine.“ Und in einem unvollendeten Essay aus demselben Jahre nennt er Stendhal „das letzte große Ereignis des französischen Geistes, dem auch jeder billig denkende Ausländer die ersten Ehren geben muß, als einem erkennenden, vorwegnehmenden Genie, das mit einem napoleonischen Tempo durch sein unentdecktes Europa marschiert ist und zuletzt sich allein fand, schauerlich allein. Jetzt, wie gesagt, kommandiert er, ein Befehlshaber für die Auserwähltesten. Es hat zweier Geschlechter bedurft, um ihm nahezu kommen; wer aber mit feinen und verwegenen Sinnen begabt ist, neugierig bis zum Jynismus, Dogiker aus Ekel, Rätselrater und Freund der Sphinx gleich jedem rechten Europäer, der wird ihm nachgehen müssen. Möge er ihm auch darin folgen, voller Scham vor den Heimlichkeiten der großen Leidenschaft und der tiefen Seelen stehen zu bleiben.“

Friedrich Nießsche war es denn auch, der zum Bekanntwerden Stendhals in Deutschland den Anstoß gab**. Auch diese erste deutsche Stendhalausgabe, die ich 1901 mit dem vorliegenden Roman „Rot

* „Über ‚Rouge et Noir‘“, heißt es am 1. Januar 1831, „war sein (Goethes) Urteil meist günstig.“

** So hat der Nießsche-Berehrer Benno Rüttenauer 1901 und 1904 zwei Bändchen „Aphorismen aus Stendhal“ veröffentlicht, und Wilhelm Weigand 1901 einen kurzen Essay „Stendhal“ geschrieben, der 1911 erweitert in seinem Buche „Stendhal und Balzac“ nochmals erschien.

und Schwarz" (*Le Rouge et le Noir*) begann, wurde durch Nießches begeisterte Worte angetegt. Seitdem ist der große „Europäer“ Stendhal in Deutschland, dem klassischen Lande der Weltliteratur, kein Fremdling mehr. Der beste Beweis dafür ist diese stets neue Auflagen erheischende Ausgabe, die erst jetzt, durch die Kriegsjahre verzögert, in neuer Gestalt Stendhals „Gesammelte Werke“ vereint.

Einen Abriß seiner Persönlichkeit und seines Schaffens wird der Band „Bekenntnisse eines Ichmenschen“ bringen, der seine Autobiographien ‚*La Vie de Henri Brulard*‘ und ‚*Souvenirs d'Egotisme*‘ enthält. Damit erübrigt sich hier ein abermaliger Lebensabriß. Ich werde Stendhals Leben nur insoweit heranziehen, als es die Quelle zu diesem Roman bildet.

Paul Bourget hat in seinen *Essais de psychologie contemporaine** zuerst auf den inneren Zusammenhang zwischen Stendhals autobiographischen Fragmenten und diesem Roman hingewiesen. Sie sind nach seinem Wort „voll von kleinen Erlebnissen, die in ‚Rot und Schwarz‘ wiederkehren, wiewgleich stilisiert und dies in einer Weise, die den alchimistischen Vorgang in Wehles Geist genau erfassen lassen. Er selbst hat diesen Vorgang beschrieben: „Ich nehme mir eine gut bekannte Persönlichkeit, beobachte ihre Art, auf die Jagd nach dem Glück zu gehen, und mache sie nur geistreicher.“ So ist Wehle-Stendhal der erste, bewußt nach Modellen arbeitende Naturalist, und Zola hat sich nicht ohne Recht auf ihn als auf seinen Ahnherrn berufen**. In „Rot und Schwarz“ findet sich jenes berühmte Programm des Naturalismus: „Ein Roman ist ein Spiegel, der sich auf einer Landstraße bewegt. Bald spiegelt er das Blau des Himmels, bald den Schlamm und die Pfützen des Weges.“

Von den zahlreichen Beispielen, wie Stendhal Erlebnisse und Beobachtungen in seinen Roman verwebt, mögen nur einige hervorgehoben werden. Da sind zunächst Reminiscenzen an leblose Dinge, wie der große blaue Divan des *Hôtel de la Mole* mit seinen in

* Paris 1901, S. 277—355. Deutsch Minden i. B. 1903.

** Emile Zola, „*Les Romanciers naturalistes*“, S. 93 ff.

Schlachtordnung dafitzenden blonden Gesichtern, den Stendhal aus dem Hause de Trach, wo er Stammgast war, in seinen Roman transponiert hat. Dann die Personen, in einigen Fällen sogar die Namen. Den ehrwürdigen alten Pastor Chélan aus „Rot und Schwarz“ kennen wir schon aus der ‚Vis de Henri Brulard‘ als Kindheits Erinnerung; nur finden wir hier statt des strengen Jansenisten einen vergnügten, geistvollen Abbé des anciens régime, der bei Veyles Großvater gern zu Tisch saß und die ganze Gesellschaft amüsierte. Eine innere Ähnlichkeit besteht hingegen zwischen dem Geometer Gros in jener Selbstbiographie, dem ersten Mathematiklehrer des Knaben, und dem gleichnamigen Geometer in „Rot und Schwarz“. Er ist hier wie dort ein armer, ehrenfester Republikaner und eine der wenigen sympathischen Gestalten in einer Galerie häßlicher Schufte. Diesem Denkmal der Liebe steht ein Denkmal des Hasses gegenüber: es ist die Gestalt des Jesuiten Castanède, dessen deutliches Urbild Veyles erster Lateinlehrer, der Abbé Maillanne war, „ein schwarzer Galunke“, wie er ihn nennt, „allem Anständigen abhold“, „aus Priesterinstinkt ein geschworener Feind jeder wahren Vernunft“. Sympathie mit Ironie vermischt, schuf schließlich die Gestalt des Grafen Altamira in „Rot und Schwarz“ nach dem Vorbild von Stendhals Freund di Fiore, „einem großen und schönen Manne, dem Jupiter mansuetus erstaunlich ähnlich“, wie Stendhal in den ‚Souvenirs d’Egotisme‘ erzählt. Gleich Altamira war er in Neapel zum Tode verurteilt worden. „Zehnt Jahre“, so erzählt Stendhal, „haben wir uns nicht verstanden. Er sprach mit der Geziertheit von Voltaires Drießstil.“ Erst viel später lernte er ihn schätzen, und am Abend seines Lebens war er ihm „der liebste seiner Freunde“.

Vor allem ist auch das äußere Schicksal des „Helden“ von „Rot und Schwarz“, Julian Sorel, aus dem Leben gegriffen, und zwar aus einer Cause célèbre, die sich in Stendhals Vaterstadt Grenoble abspielte. Die näheren Umstände entnahm Stendhal der Gazette des Tribunaux. Im Jahre 1828 wurde in Grenoble ein junger Seminarist namens Verttet, der die Soutane angelegt, aber noch nicht die

Priesterweihe empfangen hatte, von den Assisen zum Tode verurteilt, weil er auf die Mutter seiner früheren Zöglinge, die sechsunddreißigjährige Madame Michoud, ein erfolgreiches Attentat ausgeübt hatte, gleich Julian in der Kirche beim Hochamt, was als Tempelschändung einen erschwerenden Umstand bildete*. Die näheren Umstände ergeben sich aus den Papieren eines der Assisen, die der rührige Casimir Strzienski vor Jahren ans Licht gezogen und in seinen *Soirées du Stendhal Club*** veröffentlicht hat. Aus diesen Aufzeichnungen ergibt sich ein höchst abstoßendes Charakterbild. Berthet hatte nach Verlassen seiner Hauslehrerstellung im Priesterseminar von Bellay, später in dem von Grenoble Unterkunft gesucht, war aber aus beiden entlassen worden. Von seinem Vater verjagt, hatte er sich mit Drohbriefen an Michoud gewandt, indem er behauptete, von dessen Gattin verführt worden zu sein. Um Skandal zu vermeiden, hatte der Ehemann ihn unschädlich zu machen versucht, indem er ihm einen neuen Hauslehrerposten verschaffte, den er aber nach Jahresfrist wieder verließ. Abermals von den Seminaren in Bellay, Grenoble und Lyon zurückgewiesen, ward er nach neuen Drohungen von Michoud bei einem Notar Potet untergebracht, scheiterte aber auch hier und beging schließlich aus Rache jenes schändliche Attentat. Bei der Gerichtsverhandlung suchte er sich durch schamloses Pöken auf die Liebeschwüre von Madame Michoud und seine vorgegeschützte Eifersucht zu retten; als er dennoch zum Tode verurteilt wurde, widerrief er alle bloßstellenden Aussagen, ohne dadurch seine Begnadigung zu bewirken.

Den Schauplatz des Dramas hat Beyle in Rücksicht auf die von ihm Betroffenen aus dem Dauphiné in die Franche-Comté verlegt und zu diesem Zweck, wie er selbst sagt, eine kleine Stadt Verrières „erfunden“; an die unansehnlichen Jurabörfer gleichen Namens, die durch den Übergang der geschlagenen Armee Bourbakis im März 1871 eine flüchtige Berühmtheit erlangten, ist

* S. Ludwiq Epach, l. c., S. 10 ff.

** Paris 1905, S. 61 ff. Vgl. auch G. Babou, *Les Sensations d'un Juré*, Paris 1875, S. 87—136.

natürlich nicht zu denken*. Ebenso souverän hat er mit der „Fabel“ seines Romanes geschaltet und aus einem abstoßenden *fait divers* einen der größten psychologischen Romane hervorgezaubert: teils, wie schon gezeigt wurde, indem er eigene Erlebnisse in „Rot und Schwarz“ verflocht, teils, indem er die Gestalten aus seiner Phantasie ergänzte, sie veredelte und sie nach seinem eignen Wort geistreicher machte.

Dies trifft vor allem auf die Hauptfigur Julian Sorel zu. Hier geht der Roman weit über die naturalistisch-induktive Methode hinaus, die in der Darstellung der Nebenfiguren, in der Entlehnung äußerer Züge und in der Art des äußeren Rahmens zur Anwendung kam. Stendhal leiht seinem Helden nicht nur eine Reihe eigner Erlebnisse, sondern auch einen Teil seiner Seele, und er wendet hierbei, nach Benjamin Constant, dem Verfasser des autobiographischen Romans „Abolphe“ (1816), zum ersten Male bewußt die zergliedernde Methode des analytisch-psychologischen Romans an. Damit wird er zum Vorläufer Flauberts, der Goncourts und Paul Bourgets, der sich selbst auf ihn als auf seinen Ahnherrn berufen, ja seine eignen ersten Werke parallel denen seines Meisters geschrieben hat**. Mit dieser doppelten Optik des Beobachtens von außen und von innen stellt insbesondere „Rot und Schwarz“ den ersten psychologisch vertieften naturalistischen Roman dar und

* J. W. Widmann will in der Stadt Pontarlier an der Burgundischen Pforte das Urbild des imaginären Verrières erkannt haben. Ein junger „Professor“, den er bei seinem ersten Besuch darauf anredete, erwiderte ihm (wie er im „Bund“ mitteilte) sofort: „Ah, c'est notre roman, le roman de Pontarlier.“ Im Hintergrund ragt, wie in „Rot und Schwarz“, der Jura, an dessen Ausläufern die Stadt über dem Doubs liegt. Auch eine platanenbesetzte Promenade, an den Cours de la Fidélité gemahnend, ist vorhanden. — In seinem Buch „Au pays de Stendhal“ (Grenoble 1920) gibt Gabriel Faure wertvolle Aufschlüsse über Bepyles malerische Alpenheimat und sein Verhältnis zu ihr. Ob und wie weit sie sich in diesem Roman widerspiegelt, läßt Faure offen; Erinnerungen klingen zweifellos hinein.

** Dr. Arthur Schurig hat zuerst darauf hingewiesen. Die Parallele ergibt sich wie folgt: De l'Amour — La Psychologie de l'Amour moderne; Rome, Naples et Florence — Sensations d'Italie; Le Rouge et le Noir — Le Disciple. Sie läßt sich noch weiter verfolgen.

erhebt sich in der Schärfe und Konsequenz seiner Methode ebenso über den gleichzeitigen Naturalismus eines Balzac, wie das Werk dem späteren konsequenten Naturalismus eines Zola durch seinen psychologischen Tiefblick übertragen ist.

Außerst zahlreich sind die Fäden, die Stendhals Autobiographien mit Julian Sorels Gestalt verbinden. Beide, Schöpfer wie Geschöpf, haben eine liebeleere Kindheit hinter sich und hassen Vaterhaus und Heimat. Stendhals Mutter ist früh gestorben und hat alle Liebe mit ins Grab genommen. Von Julians Mutter hören wir gar nichts; sie muß also gleichfalls tot sein; und wie Beyle seinen eignen Vater seinen „Bastard“ zu nennen pflegte, zweifelt auch Julian Sorel am Schluß, ob sein alter Nabenvater wirklich sein Erzeuger gewesen sei. Auch Julians erste bittere Erfahrungen in Paris, wohin er sich aus seinem franche-comteser Weltwinkel so heiß gesehnt hatte, hat sein Urbild in dem ersten Pariser Auftreten des jungen Beyle, der sich ebenso heiß aus dem verhassten Grenoble nach der Weltstadt gesehnt hat und dort ebenso scheu, unglücklich, hochmütig und enttäuscht im Hause seines Onkels Daru und in der Kanzlei seines mächtigen Veters erscheint. Ja sogar dieselben Schreibfehler, die der Jüngling als Kanzleivolontär macht, legt Beyle seinem Helden zu. Der Anblick eines Trupps sechster Dragoner, Beyles altem Regiment, begeistert Julian für den Krieg. Und ebenso wie aus dem obskuren Kanzleivolontär Beyle, dank der Protektion Darus, eines Tages ein schmuder Dragonerleutnant wird, ebenso unberhofft sieht Julian sich eines Tages, dank der Protektion des Marquis de la Mole, als Husarenleutnant in Straßburg. Und schließlich macht auch Beyle seine Karriere ganz wie Julian durch Frauengunst: als Geliebter der Gräfin Daru, der Frau seines Veters und Wohlthäters, bringt er es zum Auditor im Staatsrat und Inspekteur der Kaiserlichen Mobilien; und seine Freundschaft zu Madame Victor de Trach verhilft ihm zum letzten Rückhalt seines Lebens: dem Konsulat in Civita-Vecchia. Ja selbst die gleichen Liebesabenteuer verleiht Beyle seinem Helden. Wie er sich im Hause Mentas (Gräfin Curial) drei Tage verborgen hält und sich

auf einer Leiter hinein und hinaus stiehlt, so treibt es auch Julian in Verrières (und später in Paris) — nur ist hier alles romantisch aufgehöhht. Wie er sich in Mentas Garten vornimmt: „Wenn wir bis zu dem und dem Baume gekommen sind und ich habe ihr meine Liebe nicht erklärt, so bin ich ein Feigling“, ebenso schwört Julian sich zu, Frau von Rénals Hand unter der nächtlichen Linde zu ergreifen, sobald es auf der Turmuhr zehn schlägt, oder in sein Zimmer zu gehen und sich totzuschießen (also auch hier eine romantische Übertreibung).

Überhaupt hat Julian den Stich ins Donjuaneske, „Spanische“, Ritterliche, von seinem Schöpfer geerbt, der ihn seinerseits als Erbteil seiner Großtante Elisabeth Gagnon ansah. Ebenso wie Julian ist auch Stendhal ein „radikaler Aristokrat“, der beim Anblick niedriger Streberei in Julians beliebten Fluch „Hundsfott! Hundsfott!“ ausbricht und das „Volk“ nur par distance liebt. „Ich liebe das Volk und hasse seine Bedrücker,“ schreibt er in der ‚Vie de Henri Brulard‘, „aber es wäre für mich eine stete Qual, mit dem Volke zusammenzuleben.“ Und seine Bücher (auch diesen Roman) bediziert Herr „von Stendhal“ to the happy few. Beide sind ferner romantische Anarchisten, die sich gegen jeden Zwang, jede Autorität auflehnen; beide lieben nichts als die Kraft und verehren in Napoleon ihren Abgott. Beide leiden an „toller Phantasie“ (man denke an Julians Impressionen in Bray-le-Haut und in der Kathedrale von Besançon) und werden von ihr enttäuscht und betrogen. „Was? Das ist alles?“ ruft Julian Sorel nach seinem ersten Duell oder nach der ersten Liebesnacht in Vergh. Es ist Stendhals eigner Ruf beim Überschreiten des Großen St. Bernhard, als er die Feuertaufe empfängt.

Diese Parallelen lassen sich beliebig fortspinnen*, ja man kann mit Sicherheit sagen, daß „Rot und Schwarz“ weit mehr Reminiscenzen und Selbstbeobachtungen enthält, als sich nachweisen läßt.

* Vgl. meine Studie „Stendhals Jugend“ in den „Mitteilungen der Literaturhistorischen Gesellschaft Bonn“, 9. Jahrg. Heft 3 (Bonn 1914) und vor allem die „Bekanntnisse eines Zuhmenschen“ (Bd. VII dieser Ausgabe).

Trotzdem wäre es ein grober Fehlgriﬀ, wollte man daraufhin Julians und Beyles Charakter gleichsetzen. Er selbst hat es sich einmal launig verboten*, in Julian ein Selbstporträt vor dem Spiegel gemalt zu haben, und mit Recht betonte er, daß er kein Streber und Heuchler sei wie Julian, der „lieber zehntausend Tode sterben will, als nicht sein Glück machen“. Ja Beyle war nicht nur zeitlebens ein Verpaffer guter Gelegenheiten, der selbst einflußreiche Freunde durch seine schroffen Äußerungen verstimmt; er hat nicht nur den erfolgverheißenden Offiziersberuf leichtsin aufgegeben, um ganz seinen Gedanken zu leben; er war auch in litteris das Gegenteil eines Strebers, indem er seine Zeitgenossen nicht nur mit dem Inhalt, sondern auch in der Form seiner Werke vor den Kopf stieß. Schließlich lag ihm auch nichts ferner als persönliche Rachsucht; einer Mordtat aus gekränktem Ehrgeiz wäre er nicht fähig gewesen. Sein Glück lag, wie er oft betont hat, im Reiche der Phantasie; sein Julian ist — bei allen naturalistischen und psychologischen Parallelen — weniger sein Ebenbild als (nach Heines Ausdruck) „die Lat zu seinen Gedanken“: er ist aus der Rippe von Stendhals Ideal geschaffen.

Hier tritt zur naturalistisch-induktiven und zur psychologisch-analytischen Methode ein romantisches Element, und ebenso wie Zola und Bourget ihn zu ihrem Stammvater erkoren haben, hat auch die französische Neutorantik sich mit Recht auf Beyle als auf ihren Vorfahren berufen. Dies romantische Element offenbart sich am reinsten in Julians Geliebter, der Wildtöche Mathilde de la Mole, die, wie Stendhal höhnisch betont, „ganz auf Erfindung beruht“ und „ganz außerhalb der sozialen Gewohnheiten des XIX. Jahrhunderts

* Correspondance inédite II, 118 ff. „Geseht, daß Julian ein Schurke war, und daß er mein Ebenbild ist, so hat man es mit mir verdorben. Unter dem Kaiserreich wäre er ein sehr anständiger Mensch gewesen; ich habe zuzeiten des Kaiserreichs gelebt — folglich . . . ? Wäre ich ein Julian gewesen, so hätte ich monatlich vier Besuche in der Redaktion des „Globe“ gemacht; ich wäre andauernd zum Marquis von [Astoret] gelaufen. Ich bin ein einziges Mal ins Palais Luxembourg gegangen, solange Herr von [Astoret] Kanzler war . . . Aus alledem hätte Julian Vorteil gezogen, mehr noch aus dem Verkehr im Salon der Madame [ancelot] und der Freundschaft mit Véranger.“ Siehe auch II, 162.

steht“, wie sie ja auch von Goethe als „allzu romantisch“ und unwahrscheinlich bemängelt wurde. Die unbeugsamen Menschen des Mittelalters und der französischen Religionskriege stehen vor ihrer glühenden Phantasie; ihr Vorfahr Bonifaz de la Mole, der auf dem Schafott starb*, ist ihr Abgott, die Königin Magarethe, die das Haupt ihres geschlachteten Liebhabers küßt, ihr Vorbild. Und so kann Beyle diesem Phantasiegeschöpf auch die unwahrscheinlichsten Handlungen zuschreiben, und sein romantisches Gemüt tobt sich in der phantastischen Schilderung des Leichenzuges am Schlusse des Romans doppelt aus, nachdem es zwei Bände hindurch unter dem Zwang peinlicher Psychologie und unerbittlicher Gesellschaftsschilderung verstummt war. Eine seltsame Polarität von Stendhals Genius, die Ernest Seillière in die treffenden Worte zusammenfaßt: „Stendhal war der Erbe des Rationalismus des XVIII. Jahrhunderts und der Romantik, in die dieser zuletzt umschlug. So bleiben Vernunft und sozialer Sinn bei ihm nordisch-sozial, während die Instinkte, die Leidenschaften, das Unterbewußtsein, die seinem Egotismus schmeichelten, ihn nach dem Süden orientieren.“

So ist denn auch Julians Charakter nach dem Süden orientiert, gleich dem seines Schöpfers; und wenn diese „Chronik des XIX. Jahrhunderts“ (so lautet der Untertitel) wegen ihrer Gesellschaftskritik das Fazit seiner französischen Eindrücke ist, so ist die Hauptfigur doch ebenso ein Auszug des italienischen Volkscharakters, dem er sich selbst so verwandt fühlte, daß er sich auf seinem italienischen Grabstein einen Sohn Mailands nannte. „Die erste Eigenschaft eines italienischen Herzens,“ sagt Stendhal einmal, „— ich spreche von denen, die nicht durch Tyrannei oder Frömmerei zum Stumpfsinn gebracht sind — ist die Energie, die zweite das Mißtrauen, die dritte die Wollust und die vierte der Haß. Sie waren es, die den Italienern des Cinquecento so viel Geist und Mut und ihren Künstlern so viel Genie gaben.“ Auch den „Machiavellismus“, die strupellose Verschlagenheit und Heuchelei, teilt Julian mit den Zeitgenossen Cesare Borgia; ja die ganze Handlung des Romans entsteht aus dem Widerstreit dieses italienischen

* Der Vorgang ist historisch. S. Anm. 19 am Schluß des Bandes.

Charakters mit einem fremden Milieu. „Anders sein erzeugt Haß“, dies Wort Julians ist das Leitmotiv von „Rot und Schwarz“.

So hängt denn Julians Leben und Tod noch in einem tieferen symbolischen Sinne mit dem seines Schöpfers zusammen. Er ist nicht allein ein naturalistisches Konterfei, ein psychologisches Sezierobjekt und die erste Nußanwendung des „Beylismus“, sondern auch ein Symbol seines eignen Lebensbankrotts in der Restaurationszeit. Der elegante Kriegskommissar und Günstling eines mächtigen Mannes sah sich der Erfolglosigkeit und der Geldnot preisgegeben: darum auch Julians Anlagen des Schicksals, sein sehnsüchtiges Zurückblicken auf die für immer entschwundenen Tage Napoleons, wo dem Verdienst seine Krone ward, sein Selbstbedauern, daß er „ein edles Herz, aber keine tausend Franken Rente“ habe und sich darum verkaufen müsse. Und wie Beyle im Jahre 1828 sechsmal sein Testament schrieb, mit der durchsichtigen Absicht des Selbstmordes, so provoziert auch Julian schließlich seinen Tod und lehnt jedes Gnadengesuch ab. Auch seine Weltanschauung hat im Gefängnis einen Knack bekommen — den Knack aller Unzeitgemäßen. „Diese Philosophie“, heißt es von ihm, „war vielleicht richtig“ (nämlich die Einsicht in die Erbärmlichkeit aller menschlichen Handlungen), „aber sie war geeignet, ihn den Tod herbeiwünschen zu lassen.“ Auch Stendhal wäre an seiner schwunglosen Zeit zugrunde gegangen, hätte er sich die Verzweiflung nicht von der Seele geschrieben. Auguste Cordier hat in seinem Buche ‚Comment a vécu Stendhal‘ jenen kritischen Augenblick nach der Niederschrift seines dritten Testaments dramatisch ausgestaltet. Wie Julian dem Marquis einen Zettel hinterläßt, worin er um Entschuldigung bittet, wenn sein Tod in seinem Hause einige Ungelegenheiten zur Folge haben sollte, ebenso bittet auch Beyle seinen Freund Colomb um Entschuldigung „für alle Verlegenheiten, die ihm daraus erwachsen“. Dann fällt sein Blick auf einen Papierhaufen, auf dessen erstem Blatt der Name Julian steht, und wie jener Julian seinem noch ungeborenen Sohne zuliebe dem Leben treu bleibt, so richtet auch Beyle der Gedanke an sein werden-des Geisteskind wieder auf. Und wie Julian sich schließlich durch eine

Tat — oder Untat — an der menschlichen Gesellschaft rächt, so begeht auch Bayle ein Attentat im Heiligtum der offiziellen Kunst und veröffentlicht seinen bitterbösen Roman, der zu seinem literarischen Verdikt führt. Nur daß Bayle in seiner Tat die Erlösung fand, während der junge Latmensch, der unter Napoleon „ein anständiger Mensch“ geworden wäre, in der dumpfen Reaktionszeit seine krankhafte, eingedämmte Energie auf dem Blutgerüst verspritzen muß. . . „Ich wurde nicht völlig glücklich, aber doch leidlich glücklich, als ich ‚Rot und Schwarz‘ schrieb“, erzählt Bayle in seinen Lebenserinnerungen*. Der politische Umschwung der Julirevolution vollendete sein inneres und äußeres Glück. „Nie“, erzählt er weiter, „werde ich den sonnigen Julitag vergessen, wo die Tricolore zum ersten Male gehißt wurde. Es war am 28. um 8 Uhr. . . Am 26. September wurde ich zum Konsul in Triest ernannt.“ Am 6. November reiste er nach seinem Amtssitze ab, seinem Verleger das Lesen der Korrekturen überlassend.

Als der Roman (1831) erschien, erregte er nichts als Widerspruch; selbst sein Freund Mérimée hatte nur bittere Bemerkungen für seine „odiosen Wahrheiten“ übrig**; vor allem aber hatte der Sturm der Julirevolution die in ihm gezeigten Mißstände und damit auch das Interesse der Zeitgenossen an diesem Werke fortgeblasen; erst für spätere Geschlechter ist es als Sittenspiegel der Restaurationszeit unschätzbar geworden. So hatte Bayle auch hier die Gelegenheit verpaßt. „Günstige Besprechungen“, sagt L. Spach in seinem schon genannten Essay, „waren nicht hinreichend, ihn neben Balzac, Eugène Sue und Alexandre Dumas d. Ä. ins rechte Licht zu setzen; vollends wenn in aristokratischen Kreisen einige tonangebende Autoritäten ihn zu durchblättern geruhten, da fiel das Verdikt so ungünstig aus, daß keine Dame den verpönten Roman, auch nicht im geheimen, las; denn das Buch gab keine Gelegenheit zur Konversation; wer hätte sich darüber zu äußern gewagt, wer sich bewogen gefühlt, ein geschmackloses, unsittliches Sittengemälde zu lesen? ‚Rouge et Noir‘ lieferte den Beweis, daß eine Phantasieschöpfung, so

* Souvenirs d'Egotisme, S. 13.

** Revue de Paris, 15. VII. 1898, S. 413 ff.

merkwürdig sie sein mag, temporär zu Tode geschwiegen werden kann.“ *

„Le Rouge et le Noir“, „Rot und Schwarz“ — so lautet der Titel dieses unzeitgemäßen Zeitromans. „Le Rouge bedeutet, daß Julian, wenn er früher geboren wäre, Soldat geworden wäre, aber zu der Zeit, wo er lebte, war er gezwungen, die Soutane anzulegen (Le Noir)“, sagt Stendhal zur Erklärung in einem Interview ** — oder wie Julian selbst sagt: „Ich habe die Uniform meines Jahrhunderts erkannt.“ So ist auch der Titel würdig dieser „Chronik des XIX. Jahrhunderts“, das zwischen Revolution und Reaktion, Soutane und Waffenrock hin und her schwankt, und er ist schließlich auch die abgestürzte Formel des Autors selbst, der als Kind seiner Übergangszeit Revolution und Romantik, haarscharfe Gesellschaftskritik und hochgespannte romantische Leidenschaft in seinem Wesen vereint.

Zum Schluß noch ein paar Worte über den Stil, in dem dieser Roman eines geborenen Rebellen geschrieben ist. Auch er ist, wie sein Inhalt, ein Pistolenschuß im Tempel der offiziellen Kunst. „Der anspruchsvolle Wortschwall eines Chateaubriand und Salvandry“, gesteht Beyle selbst, „veranlaßte mich, ‚Rot und Schwarz‘ in einem allzu abgehackten Stil zu schreiben — eine große Dummheit, denn in zehn Jahren fragt kein Mensch mehr nach dem Quatsch (fatras) dieser Herren, während ich mich an einer Lotterie beteiligt habe, deren großes Los ist, ein Jahrhundert später gelesen zu werden.“ So stimmte er noch zehn Jahre später seine „Kartause von Parma“ auf den nüchternen Ton des bürgerlichen Gesetzbuches, ganz wie er sich im Leben jeden Vorteil entgegen ließ — um ganz

* Diese Behauptung ist freilich etwas summarisch. In den „Mémoires des Autres“ von Comtesse Dash [Gabrielle Anne de Saint-Mars], Paris [1896], L. III, S. 207, heißt es: „Das Modebuch der Zeit (1830) war Stendhals ‚Rot und Schwarz‘. Man riß es sich aus der Hand und diskutierte um die Wette über Literatur, wenn es nicht über Politik war. Diskutieren mußte man eben. Über den Löwen Stendhal oder Henri Beyle stieß man entrüstetes Geschrei aus.“

** Mitgeteilt von Ch. Nauroy im „Curieux“, Dezember 1885.

er selbst zu bleiben. „Ich mag den Leser nicht durch falsche Mittel täuschen“, sagte er, und so unterdrückte er jede breite oder lusterne Ausmalung; ja gewisse Dinge lassen überhaupt gar keine Darstellung zu und werden übergangen — „aus Scham vor den Heimlichkeiten der großen Leidenschaft und der tiefen Seelen“ wie Nießsche sagt. Das alles hat ihm seinen Tagesruhm geschmälert, ja fast auf ein Nichts reduziert, um so mehr aber trägt es zu seinem Nachruhm bei, und seine Prophezeiung, er werde erst um 1900 gelesen werden, ist buchstäblich in Erfüllung gegangen. Er hat ein gewagtes Glückspiel getrieben, das ihn mehrfach dem Tode nahe brachte, aber schließlich hat er doch das große Los gewonnen.

Ostern 1920

Fr. von Oppeln-Bronikowski

Es ist ein Nachtheil der öffentlichen Meinung, der man doch die Freiheit zu danken hat, daß sie sich in Dinge mischt, die sie nichts angehen, z. B. das Privatleben. Daher die Enge des Lebens in England und Amerika. Um das Privatleben ganz aus dem Spiele zu lassen, hat der Verfasser eine kleine Stadt Verrières angenommen, und wo er einen Bischof, einen Gerichtshof, ein Schöffengericht benötigte, hat er sie nach Besançon verjezt, wo er nie gewesen ist.

Stendhal

Erstes Kapitel

Die Kleinstadt

Put thousands together
Less bad,
But the cage less gay.
Hobbes

Die kleine Stadt Verrières kann in der Franche-Comté für eine der hübschesten gelten. Ihre weißen Häuser mit den spitzen, roten Ziegeldächern ziehen sich über den Abhang eines bewaldeten Höhenrückens, dessen geringste Unebenheiten durch Gruppen von mächtigen Kastanien bezeichnet werden. Der Doubs fließt ein paar hundert Schritt unterhalb der Festungswerke, die einst von den Spaniern erbaut wurden, jetzt aber zerstört sind.

Verrières liegt gegen Norden im Schutze eines hohen Berges, des Verra, eines Ausläufers des Jura, dessen zerrissene Gipfel sich schon von den ersten Oktoberfrösten an mit Schnee bedecken. Ein Gießbach braust von ihm herab, durchfließt die Stadt, ehe er sich in den Doubs ergießt, und treibt eine Menge Sägemühlen. Diese einfache und naheliegende Industrie verleiht der Mehrzahl der mehr städtischen als bäurischen Bewohner einen gewissen Wohlstand, wenn gleich die Stadt ihr Aufblühen nicht den Mühlen, sondern der Fabrication von bunter, sogenannter Mülhauser Leinwand verdankt, welche die allgemeine Wohlhabenheit hervorrief und bald nach Napoleons Sturze fast alle Häuserfronten von Verrières neu erstehen ließ.

Skaum hat man die Stadt betreten, so betäubt einen das ohrentzerreißende Getöse einer großen, bedrohlich aussehenden Maschine. Zwanzig schwere Hämmer fallen mit einem Lärm nieder, der das Straßenpflaster erdröhnen läßt; sie werden durch ein Rad gehoben, das von dem Bergwasser getrieben wird. Jeder dieser Hämmer

verfertigt täglich ich weiß nicht wieviel tausend Nägel. Junge, frische Mädchen stehen davor und schieben jenen Ungetümen kleine Eisenstückchen zu, die diese rasch in Nägel verwandeln. Eine allem Anschein nach so harte Arbeit muß den Fremden, der zum ersten Male in diese Berge zwischen der Schweiz und Frankreich kommt, natürlich sehr erstaunen. Fragt er dann, wem diese schöne Nägelfabrik gehört, deren Lärm alle Possanten der Hauptstraße betäubt, so antwortet man ihm mit etwas schleppendem Tonfall: „Ach die gehört dem Herrn Bürgermeister.“

Bleibt er aber in der Hauptstraße von Verrières, die vom Doubs bis zum Kamm des Höhenrückens hinaufführt, ein paar Augenblicke stehen, so kann man hundert gegen eins wetten, daß er bald einen baumlangen Mann mit wichtiger Geschäftsmiene auftauchen sieht.

Bei seinem Anblick lüften sich schnell alle Hüte. Sein Haar ist grau und seine Kleidung gleichfalls. Er ist Ritter mehrerer Orden, hat eine hohe Stirn, eine Adlernase und ein im ganzen regelmäßiges Gesicht; beim ersten Anblick findet man sogar, daß sich in diesem Gesichte eine Art von Gefälligkeit, wie man sie bei angehenden Fünzigern noch finden kann, mit dem Ausdruck der Würde eines Stadtschultheißen paart. Den Pariser freilich verbrießt bald seine zur Schau getragene Selbstgefälligkeit und Anmaßung, die mit einer gewissen Beschränktheit und einem Mangel an Erfindungsgabe gepaart sind. Man fühlt schließlich, daß das ganze Talent dieses Mannes darin besteht, daß er sich genau bezahlen läßt, was man ihm schuldig ist, dagegen selbst so spät bezahlt wie möglich.

Das ist der Bürgermeister von Verrières, Herr von Rénal. Sobald er in gemessenem Schritt die Straße passiert hat, tritt er in die Mairie ein und verschwindet aus dem Gesichtskreise des Reisenden. Geht dieser aber hundert Schritt weiter, so erblickt er ein recht stattliches Haus. Durch das anschließende Eisengitter fällt sein Auge auf herrliche Gärten und fern am Horizont auf die feine Kammlinie der Burgundischen Berge, die wie zur Augenweide dorthin gezaubert scheinen. Bei diesem Anblick vergißt der Reisende den Dunstkreis kleinlichen Eigennutzes, der ihn bereits zu ersticken drohte.

Man sagt ihm, daß jenes Haus dem Herrn von Rénal gehört. Der Ertrag seiner großen Nägelfabrik hat dem Herrn Bürgermeister erlaubt, dieses schöne Haus, das eben vollendet wird, aus gehauenen Quadern aufzuführen. Seine Familie ist angeblich von alter spanischer Herkunft; sie soll schon lange vor der Eroberung durch Ludwig XIV. hier ansässig gewesen sein.

Seit 1815 begann er sich zu schämen, daß er Fabrikant war. Damals wurde er Bürgermeister von Verrières. Doch sind auch die herrlichen Terrassengärten, die sich etagenweise bis zum Doubs hinunterziehen, aus den Erträgen des Eisenhandels angelegt worden.

Man findet in Frankreich keine so malerischen Gärten, wie sie die deutschen Industriestädte Leipzig, Frankfurt, Nürnberg u. a. umgeben. In der Franche-Comté steigt man dadurch in der Achtung seiner Mitbürger, daß man auf seinen Grundstücken Mauer um Mauer zieht und Stein auf Stein aufeinanderfürt. Und wenn die terrassenförmig aufgemauerten Gärten des Herrn von Rénal auch noch aus anderen Gründen bewundert werden, so kommt dies daher, daß einzelne dieser Grundstücke mit Gold aufgewogen worden sind. Die Sägemühle zum Beispiel am Eingang von Verrières, die durch ihre sonderbare Lage am Doubsufer auffällt und auf ihrem Dach ein Schild mit dem Namen Sorel in Riesenlettern trägt, lag noch vor sechs Jahren an der Stelle, wo jetzt die Mauer der vierten Terrasse der Rénalschen Gärten aufgeführt wird.

Der Herr Bürgermeister hat trotz seines Stolzes manchen Weg zu dem alten Sorel, einem zähen und eigensinnigen Bauern, machen müssen. Er hat ihm manchen Louisdor auf den Tisch zählen müssen, bis er seine Mühle wo anders aufschlug. Und er mußte seinen ganzen Einfluß in Paris aufwenden, bis er die Erlaubnis erhielt, den Lauf des „öffentlichen“ Baches, welcher die Mühle trieb, zu verändern. Diese Gnade ward ihm nach den Wahlen von 182 . . zuteil.

Sorel erhielt vier Morgen Land für einen, fünfhundert Schritt weiter unterhalb am Doubs. Und obgleich diese Lage für seinen Handel mit Tannenholz weit günstiger war, hat Vater Sorel, wie

er heißt, seit er wohlhabend ist, seinem ungedulbigen und beßig-
durftigen Nachbarn noch sechstausend Franken abzulocken geruht.

Diese Auseinanderseßung hat den klugen Köpfen in Verrières
viel zu denken gegeben. Einmal am Sonntag, es ist jezt vier Jahre
her, sah Herr von Rénal, als er im Bürgermeisterstaat aus der
Kirche kam, den alten Sorel mit seinen drei Söhnen kommen und
bei seinem Anblick lächeln. Dieses Lächeln hat Herrn von Rénal
damals einen schlechten Tag bereitet, er denkt seither, daß er den
Tausch hätte billiger haben können.

Um die allgemeine Achtung in Verrières zu erlangen, darf man
den Bau von Mauern um keinen Preis nach einem Plan ausführen,
welchen die im Frühjahr durch die Jurapässe ziehenden Maurer,
die nach Paris wandern, aus Italien mitgebracht haben. Eine der-
artige Neuerung würde den unklugen Erbauer unweigerlich in den
Ruf eines Dummkopfes bringen, und er hätte es mit den verständ-
digen und gemäßigten Leuten, die in der Franche-Comté den Wert
eines Menschen bestimmen, auf ewig verdorben.

In der That siben diese verständigen Leute den langweiligsten
Despotismus ruz, und deswegen ist das Leben in Kleinstädten
auch so unerträglich für einen, der in der großen Republik Paris
gelebt hat. Die Tyrannei der öffentlichen Meinung — und was
für einer Meinung! — ist in der Provinz ebenso blöde wie in
den Vereinigten Staaten von Amerika.

Zweites Kapitel

Der Herr Bürgermeister

Das Ansehen, mein Herr, ist das nichts? Die Achtung
der Dummen, die Bewunderung der Kinder, der
Reiß der Reichen und die Verachtung des Weisen.
Barnave

Das Glück förderte den Ruf des Stadtoberhauptes. Eine mächt-
tuge Schutzmauer erwies sich als notwendig für die öffentliche
Promenade, die sich etwa hundert Schritt über dem Laufe des
Doubs am Berghang entlangzieht und dank dieser herrlichen Lage

zu den malerischsten Punkten Frankreichs zählt. Aber jedes Frühjahr überschwemmte das Hochwasser diese Promenade, grub tiefe Furchen hinein und machte sie ungangbar. Diese von allen empfundene Unannehmlichkeit versetzte Herrn von Renal in die glückliche Lage, sein Regiment durch eine Mauer von zwanzig Fuß Höhe und dreißig oder vierzig Klafter Länge zu verewigen.

Die Brüstung dieser Mauer, derentwegen Herr von Renal drei Reisen nach Paris machen mußte, denn der vorletzte Minister des Innern war der erklärte Todfeind der Promenade von Verrières, erhebt sich jetzt in einer Höhe von vier Fuß über dem Boden. Und allen gegenwärtigen und vergangenen Ministern zum Troste wird sie zur Zeit mit mächtigen Steinplatten bekrönt.

Wie oft habe ich mich an diese großen grauen, ins Bläuliche spielenden Steinblöcke gelehnt, in Gedanken noch bei den Pariser Wällen, die ich tags zuvor verlassen, und meinen Blick in das Doubs-tal hinabschweifen lassen! Jenseits, am linken Ufer öffnen sich fünf bis sechs gewundene Täler, in deren Sohle man deutlich kleine Bergbäche erkennt, die in Wasserfällen bergab laufen und schließlich in den Doubs fallen. Die Sonne drückt in den Bergen, wenn sie hoch steht; aber auf dieser Terrasse unter dem Laubdach der stolzen Platanen ist der träumende Wanderer vor ihrer Glut geschützt. Diese Bäume verdanken ihren üppigen Wuchs und ihr tiefes Grün dem Herrn Bürgermeister, der hinter seiner Riesenmauer eine Menge Erde hat aufschütten lassen, denn trotz des Widerstandes des Gemeinderates ließ er die Promenade um mehr als sechs Fuß verbreitern (und dafür lobe ich ihn, obgleich er Royalist ist und ich Liberaler), so daß diese Terrasse, nach seiner Meinung und nach der des Herrn Valenod, des glücklichen Armenhausvaters von Verrières, sich mit der von St. Germain-en-Laye wohl messen kann.

Was mich betrifft, so habe ich an dem „Cours de la Fidélité“ nur eins auszusprechen (man liest diesen patriotischen Namen an fünfzehn oder zwanzig Stellen auf Marmortafeln, die Herrn von Renal noch einen Orden mehr eingetragen haben), ich habe nur eins daran

auszusetzen: die rohe Art, mit der die hohe Obrigkeit die ragenden Platanen kappen und scheren läßt. Jetzt stehen sie mit ihren niedrigen, ründlichen, abgeplatteten Wipfeln wie gemeine Korkköpfe, und sie möchten sich doch gerne zu jenen herrlichen Formen auswachsen, die sie in England haben. Aber der Wille des Herrn Bürgermeisters ist höchstes Gesetz, und alle der Gemeinde gehörenden Bäume werden alljährlich zweimal erbarmungslos beschnitten. Die Liberalen des Ortes behaupten sogar (aber sie übertreiben), daß die Hand des Gemeindegärtners noch viel strenger geworden ist, seit der Herr Vikar Maslon den Ertrag der Schur zu eigenen Zwecken zu verwenden beliebt.

Dieser junge Geistliche kam vor ein paar Jahren aus Besançon hierher, um den Abbé Chélan und einige Pfarrer der Umgegend zu überwachen. Ein alter Stabsarzt der italienischen Armee, der sich in Verrières zur Ruhe gesetzt hatte und zu seinen Lebzeiten, wie der Herr Bürgermeister behauptete, zugleich Jakobiner und Bonapartist gewesen war, nahm es sich eines Tages heraus, über die systematische Verstümmelung dieser schönen Bäume bei ihm Beschwerde zu führen.

„Ich liebe den Schatten“, entgegnete Herr von Rénal mit dem Anflug von Herablassung, der einem Feldscher und Mitglied der Ehrenlegion zukommt. „Ich liebe den Schatten, und ich lasse meine Bäume beschneiden, damit sie Schatten geben; denn ich glaube nicht, daß ein Baum zu etwas andrem da ist, wenn anders er nicht, wie der nützliche Nußbaum, etwas einbringt.“

Das war das große Wort, das in Verrières alles entscheidet: „Etwas einbringen!“ In ihm konzentriert sich das gesamte Denken von mehr als drei Vierteln der Einwohner.

„Etwas einbringen“: das ist der alles entscheidende Punkt in dieser kleinen Stadt, die einen zu Anfang so anspricht. Der Fremde, der sie betritt, wird durch die Lieblichkeit der kühlen, tiefen Täler ringsum bestochen und bildet sich zuerst ein, daß ihre Einwohner für das Schöne empfänglich wären; sie sprechen auch oft genug von der Schönheit ihres Landes, und es läßt sich nicht leugnen, daß sie

viel Aufhebens davon machen; aber das geschieht nur, weil es die Fremden anlockt und die Gastwirte in Verdienst setzt — denn dies bringt der Stadt auf dem Wege der Steuern etwas ein . . .

Es war ein schöner Herbsttag, an dem Herr von Rénal auf dem Cours de la Fidélité mit seiner Frau am Arm spazieren ging. Sie hörte ihrem Manne zu, der mit wichtiger Miene sprach, und folgte dabei ihren drei kleinen Knaben nicht ohne Unruhe mit den Blicken. Der älteste, der elf Jahre zählen mochte, trat immerfort an die Brüstung und machte Miene hinaufzuklettern. Da rief sie mit sanfter Stimme den Namen „Adolph“, und der Knabe verzichtete auf sein leckes Manöver. Frau von Rénal war eine Frau von etwa dreißig Jahren, doch noch recht hübsch.

„Es könnte ihn doch noch mal reuen, diesen lieben Herrn aus Paris“, fuhr Herr von Rénal mit getränkter Miene fort; sein Gesicht war heute auffällig blaß. „Ich bin auch nicht ohne Freunde bei Hofe . . .“

Doch genug! Wenn ich auch zweihundert Seiten lang von der Provinz zu reden gedenke, so bin ich doch nicht Unmensch genug, um den Leser mit einem langen und weislich zurückhaltenden Provinzialgespräch zu quälen.

Dieser liebe Herr aus Paris, der dem Herrn Bürgermeister ein Dorn im Auge war, war kein anderer als Herr Appert,¹ der es vor zwei Tagen zuwege gebracht hatte, nicht allein ins Gefängnis und Armenhaus von Verrières, sondern auch in das von dem Bürgermeister und den ersten Grundbesitzern des Ortes unentgeltlich verwaltete Hospital einzudringen.

„Aber“, entgegnete Frau von Rénal schüchtern, „was kann euch dieser Herr aus Paris anhaben, wo ihr die Armengüter mit so peinlicher Gewissenhaftigkeit verwaltet?“

„Er kommt ja auch nur, um uns mit Tadel zu überhäufen, und dann wird er in den liberalen Blättern schreiben!“

„Aber die liest du ja nie, mein Bester.“

„Aber man spricht doch von diesen Jakobiner-Artikeln; das alles lenkt uns ab und behindert uns im Wohltun!² Ich meinerseits werde das dem Pfarrer nie verzeihen!“

Drittes Kapitel

Das Gut der Armen

Ein tugendhafter und ränkeloser Pfarrer ist eine
Borsehung für den Ort. Fleury

Der Pfarrer von Verrières, ein Greis von achtzig Jahren, der sich dank der kräftigen Vergnügung einer eisernen Gesundheit und eines ebensolchen Charakters erfreute, hatte nämlich das Recht, das Gefängnis, das Krankenhaus und selbst das Armenhaus der Stadt zu jeder Stunde zu betreten. Herr Appert, der aus Paris an ihn empfohlen war, erschien in dieser neugierigen Kleinstadt klüglich um Schlag sechs Uhr morgens und begab sich sofort ins Pfarrhaus.

Der alte Pfarrer war durch den Brief, den der Marquis de la Mole, Pair von Frankreich und reichster Großgrundbesitzer der Provinz, an ihn geschrieben hatte, recht nachdenklich gestimmt.

„Ich bin alt und hier beliebt,“ sagte er halbblau vor sich hin; „sie werden es nicht wagen.“ Dann wandte er sich schnell entschlossen zu dem Herrn aus Paris. In seinen Augen glänzte trotz seines hohen Alters das heilige Feuer über eine schöne, etwas gefährliche Handlung.

„Kommen Sie mit mir, mein Herr,“ sagte er; „aber ich bitte Sie, in Gegenwart des Kerkermeisters und namentlich der Aufseher des Armenhauses nichts über die Dinge zu äußern, die wir da sehen werden.“

Herr Appert merkte, daß er es mit einem Manne von Herz zu tun hatte; er folgte dem ehrwürdigen Pfarrer nach dem Gefängnis, dem Armen- und Krankenhause, stellte viele Fragen und erlaubte sich trotz der sonderbaren Antworten nicht ein Wort des Tadelns.

Der Besuch nahm mehrere Stunden in Anspruch. Dann lud der Pfarrer den Herrn Appert zum Essen ein. Dieser entschuldigte sich mit Briefen, die er zu schreiben hätte; in Wahrheit wollte er seinen hochherzigen Führer nicht noch mehr in Verlegenheit bringen. Gegen drei Uhr waren die Herren mit der Besichtigung des Armenhauses fertig und kehrten darauf nach dem Gefängnis zurück. Vor der Thür stand der Kerkermeister, ein Riese von sechs Fuß mit krummen

Weinen, dessen gemeines Gesicht durch den Ausdruck des Schreckens völlig abstoßend geworden war.

„Ach, Herr Pfarrer,“ fragte er, sobald er ihn erblickte, „ist der Herr, mit dem Sie gehen, nicht Herr Appert?“

„Wieso?“ fragte der Pfarrer.

„Es ist nur, weil ich seit gestern den strengsten Befehl habe, und weil der Herr Präsekt einen Gendarmen geschickt hat, der die ganze Nacht hat reiten müssen, ich sollte den Herrn Appert nicht ins Gefängnis lassen.“

„Ich erkläre Ihnen hiermit, Noitoud,“ entgegnete der Pfarrer, „daß mein Begleiter Herr Appert ist. Geben Sie mir zu, daß ich das Recht habe, das Gefängnis zu jeder Tages- und Nachtzeit zu betreten und mitzunehmen, wen ich will?“

„Jawohl, Herr Pfarrer“, antwortete der Kerkermeister kleinlaut und senkte den Kopf wie eine Bulldogge, die aus Furcht vor dem Stode unwillig gehorcht. „Nur habe ich Frau und Kinder, Herr Pfarrer; wenn man mich anzeigt, werde ich abgesetzt, und ich habe zum Leben nichts als meine Stelle.“

„Mir würde es auch sehr leid tun, wenn ich die meine verlöre.“ erwiderte der gute Pfarrer mit bewegter Stimme.

„Das ist etwas ganz anderes!“ warf der Kerkermeister lebhaft ein. „Sie haben achthundert Franken Rente, Herr Pfarrer, und ein schönes Stück Land.“

Dies war die Geschichte, die, seit zwei Tagen überall erörtert und zwanzigfach entstellt, alle gehässigen Leidenschaften von Verrières in Bewegung setzte. Augenblicks bildete sie den Stoff der kleinen Diskussion zwischen Herrn von Renal und seiner Frau. Er war am Morgen in Begleitung des Herrn Valenod, des Direktors der Armenanstalt, zum Pfarrer gegangen, um ihm sein lebhaftes Mißfallen auszudrücken. Der Alte hatte niemanden, der für ihn eintrat und empfand die ganze Tragweite ihrer Worte.

„Nun wohl, meine Herren,“ sagte er, „ich werde also der dritte Pfarrer sein, den man hier in der Gegend mit achtzig Jahren absetzt. Sechszundfünfzig Jahre bin ich nun hier; ich habe fast alle

Einwohner der Stadt getauft; sie war damals, als ich herkam, nur ein kleiner Flecken. Ich traue alle Tage junge Leute, deren Großväter ich schon getraut habe. Verrières ist meine Familie; aber als ich den Fremden erblickte, sagte ich mir: Dieser Mann aus Paris kann zwar ein Liberaler sein, es gibt deren ja mehr als genug; aber was kann er unsern Armen und Gefangenen anhaben?"

Die Vorwürfe des Herrn von Rénal und namentlich des Herrn Balenob, des Armenhausvorstehers, wurden immer heftiger.

„Nun wohl, meine Herren, lassen Sie mich doch absetzen!“ rief der alte Pfarrer mit bebender Stimme. „Ich werde deshalb doch im Lande bleiben. Wie Ihnen bekannt ist, habe ich vor achtundvierzig Jahren ein Grundstück geerbt, das achthundert Franken Jahresrente trägt; davon werde ich leben. Ich mache wahrhaftig keine Ersparnisse in meiner Stellung, meine Herren, und darum flößt es mir vielleicht keine große Furcht ein, wenn man mir droht, sie mir zu nehmen.“

Herr von Rénal lebte mit seiner Frau sehr glücklich. Doch wollte er eben gegen sie aufbrausen, da er auf ihre wiederholte schüchterne Frage: „Aber was kann denn der Herr aus Paris den Gefangenen anhaben?“ keine Antwort wußte — als sie plötzlich einen Schrei ausstieß. Ihr zweiter Sohn war auf die Brüstung der Terrassenmauer geklettert und lief darauf weiter, obgleich die Mauer mehr als zwanzig Fuß nach dem Weinberg abfiel. Trotzdem wagte Frau von Rénal, aus Furcht, der Junge möchte einen Schreck bekommen und herunterstürzen, ihn nicht anzurufen. Schließlich sah das Kind, daß sich über seine Waghalsigkeit freute, wie blaß seine Mutter geworden war, sprang auf das Pflaster herab und lief auf sie zu. Er wurde tüchtig ausgescholten.

Dieser kleine Zwischenfall gab dem Gespräch eine andere Wendung.

„Ich möchte auf jeden Fall den Sorel zu uns nehmen,“ sagte Herr von Rénal, „den Sohn des Sägemüllers. Er soll die Kinder überwachen; sie werden jetzt zu wild für uns . . . Er ist ein junger Priester, und was ebenso gut ist, ein tüchtiger Lateiner, der sie vorwärts

bringen wird; er ist charakterfest, sagt der Pfarrer. Ich werde ihm dreihundert Franken und freie Station geben. Ich zweifle zwar etwas an seiner Moral, denn er war der Liebling des alten Wundarztes und Mitgliedes der Ehrenlegion, der sich bei den Sorels als angeblühter Wetter in Pension gegeben hatte. Dieser Mann konnte ganz gut ein verkappter Agent der Liberalen sein; er behauptete zwar, unsere Vergiftung wäre gut gegen sein Asthma; aber den Beweis ist er uns schuldig geblieben. Er hat alle Feldzüge in Italien unter Buonaparte mitgemacht und soll seinerzeit sogar gegen das Kaiserreich gestimmt haben. Dieser Liberale hat den jungen Sorel im Lateinischen unterrichtet und ihm den Haufen Bücher hinterlassen, den er mitbrachte. Ich hätte auch nie daran gedacht, den Sohn eines Zimmermanns zu unsern Kindern zu nehmen, wenn der Pfarrer mir nicht gerade einen Tag vor der Geschichte, die uns für immer entzweit, erzählt hätte, daß dieser Sorel seit drei Jahren Theologie studiert und in ein Priesterseminar eintreten will; er ist also kein Liberaler, vielmehr ein guter Lateiner.“

„Es würde auch aus andren Gründen gut sein, ihn zu nehmen“, setzte Herr von Renal mit diplomatischer Miene hinzu. „Der Balenod proßt neuerdings mit zwei prächtigen irischen Pferden, die er sich für seinen Kutschwagen gekauft hat. Aber er hat keinen Erzieher für seine Kinder.“

„Er könnte uns diesen doch vorwegnehmen“, entgegnete sie.

„Du bist also auch dafür?“ fragte Herr von Renal mit einem dankbaren Lächeln für den trefflichen Einfall seiner Gattin. „Schön, es ist also abgemacht.“

„Ach, mein Gott, wie schnell du dich entscheidest, mein Vester!“

„Das kommt daher, daß ich Charakter habe; der Pfarrer hat's neulich gespürt. Verhehlen wir's uns nur nicht: wir sind von Liberalen hier umringt. Alle diese Leinwandindustriellen sind voller Neid auf mich, das weiß ich sicher! Zwei oder drei werden reiche Leute. Je nun, da mag ich's gern, daß sie die Kinder des Herrn von Renal auf der Promenade mit ihrem Erzieher gehen sehen. Das

wird Eindruck auf sie machen! Mein Großvater hat uns oft erzählt, daß er in seiner Jugend auch einen Erzieher gehabt hätte. Die Sache kostet mich vielleicht hundert Taler, aber das ist eine notwendige Ausgabe zur Hebung unsres Ansehens.“

Dieser plötzliche Entschluß stimmte Frau von Rénal ganz nachdenklich. Sie war eine große, stattliche Erscheinung und einst die Schönheit des Landes gewesen, wie man hier in den Bergen sagt. Sie hatte etwas Einfaches und Jugendliches in ihrem Gang; einen Pariser hätte diese naive Anmut in ihrer Unschuld und Lebhaftigkeit mit zärtlichen Regungen erfüllt. Und Frau von Rénal hätte sich sehr geschämt, wenn sie um diese Art von Eindruck gewußt hätte, denn ihr Herz war frei von jeder Koketterie und Geziertheit. Herr Valenod, der reiche Armenpfleger, hatte ihr, wie man sagte, den Hof gemacht, doch erfolglos, und das hatte ihrer Tugend einen besonderen Nimbus verliehen, denn Herr Valenod war ein stattlicher junger Mann von robuster Erscheinung, mit rotem Gesicht und großem schwarzen Badenbart, einer jener groben, anmaßlichen und lauten Gesellen, die in der Provinz als schöne Männer gelten.

Frau von Rénal dagegen war sehr schüchtern und von anscheinend sehr ungleichmäßigem Charakter; Herr Valenod hatte sie namentlich durch seine ewige Unruhe und die lärmenden Ausbrüche seiner Stimme abgeschreckt. Und da sie sich auch sonst von allem, was in Verrières für Vergnügen gilt, scheu zurückhielt, so hielt man sie für sehr stolz auf ihre Herkunft. Davon war aber nicht die Rede, sie war nur seelenstolz, daß die Einwohner von Verrières nun seltener in ihr Haus kamen. Nebenbei gesagt, galt sie in den Augen der Damenwelt für dumm, da sie ihrem Manne gegenüber gar nicht diplomatisch war und die besten Gelegenheiten, schöne Hüte aus Paris oder Besançon zu bekommen, sich regelmäßig entgehen ließ! Sie war eine harmlose Seele und klagte nie, wenn man sie nur in ihrem schönen Garten allein herumstreifen ließ.

Selbst über ihren Mann hatte sie sich noch kein Urtheil gebildet, noch sich eingestanden, daß er sie langweilte. Sie nahm wohl an, ohne es sich zu sagen, daß das Verhältnis zwischen Mann und Frau

eben nicht herzlicher sein könnte. Sie liebte ihren Gatten, wenn er ihr von seinen Plänen mit den Kindern sprach, von denen der eine Soldat, der andere Beamter und der dritte Geistlicher werden sollte, und fand ihn im ganzen genommen weniger langweilig als alle anderen Männer, die sie kannte.

Dies Urtheil über ihren Gatten war gerechtfertigt. Der Bürgermeister von Verrières galt für einen Mann von Geist und vor allem von gutem Ton, weil er ein halbes Duzend Schnurten von seinem Onkel geerbt hatte. Der alte Hauptmann von Renal diente vor der Revolution im Infanterieregiment des Herzogs von Orleans und verkehrte, wenn er nach Paris kam, in den Salons des Fürsten. Dort hatte er Madame de Montesson gesehen, die berühmte Madame de Genlis und Herrn Ducret, den Erfinder des Palais-Royal. Diese Persönlichkeiten figurirten oft genug in den Anekdoten des Herrn Bürgermeisters. Allmählich aber war die Wiedergabe dieser etwas heißen Geschichten ihm immer schwerer geworden, und seit einiger Zeit erzählte er seine Anekdoten aus dem Hause Orleans nur noch bei großen Gelegenheiten. Da er übrigens auch sehr höflich war, außer wenn es sich um Geldsachen handelte, so galt er mit Recht für die vornehmste Persönlichkeit in Verrières.

Viertes Kapitel Vater und Sohn

*E sarà mia colpa, se così è?
Machiavelli*

„Meine Frau ist doch wirklich recht gescheit!“ sagte sich der Bürgermeister von Verrières, als er am nächsten Morgen um sechs Uhr zum Vater Sorel nach der Sägemühle herabging. „Ich habe zwar von der Geschichte angefangen, um die mir zukommende Initiative zu wahren, aber es wäre mir doch nicht im Traume eingefallen, wenn ich diesen kleinen Abbé nicht nehme, der ja Latein können soll wie ein Gott, daß dann der Armenpfleger, dieser ruheloße Geist, auf denselben Gedanken kommen

und ihn uns wegfangen könne. Ha! mit welcher überlegenem Tone würde er dann von dem Erzieher seiner Kinder reden! . . . Ob dieser Erzieher wohl je in den geistlichen Stand treten wird, wenn ich ihn erst habe?“

Herr von Rénal war ganz in diese Bedenken versunken, als er von weitem einen Bauern erblickte, einen sechs Fuß hohen Kerl, der seit dem grauen Morgen damit beschäftigt war, Nuthölzer zu messen, die am Doubs entlang auf der Uferstraße geschichtet lagen. Er war über das Erscheinen des Herrn Bürgermeister's nicht sonderlich erbaut, denn die Hölzer versperrten den Weg und lagen dort ganz polizeiwidrig.

Vater Sorel — denn er war es — war höchst überrascht und mehr noch befriedigt von dem seltsamen Vorschlag des Herrn von Rénal, der seinen Sohn Julian betraf. Nichtsdestoweniger hörte er mit der mürrischen Miene der Unzufriedenheit und Gleichgültigkeit zu, hinter der sich die Bauernschlauheit dieses Bergvolkes versteckt. Dieser Charakterzug des ägyptischen Fellachen ist ihm von der Zeit der spanischen Zwingherrschafft haften geblieben.

Die Antwort, die Sorel gab, war zunächst eine lange Reihe von Höflichkeitsformeln, die er auswendig mußte. Während er diese hohlen Phrasen herleierte, zog er ein schiefes Lächeln auf, das seinen durchtriebenen, ja spißbüßischen Gesichtsausdruck noch erhöhte, und suchte in seinem regen Geiste zu ergründen, was wohl einen so angesehenen Mann bewegen könnte, seinen Taugenichts von Sohn zu sich zu nehmen. Er war mit Julian sehr unzufrieden, und Herr von Rénal bot ihm für diesen Schlingel ein unverhofftes Gehalt von dreihundert Franken jährlich mit freier Station und selbst Bekleidung. Diese letzte Bedingung hatte Vater Sorel in seiner Schlaueit noch plötzlich vorgebracht, und Herr von Rénal hatte sie auch zugestanden.

Übrigens verblüffte sie den Bürgermeister. „Da Sorel nicht entzückt und überwältigt ist von meinem Vorschlag,“ sagte er sich, „so ist es klar, daß er schon von andrer Seite Anerbietungen bekommen hat; und woher können die kommen als von Valenod?“ Vergebens drang Herr von Rénal in den Alten, sich sofort zu entscheiden; der

arglistige Bauer weigerte sich hartnäckig. Er wollte erst mit seinem Sohne sprechen, sagte er, als ob in der Provinz ein reicher Vater mit seinem Sohne, der nichts hat, erst sprechen muß, außer zum Scheine!

Eine Sägemühle ist ein Schuppen am Rande eines Wasserlaufes. Das Dach ruht auf einem Gerüste, das auf vier großen Holzpfählern steht. In einer Höhe von acht bis zehn Fuß sieht man mitten in dem Schuppen eine Säge sich auf und ab bewegen, und durch eine sehr einfache Vorrichtung schiebt sich das zu zerschneidende Holz der Säge entgegen. Ein Rad, das vom Wasser getrieben wird, bewegt diese doppelte Maschinerie, sowohl die der Säge, die auf und nieder geht, wie die des Holzes, das sich der Säge langsam nähert und von ihr in Bretter zerteilt wird.

Als Vater Sorel seine Schneidemühle erreicht hatte, rief er mit Stentorstimme: „Julian“. Niemand antwortete. Er erblickte nur die Hünnengefalten seiner älteren Söhne, die mit schweren Axten die Fichtenstämme beschlugen, ehe sie sie zur Mühle schleppten. Sie waren eifrig bemüht, den schwarzen Strich auf dem Holze genau innezuhalten, und hieben mit jedem Axtschlag mächtige Splitter ab. Sie hörten den Ruf ihres Vaters nicht. Dieser ging nach dem Schuppen und suchte Julian beim Eintreten vergebens auf seinem Posten neben der Säge. Er saß fünf oder sechs Fuß höher rittlings auf einem der Dachbalken und las, anstatt auf das Sägewerk aufzupassen. Nichts war dem alten Sorel mehr zuwider. Er hätte Julian vielleicht seinen schwächtigen Körperbau verziehen, der harte Arbeit nicht vertrug und gegen den seiner älteren Brüder so abstach; aber diese Lesewut war ihm verhaßt: er konnte nämlich selbst nicht lesen.

Umsonst rief er zwei- oder dreimal: „Julian“. Das Buch, in das der Junge sich vertieft hatte, machte ihn, viel mehr noch als der Lärm der Säge, gegen die furchtbare Stimme des Alten taub. Endlich sprang Sorel trotz seines Alters behende auf den Stamm, der gerade von der Säge zerschnitten wurde, und von da auf den Querbalken, der das Dach trug, schlug Julian mit einem wütenden Hieb das Buch aus der Hand, so daß es in den Bach flog, und versetzte ihm einen ebenso heftigen Schlag in Form einer Ohrfeige ins

Gesicht. Der Mißhandelte verlor das Gleichgewicht und wäre zwölf oder fünfzehn Fuß herabgestürzt, mitten in das Räderwerk, das ihn zermalmt hätte, wenn sein Vater ihn nicht im Fallen an der linken Hand gepackt hätte.

„Na, du Faulpelz! Ließt du immer noch deine verfluchten Bücher, statt auf die Säge aufzupassen! Lies sie gefälligst am Abend, wenn du beim Pfarrer deine Zeit totschlägst.“

Julian war durch den heftigen Schlag halb betäubt und ganz blutig, aber er ging doch an seinen Posten an der Säge. Er hatte Tränen in den Augen, weniger infolge des körperlichen Schmerzes, als weil sein geliebtes Buch dahin war.

„Herunter, du Lummel! Ich will mit dir reden!“ schrie der Alte.

Der Lärm der Säge übertäubte seinen Befehl. Der Vater war bereits heruntergestiegen, und da es ihm zu langweilig war, noch einmal hinaufzuklettern, so holte er eine lange Stange zum Nüsseabschlagen und schlug Julian damit auf die Schulter. Kaum war dieser unten, so jagte der Alte ihn barsch vor sich her nach dem Hause.

„Gott weiß, was er jetzt mit mir machen wird!“ sagte der junge Mann bei sich und warf im Vorübergehen einen wehmütigen Blick auf das Wasser, in dem sein Buch ertrunken war. Es war ihm das liebste von allen: das Memorial von Sankt Helena.

Seine Wangen glühten purpurrot, und sein Blick war gesenkt. Er war ein Bursch von achtzehn oder neunzehn Jahren und schwächlich von Aussehen, mit unregelmäßigen, aber feinen Zügen und einer Adlernase. Seine großen schwarzen Augen, die in ruhigen Stunden Nachdenken und Feuer verrieten, blitzten jetzt von wildestem Hass. Sein dunkelbraunes, tief ansetzendes Haar gab ihm eine niedrige Stirn und in Augenblicken des Zornes einen boshaften Ausdruck. Es gibt wohl unter den tausend Eigenheiten der menschlichen Physiognomie keine, die mehr hervorsticht als gerade diese. Seine schlanke, gut gewachsene Figur verriet mehr Behendigkeit als Kraft. Er war von klein auf sehr blaß und äußerst nachdenklich gewesen, und darum glaubte sein Vater immer, er würde nicht lange leben oder seiner Familie einst zur Last fallen. Er wurde von allen im

Hause verachtet und haßte seinerseits Vater und Brüder. Sonntags, wenn sie auf dem Tummelplatz spielten, bekam er immer Schläge.

Erst im letzten Jahre begann ihm sein hübsches Gesicht Sympathien unter den Mädchen zu erwecken. Wegen seiner Schwächlichkeit von allen verachtet, hatte er eine glühende Zuneigung zu dem alten Stabsarzt gefaßt, der den Herrn Bürgermeister eines Tages wegen der Platanen zur Rede zu stellen gewagt hatte. Dieser Mann bezahlte dem Vater Sorel manchmal den Tagelohn für seinen Sohn und gab ihm Unterricht im Lateinischen und in der Geschichte, d. h. was er von der Geschichte kannte: den Feldzug von 1796 in Italien. Bei seinem Tode hatte er ihm sein Kreuz der Ehrenlegion, die Rückstände seiner kleinen Pension und dreißig oder vierzig Bücher vermacht, deren wertvollstes soeben in den „öffentlichen Bach“ geflogen war, den die Allmacht des Herrn Bürgermeisters abgelenkt hatte.

Fünftes Kapitel

Die Verhandlung

Cunctando restituit rom.

Ennius

Raum hatte Julian die Schwelle überschritten, so fühlte er, wie die schwere Hand seines Vaters sich ihm auf die Schulter legte. Er zitterte, denn er war auf Schläge gefaßt.

„Antworte mir, ohne zu lügen“, schrie der Alte ihm mit barscher Stimme ins Ohr und drehte ihn dabei mit der Hand herum wie ein Kind einen Bleisoldaten. Julians große, schwarze, tränen-erfüllte Augen waren dicht vor den kleinen Augen des alten Zimmermanns, der ihn anstarrte, als wollte er ihm bis auf den Grund der Seele blicken.

„Antworte mir, ohne zu lügen, wenn du es kannst, du Schmölerake,“ wiederholte er, „woher kennst du Frau von Ménal? Wann hast du mit ihr gesprochen?“

„Ich habe niemals mit ihr gesprochen,“ antwortete Julian; „ich habe diese Dame nur in der Kirche gesehen.“

„Aber angesehen hast du sie, schamloser Wicht!“

„Niemals! Du weißt, in der Kirche sehe ich nur Gott an“, erwiderte Julian mit einer demütigen, heuchlerischen Miene, durch die er eine neue Reihe von Backenstreichen abzuwenden hoffte.

„Dahinter steckt doch was“, erwiderte der geliebene Bauer und schwieg einen Augenblick still. „Aber von dir kriege ich ja nie was zu wissen, du verfluchter Heuchler! Jedenfalls werde ich dich bald los sein, und meine Sägemühle wird dabei nur besser gehen. Du hast den Herrn Pfarrer zum Freunde, oder sonst einen, der dir eine schöne Stelle verschafft hat. Geh' und schnür' dein Bündel, ich werde dich zum Herrn von Renal bringen; du sollst Erzieher bei seinen Kindern werden.“

„Was bekomme ich dafür?“

„Kost, Kleidung und dreihundert Franken Gehalt.“

„Ich will kein Bedienter sein!“

„Kindvieh, wer spricht von Bedienter-sein? Glaubst du, ich wollte, daß mein Sohn Bedienter wird?“

„Aber mit wem werde ich essen?“

Diese Frage machte den alten Sorel stußig. Er fühlte, daß er sich in eine Unvorsichtigkeit hineinreden könnte, brauste gegen Julian auf, überhäufte ihn mit Schimpfworten, nannte ihn ein Ledermaul und ging dann hinaus, um seine älteren Söhne zu Räte zu ziehen.

Julian sah bald, wie sie, auf ihre Arzte gestützt, dastanden und Rat hielten. Er sah lange zu, erriet aber nicht, was vorging, und ging dann wieder nach der Säge zurück, um sich nicht überrumpeln zu lassen. Er wollte dieses unvermutete Angebot, das sein Schicksal mit einem Schlage ändern sollte, reiflich bedenken, aber er fühlte sich unfähig dazu; seine Phantasie malte sich immer nur das aus, was er in dem schönen Hause des Herrn Renal zu sehen bekommen würde.

„Dieber auf alles das verzichten“, sagte er sich, „als mich so weit zu erniedrigen, daß ich mit den Diensthöten esse. Mein Vater will mich dazu zwingen; lieber sterbe ich! Ich habe fünfzehn Franken und acht Sous in der Tasche, damit will ich diese Nacht fortlaufen. In zwei Tagen bin ich auf Nebenwegen, wo ich keinen Gendarmen

zu fürchten brauche, in Besançon; da lasse ich mich als Soldat anwerben, und wenn nötig, gehe ich nach der Schweiz. Aber dann ist freilich kein Vorwärtzkommen, kein Ehrgeiz mehr möglich, und mit der schönen Priesterlaufbahn, die zu allem führen kann, ist's vorbei."

Ein derartiger Widerwille vor der Gemeinschaft mit Dienstboten lag nicht in Julian's Natur; er hätte noch ganz andere peinliche Dinge ertragen, um vorwärtszukommen. Diese Abneigung stammte aus Rousseaus „Konfessionen“, dem einzigen Buche, dessen seine Einbildungskraft sich bediente, um sich ein Bild von der Welt zu machen. Nur die Bulletins der Großen Armee und das „Memorial von Sanct Helena“ vervollständigten seinen Koran. Für diese drei Bücher wäre er in den Tod gegangen; allen andern mißtraute er. Nach einem Aussprüche des alten Stabsarztes hielt er alle andern Bücher für unwahr und für Nachwerke von gewissenlosen Strebern.

Bei seinem feurigen Gemüt besaß Julian ein fabelhaftes Gedächtniß, wie man es oft bei Einfältigen findet. Um dem alten Pfarrer Chélan zu gefallen, von dem sein künftiges Schicksal abhing, wie er wohl wußte, hatte er das Neue Testament in lateinischer Sprache auswendig gelernt; auch das Papstbuch von Maistre konnte er, glaubte aber an das eine ebensowenig wie an das andre.

Es war, als hätten Vater und Sohn sich verabredet, diesen ganzen Tag nicht miteinander zu sprechen. Am Abend ging Julian zum Pfarrer, um seine Religionsstunde zu haben, doch hielt er es nicht für klug, ihm von dem sonderbaren Anerbieten, das ihm sein Vater gemacht hatte, zu erzählen. „Vielleicht ist es nur eine Finte,“ sagte er sich; „ich werde tun, als ob ich es vergessen hätte.“

Am nächsten Morgen früh ließ Herr von Renal den alten Sorel rufen. Dieser ließ ein oder zwei Stunden auf sich warten, bis er schließlich kam, und begann schon an der Tür mit hundert Entschuldigungen und ebensoviel Verbeugungen. Durch alle möglichen Einwendungen kam Sorel dahinter, daß sein Sohn mit dem Herrn und der Frau des Hauses, und an Tagen, wo Besuch da wäre, in einem Zimmer für sich mit den Kindern essen sollte. Je mehr aber Herr

von Rénal drängte, desto mehr Schwierigkeiten machte der Alte, der von Mißtrauen und Erstaunen erfüllt war; schließlich verlangte er, das Schlafzimmer seines Sohnes zu sehen. Es war ein großes, freundlich möbliertes Zimmer, in das bereits die Betten der drei Kinder geschafft wurden.

Das war ein Lichtblick für den alten Bauern; er verlangte nun sofort kategorisch, den Anzug zu sehen, den sein Sohn bekommen sollte. Herr von Rénal öffnete sein Schreibpult und nahm hundert Franken heraus.

„Mit diesem Gelde“, sagte er, „wird Ihr Sohn zum Tuchfabrikanten Durand gehen und sich einen kompletten schwarzen Anzug kaufen.“

„Wenn ich meinen Sohn nun aber wieder von Ihnen fortnehme,“ fragte der Bauer, der plötzlich alle seine Höflichkeitsformeln vergessen hatte, „würde er den schwarzen Anzug dann behalten?“

„Gewiß.“

„Na schön,“ entgegnete Sorel mit schleppendem Tonfall, „es bliebe also nur noch eine Frage zu vereinbaren: wieviel Geld werden Sie geben?“

„Was,“ fuhr Herr von Rénal unwillig auf, „darüber sind wir uns doch schon seit gestern einig. Ich gebe dreihundert Franken; ich dachte, das ist genug und vielleicht zu viel.“

„Das war Ihr Gebot, das streite ich nicht ab“, erwiderte der alte Sorel, immer bedächtiger sprechend; und mit einem Geniestreich, über den sich nur der wundern kann, der die Bauern der Franche-Comté nicht kennt, setzte er, Herrn von Rénal scharf anblickend, hinzu: „Wir finden's anderswo besser!“

Bei diesen Worten machte der Herr Bürgermeister ein sehr verbuhtes Gesicht. Er sammelte sich jedoch wieder, und nach mehr als zweistündigem Hin- und Herreden, bei dem kein unüberlegtes Wort fiel, siegte die Schlaueit des Bauern über die Schlaueit des Reichen, die für ihn keine Lebensbedingung war. Alle Punkte, welche die neue Existenz Juliens bedingen sollten, wurden festgelegt; sein Gehalt wurde auf vierhundert Franken erhöht und sollte ihm sogar im voraus, am Ersten jedes Monats, gezahlt werden.

„Schön, ich werde ihm also fünfunddreißig Franken geben“, sagte Herr von Renal.

„Damit es 'ne runde Summe gibt, Herr Bürgermeister,“ schloß der Alte mit einschmeichelnder Stimme, „können Sie als reicher und freigebiger Mann auch bis auf sechsunddreißig gehen.“

„Es sei“, sagte Herr von Renal. „Aber nun nicht weiter.“

Sofort verlieh ihm der Zorn einen festeren Ton. Der Bauer sah ein, daß er nicht weiter gehen dürfe. Nun gewann Herr von Renal die Oberhand. Die sechsunddreißig Franken für den ersten Monat wollte er dem alten Sorel durchaus nicht anvertrauen, obgleich dieser es sehr eilig hatte, sie für seinen Sohn in Empfang zu nehmen. Auch fiel ihm ein, daß er seiner Frau würde erzählen müssen, was für eine Rolle er bei dieser Abmachung gespielt hätte.

„Geben Sie mir die hundert Franken wieder, die ich Ihnen vorhin gab“, sagte er ärgerlich. „Herr Durand ist mir etwas schuldig. Ich werde mit Ihrem Sohne hingehen und den schwarzen Anzug selbst aussuchen.“

Nach dieser Kraftprobe fand sich Sorel klüglich in die alten Höflichkeitsformeln zurück; sie nahmen eine gute Viertelstunde in Anspruch. Als er schließlich sah, daß hier ganz bestimmt nichts mehr zu gewinnen war, ging er. Seine letzte Verbeugung machte er mit den Worten:

„Ich schide meinen Sohn also aufs Schloß . . .“

So nämlich nannten die Unterbeamten des Herrn Bürgermeisters sein Haus, wenn sie ihm schmeicheln wollten.

Als Vater Sorel nach seiner Schneidemühle kam, suchte er vergebens nach seinem Sohne. Julian war im Vorgefühl dessen, was ihm bevorstand, mitten in der Nacht aufgebrochen, um seine Bücher und das Kreuz der Ehrenlegion in Sicherheit zu bringen, und hatte sie seinem Freunde, einem jungen Holzhändler namens Fouqué, anvertraut, der in den Bergen oberhalb von Verrières wohnte.

Als er wiederkam, schrie ihn sein Vater an:

„Gott weiß, du verfluchter Faulpelz, ob du Ehre genug im Leibe hast, mir das Geld für deine Beföstigung, das ich dir Jahr für Jahr

vorstrecke, einmal wiederzugeben. Nimm deinen Plunder und dann marsch zum Herrn Bürgermeister!"

Julian war sehr erstaunt, daß er keine Schläge bekam, und machte sich schleunigst davon. Aber kaum war er seinem Rabenvater aus den Augen, so verlangsamte er seine Schritte. Er meinte, daß es für seine Scheinheiligkeit von Vorteil wäre, in der Kirche Station zu machen.

Scheinheiligkeit — ein schreckliches und bei einem Bauernjungen erstaunliches Wort, hätte Julian nicht schon eine lange seelische Entwidlung hinter sich gehabt. Als Kind hatte er sechste Dragoner³ mit ihren langen weißen Reitermänteln und großen schwarzen Haarbüscheln auf den Helmen gesehen, die beim Rückmarsch aus Italien durch die Stadt kamen und ihre Pferde am Fenstergitter seines Waterhofes anbanden; dieser Anblick hatte ihn für den Soldatenberuf begeistert. Später lauschte er mit Entzücken dem alten Stabsarzt, wenn er ihm von den Schlachten von Arcole, Lodi und Rivoli erzählte, und sah, welche glühenden Blicke der Greis auf sein Ehrenkreuz warf.

Aber als Julian vierzehn Jahre zählte, wurde in Verrières eine Kirche erbaut, die für einen so kleinen Ort wahrhaft prunkvoll zu nennen war. Es waren da vor allem vier Marmorsäulen, die Julian bestachen; diese Säulen waren im Lande berühmt geworden, denn sie waren der Anlaß tödlichsten Hasses zwischen dem Friedensrichter und dem jungen Vikar, der aus Besançon gekommen war und für einen Spion der Jesuiten galt. Der Friedensrichter war nahe daran, seinen Posten zu verlieren, wenigstens war dies die allgemeine Ansicht, denn er hatte es gewagt, mit einem Priester Streit anzufangen, der alle vierzehn Tage nach Besançon fuhr und dort, wie man sagte, den Herrn Bischof sah!

Inzwischen hatte der Friedensrichter, der Vater einer zahlreichen Familie war, mehrere Urteile gefällt, die ungerecht schienen; sie waren alle gegen solche Einwohner gerichtet, die den „Constitutionnel“ lasen. Die gute Sache hatte also gesiegt! Es handelte sich freilich nur um Summen von drei bis fünf Franken. aber eines dieser

kleinen Strafmandate traf einen Nagelschmied, der Julians Vater war, und der Mann rief in seinem Zorne: „Wie anders ist alles geworden! Wenn man sich sagt, daß der Friedensrichter seit mehr als zwanzig Jahren für einen reblichen Menschen gegolten hat!“ Der alte Stabsarzt, Julians Freund, starb.

Plötzlich hörte Julian auf, von Napoleon zu reden, und trat mit der Absicht hervor, Priester zu werden. Seitdem sah man ihn beständig in der Schneidemühle seines Vaters damit beschäftigt, eine lateinische Bibel, die der Pfarrer ihm geliehen hatte, auswendig zu lernen. Dieser edle Greis, durch seine schnellen Fortschritte bald für ihn gewonnen, brachte ganze Abende damit zu, ihn in der Theologie zu unterweisen. Julian trug nur noch fromme Empfindungen zur Schau, und niemand hätte geahnt, daß dieser Burche mit dem blassen und zarten Mädchen Gesicht den unerschütterlichen Vorfaß hegte, lieber tausendmal zu sterben als nicht sein Glück zu machen.

Sein Glück zu machen, das bedeutete für Julian zunächst, aus Verrières herauszukommen; er verabscheute seine Heimat. Alles, was er um sich sah, ertötete seine Einbildungskraft.

Von klein auf hatte er Stunden der Begeisterung gehabt. Er sah sich im Geiste den schönen Damen von Paris vorgestellt und erregte ihre besondere Aufmerksamkeit durch irgendeine außerordentliche That. Warum sollte er nicht von einer von ihnen geliebt werden, wie Bonaparte, als er noch arm war, von der schönen Frau von Beauharnais geliebt wurde? Manches Jahr hindurch sagte er sich zu jeder Stunde, daß Bonaparte, der arme, unbekannte Leutnant, sich durch seinen Degen zum Herrn der Welt gemacht hätte. Dieser Gedanke tröstete ihn in seinem Unglück, das er für groß hielt, und verdoppelte sein Glück in frohen Stunden.

Der Kirchenbau und die Urtheile des Friedensrichters ließen ihn jedoch mit einem Schlage klar sehen; diese Erkenntnis machte ihn für Wochen toll und erfüllte ihn schließlich mit der ganzen Gewalt eines ersten Gedankens, den eine leidenschaftliche Seele gefunden zu haben meint.

„Als Bonaparte von sich reden machte,“ sagte er sich, „stand Frankreich vor der Invasion; der Soldat war notwendig und in der Mode. Heute sieht man Priester von vierzig Jahren mit einem Einkommen von hunderttausend Franken; das ist dreimal mehr, als die berühmten Divisionsgenerale Napoleons bezogen. Sie brauchen Leute, die ihnen helfen. Da ist z. B. dieser Friedensrichter, ein kluger Kopf, bisher so rechtschaffen und so alt — und nun entehrt er sich wegen eines jungen Vikars von dreißig Jahren, dem er zu mißfallen fürchtet. Heute muß man Priester werden.“

Einmal jedoch verriet sich Julian trotz seiner neuen Frömmigkeit, als er schon zwei Jahre Theologie studierte, durch einen plötzlichen Ausbruch der Glut, die seine Seele verzehrte. Beim Pfarrer Chélan geschah es bei einem Priestermahle, wo der gute Pfarrer ihn als ein Muster der Gelehrsamkeit hinstellte, daß er Napoleon mit Begeisterung pries. Zur Strafe band er sich den rechten Arm auf der Brust fest, behauptete, ihn sich beim Schleppen eines Fichtenstammes ausgerenkt zu haben, und trug ihn zwei Monate lang in dieser unbequemen Lage. Nach dieser harten Buße verzieh er sich. Das war der junge Mann von neunzehn Jahren, den man wegen seines schwächlichen Außern aber kaum für siebzehn gehalten hätte, der nun mit einem kleinen Bündel unterm Arm die prächtige Kirche von Verrières betrat.

Er fand sie dunkel und leer. Zu einem Kirchfest waren alle Fenster des Gotteshauses mit scharlachrotem Tuch verhängt worden, und wo die Sonne darauf schien, entstand ein blendender Schein, der einen feierlichen, weihedvollen Eindruck machte. Julian erbebt. Er ließ sich in der Kirche allein auf die Bank nieder, die am schönsten aussah. Sie trug das Wappen des Herrn von Rénal.

Auf dem Betpult erblickte Julian ein bedrucktes Papier, das wie zum Lesen ausgebreitet dalag. Er betrachtete es und las:

„Einzelheiten von der Hinrichtung und den letzten Augenblicken des Louis Jentel, enthauptet in Besançon am . . .“

Das Papier war zerrissen. Auf der Rückseite las er die beiden ersten Worte einer Zeile: „Der erste Schritt . . .“

„Wer mag das Papier da hingelegt haben?“ sagte Julian. „Armer Teufel!“ setzte er mit einem Seufzer hinzu, „sein Name endet wie der meine . . .“ und er zerknitterte das Papier.

Beim Herausgehen glaubte Julian Blut im Weihwasserbeden zu sehen; es war der Widerschein der roten Fenstervorhänge, der das Wasser rot färbte.

Schließlich schämte sich Julian seiner geheimen Furcht.

„Bin ich denn ein Feigling?“ fragte er sich. „Vorwärts, zu den Waffen!“

Dieses Wort, das der alte Stabsarzt in seinen Schlachtschilderungen so oft gebraucht hatte, erschien Julian heroisch. Er stand auf und schritt rasch auf das Haus des Herrn von Rénal zu.

So tapfer indes sein Entschluß war, so wurde er doch von unüberwindlicher Scheu befallen, als das Haus zwanzig Schritte vor ihm lag. Die Gittertür stand auf; es machte ihm einen herrlichen Eindruck. Ja, hier mußte er hineingehen!

Julian war übrigens nicht der einzige, den seine Ankunft im Hause in Aufregung versetzte. Frau von Rénal fühlte sich in ihrer übergroßen Schüchternheit durch den bloßen Gedanken, daß dieser Fremde nun berufsmäßig immerfort zwischen ihr und ihren Kindern stehen würde, aufs höchste beunruhigt. Sie war daran gewöhnt, daß ihre Kinder mit ihr in einem Zimmer schliefen, und als ihre kleinen Betten am Morgen in das Zimmer des Erziehers gebracht wurden, war manche Träne geflossen. Umsonst bat sie ihren Mann, wenigstens das Bett Stanislas-Kabiers, des Jüngsten, wieder in ihr Zimmer tragen zu lassen.

Das weibliche Bartgefühl war bei Frau von Rénal außerordentlich entwickelt. Sie machte sich von dem Erzieher das denkbar unangenehmste Bild und sah einen groben, unfrisierten Gesellen vor sich, der beauftragt war, ihre Kinder zu schelten, bloß weil er Latein konnte, eine barbarische Sprache, derentwegen ihre Söhne nun Schläge erleiden sollten!

Sechstes Kapitel Der erste Tag

Non so piu cosa son,
Cosa faccio.
Mozart, Figaro

Soeben war Frau von Rénal mit der Lebhaftigkeit und Grazie, die ihr eigen waren, sobald kein menschliches Wesen ihr nahe war, durch die Fenstertür des Salons, die nach dem Garten ging, ins Freie getreten, als sie am Tor einen Bauernjungen, fast noch ein Kind, mit sehr blassem Gesicht und Tränen in den Augen erblickte. Er hatte ein schneeweißes Hemd an und unter dem Arm eine Weste von lila Zeug. Seine Hautfarbe war weiß und seine Augen waren so sanft, daß Frau von Rénal in ihrem etwas romantischen Geiste zuerst dachte, es wäre ein verkleidetes Mädchen, das den Herrn Bürgermeister um irgendeine Gnade bitten kam. Sie hatte Mitleid mit diesem armen Wesen, das an der Eingangstür stand und augenscheinlich nicht den Mut hatte, an der Glocke zu ziehen. Sie schritt darauf zu und vergaß einen Augenblick den Kummer und Schmerz über die Ankunft des Hauslehrers. Julian, der sich nach der Tür drehte, sah sie nicht kommen und erschrak heftig, als eine sanfte Stimme ganz dicht an seinem Ohre sagte: „Was willst du, mein Kind?“⁴

Er drehte sich hastig um und war durch Frau von Rénals gütigen Blick so betroffen, daß er einen Teil seiner Schüchternheit verlor. Ja in seiner Überraschung über ihre Schönheit vergaß er bald alles, selbst, was er eigentlich wollte. Frau von Rénal wiederholte ihre Frage.

„Ich soll hier Erzieher sein, gnädige Frau“, sagte er endlich voller Scham über seine Tränen, die er nach Möglichkeit abzutrocknen suchte.

Frau von Rénal war starr. So standen sie sich Aug' in Auge gegenüber und blickten sich an. Julian hatte noch nie ein so gutgekleidetes Wesen und vor allem noch nie eine Frau mit so blendendem Teint gesehen, die ihn so gütig angesprochen hätte. Ihre Blicke ruhten immer noch auf den großen Tränen seiner Wangen, die noch ebenso

blaß waren und sich jetzt so rosig färbten. Und plötzlich begann sie mit der ganzen tollen Ausgelassenheit eines jungen Mädchens zu lachen, über sich selbst zu lachen, und konnte ihr Glück gar nicht fassen. Das also war der Hauslehrer, den sie sich als unreinlichen, schlecht gekleideten Priester gedacht hatte, der ihre Kinder schelten und schlagen würde!

„Wie, mein Herr,“ sagte sie schließlich, „Sie können Latein?“

Dies Wort „Herr“ war Julian so ungewohnt, daß er einen Augenblick schwieg.

„Ja, gnädige Frau“, antwortete er befangen.

Frau von Renal war so glücklich, daß sie sich die Frage erlaubte:

„Nicht wahr, Sie werden die armen Kinder nicht zu sehr schelten?“

„Ich sie schelten“, fragte Julian erstaunt. „Aber warum denn?“

„Nicht wahr, mein Herr,“ wiederholte sie nach einer kleinen Pause, während ihre Stimme immer mehr zitterte, „Sie werden gut gegen sie sein, versprechen Sie mir das?“

Sie nannte ihn also wieder in vollem Ernste „mein Herr“. Das hätte Julian von einer so gut gekleideten Dame sich nicht träumen lassen. In seinen jugendlichen Hirngespinnsten hatte er sich immer eingebildet, eine vornehme Dame würde nur dann sich herablassen, mit ihm zu sprechen, wenn er eine schöne Uniform an hätte. Frau von Renal war nicht minder erstaunt über Julians zarten Teint, seine großen schwarzen Augen und sein schönes Haar, das noch mehr als gewöhnlich gelockt war, denn er hatte vorher, um sich zu erfrischen, den Kopf in den Ortsbrunnen getaucht. Besonders freute sie an diesem fatalen Hauslehrer, vor dessen Härte und härtebeißigem Wesen sie so gebangt hatte, die mädchenhafte Schüchternheit. Ja, der Unterschied zwischen dem, was sie befürchtet hatte, und dem, was sie nun sah, war bei ihrem friedfertigen Gemüt ein wahres Ereignis. Endlich erholte sie sich von ihrer Überraschung. Es fiel ihr auf, daß sie so dicht vor diesem jungen Manne in Hemdsärmeln an der Haustür stand, und sie bat ihn mit sichtbar verlegener Miene:

„Kommen Sie doch herein, mein Herr!“

Nie im Leben hatte eine rein angenehme Empfindung Frau von Rénal so tief berührt und nie hatte etwas so Erfreuliches ihre Angst und Unruhe so Lügen gestraft. Ihre hübschen Knaben, die sie so hegte und pflegte, würden nun also doch keinem mütterlichen und schmutzigen Priester in die Hände fallen! Kaum hatte sie den Hausflur betreten, so drehte sie sich nach Julian um, der ihr schüchtern folgte. Seine Bewunderung beim Anblick eines so schönen Hauses war in ihren Augen ein Vorzug mehr. Sie traute ihren Augen in dessen immer noch nicht; vor allem schien ihr, daß der Erzieher einen schwarzen Anzug haben mußte.

„Aber können Sie auch wirklich Lateinisch, mein Herr?“ wiederholte sie, indem sie abermals stehen blieb; so glücklich war sie über diese Wendung der Dinge und so in Todesangst, sie möchte sich täuschen.

Julian fühlte sich durch diese wiederholte Frage in seinem Stolge gekränkt, und sein Entzücken, in dem er seit einer Viertelstunde lebte, war dahin.

„Gewiß, gnädige Frau,“ antwortete er, indem er eine kalte Miene anzunehmen suchte, „ich kann ebensogut Lateinisch wie der Herr Pfarrer, und manchmal sogar besser; das hat er mir neulich selbst versichert.“

Frau von Rénal fand, daß Julian sehr böse ausseh. Er war zwei Schritt vor ihr stehen geblieben.

„Nicht wahr,“ bat sie mit gesenkter Stimme, indem sie auf ihn zutrat, „die ersten Tage werden Sie meine Kinder nicht schlagen, auch wenn sie ihre Aufgaben nicht können?“

Dieser weiche, fast flehentliche Ton aus dem Munde einer so schönen Dame ließ ihn plötzlich vergessen, was er seiner Würde als Lateiner schuldete. Frau von Rénals Gesicht war dem seinen so nahe und der Duft ihrer Sommerkleider schlug ihm entgegen— das machte dem armen Bauernjungen einen tiefen Eindruck. Er wurde feuerrot und erwiderte seufzend mit zitternder Stimme:

„Fürchten Sie nichts, gnädige Frau, ich werde Ihnen in allem folgsam sein.“

Jetzt erst, als die Sorge um ihre Kinder sie völlig verlassen hatte, fiel Frau von Renal die große Schönheit des jungen Hauslehrers auf. Der fast mädchenhafte Ausdruck seiner Gesichtszüge und seine große Befangenheit erschienen ihr, die selbst so schüchtern war, durchaus nicht lächerlich. Ein männlicher Zug, wie man ihn sonst bei einem schönen Manne verlangt, hätte ihr eher Furcht eingeflößt.

„Wie alt sind Sie, mein Herr?“ fragte sie.

„Bald neunzehn“, war die Antwort.

„Mein ältester Sohn ist elf Jahre“, fuhr Frau von Renal jetzt ganz beruhigt fort; „er kann fast Ihr Spiellamerad sein und Sie werden ihm Vernunft beibringen. Einmal hat sein Vater ihn schlagen wollen das Kind war eine ganze Woche lang krank davon, und es war doch nur ein ganz leichter Schlag.“

„Welch ein Unterschied gegen mich!“ dachte Julian. „Mein Vater hat mich gestern noch geschlagen. Diese reichen Leute sind doch glücklich daran!“

Frau von Renal schien bereits in die geheimsten Vorgänge im Busen des Erziehers einzudringen; sie hielt seinen traurigen Ausdruck für Befangenheit und wollte ihn ermutigen.

„Wie heißen Sie, mein Herr?“ fragte sie ihn mit einer Wärme im Tone, die Julian mit Entzücken empfand, ohne daß er sich dessen deutlich bewußt geworden wäre.

„Mein Name ist Julian Sorel“, erwiderte er. „Ich trete nicht ohne Bittern in ein fremdes Haus; es ist zum erstenmal in meinem Leben. Darum bedarf ich Ihres Schutzes und in den ersten Tagen Ihrer Nachsicht in vielen Dingen. Ich bin nie zur Schule gegangen, dazu war ich zu arm. Ich habe auch nie mit andern Menschen gesprochen, außer mit meinem Better, dem Stabsarzt und Mitglied der Ehrenlegion, und mit dem Herrn Pfarrer Chélan. Er kann Ihnen ein gutes Zeugnis über mich ausstellen. Meine Brüder haben mich immer geschlagen; ihnen schenken Sie bitte keinen Glauben, wenn sie Böses von mir sagen, und verzeihen Sie mir meine Fehler, gnädige Frau; schlechte Absichten werden mir stets ferne liegen.“

Bei dieser langen Rede gewann Julian seine Sicherheit wieder und musterte Frau von Rénal mit prüfenden Blicken. Wirkliche Anmut, die dem Menschen angeboren ist, übt immer ihren Zauber aus, besonders, wenn der Mensch, der sie besitzt, nicht daran denkt, anmutig zu sein. Julian, der sich sonst auf Frauenschönheit verstand, hätte in diesem Augenblick geschworen, daß sie erst zwanzig Jahre alt wäre. Er faßte sofort die kühne Idee, ihr die Hand zu küssen. Gleich darauf freilich erschrak er schon über seinen Gedanken, aber im nächsten Augenblick sagte er sich wieder: „Es ist doch feige von mir, eine Handlung, die mir vielleicht nützlich sein kann, nicht auszuführen. Sie verringert vielleicht die Mißachtung dieser schönen Dame gegen einen armen Bauernjungen aus der Sägemühle.“ Vielleicht auch ermutigte ihn das Wort „hübscher Junge“, das er seit dem letzten halben Jahre von ein paar jungen Mädchen des Sonntags zu hören bekam. Während er so mit sich kämpfte, informierte ihn Frau von Rénal mit ein paar Worten, wie er sich bei den Kindern einführen sollte. Die Gewalt, die er sich antat, machte ihn indes wieder sehr blaß, und er sagte in gezwungenem Tone:

„Niemals, gnädige Frau, werde ich Ihre Kinder schlagen; das schwöre ich bei Gott.“

Bei diesen Worten ergriff er die Hand der jungen Frau und führte sie an seine Lippen. Sie war erstaunt über diese Kühnheit und zeigte sich absichtlich beleidigt. Da es sehr heiß war, trug sie nur einen Schal über ihrem nackten Arm, und dadurch, daß Julian ihre Hand zum Munde führte, wurde er ganz entblößt. Im nächsten Augenblick zürnte sie sich selbst, daß sie nicht schnell genug beleidigt gewesen war.

Da kam Herr von Rénal, der auf dem Flur hatte sprechen hören, aus seinem Zimmer und sagte mit derselben majestätischen und väterlichen Miene, als wenn er in der Mairie eine Trauung vollzöge, zu Julian:

„Es ist wesentlich, daß ich mit Ihnen rede, ehe die Kinder Sie sehen.“

Damit ließ er Julian in ein Zimmer eintreten und hielt seine Frau, die beide allein lassen wollte, zurück. Nachdem die Thür geschlossen war, setzte sich Herr von Rénal mit Würde.

„Der Herr Pfarrer“, begann er, „hat mir gesagt, daß Sie ein tüchtiger Mensch wären. Es wird Sie hier jeder mit Achtung behandeln, und wenn ich mit Ihnen zufrieden bin, werde ich Ihnen behilflich sein, später ein kleines Unterkommen zu finden. In Zukunft sollen Sie weder Ihre Freunde noch Ihre Verwandten mehr sehen. Ihr Lon paßt sich für meine Kinder nicht. Hier sind sechsunddreißig Franken für den ersten Monat, aber ich fordere Ihr Ehrenwort, daß Sie Ihrem Vater keinen Sou von diesem Gelde abgeben.“

Herr von Renal war erbost auf den Alten, der bei dem Abschluß des Kontraktes schlauer gewesen war, als er selbst.

„Zunächst, mein Herr, — denn ich habe angeordnet, daß Sie hier im Hause mit Herr angeredet werden, und Sie werden sehen, wie vorteilhaft es ist, in ein vornehmes Haus zu kommen, — zunächst, mein Herr, paßt es sich nicht, daß die Kinder Sie in diesem Mittel sehen. Haben ihn die Dienstboten gesehen?“ fragte Herr von Renal seine Frau.

„Nein, mein Lieber“, antwortete diese mit tiefnachdenklicher Miene.

„Um so besser. Hier, ziehen Sie das an“, sagte er zu dem überraschten jungen Manne, indem er ihm einen seiner Überzieher gab. „Und dann zu Herrn Durand, dem Tuchfabrikanten.“

Über eine Stunde später, als Herr von Renal mit dem neuen, ganz in Schwarz gekleideten Hauslehrer wiederkam, fand er seine Frau noch auf dem gleichen Fleck sitzend. Sie fühlte sich durch Julian's Gegenwart beruhigt und vergaß, während sie ihn musterte, die Scheu vor ihm ganz. Julian dachte in diesem Augenblick nicht an sie; er war trotz all einer Menschen- und Schicksalsverachtung doch wie ein Kind, und es war ihm, als seien Jahre vergangen seit den drei Stunden, wo er zitternd in der Kirche gestanden hatte. Er bemerkte Frau von Renal's eisige Miene und begriff, daß sie ihm zürnte, weil er gewagt hatte, ihr die Hand zu küssen. Aber das Gefühl des Stolzes war mit der neuen Kleidung, die so anders war, als die alte, in seine Brust eingezogen und regte ihn so mächtig auf, auch hatte er solches Verlangen, seine Freude zu verbergen, daß dadurch etwas Zähes und Halbverrücktes in seine Bewegungen kam.

„Ruhig, mein Herr“, mahnte Herr von Rénal. „Gravitätisch müssen Sie sein, wenn meine Kinder und meine Leute Respekt vor Ihnen haben sollen.“

„Bitte um Entschuldigung, Herr Bürgermeister“, erwiderte Julian. „Diese neue Kleidung ist mir noch so ungewohnt. Ich habe als armer Bauer nie was anderes als Westen getragen. Wenn Sie gestatten, ziehe ich mich auf mein Zimmer zurück.“

„Nun, was sagst du zu dieser neuen Erwerbung?“ fragte Herr von Rénal seine Frau, als der Ankömmling verschwunden war.

Frau von Rénal machte eine fast instinktive Bewegung, durch die sie ihrem Gatten — gewiß unbewußt — ihre wahren Gefühle verdeckte.

„Ich bin über den Bauernjungen nicht so entzückt wie Sie; Sie werden ihn durch Ihre Zuorkommenheit so verwöhnen, daß man ihn nach einem Monat wieder fortschicken muß.“

„Nun, dann schicken wir ihn doch fort. Das würde mich etwa hundert Franken kosten, und Verrières ist daran gewöhnt, die Kinder des Herrn von Rénal mit einem Erzieher zu sehen. Dieser Zweck wäre verfehlt, wenn ich Julian in seinem Bauernkittel gelassen hätte. Wenn ich ihn fortschicke, werde ich den kompletten schwarzen Anzug, den ich beim Tuchfabrikanten bestellt habe, selbstverständlich zurückbehalten. Ihm gehört nur das, was ich beim Schneider fertig vorgefunden und ihm zum Anziehen gegeben habe.“

Die Stunde, die Julian in seinem Zimmer verbrachte, dünkte Frau von Rénal ein Augenblick. Die Kinder hatten die Ankunft des Hauslehrers erfahren und bestürmten ihre Mutter mit Fragen. Endlich erschien Julian. Er war wie umgewandelt. Er war nicht nur ernsthaft, nein, er war der fleischgewordene Ernst selber. Er wurde den Kindern vorgestellt und redete sie in einem Tone an, der selbst Herrn von Rénal stußig machte.

„Ich bin hier, meine jungen Herren,“ schloß er seine Anrede, „um Sie im Lateinischen zu unterrichten. Sie wissen, was es heißt, eine Lektion aufzusagen. Ich habe hier die Heilige Schrift“, sagte er, indem er ihnen einen schwarzen Miniaturband zeigte. „Es ist im

besonderen die Geschichte unseres Heilandes Jesu Christi, es ist der Teil, den man das Neue Testament nennt. Ich werde Sie oft Ihre Lektionen auffagen lassen; lassen Sie mich jetzt die meine sagen.“

Adolph, der älteste Knabe, hatte das Buch ergriffen.

„Schlagen Sie es aufs Geratewohl auf,“ fuhr Julian fort, „und sagen Sie mir das erste Wort einer Zeile. Ich werde Ihnen das Heilige Buch, das unser aller Lebensregel ist, auswendig sagen, bis Sie mich unterbrechen.“

Adolf schlug das Buch auf, las ein Wort, und Julian sagte die ganze Seite mit einer Leichtigkeit her, als ob er französisch spräche. Herr von Rénal sah seine Frau mit triumphierenden Blicken an. Die Kinder merkten das Erstaunen ihrer Eltern und rissen die Augen weit auf. Ein Diener kam an die Salontür — Julian fuhr fort, lateinisch zu sprechen. Der Diener blieb erst starr stehen und verschwand dann. Bald erschien die Kammerjungfer der Frau von Rénal und die Köchin an der Tür — Adolf hatte das Buch schon an acht Stellen aufgeschlagen und Julian sagte immer noch mit derselben Leichtigkeit auf.

„Ach, du lieber Gott! Solch ein hübscher junger Priester“, sagte die Köchin, eine gute, sehr fromme Person, ganz laut.

Herr von Rénal fühlte sich in seiner Eigenliebe allmählich beruhigt. Statt den neuen Lehrer zu prüfen, suchte er sich kramphast ein paar lateinische Brocken ins Gedächtnis zu rufen. Endlich wußte er einen Vers aus Horaz auswendig. Julian kannte aber nur die Bibel auf Lateinisch.

„Das heilige Amt, dem ich mich geweiht habe,“ entgegnete er mit hochgezogener Stirne, „verbietet mir, einen so profanen Dichter zu lesen.“

Herr von Rénal zitierte eine Menge angeblicher Horazverse und machte seinen Kindern klar, wer Horaz war. Aber die Kinder hörten gar nicht hin und staunten Julian unverwandt an.

Da die Dienerschaft immer noch an der Tür horchte, glaubte Julian die Probe noch verlängern zu müssen.

„Nun soll auch Herr Stanislas-Kavier mir eine Stelle aus der Heiligen Schrift angeben.“

Der kleine Kavier las voller Stolz, so gut und schlecht es ging, das erste Wort eines Absatzes, und Julian sagte die ganze Seite auf. Um den Triumph des Herrn von Rénal voll zu machen, erschienen, während Julian noch herfragte, Herr Valenob, der Besitzer der schönen normännischen Pferde, und Herr Charcot de Maugiron, der Unterpräfekt des Kreises, zu Besuch. Dieser Szene verdankte es Julian, daß ihn fortan jedermann mit Herr anredete; selbst die Dienerschaft wagte ihn nicht anders zu nennen.

Am Abend strömte ganz Verrières zu Herrn von Rénal, um das Wunder zu begaffen. Julian antwortete allen mit finsterner Miene und hielt sie sich damit vom Leibe. Sein Ruf verbreitete sich so schnell durch die Stadt, daß Herr von Rénal ihm aus Furcht, ein anderer möchte ihn abspenstig machen, in den nächsten Tagen vorschlug, einen Kontrakt auf zwei Jahre zu unterzeichnen.

„Nein, Herr von Rénal,“ entgegnete Julian kalt, „wenn Sie mich wegschicken wollen, müßte ich ja doch gehen, und ein Kontrakt, der mich bindet, Sie aber zu nichts verpflichtet, ist nicht billig; ich kann also nicht darauf eingehen.“

Julian mußte sich in der Folge so gut zu benehmen, daß er noch vor Ablauf des ersten Monats selbst Herrn von Rénals Achtung erlang. Und da der Pfarrer mit diesem sowie mit Herrn Valenob auseinander war, so konnte niemand seine alte Schwärmerei für Napoleon verraten; er selbst sprach nur mit Verachtung von ihm.

Siebentes Kapitel

Wahlverwandtschaften

Sie können das Herz nicht berühren,
ohne es zu brechen.

Ein Roberner

Die Kinder verehrten ihn, er liebte sie gar nicht, seine Gedanken weilten wo anders. Was diese kleinen Murmeltiere auch angeben mochten, er verlor die Geduld nicht. Kalt, gerecht und gleichgültig, wie er war, und dennoch geliebt, weil seine Ankunft gewissermaßen Leben ins Haus gebracht hatte, war er ein guter

Erzieher. Er selbst empfand nur Haß und Abscheu gegen diese gute Gesellschaft, an deren Tisch er nun saß. Freilich war es nur das Tische-
nde — wodurch sein Haß und Abscheu sich vielleicht erklärt. Er
nahm auch an einigen Banketten teil und hatte dabei große Mühe,
den Haß gegen alles, was ihn umgab, zu verbergen. Einmal, es war
am St.-Ludwigstage, als Herr Valenod bei Herrn von Rénal wie-
der das große Wort führte, war Julian nahe daran, sich zu verraten.
Er rettete sich in den Garten, angeblich um nach den Kindern zu
sehen. „Ha, diese Loblieder auf die Rechtschaffenheit!“ knirschte er.
„Man sollte meinen, daß es die einzige Tugend ist. Und dabei diese
Achtung, dieser niedrige Respekt vor einem Manne, der sein Ver-
mögen zusehend's verdoppelt und verdreifacht hat, seit er das Armen-
gut verwaltet. Ich wette, er macht selbst an den Geldern seinen
Profit, die für die Findelkinder bestimmt sind — diese Armen, deren
Unglück noch geheiligter ist, als das der andern! Oh, ihr Ungeheuer!
Ihr Bestien! Und ich selbst bin ja auch so ein Findelkind, das vom
Vater, von den Brüdern, von der ganzen Familie gehaßt wird!“

Einige Tage vor St.-Ludwig ging Julian in dem kleinen Gehölz
namens Belvedere oberhalb des Cours de la Fidélité spazieren und
laß sein Brevier, als er auf einem einsamen Fußpfade seine Brüder
daherkommen sah. Vergeblich suchte er ihnen auszuweichen. Sein
schöner schwarzer Anzug und sein äußerst reinliches Aussehen, mehr
noch die Verachtung, die er gegen sie hegte, reizte die Eifersucht die-
ser rohen Holzfäller dermaßen, daß sie ihn halbtot schlugen und dann
ohnmächtig in seinem Blute liegen ließen. Frau von Rénal, die mit
Herrn Valenod und dem Unterpräfekten spazierenging, lenkte ihre
Schritte zufällig nach dem kleinen Gehölz. Sie sah Julian am Boden
liegen und hielt ihn für tot. Ihr Schreck war derartig, daß Herr
Valenod eifersüchtig wurde.

Seine Befürchtung kam zu früh! Julian fand Frau von Rénal
zwar sehr schön, haßte sie aber wegen ihrer Schönheit; sie war die
erste Klippe, an der sein Glückschiff fast gescheitert wäre. Er sprach
möglichst wenig mit ihr, um über die Begeisterung des ersten Tages,
in der er ihr die Hand geküßt hatte, einen Schleier zu werfen.

Elisa, Frau von Rénal's Kammerjungfer, hatte sich bereits in den jungen Hauslehrer verliebt und sprach mit ihrer Herrin oft von ihm. Durch diese Liebe hatte sich Julian den Haß eines Dieners zugezogen. Eines Tages hörte er, wie dieser Mann zu Elisa sagte: „Sie sprechen ja nicht mehr mit mir, seit dieser schmierige Hauslehrer hier ist!“ Julian verdiente diesen Schimpf durchaus nicht, und doch verwandte er mit dem Instinkt eines hübschen jungen Mannes von jetzt ab doppelte Sorgfalt auf seine äußere Erscheinung. Herr Valenod verdoppelte gleichfalls seinen Haß. Er erklärte öffentlich, daß sich so viel Eitelkeit für einen angehenden Geistlichen nicht schickte. Und abgesehen von der Soutane war Julian in der Tat wie ein Priester gekleidet.

Frau von Rénal bemerkte, daß er mehr als gewöhnlich mit Elisa sprach, und daß dies seinen Grund in seiner spärlichen Garderobe hatte. Er besaß so wenig Leibwäsche, daß er genötigt war, sie sehr oft außer dem Hause waschen zu lassen, und für diese kleinen Besorgungen war Elisa ihm nützlich. Frau von Rénal wurde durch diese große Dürftigkeit, von der sie keine Ahnung gehabt hatte, sehr gerührt. Sie hatte Lust, ihm etwas zu schenken, aber sie getraute sich nicht, ihm etwas anzubieten. Dies innere Widerstreben war das erste peinliche Gefühl, das ihr Julian verursachte; bis dahin war ihr sein Name gleichbedeutend mit einer reinen, platonischen Freude. Der Gedanke an seine Armut quälte sie beständig und sie bat ihren Mann, ihm doch etwas Wäsche zu schenken.

„Unsinn!“ erwiderte er. „Warum einem Menschen, mit dem wir ganz zufrieden sind und der uns gute Dienste tut, noch etwas schenken? Wenn er sich vernachlässigt, dann muß man seinem Eizier damit aufhelfen!“

Frau von Rénal fühlte das Unwürdige dieser Auffassung; vor Julians Ankunft hätte sie es nicht empfunden. Und jedesmal, wenn ihr die äußerst sorgfältige und doch so einfache Kleidung des jungen Priesters ins Auge fiel, fragte sie sich: „Wie fängt er's bei seinem geringen Gehalt nur an?“

Nach und nach fühlte sie Mitleid mit allem, was Julian fehlte, anstatt dadurch verletzt zu sein.

Frau von Renal war eine jener Frauen aus der Provinz, die man in den ersten vierzehn Tagen, wo man sie sieht, für dumm halten kann. Sie hatte durchaus keine Lebenserfahrungen und wenig Lust zur Unterhaltung. In dem Bedürfnis nach Glück, das allen Wesen innewohnt, achtete diese zartbesaitete und hochmütige Seele nicht viel auf das Gebaren der rohen Naturen, unter die das Schicksal sie verschlagen hatte.

Sie wäre durch ihre Natürlichkeit und geistige Regsamkeit aufgefallen, wenn sie die geringste Bildung besessen hätte. Aber als reiche Erbin war sie bei den Betschwestern des Sacré-Coeur erzogen worden, die alle Jesuitenfeinde in Frankreich wütend haßten. Frau von Renal war klug genug gewesen, um bald alles, was sie im Kloster gelernt hatte, als absurd zu vergessen. Aber da sie die Lücke nicht wieder ausfüllte, wußte sie zuletzt gar nichts. Die frühzeitigen Schmeicheleien, mit denen sie als Erbin eines großen Vermögens umworben wurde, und ein entschiedener Hang zu leidenschaftlicher Frömmigkeit hatten sie ganz auf das Innenleben beschränkt; und trotz ihrer scheinbar völligen Unterwerfung und Willensverleugnung, auf die Herr von Renal nicht wenig stolz war, während die Ehemänner von Verrières sie ihren Frauen als Vorbild hinzustellen pflegten, war ihr gewöhnlicher Seelenzustand doch das Ergebnis der hochmütigsten Seelenstimmung. Manche Prinzessin, die ihres Hochmutes wegen verschrien ist, schenkt dem Treiben ihres Hofstaates ungleich mehr Beachtung, als diese anscheinend so sanfte, so bescheidene Frau für die Worte und Taten ihres Gatten übrig hatte. Bis zu Julianns Ankunft hatte sie nur für ihre Kinder gelebt. Ihre Krankheiten, ihre kleinen Leiden und Freuden erregten allein die Empfindsamkeit dieser Seele, die nichts auf der Welt geliebt hatte wie Gott, als sie noch im Sacré-Coeur-Kloster in Besançon weilte.

Ohne daß sie es einem Menschen gesagt hätte, verfiel ein Fieberanfall, den einer der Knaben bekam, sie in einen Zustand, als ob das Kind gestorben wäre. In den ersten Jahren ihrer Ehe, als sie ihrem Manne noch das Herz ausschüttete, war die Antwort auf solche Geständnisse gewöhnlich ein rohes Gelächter, ein Achselzucken, und

dazu irgendeine triviale Redensart über die Torheit der Weiber gewesen, und diese Art Scherze waren, namentlich wenn sie sich auf die Krankheiten der Kinder bezogen, jedesmal Dolchstiche in ihr Herz. Das war alles, was sie statt der zubringlichen und süßlichen Schmeicheleien des Jesuitenklosters fand, wo sie ihre Jugend verbracht hatte. Der Schmerz wurde ihr Erzieher. Zu stolz, ihren Kummer selbst ihrer Freundin, Frau Derville, zu klagen, bildete sie sich ein, alle Männer wären so wie der ihre, Herr Valenod und der Unterpräfekt Charcot de Maugiron. Noheit und größte Unempfindlichkeit gegen alles, was nicht Geldinteresse, Rang oder Orden hieß, schienen ihr Dinge, die zum Manne gehörten, wie Stiefel und Filzhut.

Jahre waren vergangen, und doch hatte sich Frau von Renal noch immer nicht an diese Profitjäger gewöhnt, in deren Mitte sie leben mußte.

Daher der schnelle Erfolg des Bauernjungen Julian. In der Sympathie für diese edle und stolze Seele fand sie einen holden und durch den Zauber der Neuheit doppelt süßen Genuß. Sie hatte ihm seine gänzliche Unwissenheit, die einen Reiz mehr bildete, bald ebenso verziehen wie seine ungeschliffenen Manieren, die sie mit Erfolg verbesserte. Sie fand, daß es der Mühe wert war, ihm zuzuhören, mochte er auch von den gewöhnlichsten Dingen reden, von einem Hund, der über die Straße lief und von einem im Trab vorbeikommenden Bauernwagen überfahren wurde. Ihr Mann hätte bei diesem schmerzlichen Anblick roh gelacht, während Julians schöne schwarze, feingeschwungene Brauen sich schmerzhaft zusammenzogen. Herz, Seelenadel, Menschlichkeit schienen ihr nur mehr bei diesem jungen Priester vorhanden, und für ihn allein fühlte sie die Sympathie und selbst die Bewunderung, die vornehme Seelen diesen Tugenden entgegenbringen.

In Paris wäre Julians Stellung zur Frau von Renal sehr viel einfacher gewesen; aber in Paris ist der Roman der Vater der Liebe. Der junge Hauslehrer und seine furchtsame Herrin hätten vier oder fünf zum Muster gehabt, und selbst die Couplets in den Varietés-Theatern hätten zur Klärung ihres Verhältnisses beigetragen. Die

Romane hätten ihnen ihre Rolle vorgezeichnet, und dieses Vorbild hätte früher oder später Julians Eitelkeit angespornt. Vielleicht ohne jeden Genuß, vielleicht sogar mit Widerstreben, aber er hätte es seinem Muster nachgetan.

In einer kleinen Stadt des Aveyron oder der Pyrenäen wäre der kleinste Zufall durch die Hitze des Klimas zum Verhängnis geworden. In unsern kühleren Himmelsstrichen sieht ein armer junger Mann, der nur deshalb ehrgeizig ist, weil sein zartes Gemüth einige der Genüsse nötig hat, die nur das Geld gewährt, tagtäglich eine dreißigjährige, aufrichtig tugendhafte Frau, die in der Pflege ihrer Kinder aufgeht und durchaus nicht daran denkt, das Vorbild für ihren Lebenswandel in Romanen zu suchen. Es geht alles langsam, es entwickelt sich alles allmählich in der Provinz; es geht alles natürlicher zu.

Oft, wenn sie an die Armut des jungen Hauslehrers dachte, gingen ihr die Augen über. Julian überraschte sie eines Tages, als sie weinte.

„Ist Ihnen ein Unglück geschehen, gnädige Frau?“ fragte er.

„Nein, mein Freund,“ antwortete sie; „rufen Sie die Kinder und lassen Sie uns spazieren gehen.“

Sie nahm seinen Arm und stützte sich in einer Weise darauf, die Julian sonderbar vorkam. Es war das erstemal, daß sie ihn mein Freund genannt hatte. Gegen Ende des Spazierganges bemerkte er, daß sie sehr rot war. Sie verlangsamte ihre Schritte.

„Es wird Ihnen nicht unbekannt sein,“ begann sie, ohne ihn anzusehen, „daß ich die einzige Erbin einer sehr reichen Tante bin, die in Besançon wohnt. Sie überhäuft mich mit Geschenken . . . Meine Söhne machen so erstaunliche Fortschritte . . . daß ich Sie bitten möchte . . . als Zeichen meiner Dankbarkeit . . . ein kleines Geschenk anzunehmen. Es handelt sich nur um ein paar Louisdors, für die Sie sich Wäsche machen lassen können. Aber . . .“ fuhr sie fort, indem sie noch mehr errötete und nicht weiter sprach.

„Wie, gnädige Frau?“ fragte Julian.

„Es hätte keinen Zweck,“ fuhr sie fort, indem sie die Augen niederschlug, „meinem Manne etwas davon zu sagen.“

„Ich bin arm, gnädige Frau, aber nicht niedrig“, erwiderte Julian, indem er stehen blieb und sich hoch aufrichtete, mit zornsprühenden Blicken. „Darüber haben Sie gewiß nicht genügend nachgedacht. Ich stände noch unter dem Rang eines Dieners, wenn ich Herrn von Rénal irgend etwas, was mein Geld betrifft, verheimlichen wollte.“

Frau von Rénal war niedergeschmettert.

„Der Herr Bürgermeister“, fuhr Julian fort, „hat mir fünfmal sechsunddreißig Franken gegeben, seit ich in seinem Hause bin. Ich bin bereit, ihm mein Ausgabebuch jederzeit vorzulegen — und jedem andern, der es sehen will, selbst Herrn Valenod, der mich haßt.“

Im weiteren Verlauf des Spaziergangs blieb Frau von Rénal blaß und zitternd, und er endete, ohne daß einer von ihnen einen Vorwand gefunden hätte, um das Gespräch fortzusetzen. Die Liebe zu Frau von Rénal schien Julian in seinem stolzen Herzen immer unmöglicher, sie hingegen achtete und bewunderte ihn: sie war von ihm ausgescholten worden. Unter dem Vorwand, die Kränkung, die sie ihm unbewußt angetan, wieder gutzumachen, ließ sie ihm die zarteste Fürsorge angedeihen, und die Neuheit dieser Art des Verkehrs bildete acht Tage lang ihr Glück. Der Erfolg war der, daß Julians Zorn sich etwas abkühlte; doch war er weit entfernt, etwas wie persönliche Zuneigung in diesen Gunstbeweisen zu sehen.

„So sind diese reichen Leute!“ sagte er sich. „Erst demütigen sie einen und dann glauben sie, alles mit ein paar Kartenspiessen gutmachen zu können.“

Frau von Rénal war noch zu unschuldig und ihr Herz war zu voll, als daß sie ihrem Manne, trotz ihres Vorsatzes, hätte verheimlichen können, was für ein Anerbieten sie Julian gemacht und wie er es zurückgewiesen.

„Was,“ fuhr Herr von Rénal gereizt auf, „Sie haben sich diese Weigerung von einem Dienstboten gefallen lassen?“

Und als Frau von Rénal sich über diese Bezeichnung aufhielt, entgegnete er:

„Ich spreche, mit Verlaub, wie der selige Prinz von Condé, als er seine Kammerherren seiner neuen Gemahlin vorstellte. „Alle diese Leute“, sagte er, „sind unsere Diensthboten.“ Ich habe Ihnen diese Stelle aus den Memoiren von Besneval vorgelesen, sie ist wichtig für die Standesfrage. Alles, was nicht von Adel ist, was bei uns wohnt und Gehalt bezieht, ist Diensthbote. Ich werde zwei Worte mit diesem Herrn Julian reden und ihm hundert Franken geben.“

„Ach, mein Lieber,“ bat Frau von Renal zitternd, „tue es wenigstens nicht vor den Diensthboten.“

„Ja, sie könnten neidisch werden, und das mit Recht“, erwiderte ihr Gemahl, indem er ging und über die Höhe der Summe nachdachte.

Frau von Renal sank in einen Stuhl, halb bewusstlos vor Schmerz. „Er wird Julian demütigen, und ich bin schuld daran!“ stöhnte sie. Sie empfand einen Widerwillen gegen ihren Gatten und verbarg ihr Gesicht in den Händen. Und sie gelobte sich heilig, ihm niemals wieder etwas zu gestehen.

Als sie Julian wieder sah, zitterte sie am ganzen Leibe und fühlte sich so beengt auf der Brust, daß sie nicht ein Sterbenswörtchen vorbringen konnte. In ihrer Verlegenheit ergriff sie seine beiden Hände und drückte sie.

„Nun, mein Freund,“ sagte sie endlich, „sind Sie mit meinem Manne zufrieden?“

„Wie sollte ich nicht?“ entgegnete Julian mit bitterem Lächeln. „Er hat mir ja hundert Franken gegeben.“

Frau von Renal blickte ihn unsicher an.

„Geben Sie mir Ihren Arm“, bat sie schließlich in entschlossenem Tone, den Julian sonst nicht bei ihr kannte.

Sie wagte bis zum Buchhändler von Verrières zu gehen, obschon dieser Mann als Liberaler bekannt war. Dort kaufte sie für zehn Louisdors Bücher, die sie ihren Söhnen gab, und zwar solche, von denen sie wußte, daß Julian sie gern mochte. Jedes der Kinder mußte an Ort und Stelle seinen Namen in die Bücher eintragen, die es

erhalten hatte. Und während Frau von Rénal sich über die Art der Genugtuung freute, die sie Julian auf diese Weise zu geben gewagt hatte, wunderte sich dieser über die Menge Bücher, die er im Laden erblickte. Er hätte sich nie erkühnt, einen so profanen Ort zu betreten; sein Herz klopfte. Weit entfernt zu erraten, was in Frau von Rénals Brust vorging, zerbrach er sich den Kopf, wie ein junger Theologiestudierender es wohl anfangen könnte, sich einige dieser Bücher zu verschaffen. Endlich kam ihm ein Gedanke. Bei einiger Geschicklichkeit würde es möglich sein, Herrn von Rénal zu überreden, daß seine Söhne die Aufgabe bekämen: „Geschichte der berühmten Edelleute, die in der Provinz geboren sind.“ Nach einem Monat sah Julian seine Bemühungen von Erfolg gekrönt, und zwar so sehr, daß er nach einiger Zeit wagte, dem edlen Bürgermeister noch etwas weit Schmerzlicheres zuzumuten: nämlich einen Liberalen in Verdienst zu setzen und ein Abonnement beim Buchhändler zu nehmen. Herr von Rénal war nun zwar nicht dagegen, seinem Ältesten eine Anschauung von mehreren Büchern zu geben, die, wenn er auf der Militärschule sein würde, im Gespräch erwähnt werden könnten; aber er weigerte sich hartnäckig, weiterzugehen. Julian vermutete einen geheimen Grund dafür, konnte ihn aber nicht entdecken.

„Ich dachte schon, Herr von Rénal,“ sagte er eines Tages, „daß es höchst unpassend wäre, wenn der gute Name eines Edelmannes wie Sie auf der schmutzigen Liste eines Buchhändlers erschiene.“

Herrn von Rénals Stirn klärte sich auf.

„Auch für einen armen Studenten der Theologie“, setzte Julian im unterwürfigeren Tone hinzu, „wäre es eine recht schlechte Note, wenn es sich eines Tages herausstellte, daß sein Name auf der Liste einer Leihbibliothek gestanden hat. Die Liberalen könnten mich bezichtigen, ich hätte die verwerflichsten Bücher verlangt; wer weiß, vielleicht gingen sie sogar so weit, den Titel hinter meinen Namen zu setzen.“

Julian sah, wie das Gesicht des Bürgermeisters wieder den Ausdruck des Mißfallens und der schlechten Laune annahm, und ging

darum nicht weiter. „Ich habe meinen Mann doch sicher“, sagte er sich.

Einige Tage darauf erkundigte sich der Älteste bei Julian in Herrn von Rénals Gegenwart über ein Buch, das er in der Zeitung erwähnt fand.

„Um den Jakobinern jeden Triumph zu benehmen“, schlug der junge Hauslehrer vor, „und mich trotzdem in den Stand zu setzen, Herrn Adolf zu antworten, könnte man sich ja durch Ihren letzten Knecht beim Buchhändler abonnieren lassen.“

„Das wäre kein schlechter Gedanke“, sagte Herr von Rénal sichtlich erfreut.

„Nur müßte man die Bedingung machen,“ fuhr Julian mit dem ernststen und fast unglücklichen Ausdruck fort, der manchen Leuten so gut steht, wenn sie am Ziel ihrer Wünsche angelangt sind — „nur müßte man die Bedingung machen, daß der Mann keine Romane entleihen darf. Denn sind diese gefährlichen Bücher erst einmal im Hause, so könnten sie die Mägde von Frau von Rénal und den Diener selbst verderben.“

„Sie vergessen die politischen Schmähschriften“, ergänzte Herr von Rénal mit hochmütiger Miene. Er wollte sich seine Bewunderung über den guten Ausweg, den der Hauslehrer seiner Kinder gefunden hatte, nicht anmerken lassen.

So bestand Julians Leben aus einer Kette kleiner Händel, deren Erfolg ihn weit mehr beschäftigte als die tiefe Sympathie Frau von Rénals, die er ihr nur an den Augen abzulesen brauchte.

Die moralische Stellung, in der er sich sein Leben lang befunden hatte, blieb im Hause des Herrn Bürgermeisters die gleiche. Hier wie in der Sägemühle des Vaters hegte er eine tiefe Verachtung gegen die Menschen, mit denen er zusammen lebte, und sie haßten ihn. Fast täglich hörte er den Unterpräfekten, Herrn Valenod oder andere Freunde des Hauses über Dinge reden, die sich unter ihren Augen abspielten, und jedesmal fiel ihm der klaffende Gegensatz zwischen ihren Anschauungen und der Wirklichkeit auf. Kam ihm eine Handlung bewundernswert vor, so konnte er sicher sein, daß

seine Umgebung sie mißbilligte. Und im stillen sagte er sich jedesmal: „Was für Ungeheuer oder Dummköpfe!“ Das Späßhafteste bei so viel Stolz war freilich, daß er von dem, wovon die Rede war, oft gar nichts verstand.

Er hatte nie im Leben mit einem Menschen aufrichtig gesprochen, außer mit dem alten Stabsarzt, und die wenigen Gedanken, die er hatte, bezogen sich auf Napoleons Feldzüge in Italien oder auf die Chirurgie. Sein kindlicher Mut gefiel sich in den ausführlichsten Schilderungen der schmerzhaftesten Operationen, und er sagte sich: „Ich hätte nicht mit der Wimper gezuckt!“

Das erstemal, als Frau von Rénal eine Unterhaltung mit ihm anknüpfte, die sich nicht um die Erziehung der Kinder drehte, fing er gleich von chirurgischen Operationen an. Sie erblafte und bat ihn, stillzuschweigen.

Julian wußte indessen nichts andres. So trat bei dem gemeinsamen Leben, das sie führten, wenn sie beide allein waren, jedesmal eine sonderbare Stille ein. Im Wohnzimmer las sie in seinen Augen, so demütig seine Haltung auch war, eine Art geistiger Überlegenheit über alles, was zu ihr ins Haus kam. Befand sie sich einen Augenblick allein mit ihm, so sah sie ihn sichtlich in Verlegenheit. Das beunruhigte sie, denn ihr weiblicher Instinkt sagte ihr, daß diese Verlegenheit durchaus nicht auf Liebe beruhte.

Nach irgendeiner Idee, die Julian aus einer Erzählung des alten Stabsarztes über die gute Gesellschaft hatte, empfand er es jedesmal als einen Vorwurf gegen sich, wenn eine Dame zugegen war und Schweigen eintrat, als ob dies Schweigen seine besondere Schuld wäre. Dieses Gefühl wurde noch hundertmal peinlicher, wenn sie beide allein waren. Sein Kopf war voll der abenteuerlichsten und überspanntesten Vorstellungen, was ein Mann einer Frau alles sagen müßte, wenn er mit ihr allein ist, und in seiner Verwirrung fand er nur unmögliche Gedanken. Seine Seele schwebte in höheren Regionen, und doch konnte er sich nicht aus dem drückendsten Stillschweigen emporreißen. So wurde sein strenger Ausdruck bei den langen Spaziergängen mit Frau von Rénal und den

Kindern durch die unerträglichsten Qualen, die er litt, noch härter. Er verachtete sich furchtbar. Und wenn er sich unglücklicherweise zum Reden zwang, so sagte er bisweilen die lächerlichsten Dinge. Um das Maß vollzumachen, sah er seine Unsinnigkeit ein und übertrieb sie in seinem Geiste, aber was er nicht sah, das war der Ausdruck seiner Augen. Sie waren so schön und verrieten eine so feurige Seele, daß sie, wie bei guten Schauspielern, Dingen, die gar keinen Sinn hatten, oft einen holden Sinn verliehen. Frau von Rénal bemerkte, daß er, wenn er allein mit ihr war, ihr niemals eine Artigkeit sagte, außer wenn irgendein unvorhergesehener Zwischenfall ihn ablenkte und er gar nicht daran dachte, ein Kompliment zu drehen. Diese Geistesblitze Juliens genoß sie mit Entzücken, da die Freunde des Hauses sie mit neuen und glänzenden Einfällen nicht eben verwöhnten.

Seit Napoleons Sturz ist in der Provinz jeder Schein von Galanterie streng verpönt. Man fürchtet, abgesetzt zu werden. Die Schurken suchen Schutz bei den Kongregationen, und die Heuchelei macht selbst in den liberalen Klassen die schönsten Fortschritte. Die Langleiweile nimmt überhand. Es bleibt kein Vergnügen mehr übrig als Lektüre und Ackerbau.

Frau von Rénal war als reiche Erbin einer frömmelnden Tante schon mit sechzehn Jahren an einen angesehenen Edelmann verheiratet worden. Sie hatte in ihrem Leben nie etwas von Liebe gehört und gesehen. Ihr Beichtvater, der gute Pfarrer Chélan, sprach ihr zum erstenmal von Liebe, als Herr Valenod ihr den Hof machte, und entwarf ihr ein so verabscheuungswürdiges Bild davon, daß dieses Wort ihr nur die verworfenste Ausschweifung darstellte. Die Liebe, die sie in der kleinen Zahl von Romanen gefunden hatte, welche ihr zufällig zu Gesicht kamen, hielt sie für eine Ausnahme oder für etwas ganz Unmögliches. Dank dieser Unwissenheit war Frau von Rénal unablässig mit Julian beschäftigt und dabei ganz glücklich, ohne sich je den kleinsten Vorwurf zu machen.

Achtes Kapitel

Kleine Ereignisse

Then there were sighs, the deeper for suppression,
And stolen glances, sweeter for the theft,
And burning blushes, though for no transgression.

Byron, Don Juan, C. I, St. 74

Srau von Renals Engelsgüte, die sowohl in ihrem Charakter wie in ihrem gegenwärtigen Glück wurzelte, wurde nur dann leicht getrübt, wenn sie an ihre Kammerjungfer Elisa dachte. Das Mädchen hatte eine Erbschaft gemacht und war zum Pfarrer Chélan gegangen, um ihm zu gestehen, daß sie Julian heiraten wollte. Der Pfarrer war über das Glück seines Freundes aufrichtig erfreut; um so größer war seine Überraschung, als Julian ihm in entschiedenem Ton erklärte, daß er auf Fräulein Elisas Heiratsantrag nicht eingehen könnte.

„Achten Sie, mein Sohn, auf das, was in Ihrem Herzen vorgeht“, sagte der Pfarrer stürnrunzelnd. „Ich wünsche Ihnen Glück zu Ihrem Berufe, wenn er es ist, um dessentwillen Sie ein mehr als hinreichendes Vermögen ausschlagen. Es sind jetzt sechsundfünfzig Jahre, daß ich hier in Verrières bin, und trotzdem werde ich allem Anschein nach abgesetzt werden. Das betrübt mich, obwohl ich achthundert Franken Renten habe. Ich erzähle Ihnen das so genau, damit Sie sich keinen Illusionen darüber hingeben, was im Priesterstand Ihrer wartet. Wenn Sie die Absicht haben, den Mächtigen der Erde zu frönen, so ist Ihnen die ewige Verdammnis sicher. Sie können Ihr Glück machen, aber auf Kosten der Armen. Sie müssen dem Unterpräfekten, dem Bürgermeister, jedem Manne von Ansehen schmeicheln und ihren Lüsten Vorschub leisten. In der Welt nennt man das Lebensklugheit, und in einem weltlichen Berufe braucht es mit dem ewigen Heile nicht unvereinbar zu sein, aber in unserm Stande muß man wählen; entweder man macht sein Glück in dieser Welt oder in jener; ein Mittel Ding gibt es nicht. Gehen Sie, lieber Freund, denken Sie nach und geben Sie mir in drei Tagen Ihre endgültige Antwort. Zu meinem Schmerz sehe ich im Grunde

Ihrer Seele eine düstere Glut; die spricht nicht für die Mäßigung und die völlige Verleugnung aller irdischen Wünsche und Begierden, die für einen Priester nötig sind. Ich verspreche mir Gutes von Ihrem Geiste, aber das muß ich Ihnen als Ihr Seelsorger sagen," setzte der alte Pfarrer tränenden Auges hinzu, „ich zittre für Ihr Seelenheil.“

Julian schämte sich seiner Rührung; zum erstenmal in seinem Leben fühlte er sich geliebt; er weinte voller Glückseligkeit und verbarg sich mit seinen Tränen in den Wäldern oberhalb von Verrières.

„Was soll ich von diesem Zustand halten?“ fragte er sich endlich. „Ich fühle, daß ich für diesen guten Pfarrer hundertmal mein Leben lassen könnte, und doch hat er mir eben klargemacht, daß ich nur ein Tropf bin. Ihn muß ich vor allem täuschen, und er errät mich gerade. Diese geheime Glut, von der er spricht, ist meine Absicht, mein Glück zu machen. Er hält mich des Priesterstandes für unwürdig und das gerade in dem Augenblick, wo ich mir einbildete, ihm durch meinen Verzicht auf die fünfzig Louisdors Rente den höchsten Begriff von meiner Frömmigkeit und Berufenheit zu geben!“

„In Zukunft“, vollendete Julian, „werde ich mich nur auf die Seiten meines Charakters verlassen, die ich erprobt habe. Wer hätte mir wohl gesagt, daß ich Vergnügen am Weinen finden würde! Daß ich den lieben würde, der mir beweist, daß ich nur ein Dummkopf bin?“

Drei Tage später hatte Julian den Vorwand gefunden, den er gleich am ersten Tage hätte vorschützen müssen. Es war eine Verleumdung, aber was tat das? Er gestand dem Pfarrer nach langem Zögern, er hätte einen Grund, den er ihm nicht auseinanderlegen könnte, weil er einem dritten schade; dieser Grund hätte ihn von Anfang an von der beabsichtigten Verbindung abgehalten. Das hieß so viel, als Elisas Wandel verdächtigen. Der alte Pfarrer fand in seinem Wesen ein gewisses weltliches Feuer, so ganz anders als jenes, das einen jungen Leviten erfüllen sollte.

„Mein Freund“, sagte er ihm abermals, „werden Sie lieber ein achtbarer und tüchtiger Alderbürger als ein Priester ohne inneren Beruf.“

Julian antwortete auf diese neuen Vorhaltungen sehr gut: er fand Worte, wie sie ein eifriger junger Seminarist vorgebracht hätte: aber der Ton, in dem er sie sagte, und das schlecht verhehlte Feuer, das aus seinen Augen blühte, beunruhigte den Kreis.

Man muß Julian nicht nach diesen Anfängen beurteilen; seine Worte waren genau die eines klugen und vorsichtigen Heuchlers. Das ist in seinen Jahren nicht so schlimm. Was aber Ton und Bewegungen anlangt, so lebte er ja unter Bauern und hatte große Vorbilder nie gehabt. Und sobald er mit solchen in Berührung kam, war er in seinen Gebärden ebenso zu bewundern wie in seinen Worten.

Frau von Renal war erstaunt, daß ihr Kammermädchen durch diese Erbschaft gar nicht beglückt schien; sie sah sie beständig zum Pfarrer laufen und mit Tränen in den Augen zurückkommen; endlich gestand ihr Elisa ihren Heiratsplan.

Frau von Renal fühlte sich krank; sie lag wie im Fieber und konnte keinen Schlaf finden. Sie fühlte sich nur dann besser, wenn sie die Kammerzofe oder Julian unter den Augen hatte. Unablässig dachte sie an die beiden und an das Glück, das sie in ihrer Ehe finden würden. Sie malte sich die Armut dieses kleinen Haushaltes, der mit fünfzig Louisdors bestritten werden sollte, mit den berückendsten Farben aus. Julian könnte ganz leicht Advokat in Bray werden, dem Sitze der Unterpräfektur, zwei Meilen von Verrières, und sie würde ihn dann öfters sehen.

Frau von Renal glaubte ernstlich, daß sie verrückt würde, sie sagte es ihrem Manne und wurde schließlich krank. Denselben Abend bemerkte sie, daß ihr Kammermädchen bei seinen Handreichungen weinte. Sie haßte Elisa in diesem Augenblick und hatte sie eben ausgecholten; jetzt bat sie sie um Verzeihung. Elisa weinte nun erst recht. Wenn ihre Herrin es erlaubte, sagte sie, wolle sie ihr ganzes Unglück erzählen.

„Sprich“, gebot Frau von Renal.

„Ach Gott, gnädige Frau, er will mich nicht. Schlechte Menschen haben ihm sicher was Nachtheiliges über mich erzählt, und er glaubt ihnen.“

„Wer will dich nicht?“ stieß Frau von Rénal hervor.

„Wer anders als Herr Julian!“ erwiderte das Mädchen schluchzend. „Der Herr Pfarrer hat seinen Widerstand nicht brechen können; der Herr Pfarrer findet auch, daß er ein ehrbares Mädchen nicht abweisen dürfe, weil es Dienstmädchen sei. Herrn Juliens Vater ist auch nichts anderes als ein Zimmermann, und wie hat er denn selbst sein Brot verdient, ehe er zur gnädigen Frau kam?“

Frau von Rénal hörte nicht mehr zu; dieses Übermaß von Glück hatte sie fast der Vernunft beraubt. Sie ließ es sich mehrere Male wiederholen und beteuern, daß Julian entschieden abgelehnt hätte und daß keine Aussicht mehr wäre, ihn zu einem besseren Entschluß umzustimmen.

„Ich will einen letzten Versuch machen,“ sagte sie zu ihrem Zimmermädchen, „ich will selbst mit Herrn Julian reden.“

Am nächsten Tage nach dem Frühstück trat Frau von Rénal für die Sache ihrer Nebenbuhlerin ein; sie schwelgte eine Stunde lang in Entzücken, da Julian Hand und Vermögen des Mädchens beständig zurückwies.

Nach und nach ging Julian aus seinen gemessenen Antworten heraus und widerlegte ihre guten Ratschläge mit viel Geist. Sie konnte des Glücktaumels, der ihre Seele nach so vielen verzweiflungsvollen Tagen erfaßte, nicht Herr werden und wurde nun erst recht krank. Als es ihr besser ging und sie sich in ihrem Zimmer behaglich fühlte, schickte sie alle Menschen fort. Sie war tief erstaunt.

„Liebe ich Julian etwa?“ fragte sie sich schließlich.

Diese Entdeckung, die ihr in jedem andern Augenblick Gewissensbisse bereitet und sie tief erregt hätte, kam ihr jetzt nur wie ein seltsames Schauspiel vor, an dem sie selbst keinen Teil hatte. Ihre Seele war durch alles, was sie durchgemacht hatte, tief erschöpft und nahm keinen Anteil mehr an ihrem Triebleben.

Frau von Rénal wollte arbeiten und schief darüber ein; als sie aufwachte, war sie nicht so erschrocken, wie sie es hätte sein müssen. Sie war zu glücklich, um irgend etwas als schlimm anzusehen. Naiv und unschuldig, wie sie war, hatte sie ihrer Seele bei irgendeinem

neuen, unbekanntem Gefühl oder Unglück niemals irgendwelche Empfindungen abgepreßt. Vor Juliens Ankunft war sie durch die große Arbeitslast, die in der Provinz auf einer guten Hausfrau ruht, vollständig in Anspruch genommen und von den Leidenschaften hielt sie etwa das, was wir vom Glückspiel halten: daß sie ein sicherer Betrug sind und ein Glück, das nur Verrückte suchen.

Es schellte zum Mittagessen; Frau von Rénal wurde feuerrot, als sie Juliens Stimme hörte, der mit den Knaben hereinkam. Die Liebe hatte sie bereits etwas gewißigt, und sie entschuldigte ihr Erröten mit starkem Kopfschmerz.

„So seid ihr Weiber alle!“ sagte Herr von Rénal unter rohem Gelächter; „es gibt immer was an der Maschine auszuflicken.“

Frau von Rénal war an diese Art Scherze ihres Mannes zwar gewöhnt, aber der Ton entsetzte sie doch. Um sich auf andere Gedanken zu bringen, schaute sie Juliens Gesicht an; wenn er der häßlichste Mensch gewesen wäre, in diesem Augenblick hätte er ihr gefallen.

Herr von Rénal war sehr darauf bedacht, die Gewohnheiten eines Hofmannes zu kopieren, er siedelte darum an den ersten schönen Frühlingstagen nach Bergy über, demselben Dorfe, das durch das tragische Schicksal der Gabrielle de Bergy bekannt ist.⁵

Ein paar hundert Schritt von den malerischen Ruinen der alten gotischen Kirche besaß Herr von Rénal ein altes Schloß mit vier Türmen und einen Garten nach dem Muster der Tuileriengärten, mit vielen Buchsbaumeinfassungen und Kastanienalleen, die zweimal im Jahre beschnitten wurden. Ein angrenzendes, mit Obstbäumen bestandenes Stück Land diente zum Spazierengehen. Acht oder zehn herrliche Nußbäume erhoben sich am Ende des Obstgartens mit ihren dichtbelaubten Wipfeln bis zu achtzig Fuß Höhe.

„Jeder dieser verdammten Nußbäume“, pflegte Herr von Rénal zu sagen, wenn seine Frau sie bewunderte, „bringt mich um den Ertrag eines halben Morgens; das Korn kann in ihrem Schatten nicht gedeihen.“

Der Landaufenthalt schien Frau von Rénal etwas Neues, ihre Bewunderung steigerte sich bis zur Ekstase. Das Gefühl, das sie

erfüllte, gab ihr Geist und Entschluß. Am Tage nach ihrer Ankunft, als Herr von Rénal in Verwaltungsangelegenheiten zur Stadt zurück mußte, nahm sie auf ihre Kosten Arbeiter an. Julian hatte sie auf den Gedanken gebracht, einen kleinen Sandweg durch den Obstgarten und unter den großen Rußbäumen anzulegen, damit die Kinder schon am Morgen spazieren gehen konnten, ohne daß ihre Schuhe vom Tau naß wurden. Dieser Gedanke war noch keinen Tag alt, als er schon ausgeführt wurde. Frau von Rénal verbrachte den ganzen Tag fröhlich an Julians Seite mit Beaussichtigung der Arbeiter.

Als der Bürgermeister aus der Stadt zurückkam, war er sehr erstaunt, daß der Weg schon fertig war. Seine Ankunft überraschte auch Frau von Rénal; sie hatte ganz vergessen, daß er noch existierte. Die nächsten zwei Monate tabelte er fortwährend die Dreistigkeit, daß eine so wichtige Verbesserung ohne seine Einwilligung vorgenommen worden sei, aber Frau von Rénal hatte sie auf ihre Kosten genommen, und das tröstete ihn ein wenig.

Sie brachte ihre Tage mit den Kindern im Baumgarten zu und jagte mit ihnen Schmetterlinge. Sie hatten große Netze aus weißer Gaze bekommen, mit denen sie die Lepidopteren fingen, wie Julian die armen Tiere titulierte. Er hatte dieses barbarische Wort aus dem schönen Werke von Godard, das Frau von Rénal aus Besançon hatte kommen lassen, und erzählte ihr manches von den seltsamen Gewohnheiten dieser Tiere.

Sie wurden ohne Erbarmen mit Nadeln aufgespießt und in einen großen Pappkasten gesteckt, den Julian eigens dazu gemacht hatte.

Auf diese Weise fand sich endlich ein Gesprächsstoff zwischen ihm und Frau von Rénal, und er war nicht mehr den entsetzlichen Qualen des völligen Stillschweigens ausgesetzt.

Sie redeten unaufhörlich miteinander und mit dem größten Eifer, wenn auch immer von sehr unschuldigen Dingen. Dieses bewegte, geschäftige und fröhliche Leben war nach jedermanns Geschmack, nur Fräulein Elisa klagte über die viele Arbeit. „Die gnädige Frau hat noch nie soviel Sorgfalt auf ihre Toilette verwandt,“ sagte sie,

„selbst zur Karnevalszeit nicht, wenn in Verrières Ball ist. Sie zieht sich täglich zwei- oder dreimal um.“

Da es nicht unsere Absicht sein kann, irgend jemandem zu schmeicheln, so darf nicht verschwiegen werden, daß Frau von Rénal sich ihres herrlichen Teints wegen stets Kleider machen ließ, die Brust, Hals und Arme möglichst freiließen. Sie hatte schöne Formen. und diese Art sich anzuziehen, stand ihr entzückend.

„Sie haben nie so jung ausgesehen, gnädige Frau“, sagten ihre Freunde aus Verrières, wenn sie zum Essen nach Bergy kamen. (Dies ist eine landläufige Redensart.)

Etwas Seltsames wird bei unsern Lesern wenig Glauben finden: Frau von Rénal verfolgte mit der großen Sorgfalt, die sie auf sich verwandte, keine besondere Absicht. Sie fand Vergnügen daran, und ohne etwas anderes dabei zu denken, arbeitete sie, sobald sie nicht mit den Kindern auf Schmetterlingsjagd ging, mit Elisa an neuen Kleidern. Die einzige Fahrt nach Verrières, die sie machte, galt dem Ankauf neuer Sommerkleider, die eben von Mülhausen angekommen waren.

Sie brachte eine junge Frau, eine Verwandte, mit nach Bergy. Seit ihrer Heirat hatte sie sich mit Frau Derville, ihrer alten Gefährtin aus dem Sacré-Coeur, unmerklich befreundet.

Frau Derville lachte viel über die „tollen Einfälle“ ihrer Kusine, wie sie es nannte. „Wäre ich allein,“ sagte sie, „dann käme mir so etwas nicht in den Sinn.“ Frau von Rénal schämte sich, sobald sie mit ihrem Manne zusammen war, dieser plötzlichen Einfälle, die man in Paris hervorragend genannt hätte, wie einer Torheit; Frau Dervilles Gegenwart ermutigte sie jedoch. Erst brachte sie ihre Gedanken nur in schüchternem Tone vor, aber sobald die Damen lange allein waren, wurde Frau von Rénal lebhafter, und ein langer einsamer Vormittag verging ihnen wie im Handumdrehen und stimmte die beiden Freundinnen sehr lustig. Diesmal fand die verständige Frau Derville ihre Freundin viel weniger heiter und viel glücklicher. Julian hatte seit seiner Ankunft auf dem Lande recht wie ein Kind gelebt und war über die Schmetterlingsjagd ebenso glücklich,

wie seine Zöglinge. Hier, wo er nach so viel Zwang und geschickter Politik den Blicken der Menschen entrückt war und instinktiv fühlte, daß er von Frau von Renal nichts zu fürchten hatte, gab er sich ganz der Daseinsfreude hin, die in diesem Alter stets groß ist, noch dazu in einer der schönsten Berglandschaften der Welt.

Als Frau Derville ankam, hatte Julian gleich das Gefühl, daß sie seine Freundin sei; er zeigte ihr sofort die Aussicht, die man vom äußersten Ende des neuen Weges unter den Nußbäumen hatte. Wahrhaftig, sie kann sich mit dem Herrlichsten, was die Schweiz oder die italienischen Seen zu bieten haben, wohl messen, wenn sie nicht noch schöner ist! Klettert man den steilen Abhang hinauf, der ein paar Schritte weiter ansteigt, so stößt man bald auf tiefe Schluchten, deren Ränder mit Eichwäldern bestanden sind und die sich fast bis zum Flusse herabziehen. Auf die Spitzen dieser zerklüfteten Felsränder führte Julian die beiden Freundinnen mit Wonne; er fühlte sich frei und glücklich, mehr noch, als Herr des Hauses, und ergöhte sich an ihrer Bewunderung für diese herrliche Aussicht.

„Für mich ist das wie Mozartsche Rusil“, sagte Frau Derville.

Die Umgegend von Verrières war Julian durch die Mißgunst seiner Brüder und durch die Tyrannei eines launischen Vaters verfehlt; in Bergy fand er keine bitteren Erinnerungen, zum erstenmal in seinem Leben sah er keinen Feind. Wenn Herr von Renal in der Stadt war, was öfters vorkam, wagte er des Nachts zu lesen, wobei er noch die Vorsicht gebrauchte, seine Lampe in eine umgestülpte Blumenvase zu stellen; bald aber überließ er sich nachts dem Schlummer, und am Tage, in den Freistunden, ging er nach den Felsen mit dem Buche, das ihm ein Vorbild seines Benehmens und der Gegenstand seiner Begeisterung war. Hier fand er Glück, Überschwang und Trost in Stunden der Entmutigung.

Gewisse Dinge, die Napoleon über die Frauen sagt, und verschiedene Erörterungen über den Wert der Moberomane jener Zeit brachten ihn zum erstenmal auf gewisse Gedanken, die jeder andere junge Mensch in seinem Alter längst gehabt hätte.

Bald kam die Hundstagszeit heran. Die Abende wurden jetzt gewöhnlich unter einer mächtigen Linde dicht vor dem Hause verbracht. Die Dunkelheit war hier undurchdringlich. Eines Abends sprach Julian lebhaft; er freute sich, daß er gut sprach und noch dazu mit zwei jungen Frauen. Bei seinen lebhaften Bewegungen berührte er einmal Frau von Rénals Hand, die auf der Lehne eines gestrichenen Gartenstuhls lag.

Die Hand wurde sehr schnell zurückgezogen; das kränkte Julian, und er sagte sich, daß es seine Pflicht wäre, zu erreichen, daß diese Hand sich nicht zurückzöge, wenn er sie berührte. Der Gedanke, daß er eine Pflicht zu erfüllen hätte, und das Gefühl der Väterlichkeit oder Feigheit, wenn er seine Zwecke nicht erreichte, benahm ihm sofort alle Freude.

Neuntes Kapitel

Ein Abend auf dem Lande

Guecrins Dido — Welch entzückendes Bild!
Strombed

Als er Frau von Rénal am nächsten Morgen wieder sah, warf er ihr seltsame Blicke zu. Er beobachtete sie wie einen Feind, mit dem man sich schlagen muß. Diese Blicke, die so anders waren als am letzten Abend, brachten Frau von Rénal um ihren Verstand; sie war gut gegen ihn gewesen, und er schien böse zu sein. Sie konnte ihre Blicke nicht von den seinen wenden.

Durch Frau Dervilles Gegenwart wurde es Julian möglich, weniger zu sprechen und sich mehr mit dem zu beschäftigen, was er sich in den Kopf gesetzt hatte. Den ganzen Tag lang tat er nichts, als daß er sich aus dem begeisterten Buche, das ihm immer bestärkte, neue Kraft zog.

Er kürzte die Stunden der Kinder sehr ab, und Frau von Rénals Gegenwart gemahnte ihn doppelt, an seinen Triumph zu denken. Er faßte den festen Vorfaß, daß sie ihm diesen Abend erlauben sollte, ihre Hand in der seinen zu lassen.

Als die Sonne unterging und der entscheidende Augenblick heranrückte, begann Julians Herz eigentümlich zu schlagen. Allmählich wurde es dunkel. Es stel ihm wie ein Stein vom Herzen, als er merkte, daß es sehr dunkel werden würde. Ein schwüler Wind tat sich auf und trieb schwere Wolken über den Himmel; ein Gewitter schien im Anzuge. Die beiden Freundinnen gingen noch spät spazieren. Alles, was sie an diesem Abend taten, kam Julian seltsam vor. Sie genossen diese Stunde, in der zartfühlende Seelen den Zauber der Liebe am stärksten empfinden.

Endlich setzten sie sich, Frau von Rénal neben Julian und Frau Derville dicht neben ihre Freundin. Julian brachte kein Wort heraus, sein Vorhaben nahm ihn ganz in Anspruch. Die Unterhaltung schlich matt dahin.

„Würde ich wohl ebenso zittern und unglücklich sein, wenn ich vor meinem ersten Duell stehe?“ fragte Julian sich, denn er war zu mißtrauisch gegen sich wie gegen andere, um den Zustand seiner Seele nicht zu erkennen.

In seiner Todesangst hätte er jede Gefahr vorgezogen. Hundertmal wünscht er sich, Frau von Rénal müßte häuslicher Geschäfte wegen den Garten verlassen und ins Haus gehen. Die Gewalt, die Julian sich antat, war so groß, daß seine Stimme völlig verändert klang. Bald begann auch Frau von Rénals Stimme zu zittern, aber er merkte es nicht. Der furchtbare Kampf zwischen Pflicht und Schüchternheit war zu heftig, als daß er für die Außenwelt Sinn gehabt hätte. Auf der Turmuhr hatte es dreiviertel zehn geschlagen, ohne daß er das geringste ausgeführt hätte. Entrüstet über seine Feigheit gelobte er sich: „Im Augenblick, wo es zehn Uhr schlägt, führe ich das aus, was ich mir den ganzen Tag vorgenommen habe, oder ich gehe in mein Zimmer und schieße mich tot.“

Nach einer letzten Viertelstunde der Angst und Spannung, in der Julians Aufregung derart wuchs, daß er fast den Verstand verlor, schlug es auf der Turmuhr über ihnen zehn. Jeder Schlag dieser Schicksalsglocke hallte in seiner Brust wider, fast mit einer körperlichen Bewegung.

Endlich, als der letzte Schlag verhallte, streckte er die Hand aus und ergriff Frau von Rénals Hand, die sich sofort zurückzog. Da ergriff er sie von neuem, kaum wissend, was er tat. Trotz seiner großen Erregung war er betroffen über die eisige Kälte dieser Hand. Er drückte sie krampfhaft in der seinen; noch ein letzter Versuch, sie ihm zu entreißen, dann blieb sie liegen.

Er hätte jubeln mögen vor Freude, nicht weil er Frau von Rénal liebte, nein, weil diese entsetzliche Qual überstanden war. Um Frau Derville nichts merken zu lassen glaubte er sprechen zu müssen. Seine Stimme klang jetzt hell und kräftig, während die Frau von Rénals immer noch so vor Erregung zitterte, daß ihre Freundin sie für krank hielt und sie aufforderte, ins Haus zu gehen. Julian fühlte sofort die Gefahr. „Wenn Frau von Rénal jetzt hineingeht,“ dachte er, „so falle ich wieder dem furchtbaren Zustand anheim, in dem ich den Tag über war. Diese Hand hat zu kurz in der meinen geruht, als daß dies schon einen errungenen Vorteil bedeuten könnte.“

Und als Frau Derville von neuem den Vorschlag machte, in das Haus zu gehen, drückte Julian kräftig die Hand, die willenlos in der seinen ruhte.

Frau von Rénal, die sich schon erhoben hatte, setzte sich wieder und sagte mit ersterbender Stimme: „Ich fühle mich wirklich etwas angegriffen, aber die frische Luft tut mir wohl.“

Diese Worte besiegelten Julians Glück, das in diesem Augenblick unermesslich war. Er redete, er vergaß zu heucheln und erschien den beiden Freundinnen, die ihm zuhörten, als ein Ausbund von Liebenswürdigkeit. Gleichwohl fehlte es dieser Verebbarkeit, die so plötzlich über ihn kam, noch etwas an Mut. Er hatte eine Todesangst, daß Frau Derville wegen des Windes, der sich erhoben hatte und dem Gewitter voranging, allein in den Salon gehen möchte. Dann wäre er mit Frau von Rénal ganz allein geblieben. Fast nur durch Zufall hatte er den blinden Mut zum Handeln gefunden, aber er fühlte, daß es seine Kräfte überstieg, Frau von Rénal nur ein Sterbenswörtchen zu sagen. Wenn er sich auch noch so wenig

vorzuwerfen hatte, er sah doch, daß er eine Schlappe erleiden und des errungenen Vorteils wieder verlustig gehen würde.

Zum Glück für ihn fanden seine rührenden und emphatischen Reden heute abend Gnade bei Frau Derville, die ihn sonst oft linksich wie ein Kind und wenig unterhaltend fand. Frau von Rénal hingegen saß Hand in Hand mit Julian und dachte an nichts. Sie ließ alles gehen. Die Stunden unter dieser uralten Linde, die von Karl dem Kühnen gepflanzt sein sollte, waren für sie eine Zeit des Glückes. Mit Entzücken lauschte sie dem Säuseln des Windes in dem dichten Laubdach der Linde und dem Klatschen der Regentropfen, die auf die untersten Blätter fielen. Julian bemerkte das wichtigste gar nicht. Frau von Rénal hatte ihm ihre Hand entzogen und war aufgestanden, um ihrer Kusine zu helfen, eine Blumenvase, die der Wind umgestürzt hatte, wieder aufzurichten. Kaum aber saß sie wieder, so legte sie ihre Hand ohne weiteres in die seine, als ob dies schon eine ausgemachte Sache sei.

Es hatte längst Mitternacht geschlagen. Sie mußten endlich den Garten verlassen und trennten sich. Frau von Rénal war von ihrem Liebesglück so überwältigt, daß sie sich in ihrer Unwissenheit kaum Vorwürfe machte. Das Glück raubte ihr den Schlummer. Julian fiel in einen bleiernem Schlaf, er war tief erschöpft von den Kämpfen zwischen Stolz und Furchtsamkeit, die den ganzen Tag in seiner Brust getobt hatten.

Am nächsten Morgen um fünf Uhr wurde er geweckt, und was für Frau von Rénal höchst schmerzlich gewesen wäre, wenn sie es gewußt hätte, er dachte kaum an sie. Er hatte seine Pflicht getan, und zwar eine heldische Pflicht. In seinem Glück darüber schloß er sich in sein Zimmer ein und vertiefte sich mit einer ganz neuen Freude in die Lektüre der Laten seines Helben.

Als es zum Frühstück läutete, hatte er über den Bulletins der Großen Armee alle seine gestrigen Eroberungen vergessen. Als er ins Wohnzimmer herunterging, sagte er sich in leichtfertigem Tone: „Ich muß der Frau sagen, daß ich sie liebe.“

Aber statt der Liebesblicke, die er erwartet hatte, sah er die strengen Blicke des Herrn von Rénal auf sich gerichtet; er war seit zwei Stunden aus Verrières angekommen und machte kein Hehl aus seiner Unzufriedenheit, daß Julian den ganzen Vormittag hatte verstreichen lassen, ohne sich um die Kinder zu kümmern. Es gab keinen häßlicheren Anblick, als den dieses Mannes mit der wichtigen Miene, wenn er schlechter Laune war und glaubte, sie zeigen zu dürfen.

Jedes scharfe Wort ihres Mannes schnitt Frau von Rénal ins Herz. Julian dagegen war noch so begeistert, noch so voll von den gewaltigen Bildern, die stundenlang an seinem Auge vorübergezogen waren, daß er seine Aufmerksamkeit anfangs kaum so weit herabschrauben konnte, um auf die harten Worte des Herrn von Rénal zu hören. Endlich sagte er ziemlich scharf:

„Ich war krank.“

Der Ton dieser Antwort hätte selbst einen viel weniger empfindlichen Mann als den Bürgermeister geärgert. Er dachte einen Augenblick daran, Julian die rechte Antwort zu geben, indem er ihn auf der Stelle weggagte. Nur der Grundsatz, sich in Geschäften nie zu übereilen, hielt ihn davon zurück.

„Dieser junge Tölpel“, sagte er sich gleich darauf, „hat sich in meinem Hause eine Art Ruf gemacht; Valenod könnte ihn zu sich nehmen, oder vielleicht heiratet er die Elisa, und in beiden Fällen würde er mich im stillen auslachen.“

Trotz dieser wohlweisen Überlegungen machte sich seine Unzufriedenheit doch in einer Reihe von Grobheiten Luft, die Julian allmählich reizten. Frau von Rénal war dem Weinen nahe. Kaum war das Frühstück zu Ende, so bat sie Julian, mit ihnen spazieren zu gehen, wobei sie sich vertraulich auf seinen Arm stützte. Auf alles, was sie ihm sagte, erwiderte er immer nur halblaut: „Ja, so sind diese reichen Leute!“

Herr von Rénal schritt dicht neben ihnen, seine Gegenwart reizte Julians Zorn noch mehr. Plötzlich bemerkte er, daß Frau von Rénal sich mit besonderem Nachdruck auf seinen Arm stützte.

Diese Bewegung widerte ihn an; er stieß sie heftig von sich und machte seinen Arm los.

Glücklicherweise entging Herrn von Rénal diese neue Unverschämtheit; nur Frau Derville bemerkte sie und ihre Freundin brach in Tränen aus. Herr von Rénal war gerade dabei, ein kleines Bauernmädchen, das einen verbotenen Weg eingeschlagen hatte und eine Ecke des Baumgartens durchquerte, mit Steinwürfen zu verjagen.

„Herr Julian,“ sagte Frau Derville schnell, „mäßigen Sie sich! Bedenken Sie, daß wir alle unsere Launen haben.“

Julian sah sie mit eisigen Blicken an; in seinen Augen lag der Ausdruck der souveränsten Verachtung.

Dieser Blick machte Frau Derville betroffen und würde sie noch viel mehr erstaunt haben, wenn sie seine eigentliche Bedeutung ermessen hätte; es glimmte darin wie von einer unbestimmten Hoffnung auf schreckliche Vergeltung. Solche Augenblicke der Demütigung müssen es gewesen sein, die einen Robespierre hervorgebracht haben.

„Guer Julian ist recht heftig“, sagte Frau Derville ganz leise zu ihrer Freundin. „Er erschreckt mich ordentlich.“

„Er hat auch Grund erzürnt zu sein“, begütigte diese. „Bei den erstaunlichen Fortschritten, welche die Kinder durch ihn gemacht haben, kann er wohl einen Morgen für sich bleiben, ohne mit ihnen zu reden. Man muß zugeben, daß die Männer recht hart sind.“

Zum erstenmal in ihrem Leben empfand Frau von Rénal das Bedürfnis nach Rache an ihrem Manne. Julians wilder Grimm über die reichen Leute kochte über. Zum Glück rief Herr von Rénal eben seinen Gärtner und ging mit ihm daran, den verbotenen Weg durch den Baumgarten mit Dornsträuchern zu sperren. Julian antwortete nicht ein einziges Mal auf die Zuborkommenheiten, mit denen er von den beiden Damen während des ganzen Spazierganges bedacht wurde. Herr von Rénal war kaum außer Sicht, als sie ihn unter dem Vorwand, ermüdet zu sein, beide um seinen Arm baten.

So schritt Julian zwischen den beiden Frauen, die in ihrer großen Verlegenheit heftig erröteten, mit leichenblassem Gesicht und düsterem und entschlossenem Ausdruck. Ein eigener Gegensatz! Er verachtete diese Frauen und alle zarten Gefühle.

„Ha!“ sagte Julian sich im stillen, „nicht mal fünfhundert Franken Rente, um meine Studien zu beenden. Ach, wie ich ihm dann den Laufpaß geben würde!“

In diese strengen Gedanken vertieft, empfand Julian selbst das Wenige, was er von den freundlichen Worten der beiden Frauen überhaupt anhörte, als sinnlos, albern, schwach, kurz, als weiblich.

Um doch etwas zu sagen und die Unterhaltung in Fluß zu halten, verriet Frau von Rénal unter anderem, daß ihr Mann von Verrières gekommen sei, um von einem seiner Pächter Maisstroh zu kaufen. (In dieser Gegend werden nämlich die Matratzen mit Maisstroh gefüllt.)

„Mein Mann wird nicht wieder herkommen“, setzte sie hinzu; „er will mit dem Gärtner und Kammerdiener die Matratzen im Hause neu auffüllen. Heute früh hat er alle Betten der ersten Etage vorgehabt, jetzt ist die zweite dran.“

Julian wechselte die Farbe; er blickte Frau von Rénal mit eigenartigem Ausdruck an und zog sie bald beiseite, indem er seine Schritte beschleunigte. Frau Derville ließ sie vorausgehen.

„Retten Sie mir das Leben“, bat Julian Frau von Rénal. „Sie allein können es. Sie wissen, daß der Kammerdiener mich tödlich haßt. Ich muß Ihnen gestehen, gnädige Frau, ich habe in der Matratze meines Bettes ein Bild versteckt.“

Frau von Rénal wurde bei diesen Worten leichenbläß.

„Nur Sie, gnädige Frau, können in diesem Augenblick in mein Zimmer gehen“, fuhr Julian fort. „Wählen Sie, ohne daß es jemand merkt, in dem Zipfel des Strohsacks, der dem Fenster am nächsten ist; dort werden Sie eine kleine, schwarze, glatte Pappschachtel finden.“

„Ist ein Bild darin?“ leuchtete Frau von Rénal, einer Ohnmacht nahe.

Julian bemerkte ihren verzweifeltsten Ausdruck und machte sich ihn gleich zunutze.

„Ich muß noch um eine zweite Gnade bitten, gnädige Frau. Ich flehe Sie an, sehen Sie sich das Bild nicht an, es ist mein Geheimnis.“

„Ein Geheimnis!“ wiederholte Frau von Rénal mit ersticker Stimme.

Obgleich sie unter Leuten erzogen war, die nur Besizdünkel und Geldinteressen kennen, konnte sich ihre liebende Seele der Großmut schon nicht mehr verschließen. Sie fühlte sich tief verletzt und fragte Julian doch mit der Miene der einfachsten Ergebenheit nach allem, was sie wissen mußte, um ihren Auftrag ausführen zu können.

„Also,“ wiederholte sie im Gehen, „eine kleine runde, schwarze, ganz glatte Pappschachtel.“

„Ja, gnädige Frau“, antwortete Julian mit dem harten Ausdruck, den Männer in Gefahr annehmen.

Sie stieg in die zweite Etage des Schlosses, bleich, als ob sie zum Tode ginge. Um das Unglück voll zu machen, fühlte sie sich einer Ohnmacht nahe. Aber der Gedanke an Julian und an die Notwendigkeit dieses Liebesdienstes gab ihr ihre Kräfte wieder.

„Ich muß diese Schachtel haben!“ sagte sie sich, ihre Schritte beschleunigend.

Als sie oben war, hörte sie ihren Mann mit dem Kammerdiener in Julians Zimmer reden. Glücklicherweise gingen beide ins Kinderzimmer. Sie hob die Matraze auf und wühlte so heftig im Stroh, daß sie sich die Finger aufriß. Aber obwohl sie gegen kleine Schmerzen sonst sehr empfindlich war, merkte sie diesen gar nicht, denn fast gleichzeitig fühlte sie die glatte Schachtel. Sie ergriff sie und verschwand.

Raum war sie die Furcht los, von ihrem Manne überrascht zu werden, so fiel sie vor Entsetzen über diese Schachtel fast um.

„Julian liebt also, und hier in meiner Hand halte ich das Bildnis der Frau, die er liebt.“

Sie sank auf einen Stuhl im Vorzimmer und fiel allen Qualen der Eifersucht zum Opfer. Ihre vollständige Unwissenheit kam ihr in diesem Augenblick noch zugute, und das Erstaunen linderte ihren Schmerz. Julian kam, riß ihr die Schachtel aus der Hand, ohne ein Wort des Dankes zu sagen, lief in sein Zimmer, machte Feuer an und verbrannte sie auf der Stelle. Er war bleich und erschöpft; er hatte die Gefahr, die er eben überstanden hatte, entschieden übertrieben.

„Das Bildnis Napoleons,“ sagte er achselzuckend, „bei einem Menschen, der einen solchen Haß gegen den Usurpator zur Schau trägt! Und von Herrn von Rénal gefunden, der ein so eingeleischter Royalist ist und so wütend auf mich! Und um die Dummheit vollzumachen, auf der weißen Puppe hinter dem Bilde noch Worte von meiner Hand, die keinen Zweifel darüber lassen, wie unendlich ich ihn bewundre! Und jeder dieser Liebesergüsse trägt auch noch sein Datum! Das letzte war von vorgestern!“

„Mein ganzer Ruf zum Teufel, in einem Augenblick zunichte gemacht“, sagte Julian zu sich, als er die Schachtel brennen sah. „Und mein Ruf ist alles, was ich habe! Durch ihn lebe ich . . . O Gott! Welch ein Leben!“

Eine Stunde später hatte ihn die Erschöpfung und das Mitleid mit sich selber milder gestimmt. Als er Frau von Rénal begegnete, ergriff er ihre Hand und küßte sie mit größerer Aufrichtigkeit denn je. Sie errötete vor Glück, aber fast in demselben Augenblick stieß sie Julian in eifersüchtiger Wallung zurück. Er fühlte sich in seinem Stolze von neuem verletzt und betrug sich diesmal recht einfältig. Er sah in Frau von Rénal nur eine reiche Frau, ließ ihre Hand verächtlich fallen und verschwand. Er ging im Garten nachdenklich auf und ab. Ein bitteres Lächeln umspielte seine Lippen.

„Ich gehe hier spazieren,“ sagte er schließlich, „als ob ich Herr über meine Zeit wäre. Ich bekümmere mich nicht um die Kinder, ich setze mich den demütigendsten Redensarten des Herrn von Rénal aus — und er hat alles Recht dazu.“

Er ging in das Kinderzimmer. Die Zärtlichkeiten des Jüngsten, den er sehr liebte, beruhigten seinen nagenden Schmerz ein wenig.

„Der verachtet mich noch nicht“, dachte Julian. Aber bald machte er sich einen Vorwurf daraus, daß er weniger litt, als wäre das eine neue Schwäche. „Diese Kinder lieblosen mich“, dachte er, „wie den jungen Jagdhund, der gestern gekauft ist.“

Zehntes Kapitel

Großes Herz und kleiner Beutel

But passion most dissembles, yet betrays,
Even by its darkness; as the blackest sky
Foretels the heaviest tempest.

Byron, Don Juan, C. I, St. 75

Herr von Rénal ging mit den Dienern, welche die Matrasen wieder hereinbrachten, durch alle Zimmer des Schlosses und kam dann wieder ins Kinderzimmer. Das plötzliche Erscheinen dieses Mannes brachte Julians Zorn zum Überlaufen.

Noch bleicher und finsterner als sonst, trat er auf ihn zu. Herr von Rénal blieb stehen und blickte die Diener an.

„Herr von Rénal,“ sagte Julian, „glauben Sie, daß jeder beliebige Lehrer Ihre Kinder so weit gebracht hätte, wie ich? Und wenn Sie dies verneinen müssen,“ fuhr er fort, ohne Herrn von Rénal zu Worte kommen zu lassen, „wie können Sie mir dann vorwerfen, daß ich sie vernachlässigte?“

Raum hatte Herr von Rénal sich von seinem Schrecken erholt, als er aus dem eigentümlichen Tone, den dieser Bauernjunge anschlug, folgerte, daß er irgendein vorteilhaftes Anerbieten in der Tasche hätte und ihn verlassen wollte. Julian redete sich immer mehr in die Wut hinein.

„Ich kann auch ohne Sie auskommen, Herr Bürgermeister“, schloß er.

„Es tut mir wirklich leid, Sie so erregt zu sehen“, antwortete Herr von Rénal etwas stotternd. Die Diener waren keine zehn Schritte davon entfernt mit den Betten beschäftigt.

„Das kann mir nichts helfen, Herr von Rénal“, entgegnete Julian außer sich. „Denken Sie bitte an die schändlichen Worte, mit denen Sie mich gescholten haben, noch dazu vor Frauen.“

Herr von Rénal begriff nur zu gut, was Julian wollte, und ein schmerzlicher Kampf zerriß seine Seele. Schließlich schrie Julian, völlig rasend vor Zorn:

„Ich weiß, wohin ich gehe, mein Herr, wenn ich Sie verlasse!“

Herr von Rénal sah Julian im Geiste bereits bei Herrn Valenod.

„Nun gut, mein Herr,“ entgegnete er endlich seufzend und mit einem Ausdruck, als hätte er den Arzt zur schmerzlichsten Operation gerufen, „ich füge mich Ihrer Bitte. Übermorgen fängt der neue Monat an, ich gebe Ihnen von jetzt ab fünfzig Franken Gehalt.“

Julian war verblüfft und hatte Lust, laut aufzulachen. Sein Zorn war gänzlich veriraucht.

„Ich habe diese Bestie noch gar nicht genug verachtet“, sagte er sich. „Das ist ohne Zweifel die größte Entschuldigung, deren eine so niedrige Seele fähig ist.“

Die Kinder, welche diesen Auftritt mit offenem Munde anhörten, liefen in den Garten, um ihrer Mutter zu erzählen, daß Herr Julian in hellem Zorn sei, daß er aber monatlich fünfzig Franken bekommen sollte. Julian folgte ihnen aus Gewohnheit und würdigte Herrn von Rénal, der voller Grimm stehen blieb, keines Blickes mehr.

„Also hundertachtundsechzig Franken kostet mich dieser Valenod“, knirschte der Bürgermeister. „Ich muß in der Tat ein ernstes Wort mit ihm reden, wie er für die Findelkinder sorgt.“

Einen Augenblick später stand Julian wieder vor Herrn von Rénal.

„Ich muß in einer Gewissenssache zu Herrn Chélan,“ sagte er, „und ich erlaube mir darum, Ihnen zu melden, daß ich für ein paar Stunden nicht hier sein werde.“

„Gewiß, mein lieber Julian,“ entgegnete Herr von Rénal mit unehrlichem Lachen, „den ganzen Tag, wenn Sie wollen, auch morgen noch, mein lieber Freund. Nehmen Sie sich das Pferd des Gärtners und reiten Sie nach Verrières.“

„Jetzt geht er“, dachte Herr von Rénal, „und gibt dem Valenod Bescheid. Er hat mir nichts versprochen; aber der Kopf dieses jungen Mannes muß sich erst wieder abkühlen.“

Julian machte sich rasch auf den Weg und ging nach den großen Wäldern, durch die man von Bergy nach Verrières gelangen kann. Er hatte es durchaus nicht eilig, bei Herrn Chélan anzukommen, und sehnte sich nicht im geringsten nach einer neuen Heuchelzene, aber er mußte klar in seiner Seele sehen und der Fülle der Gefühle, die ihn bestürmten, ein Ohr leihen.

„Ich habe eine Schlacht gewonnen“, sagte er sich, sobald er den Wald betreten hatte und sich außer Sehweite der Menschen wußte. . . . „Also ich habe eine Schlacht gewonnen!“

Dieses Wort söhnte ihn mit seiner Lebenslage wieder völlig aus und gab seiner Seele einige Ruhe.

„Also fünfzig Franken Gehalt im Monat! Herr von Rénal muß eine schöne Angst gehabt haben! Aber wovor eigentlich?“

Über diesen Erwägungen, was einem glücklichen und mächtigen Manne, gegen den er noch eine Stunde zuvor so ausfallend geworden war, wohl solche Angst eingeflüßt haben möchte, wurde er vollends guter Dinge. Einen Augenblick empfand er sogar etwas von der Schönheit der Wälder, die er durchwanderte. Mächtige Felsblöcke, die einst von den Bergen in die Wälder herabgerollt waren, lagen umher. Klagende Buchen erhoben sich fast ebenso hoch wie diese Felsen; ihr Schatten verbreitete eine köstliche Frische drei Schritt weit von Stellen, wo es vor Sonnenglut nicht auszuhalten war.

Im Schatten dieser hohen Felsen schöpfte Julian einen Augenblick Atem und setzte dann seinen Weg fort. Es war ein schmaler, fast unkenntlicher Fußpfad, den sonst nur die Ziegenhirten benutzten. Bald befand er sich auf der Höhe eines mächtigen Felsens, von allen Menschen abgeschieden. Ein glückliches Lächeln überflog seine Lippen; frei und unbehelligt, wie er hier stand, wollte er auch in moralischem Sinne sein; das war sein glühender Wunsch. Die frische Höhenluft erfüllte seine Seele mit Klarheit und selbst mit Freude. Der Bürgermeister von Verrières stand noch immer vor seinem

Auge als der Inbegriff aller Reichen und Unmaßlichen der Welt, aber Julian fühlte, daß dieser Haß trotz aller heftigen Wallungen doch nichts Persönliches hatte. Hätte er Herrn von Renal nicht mehr gesehen, er würde ihn in acht Tagen vergessen haben, samt seinem Schloß, seinen Hunden, seinen Kindern und seiner ganzen Familie. „Ich habe ihn, ich weiß selbst nicht wie, zu dem größten Opfer gezwungen“, sagte er sich. „Wie, fünf Louisdors mehr im Jahr — und erst einen Augenblick vorher hatte ich mich aus der größten Gefahr befreit! Also zwei Siege an einem Tage; der zweite freilich ohne mein Verdienst. Ich muß doch herauskriegen, wie das zugegangen ist. Aber morgen. Heute will ich mir den Kopf nicht mehr zerbrechen.“

Julian stand hochaufgerichtet auf seinem mächtigen Felsen und schaute in den glühenden Augusthimmel. Die Grillen zirpten im Grase am Fuße des Felsens; wenn sie schwiegen, war tiefe Stille um ihn. Zwanzig Meilen weit dehnte sich das Land zu seinen Füßen. Er sah einen Sperber, der aus den großen Felsen zu seinen Häuptern aufgeflogen war, in tiefem Schweigen seine weiten Kreise ziehen. Unwillkürlich verfolgte sein Auge den Raubvogel. Seine kraftvollen und gemessenen Bewegungen fielen ihm auf; er beneidete ihn um diese Kraft und diese Einsamkeit.

Das war Napoleons Schicksal; würde es eines Tages auch das seine sein?

Elftes Kapitel

Zur Abendstunde

Yet Julia's very coldness still was kind,
And tremulously gentle her small hand
Withdrew itself from his, but left behind
A little pressure, thrilling, and so bland
And allight, so very slight, that to the mind
't was but a doubt.

Byron, Don Juan, C. I, St. 71

Er mußte sich aber doch in Verrières zeigen. Als er aus dem Pfarrhause kam, wollte es ein glücklicher Zufall, daß er Herr Balenod begegnete. Er erzählte ihm gleich die Erhöhung seines Gehaltes.

Nach Bergy zurückgekehrt, zeigte sich Julian im Garten nicht vor Anbruch der Dunkelheit. Seine Seele war matt von den vielen heftigen Erregungen, die sie den Tag über erschüttert hatten. „Was soll ich ihnen nur sagen?“ fragte er sich unruhig, wenn er an die Damen dachte. Er schien gar nicht zu merken, daß er in seinem jetzigen Seelenzustande für die Kleinigkeiten, die gewöhnlich das ganze Interesse der Frauen ausmachen, am meisten Sinn hatte. Oft war er Frau Derville und selbst ihrer Freundin direkt unverständlich, und er verstand auch nur halb, was sie ihm sagten. Das war die Folge der Kraft und, wenn ich so sagen darf, der Größe der leidenschaftlichen Empfindungen, welche die Seele dieses ehrgeizigen Jünglings verwirrten. Bei diesem sonderbaren Menschen war fast alle Tage Sturm.

Als Julian am Abend in den Garten kam, war er in der rechten Stimmung, um auf die Gedanken der hübschen Rufinen einzugehen. Sie erwarteten ihn mit Ungebuld. Er nahm seinen gewöhnlichen Platz neben Frau von Rénal ein. Bald trat völlige Dunkelheit ein. Er wollte die weiße Hand ergreifen, die er seit lange neben sich auf der Stuhllehne schimmern sah; sie zauderte ein wenig und zog sie schließlich in einer Anwandlung von schlechter Laune zurück. Julian ließ sich dies gesagt sein und setzte die Unterhaltung lebhaft fort, als er Herrn von Rénal nahen hörte.

Er hatte die groben Worte noch vom Morgen in den Ohren. „Wäre es wohl eine Art Genugthuung an diesem Menschen, der mit allen Glücksgütern gesegnet ist, wenn ich in seiner Gegenwart von der Hand seiner Frau Besitz ergreife? Ja, das werde ich tun, ich, dem er so viel Berachtung bewiesen hat!“

Von diesem Augenblick an kam ihm die Ruhe, die seinem Charakter ohnehin fremd war, vollends abhanden; sein banger Wunsch daß Frau von Rénal ihm ihre Hand überließe, unterdrückte jeden andern Gedanken.

Ihr Gatte sprach in aufgeregtem Tone über Politik; zwei bis drei Industrielle in Verrières wurden entschieden reicher als er und wollten ihn bei den Wahlen ausstechen. Frau Derville hörte

ihm zu. Julian, den diese Reden ärgerten, rückte mit seinem Stuhl ganz dicht an Frau von Rénal heran. Die Dunkelheit verbarg alle seine Bewegungen. Er wagte seine Hand ganz dicht neben den schönen bloßen Arm zu legen. Er war ganz verwirrt und seiner Sinne nicht mehr mächtig. Er berührte den schönen Arm mit seinen Wangen, dann wagte er, seine Lippen darauf zu drücken.

Frau von Rénal erbehte. Ihr Mann stand vier Schritt davon. Sie gab Julian schnell ihre Hand und stieß ihn gleichzeitig etwas zurück. Da Herr von Rénal fortfuhr, auf die Habenichtse und reich gewordenen Jakobiner zu schimpfen, bedeckte Julian die Hand, die sie ihm ließ, mit glühenden Küssen; wenigstens kamen sie Frau von Rénal so vor. Und doch hatte die arme Frau noch am Morgen dieses Schicksalstages den Beweis in Händen gehabt, daß der Mann, den sie uneingestandenmaßen anbetete, jemand anders liebte! Solange er fortgewesen war, hatte sie sich tief unglücklich gefühlt und sich Gedanken gemacht.

„Wie,“ sagte sie sich, „ich sollte lieben — ich Liebe empfinden? Ich, eine verheiratete Frau, sollte verliebt sein? Für meinen Mann habe ich nie diese düstere Glut empfunden, die mich jetzt meine Gedanken nicht von Julian abwenden läßt. Im Grunde ist er ja auch nur ein Kind, das mir Verehrung zollt! Diese Tollheit wird vergehen . . . Und die Gefühle, die ich für diesen jungen Mann hege, gehen meinen Mann gar nichts an. Herr von Rénal würde sich bei den Gesprächen, die ich mit Julian führe, höchst langweilen. Es sind lauter imaginäre Dinge, und er denkt nur an seine Geschäfte. Ich nehme ihm also nichts, um es Julian zu geben.“

Keine Heuchelei trübte die Reinheit dieser naiven Seele, die eine vorher nicht gekannte Leidenschaft so schnell zum Straucheln brachte. Sie war ihr Opfer, ohne es zu wissen, und doch regte sich zuweilen ihr Tugendgefühl. Diese Zweifel quälten sie gerade, als Julian im Garten erschien. Sie hörte ihn sprechen, und fast in demselben Augenblick saß er schon neben ihr. Ihre Seele jauchzte über dies holde Glück, das sie nun seit zwei Wochen mehr beunruhigte als verlockte. Es kam alles so unerwartet für sie. Trotzdem sagte

sie sich schon nach einigen Augenblicken: „Wie, Julians bloße Anwesenheit ist schon genug, um all das Unrecht, das er mir angetan hat, auszulöschen?“ Sie erschrak in ihrem Herzen, und in diesem Augenblick hatte sie ihm ihre Hand entzogen.

Die leidenschaftlichen Küsse, wie sie sie nie empfangen hatte, ließen sie plötzlich vergessen, daß er vielleicht eine andere Frau liebte. Bald war er in ihren Augen nicht mehr schuldig. Das Aufhören des nagenden Schmerzes, mit dem ihr Verdacht sie quälte, und die Gegenwart eines Glückes, wie sie es sich nie hätte träumen lassen, versetzten sie in einen Zustand schwärmerischer Verzückung und toller Ausgelassenheit. Dieser Abend war für alle entzündend, außer für den Bürgermeister von Verrières, der seine reich gewordenen Industriellen nicht vergessen konnte. Julian dachte nicht mehr an seinen düstern Ehrgeiz und an seine schwer zu verwirklichenden Pläne. Zum erstenmal im Leben empfand er die Macht der Schönheit. Er gab sich unbestimmten, holden Träumen hin, was seinem Charakter sonst so fremd war, und umschloß mit sanftem Drucke diese Hand die ihm vollkommen schön erschien, während er mit halbem Ohr dem Rauschen der Lindenblätter im leichten Nachtwind und dem fernen Hundegebell in der Doubsmühle lauschte.

Aber diese Empfindung war für ihn ein Vergnügen und keine Leidenschaft. Als er in sein Zimmer zurückgekehrt war, kannte er nur ein Glück: sein Lieblingsbuch wieder vorzunehmen. Wenn man zwanzig Jahre alt ist, siegt der Gedanke an die Welt und die Erfolge, die man in ihr erringen kann, über alles andere.

Gleichwohl legte Julian das Buch bald aus der Hand. Die Lektüre der Siege Napoleons hatte ihn auf etwas Neues an dem seinen gebracht. „Ja,“ sagte er sich, „ich habe eine Schlacht gewonnen, aber ich muß auch meinen Vorteil daraus ziehen. Ich muß diesem hochmütigen Junker seinen Stolz legen, solange er sich noch auf dem Rückzuge befindet. Das wäre gehandelt wie Napoleon. Ich muß ihn um drei Tage Urlaub bitten, um meinen Freund Fouqué zu

befuchen. Wenn er ihn mit ausschlägt, so setze ich ihm den Stuhl vor die Türe; aber er wird schon nachgeben!"

Frau von Renal konnte kein Auge schließen. Ihr war, als hätte sie bis zu diesem Tage nicht gelebt. Ihre Gedanken weilten unaufhörlich bei dem seligen Glück, daß Julian ihre Hand mit glühenden Küffen bedeckt hatte.

Plötzlich kam ihr das schreckliche Wort Ehebruch in den Sinn. Alles, was die Sinnenliebe in ihrer Vorstellung verabscheuungswürdig machen konnte, trat vor ihr geistiges Auge. Diese Gedanken wollten das reine und göttliche Bild, das sie sich von Julian machte, und das Glück, ihn zu lieben, beslecken. Die Zukunft erschien ihr in schrecklicher Beleuchtung. Sie sah sich als verworfenes Weib.

Dieser Augenblick war furchtbar. Ihre Seele kam in ein unbekanntes Land. Am Abend vorher hatte sie ein nie empfundenes Glück genossen, und jetzt fühlte sie sich tief unglücklich. Sie hatte keine Ahnung von solchen Qualen, die sie fast um den Verstand brachten. Einen Augenblick kam ihr der Gedanke, ihrem Manne zu gestehen, daß sie fürchtete, Julian zu lieben. Aber dann hätte sie von ihm reden müssen. Glücklicherweise fiel ihr eine Lehre ein, die ihre Tante ihr am Abend vor der Hochzeit gegeben hatte: mit Geständnissen an ihren Gatten vorsichtig zu sein, denn er wäre alles in allem der Herr. Im Übermaß ihres Schmerzes rang sie die Hände.

Sie war nur noch ein Spielball sich widersprechender, schmerzhafter Vorstellungen. Bald fürchtete sie, nicht geliebt zu werden, bald quälte sie der furchtbare Gedanke an das Verbrechen, als müßte sie am nächsten Tag am Pranger stehen, auf dem Marktplatz von Verrières, und über ihrem Kopfe hing eine Tafel, auf der ihr Ehebruch geschrieben stand.

Frau von Renal hatte nicht die geringste Lebenserfahrung. Auch in völlig wachem Zustande und im Besitze ihrer ganzen Vernunft hätte sie keinen Unterschied zwischen einem Menschen gefunden, der vor Gott gesündigt hat und einem, der mit dem Schandmal der allgemeinen Verachtung gezeichnet ist.

Und wenn der schreckliche Gedanke an den Ehebruch und all die Schmach, die er nach ihrer Meinung nach sich zog, ihren Geist zuweilen in Ruhe ließ und sie nur daran dachte, wie süß es sei, mit Julian in aller Unschuld weiterzuleben, so befahl sie der qualvolle Gedanke, daß Julian eine andere liebte. Sie sah noch seine Blässe, als er fürchtete, sein Bild zu verlieren oder seine Geliebte bloßzustellen, wenn jemand anders es zu sehen bekam. Es war zum erstenmal, daß sie auf diesem ruhigen, edlen Antlitz Furcht gesehen hatte. Nie hatte er sich ihr oder ihren Kindern gegenüber so erregt gezeigt.

Dieses Übermaß von Schmerz ließ sie den ganzen Jammer fühlen, den ein Menschenherz auskosten kann. Ohne es zu wissen, stieß sie einen Schmerzensschrei aus, durch den ihr Kammermädchen erwachte. Plötzlich sah sie an ihrem Bette einen hellen Lichtschein und erkannte Elisa.

„Liebt er dich denn?“ rief sie im Wahnsinn ihres Schmerzes.

Die Kammerjungfer war erstaunt, ihre Herrin in einer solchen Erregung zu überraschen, achtete aber zum Glück nicht auf diese sonderbare Frage. Frau von Renal wurde sich ihrer Unbesonnenheit bewußt.

„Ich habe Fieber,“ sagte sie zu Elisa, „und ich glaube, ich phantasiere. Setze dich zu mir.“

Durch den Zwang, sich zusammenzunehmen, wurde sie vollends wach und fühlte sich nun weniger unglücklich. Die Vernunft ergriff wieder die Herrschaft, die sie im Zustande des Halbschlummers verloren hatte. Um den starren Blick ihres Kammermädchens los zu werden, befahl sie ihr, die Zeitung vorzulesen. Und bei dem eintönigen Fall von Elisas Stimme, die einen langen Artikel aus der „Quotidiennes“ vorlas, faßte Frau von Renal den tugendhaften Entschluß, Julian mit vollkommenster Kälte zu behandeln, sobald sie ihn wieder sehen würde.

Zwölftes Kapitel

Eine Reise

In Paris findet man Lebemänner,
in der Provinz kann man Charakteren
begegnen. S i e h e s

Am nächsten Tage hatte Julian schon um fünf Uhr morgens, ehe Frau von Rénal sich zeigte, einen dreitägigen Urlaub von ihrem Manne erhalten. Ganz wider Erwarten empfand er das Bedürfnis, sie noch einmal zu sehen; er dachte an ihre schöne Hand. Er ging in den Garten. Frau von Rénal ließ lange auf sich warten. Aber wenn Julian sie geliebt hätte, so hätte er sie hinter den halbgeschlossenen Fensterläden des ersten Stodes gewahrt, wie sie den Kopf an die Scheibe drückte und ihm mit den Blicken folgte. Endlich entschloß sie sich, trotz ihrer guten Vorsätze, in den Garten zu gehen. Ihre gewöhnliche Blässe war den lebhaftesten Farben gewichen. Die so harmlose Frau war sichtlich erregt; das Gefühl des Zwanges, den sie sich antat, ja, sogar des Bornes, verwißte den Eindruck der tiefen Heiterkeit und Erhabenheit über die gemeinen Dinge des Lebens, der diesem himmlischen Gesichte sonst so viel Reiz verlieh.

Julian kam eilig auf sie zu; er bewunderte ihre blendenden Arme, die durch den hastig übergeworfenen Schal hindurchschimmerten. Der Schmelz dieses Teints, den die Aufregungen der Nacht gegen alle Eindrücke noch empfindlicher gemacht hatten, schien durch die frische Morgenluft verdoppelt. Der Anblick dieser rührenden, bescheidenen und doch so gedankenvollen Schönheit, wie man sie bei den unteren Volksklassen nie antrifft, erschloß in Julians Seele einen Sinn, den er bis dahin nicht gekannt hatte. Ganz versunken in die Bewunderung der Reize, die sein Blick gierig verschlang, dachte er gar nicht an den freundschaftlichen Empfang, auf den er sich gefaßt gemacht hatte. Um so erstaunter war er über die eisige Kälte, die sie ihm zu bezeigen suchte, und witterte dahinter die Absicht, ihn auf den gebührenden Platz zurückzuweisen.

Das fröhliche Lächeln erstarb auf seinen Lippen; er erinnerte sich des Ranges, den er in der Gesellschaft und vor allem in den

Augen einer vornehmen und reichen Erbin einnahm. Im nächsten Augenblick stand auf seinem Gesicht nur noch Hochmut und Groll gegen sich selbst zu lesen. Er empfand einen heftigen Verdruß, daß er seinen Ausbruch um eine Stunde verzögert hatte, um einen so demütigenden Empfang zu erleiden.

„Nur ein Tor“, sagte er sich, „wütet immer gegen die andern; der Stein fällt, weil er schwer ist. Werde ich denn immer ein Kind bleiben? Wann werde ich endlich lernen, diesen Leuten meine Seele nur für Geld zu verkaufen? Wenn ich von ihnen geachtet werden soll und mich selbst achten will, muß ich ihnen zeigen, daß meine Armut mich ihrem Reichtum verflaut, aber daß mein Herz hundert Meilen über ihrer Überhebung steht und sich über die elenden Zeichen ihrer Gunst oder Verachtung erhaben fühlt.“

Während diese Empfindungen sich in der Seele des jungen Lehrers drängten, nahm sein bewegliches Gesicht den Ausdruck des beleidigten Stolzes und der Wildheit an. Frau von Rénal war höchst bestürzt. Die tugendhafte Kälte, die sie sich beim Wiedersehen vorgenommen hatte, machte dem Ausdruck der Sympathie Platz, einer Sympathie, welche ihre völlige Überraschung über den plötzlichen Wechsel in Julians Mienenspiel noch vermehrte. Die nichtigen Redensarten über das Befinden und die Schönheit des Wetter's, die man sich am Morgen zu sagen pflegt, erstarrten auf beider Lippen, und Julian, dessen Geist durch keine Leidenschaft verwirrt wurde, fand bald ein Mittel, Frau von Rénal zu zeigen, wie wenig er sich in freundschaftlichen Beziehungen zu ihr glaubte: er sagte ihr nichts von der kleinen Reise, die er vorhatte, grüßte und ging.

Als sie ihm nachsah und noch ganz niedergeschmettert stand von dem düsteren Hochmut, den sie in seinen am Abend vorher noch so freundlichen Blicken las, kam ihr ältester Sohn aus dem Garten gesprungen, küßte sie und sagte:

„Wir haben Ferien, Mama, Herr Julian macht eine Reise.“

Frau von Rénal überlief es wie Grabeskälte. Sie war unglücklich durch ihre Tugend und noch mehr durch ihre Schwäche.

Dies neue Ereigniß begann ihre Phantasie unausgesetzt zu beschäftigen und entfernte sie recht weit von den tugendhaften Vorsätzen der schrecklichen Nacht, die sie hinter sich hatte. Es handelte sich nicht mehr darum, diesem liebenswürdigen Liebhaber zu widerstehen, sondern ihn auf ewig zu verlieren.

Sie mußte zum Frühstück gehen. Um den Schmerz voll zu machen, sprach Herr von Rénal mit Frau Derville unausgesetzt von Julians Reise. Der Bürgermeister von Verrières witterte hinter der kategorischen Art, in der Julian ihn um Urlaub gebeten hatte, etwas Besonderes.

„Dieser Bauernbursche hat ohne Zweifel Anerbietungen von irgendetwas in der Tasche; aber dieser Jemand, sollte es auch Herr Valenod sein, wird wohl den Mut verlieren, wenn es sich darum handelt, seine jährlichen Ausgaben um sechshundert Franken zu vermehren! Gestern in Verrières wird er sich eine Bedenkzeit von drei Tagen ausgebeten haben, und heute früh geht der junge Mann ins Gebirge, um mir keine Antwort geben zu brauchen. Es ist weit gekommen, daß man mit einem elenden Handwerker rechnen muß, der den Unverschämten spielt.“

„Ach!“ sagte Frau Rénal bei sich, „wenn mein Mann, der gar nicht weiß, wie tief er Julian verletzt hat, schon der Meinung ist, daß er uns verlassen wird: was soll ich dann erst glauben? Ach! Es ist alles entschieden!“

Um wenigstens ungestört weinen zu können und auf Frau Dervilles Fragen nicht antworten zu brauchen, schloß sie heftiges Kopfweh vor und legte sich zu Bette.

„Ja, so sind die Weiber!“ erklärte Herr von Rénal wieder einmal; „immer ist etwas an diesen komplizierten Maschinen in Unordnung.“ Damit ging er breitspurig.

Während Frau von Rénal alle Qualen der furchtbaren Leidenschaft erduldet, in die der Zufall sie gestürzt hatte, schlug Julian fröhlich seinen Weg durch die herrliche Gebirgslandschaft ein. Er mußte die große Bergkette im Norden von Bergy überschreiten. Der Fußpfad, dem er folgte, steigt inmitten herrlicher Buchenwaldungen

mählich an und zieht sich in endlosen Schlangenlinien über den Gang des Hochgebirges, welches das Doubstal nach Norden einschließt. Bald schweift der Blick des Wanderers über die weniger hohen Erhebungen des südlichen Flußufers hinweg bis nach den fruchtbaren Ebenen von Burgund und Beaujolais. Obwohl die Seele dieses jungen, ehrgeizigen Menschen für solche Schönheiten wenig empfänglich war, mußte er doch von Zeit zu Zeit stehen bleiben, um einen Blick auf dies ungeheure und imposante Panorama zu werfen.

Endlich erreichte er den Kamm des Hochgebirges, den er auf einem Pfadweg überschreiten mußte, um in das einsame Thal zu kommen, wo sein Freund Fouqué, der Holzhändler, hauste. Julian hatte es nicht eilig, ihn zu sehen, weder ihn noch einen andern Menschen. Wie ein Raubvogel versteckt zwischen den nackten Felsklippen, die das Hochgebirge krönen, konnte er schon von weither jeden Menschen erkennen, der sich ihm näherte. In der Mitte eines der fast senkrecht abstürzenden Felsen entdeckte er eine kleine Höhle, nahm einen Anlauf und war in diesem Schlupfwinkel bald eingerichtet. „Hier“, rief er mit leuchtenden Augen aus, „können mir die Menschen nicht wehethun!“ Dann kam ihm der Einfall, sich die Freude zu machen, seine Gedanken niederzuschreiben, was überall woanders so gefährlich für ihn war. Ein viereckiger Stein diente ihm als Pult. Seine Feder flog; er sah und hörte nichts, was um ihn vorging. Endlich bemerkte er, daß die Sonne hinter den fernen Bergen von Beaujolais unterging.

„Warum sollte ich hier nicht nächtigen?“ fragte er sich. „Ich habe Brot, und ich bin ja frei!“ Beim Klang dieses großen Wortes fühlte seine Seele sich gehoben; er hätte sich in seiner Unaufrichtigkeit selbst bei seinem Freunde Fouqué nicht frei gefühlt. Er barg den Kopf in beiden Händen und blieb in dieser Höhle sitzen; er fühlte sich so glücklich, wie noch nie in seinem Leben. Er träumte und genoß das Glück seiner Freiheit. Ohne darauf zu achten, sah er einen Strahl der Dämmerung nach dem andern verlöschen. Im Schoße der ungeheuren Finsternis malte seine Seele sich aus.

was er dereinst in Paris finden würde. Vor allem war es das Bild einer Frau, die schöner war und tausendmal mehr Geist hatte als alle, die er in der Provinz zu sehen bekommen hatte. Er liebte sie heiß und wurde ebenso wiedergeliebt. Und wenn er die Geliebte für ein Weilchen verließ, so geschah es nur, um sich mit neuem Ruhm zu bedecken und ihre Liebe noch mehr zu verdienen.

Ein junger Mensch, der inmitten der traurigen Wirklichkeit des Pariser Gesellschaftslebens aufgewachsen ist, wäre an dieser Stelle seines Romans, selbst wenn er Julians Phantasie besessen hätte, von der kalten Ironie aufgeweckt worden. Die großen Laten wären mit der Hoffnung, sie zu vollbringen, zu nichts zerronnen und hätten der wohlbekannten Maxime Platz gemacht: „Läßest du deine Geliebte allein, so läufst du leider Gefahr, täglich zwei- bis dreimal betrogen zu werden.“ Der Bauernjunge aber sah zwischen sich und großen Laten nur den Mangel an Gelegenheit.

Inzwischen war es tiefe Nacht geworden, und er hatte noch zwei Meilen Weges bis zu dem Weiler, wo sein Freund hauste. Ehe er die kleine Höhle verließ, machte er Feuer an und verbrannte sorgfältig alles, was er geschrieben hatte.

Sein Freund war höchst erstaunt, als er um ein Uhr nachts an seine Tür klopfte. Er fand Fouqué damit beschäftigt, Rechnungen zu schreiben. Er war ein hochaufgeschossener, ziemlich schlecht gebauter junger Mann mit großen, harten Zügen und unendlich langer Nase; hinter diesem abstoßenden Äußeren aber barg sich viel Gutmütigkeit.

„Du hast dich wohl mit deinem Herrn von Rénal verzanft, daß du mir hier so plötzlich ankommst?“ fragte er.

Julian erzählte nicht ohne Vorbehalt, was sich gestern abend zugetragen hatte.

„Bleibe bei mir“, schlug Fouqué ihm vor. „Ich sehe, du kennst Herrn von Rénal, Herrn Valenod, den Unterpräfekten Charcot de Maugiron und den Pfarrer Chélan. Du kennst die Charaktereigentümlichkeiten dieser Leute und kannst mich bei den öffentlichen Versteigerungen vertreten. Du verstehst das Rechnen besser als

ich; du kannst mir die Bücher führen. Ich mache sehr gute Geschäfte, aber ich kann unmöglich alles selbst machen und habe doch wieder Angst, einen Halunken zum Teilhaber zu bekommen. Auf die Weise muß ich manchen schönen Verdienst schießen lassen. Es ist einen Monat her, daß ich dem Richaud von St.-Amand sechstausend Franken zu verdienen gegeben habe. Ich hatte ihn sechs Jahre nicht mehr gesehen und traf ihn zufällig auf der Holzauktion in Pontatier. Hättest du diese sechstausend Franken nicht ebensogut verdienen können, oder wenigstens dreitausend? Denn hätte ich dich an jenem Tage bei mir gehabt, so hätte ich mit auf das Holz geboten und die andern hätten es mir bald lassen müssen. Werde mein Teilhaber!"

Dies Anerbieten verstimmt Julian und brachte seine verrückten Ideen ins Wanken. Während des ganzen Abendessens, das die beiden Freunde sich, wie die Helden Homers, selbst bereiteten, denn Fouqué lebte allein, zeigte dieser ihm die Geschäftsbücher und bewies ihm, wie sein Holzhandel florierte. Fouqué hatte von Julians Geist und Charakter den höchsten Begriff.

Als dieser in seiner Fichtenholzkammer endlich allein war, sagte er sich: „Es ist wahr, hier kann ich einige tausend Franken verdienen und dann den Beruf des Priesters oder Soldaten, je nachdem, was gerade Mode in Frankreich ist, mit Vorteil wieder aufnehmen. Das kleine Vermögen, das ich mir gespart habe, wird mir über alle kleinen Schwierigkeiten des Lebens hinweghelfen. Und da ich hier in diesen Bergen Ruhe habe, werde ich der schrecklichen Unwissenheit über alles, was die Salonmenschen beschäftigt, etwas abhelfen können. Aber Fouqué will nicht heiraten, und doch wiederholt er mir stets, daß die Einsamkeit ihn unglücklich macht. Es ist also klar, wenn er sich einen Teilhaber sucht, der kein Vermögen ins Geschäft bringt, so tut er das in der Hoffnung, daß dieser Teilhaber ihn nie verläßt.“

„Sollte ich meinen Freund täuschen!“ rief Julian zornig. Er, dem Heuchelei und Selbstsucht die alltäglichsten Mittel waren, um sein Glück zu machen, schrak mit einem Male vor dem Gedanken

an den kleinsten Mangel von Zartgefühl gegen einen Mann, der ihn liebte, zurück.

Plötzlich hellte seine Stirn sich auf: er hatte einen Grund gefunden, das Angebot auszuschlagen. „Wie?“ sagte er sich. „Ich sollte seige sieben oder acht Jahre verlieren! Dann wäre ich achtundzwanzig. In diesem Alter hatte Napoleon bereits das Größte vollbracht. Wenn ich mir auf obsture Weise ein kleines Vermögen zusammen-gescharrt habe, indem ich zu allen Holzauktionen renne und ein paar subalternen Galunken um den Bart gehe, wer kann mir sagen, ob ich dann noch das heilige Feuer in mir spüre, durch das man sich einen Namen macht!“

Am nächsten Morgen erklärte er dem guten Fouqué, der seinen Eintritt in das Geschäft schon für eine abgemachte Sache hielt, mit der größten Kaltblütigkeit, daß der Beruf, den er für das heilige Amt fühlte, ihm nicht erlaube, auf sein Anerbieten einzugehen. Fouqué war starr.

„Aber bedenke doch,“ wiederholte er ihm, „ich nehme dich in mein Geschäft auf, oder, wenn du lieber willst, gebe ich dir jährlich viertausend Franken. Und du willst wieder zu deinem Herrn Renal gehen, der dich verachtet wie den Dreck an seinen Stiefeln? Wenn du zweihundert Louisdors erübrigt hast, wer hindert dich dann, ins Seminar einzutreten? Ich sage dir noch mehr: ich verpflichte mich, dir die beste Pfarre im Lande zu verschaffen. Denn,“ setzte Fouqué hinzu, indem er seine Stimme senkte, „ich liefere Brennholz für den Herrn . . ., den Herrn . . ., den Herrn . . . Ich liefere ihnen Eichenkernholz erster Qualität; ich kriege sie zwar nur wie blankes Holz bezahlt, aber es ist trotzdem die beste Kapitalanlage.“

Julian ließ sich durch nichts insanken bringen und erschien seinem Freunde schließlich etwas verrückt. Am dritten Tage bei Morgengrauen verließ er Fouqué und verbrachte den ganzen Tag im Felsgelüft des Hochgebirges. Er fand seine kleine Grotte wieder, aber nicht seinen Seelenfrieden, den ihm Fouqués Anerbieten geraubt hatte. Wie Herkules stand er am Scheidewege — nicht zwischen Tugend und Laster, aber zwischen dem mittelmäßigen

Dasein, das zu sicherem Wohlstand führt, und den heroischen Träumen seiner Jugend. „Ich besitze also keine wirkliche Festigkeit“, sagte er sich; und dieser Zweifel an sich selbst tat ihm am meisten weh. „Ich bin nicht aus dem Holze, aus dem man die großen Männer schnitt, wenn ich fürchte, daß acht Jahre Broterwerb mich um die hohe Energie bringen werden, durch die der Mensch das Ungeheure leistet.“

Dreizehntes Kapitel

Die durchbrochenen Strümpfe

Ein Roman ist ein Spiegel, der
sich auf einer Landstraße bewegt.
Saint-Réal

Als Julian die malerischen Ruinen der alten Kirche von Bergp wieder vor sich auftauchen sah, fiel ihm ein, daß er seit vorgestern nicht an Frau von Renal gedacht hatte. „Neulich, als ich fortging,“ sagte er zu sich, „hat diese Frau mich den ungeheuren Abstand fühlen lassen, der uns trennt; sie hat mich wie einen Arbeiterlohn behandelt. Sie hat mir ohne Zweifel zeigen wollen, daß es sie gereute, mir am Abend vorher ihre Hand gelassen zu haben . . . Sie ist aber auch wirklich hübsch, diese Hand! Und welcher Zauber, welcher Adel liegt in den Blicken dieser Frau!“

Die Möglichkeit, bei Fouqué zu Gelde zu kommen, verlieh Julian eine gewisse Unbefangenheit in seinen Gedanken; sie wurden durch seinen Zorn und das drückende Gefühl seiner Armut und Niedrigkeit nicht mehr so oft getrübt. Wie von einem hohen Vorgebirge aus konnte er alles beurteilen und über sah sozusagen die äußerste Armut und den Wohlstand, den er auch Reichtum nannte. Obwohl weit entfernt, seine Lage philosophisch zu beurteilen, war er doch hellfichtig genug, um zu merken, daß er von dieser kleinen Reise ins Gebirge als ein anderer zurückkehrte.

Sehr betroffen war er über Frau von Renals äußerst unruhiges Wesen, als er auf ihren Wunsch von seiner kleinen Reise berichtete.

Fouqué hatte Heiratsgedanken und unglückliche Liebchaften gehabt; lange Herzensergießungen über dies Thema hatten die

Unterhaltung der beiden Freunde ausgemacht. Fouqué hatte das Glück zu rasch gefunden und dann gemerkt, daß er nicht allein geliebt wurde. Alle diese Geschichten hatten Julian höchst erstaunt; er hatte manches dabei gelernt. In seinem abgeschlossenen Leben voller Träume und Mißtrauen war er allem, was ihn hätte aufklären können, bisher aus dem Wege gegangen.

Während seiner Abwesenheit war das Leben für Frau von Rénal nur eine Reihe von unerträglichen Qualen gewesen; sie war ernstlich krank. „Vor allem“, rief Frau von Derville, als sie Julian ankommen sah, „wirfst du heute abend nicht in den Garten gehen; du bist gar nicht wohl, und die feuchte Luft kann dein Befinden nur verschlechtern.“

Frau Derville sah mit Staunen, daß ihre Freundin, die sich sonst von Herrn von Rénal wegen ihrer übereinfachen Kleidung schelten ließ, sofort durchbrochene Strümpfe und reizende kleine Schuhe aus Paris anzog. Seit drei Tagen hatte ihre einzige Zerstreuung darin bestanden, ein Sommerkleid aus hübschem, modernem Stoff zuzuschneiden und von Elisa in aller Eile anfertigen zu lassen. Dies Kleid konnte nach Julians Ankunft kaum früh genug fertig sein, und Frau von Rénal zog es sofort an. Nun zweifelte ihre Freundin nicht mehr. „Sie liebt, die Unglückliche!“ sagte sie sich im stillen. Und mit einem Male wurden ihr all die sonderbaren Krankheitserscheinungen klar.

Sie sah sie mit Julian sprechen. Blässe und heftige Röte wechselten auf ihrem Gesicht ab. Aus ihren Augen, die an denen des jungen Hauslehrers hingen, sprach die Angst. Frau von Rénal erwartete jeden Augenblick eine Erklärung von ihm, ob er bleiben würde oder das Haus verlassen. Aber Julian sagte nichts über dies Thema; er dachte gar nicht daran. Nach furchtbarem Seelenkampf faßte sich Frau von Rénal endlich ein Herz und fragte ihn mit zitternder Stimme, aus der ihre ganze Leidenschaft sprach:

„Werden Sie Ihre Zöglinge verlassen und anderswo eine Stellung annehmen?“

Julian war betroffen über diese unsichere Stimme und Frau von Rénal's Blick. „Diese Frau liebt mich,“ sagte er sich, „aber nach dieser vorübergehenden Anwandlung von Schwäche, die ihr Stolz ihr noch zum Vorwurf machen wird und, sobald sie nicht mehr fürchtet, daß ich fortgehe, wird sie wieder ihr hochmütiges Gebahren annehmen.“ Diese Erkenntnis ihrer beiderseitigen Lage kam Julian rasch wie ein Blitz.

„Es wird mir Mühe kosten, so liebenswürdige Kinder aus so guter Familie zu verlassen“ antwortete er zögernd. „Aber vielleicht wird es doch sein müssen; man hat auch Pflichten gegen sich selbst.“

Als er das Wort „aus so guter Familie“ in den Mund nahm — eines jener aristokratischen Wörter, die Julian seit kurzem gelernt hatte — überkam ihn das Gefühl eines tiefen Widerwillens.

„In den Augen dieser Frau“, sagte er sich, „bin ich nicht aus guter Familie.“

Während Frau von Rénal ihm zuhörte, bewunderte sie seinen Geist, seine Schönheit, und die Möglichkeit, daß er fortgehen könnte, wie er es angedeutet hatte, durchbohrte ihr das Herz. Alle ihre Bekannten aus Verrières, die während seiner Abwesenheit zum Essen nach Bergy gekommen waren, hatten ihr um die Wette Komplimente über den Wundermann gemacht, den ihr Gatte so glücklich war, auszugraben. Nicht etwa, als ob sie von den Fortschritten der Kinder etwas verstanden hätten. Die Tatsache, die Bibel auswendig zu können, noch dazu auf Lateinisch, hatte die Einwohner von Verrières mit einer Bewunderung erfüllt, die ein Jahrhundert dauern kann.

Julian, der mit niemandem sprach, wußte von alledem nichts. Wäre Frau von Rénal im geringsten besonnen gewesen, so hätte sie ihm über den Ruf, den er sich erworben, ein paar Komplimente gesagt. Das hätte Julians Stolz geschmeichelt, und er wäre sanft und liebenswürdig gegen sie gewesen, zumal er ihr neues Kleid reizend fand. Frau von Rénal war gleichfalls zufrieden mit ihrem hübschen Kleide und den Liebenswürdigkeiten, die ihr Julian darüber sagte. Sie schlug einen Rundgang durch den Garten vor;

bald gestand sie, daß sie außerstande sei, weiterzugehen. Sie hatte den Arm des Vertheilten genommen, aber diese Berührung gab ihr nicht nur keine Kraft, sie nahm ihr auch noch die letzte, die sie hatte.

Es war Nacht; kaum saß man, so wagte Julian, von seinem alten Vorrecht Gebrauch machend, die Lippen auf den Arm seiner schönen Nachbarin zu drücken und ihre Hand zu ergreifen. Er dachte dabei an alles, was Fouqué sich seiner Geliebten gegenüber herausgenommen hatte, und durchaus nicht an Frau von Rénal; das Wort „aus guter Familie“ lag ihm noch schwer auf dem Herzen. Der Händedruck wurde erwidert, was ihm aber durchaus kein Vergnügen bereitete. Anstatt stolz oder doch zum mindesten dankbar für diesen Gunstbeweis zu sein, durch den sich Frau von Rénal heute abend nur zu deutlich verriet, blieb er im Gegentheil fast fühllos gegen ihre Schönheit, Eleganz und Frische. Die Reinheit der Seele, der Mangel jeder gehässigen Erregung, verlängern ohne Zweifel die Dauer der Jugend. Das Gesicht ist der Teil, der bei den meisten hübschen Frauen zuerst altert.

Julian war den ganzen Abend mürrisch. Bisher war er nur auf den Zufall und die Gesellschaft erzürnt gewesen; seit Fouqué ihm aber eine unbornehme Gelegenheit geboten hatte, zu Wohlstand zu kommen, war er auch mißlaunig gegen sich selbst. Er verlor sich ganz in seine Gedanken, obwohl er von Zeit zu Zeit einige Worte an die Damen richtete, und ließ schließlich Frau von Rénals Hand los. Das erschreckte die Seele der armen Frau; sie sah in dieser Bewegung ihr künftiges Schicksal besiegelt.

Wäre sie Julians Liebe sicher gewesen, so hätte ihre Tugend vielleicht mehr standgehalten. Nun aber zitterte sie, ihn für immer zu verlieren, und vergaß sich in ihrer Leidenschaft so weit, daß sie seine Hand, die er in seiner Zerstreuung auf die Stuhllehne gelegt hatte, wieder ergriff. Das rief den Ehrgeiz des jungen Mannes wach: er hätte gern alle diese stolzen Edelleute zu Zeugen gerufen, die ihn, wenn er mit den Kindern am unteren Tische saß, mit so wohlwollend herablassendem Lächeln musterten. „Diese Frau kann mich nicht mehr verachten,“ sagte er sich; „in diesem Falle muß

ich mich für ihre Schönheit empfänglich zeigen. Ich bin es mir selbst schuldig, ihr Liebhaber zu werden.“ Eine solche Idee wäre ihm vor den naiven Geständnissen seines Freundes nicht gekommen.

Der plötzliche Entschluß, den er gefaßt hatte, bildete eine angenehme Zerstreuung für ihn. „Ich muß eine dieser beiden Frauen besitzen“ sagte er sich und bemerkt dabei, daß er viel lieber Frau Derville den Hof gemacht hätte, nicht, weil sie schöner war, sondern weil sie ihn nur als Hauslehrer kannte, der seiner Kenntnisse wegen geehrt wurde, und nicht als Zimmergesellen mit wollener Weste unter dem Arm, wie er vor Frau von Rénal erschienen war.

Und doch stellte diese sich ihn am reizvollsten als jungen Arbeiter vor, der bis über die Ohren rot vor der Tür stand und nicht wagte, an der Schelle zu ziehen.

Bei weiterem Nachdenken über seine Stellung sah Julian indessen ein, daß an die Eroberung von Frau Derville nicht zu denken sei, da sie Frau von Rénals Vorliebe für ihn höchstwahrscheinlich längst gemerkt hatte. Er sah sich also gezwungen, wieder auf die letztere zurückzukommen. „Was weiß ich eigentlich vom Charakter dieser Frau?“ sagte er sich. „Nur dies: vor meiner Reise ergriff ich ihre Hand, sie zog sie zurück; heute ziehe ich meine Hand zurück, sie ergreift sie wieder und drückt sie. Eine gute Gelegenheit, ihr all die Verachtung heimzuzahlen, die sie mir bewiesen hat. Gott weiß, wie viele Liebhaber sie schon gehabt hat! Vielleicht entscheidet sie sich auch nur deshalb für mich, weil wir uns stets so zwanglos sehen können.“

Das ist leider das Unglück einer hohen Kultur. Mit zwanzig Jahren ist die Seele eines jungen Mannes, wenn er etwas Erziehung genossen hat, himmelweit von der Harmlosigkeit entfernt, ohne welche die Liebe oft nur zur langweiligsten Pflicht wird.

„Ich bin es mir doppelt schuldig,“ schloß Julian in seiner Eitelkeit, „bei dieser Frau zum Ziele zu gelangen. Sollte ich je zu Macht und Reichtum kommen, und jemand wirft mir meine untergeordnete Stellung als Hauslehrer vor, so kann ich sagen, die Liebe hätte mich an diese Stellung gebannt.“

Julian zog seine Hand von neuem aus der seiner schönen Nachbarin und ergriff sie abermals, um sie zu drücken. Als man gegen Mitternacht in den Salon zurückging, fragte ihn Frau von Rénal halblaut: „Sie wollen uns also verlassen, Sie wollen abreisen?“

„Ich muß wohl,“ antwortete Julian seufzend, „denn ich liebe Sie leidenschaftlich . . . Welch unverzeihliches Vergehen für einen jungen Geistlichen!“

Frau von Rénal lehnte sich auf seinen Arm mit solcher Hingabe, daß sie die Wärme seiner Wangen an den ihren fühlte.

Die Nächte der beiden waren recht verschieden. Frau von Rénal schwelgte in der höchsten geistigen Wollust. Ein kokettes junges Mädchen, das vorzeitig zu lieben anfängt, gewöhnt sich an die Aufregungen der Liebe; und kommt es dann in das Alter der wirklichen Leidenschaft, so fehlt der Reiz der Neuheit. Für Frau von Rénal aber, die nie Romane gelesen hatte, war die ganze Stufenleiter der Gefühle etwas Neues. Keine traurige Wahrheit ließ sie erstarren, nicht einmal das Gespenst der Zukunft. Sie sah sich in zehn Jahren ebenso glücklich wie jetzt. Selbst der Gedanke an die Tugend und die Herrn von Rénal geschworene Treue, der sie noch vor einigen Tagen beunruhigt hatte, erschien umsonst; sie verschlechte ihn wie einen ungebetenen Gast. „Niemals“, nahm sich Frau von Rénal vor, „werde ich Julian etwas zugestehen; wir werden in Zukunft leben, wie wir seit einem Monat leben. Er wird mir nur ein Freund sein.“

Vierzehntes Kapitel

Die englische Schere

Ein junges Mädchen von sechzehn Jahren
hatte einen rosigen Teint und legte Rot auf.
Bolidori

Souqués Anerbieten hatte Julian aller Zufriedenheit beraubt: Er konnte zu keinem Entschluß kommen.

„Ach, vielleicht fehlt es mir an Charakter; ich wäre ein schlechter Soldat unter Napoleon gewesen! Nun, wenigstens wird mein

Plan, den ich mit der Herrin des Hauses vorhabe, mir etwas Zerstreuung bereiten.“

Zu seinem Glück entsprach der Zustand seiner Seele selbst bei diesem untergeordneten Zwischenfall keineswegs seiner kavalierrmäßigen Sprache. Er fürchtete sich vor Frau von Rênal ihres schönen Kleides wegen. Dieses Kleid war in seinen Augen der Vorgeschmack von Paris. In seinem Stolz wollte er dem Zufall und der Eingabe des Augenblicks nichts überlassen. Nach den Geständnissen Fouqués und dem wenigen, was er in seiner Bibel über die Liebe gelesen hatte, entwarf er sich einen ausführlichen Schlachtplan. Und da er, ohne es sich einzugestehen, sehr unsicher war, so schrieb er diesen Plan nieder.

Am nächsten Morgen war Frau von Rênal im Salon einen Augenblick mit Julian allein.

„Haben Sie keinen andern Namen als Julian?“ fragte sie.

Auf diese schmeichelhafte Frage wußte unser Held keine Antwort. Das war in seinem Plane nicht vorgesehen. Ohne diese Dummheit, einen Plan zu machen, hätte sein lebhafter Geist schnell eine gute Antwort gefunden, und die Ueberraschung hätte die Lebhaftigkeit seiner Bemerkungen nur erhöht.

Nun war er linksich und kam sich noch linksicher vor, als er war. Frau von Rênal verzieh ihm seine Ungewandtheit schnell. Sie hielt sie für ein Zeichen holder Aufrichtigkeit. Und es war ja gerade die Offenherzigkeit, die diesem Menschen, bei dem sie so viel Geist fand, in ihren Augen fehlte.

„Dein kleiner Hauslehrer flößt mir Mißtrauen ein“, hatte Frau Derville ein paarmal gesagt. „Ich finde, er sieht aus, als ob er immer überlegt und nur mit Berechnung handelt. Er ist hinterlistig.“

Julian fühlte sich tief unglücklich und gedemüthigt, daß er Frau von Rênal keine Antwort gegeben hatte.

„Ein Mann wie ich“, sagte er sich im stillen, „ist es sich schuldig, diese Scharte wieder auszuweken“, und er hielt es für seine Pflicht, Frau von Rênal einen Kuß zu geben. Er benutzte den Augenblick, wo sie von einer Stube in die andere ging.

Nichts war weniger angebracht und weniger angenehm für beide Teile, auch nichts unbesonnener. Sie wären beinahe gesehen worden. Frau von Rénal hielt ihn für verrückt. Sie war erschrocken und vor allem verlezt. Diese Dummheit erinnerte sie an Herrn Valenod.

„Was würde mir geschehen, wenn ich einmal mit ihm allein wäre?“ fragte sie sich. Sie war wieder im Vollgefühl ihrer Tugend, da die Liebe verfliegen war.

Sie richtete fortan es so ein, daß immer eines der Kinder bei ihr blieb.

Der Tag war für Julian langweilig; er verbrachte ihn damit, seinen Verführungsplan linksich zu verwirklichen. Er sah Frau von Rénal nicht ein einziges Mal an, ohne daß dieser Blick seinen Grund gehabt hätte; doch war er auch klug genug, um einzusehen, daß es ihm nicht glücken wollte, liebenswürdig zu sein, geschweige denn verführerisch.

Frau von Rénal kam nicht aus ihrem Erstaunen heraus, wie linksich und wie dreist zugleich er war. „Das ist die Liebeschüchternheit eines geistvollen Menschen“, sagte sie endlich voll unaussprechlicher Freude. „Sollte es möglich sein, daß meine Nebenbuhlerin ihn nie geliebt hat?“

Nach dem Gabelfrühstück ging Frau von Rénal in den Salon, um den Besuch des Herrn Charcot de Maugiron, Unterpräfekten von Bray, zu empfangen. Sie arbeitete an einem Stichtahmen mit erhabener Arbeit. Frau Derville saß neben ihr. In dieser Stellung und am hellen lichten Tage hielt es Julian für angemessen, seinen Stiefel vorzuschieben und Frau von Rénals niedlichen Fuß zu drücken, der in seinem durchbrochenen Strumpf und dem hübschen Pariser Stiefel die Blicke des galanten Unterpräfekten augenscheinlich auf sich zog.

Frau von Rénal bekam einen Todeschreck; sie ließ Schere, Wollknäuel und Nadel fallen, so daß Julians Bewegung für einen ungehinderten Versuch gelten konnte, die Schere, die er hatte fallen sehen, aufzufangen. Glücklicherweise brach die kleine englische

Stahlschere entzwei und Frau von Rénal bedauerte ein über das andere Mal, daß Julian nicht noch näher gefessen hatte.

„Sie haben vor mir gesehen, daß sie fiel“, sagte sie, „und Sie hätten Sie auffangen können, statt mir im blinden Eifer auf den Fuß zu treten.“

Der Unterpräfekt ließ sich dadurch täuschen, nicht so Frau Der-ville. „Dieser hübsche Junge hat recht dumme Manieren,“ dachte sie bei sich; „der gute Ton einer Provinzial-Hauptstadt duldet solche Dreistigkeiten nicht.“ Frau von Rénal nahm einen Augenblick wahr, wo sie Julian zuflüstern konnte:

„Seien Sie verständig, ich befehle es Ihnen.“

Julian sah seine Ungeschicklichkeit ein und ärgerte sich. Er überlegte lange hin und her, ob er sich wohl auch über das Wort „ich befehle es Ihnen“ ärgern müßte. Er war töricht genug, zu denken: „Sie könnte mir sagen: ich befehle, wenn es sich um etwas die Erziehung der Kinder Betreffendes handelt; aber wenn sie meine Liebe erwidert, setzt sie Gleichheit voraus . . .“ Sein Geist ging nun ganz darin auf, sich Gemeinplätze über die Gleichheit auszubedenken. Mit Ingrimme wiederholte er sich einen Vers Corneilles, den Frau Rénal ihm vor ein paar Tagen gesagt hatte:

„Liebe macht gleich und sucht die Gleichheit nicht.“

Julian war darauf verfaßt, den Don Juan zu spielen, er, der zeitlebens keine Geliebte gehabt hatte. Er war den ganzen Tag wie verdreht. Er hatte nur einen klaren Gedanken; seiner selbst wie Frau von Rénals überdrüssig, sah er mit Schrecken die Nacht heraufkommen, wo er im Dunkeln neben ihr auf der Bank sitzen würde. Er sagte Herrn von Rénal, daß er nach Verrières zum Pfarrer ginge, verschwand nach dem Essen und kam erst in der Nacht zurück.

In Verrières fand Julian den Herrn Chélan beim Umzug begriffen. Er war endlich abgesetzt worden. Der Vikar Maslon trat an seine Stelle. Julian war dem guten Pfarrer behilflich und kam auf den Gedanken, seinem Freunde Fouqué zu schreiben, der unbezwingliche Trieb, Geistlicher zu werden, hätte ihn zwar zunächst verhindert, auf seine freundschaftlichen Vorschläge einzugehen, doch

habe er jetzt ein so handgreifliches Beispiel von Ungerechtigkeit gesehen, daß er es für sein Fortkommen für dienlicher hielte, nicht in den geistlichen Stand zu treten. Julian gratulierte sich zu dem schlaun Einfall, die Absetzung des Pfarrers zu benutzen und sich eine Hintertür offen zu halten, falls die traurige Klugheit in seinem Herzen über den Heldenmut siegen sollte.

Fünfzehntes Kapitel Der Hahnenfchrei

Amour en latin faict amor;
Or donc provient d'amour la mort,
Et, par avant, soucy qui mord,
Deuil, plours, pieges, forfaitz, remords.
Blason d'Amour

Hätte Julian nur etwas von der Geschicklichkeit besessen, die er sich so gerne zuschrieb, so hätte er sich am nächsten Morgen zu der Wirkung, die sein Gang nach Verrières hervorgerufen hatte, nur gratulieren können. Seine Abwesenheit hatte den Eindruck seines gestrigen Betragens verwischt. Indessen blieb er den ganzen Tag über mürrisch. Gegen Abend kam ihm eine lächerliche Idee, die er Frau von Rénal mit seltener Unverfrorenheit mitteilte.

Raum saß man im Garten, und es war noch lange nicht dunkel genug dazu, als Julian seinen Mund an Frau von Rénals Ohr hielt und, auf die Gefahr hin, sie schauderhaft zu kompromittieren, ihr zuraunte: „Gnädige Frau, heute nacht um zwei Uhr werde ich in Ihr Zimmer kommen, ich habe Ihnen etwas zu sagen.“

Julian zitterte, seine Bitte konnte Gehör finden. Seine Verführertrolle drückte ihn dermaßen, daß, wenn er seiner Neigung hätte folgen können, er sich für ein paar Tage in sein Zimmer eingeschlossen und die beiden Damen nicht mehr gesehen hätte. Er begriff, daß er durch sein sinnreiches Betragen am letzten Tage alle schönen Vorteile der vorhergehenden wieder verscherzt hatte, und wußte nicht mehr, welchen Heiligen er anrufen sollte.

Frau von Rénal antwortete mit ungeschminkter und durchaus nicht übertriebener Entrüstung auf den schamlosen Antrag, den

ihr Julian zu machen wagte. Er glaubte aus ihrer kurzen Antwort Verachtung herauszuhören. Gewiß fiel bei dieser ganz leisen Antwort auch das Wort: „Pfiui!“

Julian ging unter dem Vorwande, den Kindern etwas zu sagen, in deren Stube und setzte sich nach seiner Rückkehr an Frau Derவில்les Seite, möglichst weit ab von Frau von Rénal. Er benahm sich auf diese Weise jede Möglichkeit, ihre Hand zu ergreifen. Die Unterhaltung war ernst und Julian machte bis auf einige Augenblicke des Stillschweigens, in denen er sein Gehirn zermarterte, seine Sache sehr gut. „Warum“, fragte er sich, „kann ich nur nicht irgend einen hübschen Kniff erfinden, um Frau von Rénal zu zwingen, mir noch einmal den unzweideutigen Beweis ihrer Bärtlichkeit zu geben, der mich vor drei Tagen glauben ließ, daß sie mein sei?“

Julian war verzweifelt, daß er seine Sache so ins Arge gebracht hatte. Trotzdem hätte ihn nichts mehr in Verlegenheit setzen können, als der Erfolg.

Als man sich um Mitternacht trennte, glaubte er in seinem Argwohn, daß Frau Derவில்le ihn verachtete, und daß es um Frau Rénal vielleicht ebenso stand.

In der übelsten Laune und tief gedemütigt, konnte er keinen Schlaf finden. Er war durchaus nicht gesonnen, auf jede List, jeden Plan zu verzichten, mit Frau von Rénal in den Tag hineinzuleben und sich wie ein Kind mit dem Glücke, das jeder Tag ihm brachte, zufriedenzugeben.

Er zermarterte sein Hirn, um irgendeine Kriegslift auszufinnen; im nächsten Augenblick kam sie ihm bereits albern vor; er war mit einem Wort sehr unglücklich — als es auf der Schloßuhr zwei schlug.

Dieser Schall weckte ihn auf, wie das Krähen des Hahnes den Petrus. Er sah sich dicht vor dem unangenehmsten Ereignis. Seit dem Augenblick, wo er den unverschämten Vorschlag gemacht hatte, hatte er nicht mehr daran gedacht; er war ja so schlecht damit angekommen!

„Ich habe ihr gesagt, daß ich um zwei Uhr kommen würde,“ sagte er sich und stand auf; „ich bin vielleicht unerfahren und grob, wie es einem Bauernsohne zukommt; Frau Derville hat mir das ja oft genug zu verstehen gegeben; aber wenigstens werde ich nicht schwach sein!“

Julian hatte allen Grund, auf seinen Mut stolz zu sein; nie hatte er sich einen schlimmeren Zwang auferlegt. Als er seine Thür öffnete, zitterte er dermaßen, daß seine Knie wankten und er sich an die Wand lehnen mußte.

Er ging ohne Stiefel. An Herrn von Rénals Thür horchte er und hörte ihn laut schnarchen. Er war in wahrer Verzweiflung. Es gab also keinen Vorwand mehr, nicht zu ihr zu gehen! Aber, großer Gott, was sollte er dort machen? Er hatte keinen Plan, und wenn er auch einen gehabt hätte, so hätte er ihn doch nicht befolgen können so verwirrt war er.

Endlich gelangte er, tausendmal mehr leidend als wenn er zum Tode ginge, nach dem kleinen Gang, der zu Frau von Rénals Schlafzimmer führte. Er öffnete mit zitternder Hand die Thür und machte dabei einen schrecklichen Lärm.

Es war Licht im Zimmer; ein Nachtlicht brannte auf dem Kamin — ein neues Unglück, auf das er am wenigsten gefaßt war. Als Frau von Rénal ihn eintreten sah, sprang sie schnell aus dem Bett.

„Unglücklicher!“ rief sie.

Beide waren verwirrt. Julian vergaß seine alten Vorsätze und fand sich in seine natürliche Rolle zurück; einer so reizenden Frau nicht zu gefallen, erschien ihm jetzt als das größte Unglück. Er begegnete ihren Vorwürfen damit, daß er sich ihr zu Füßen warf und ihre Knie umschlang. Da sie äußerst streng mit ihm redete, brach er in Tränen aus.

Als Julian wenige Stunden später das Schlafzimmer verließ, blieb ihm, um im Romanstil zu reden, nichts mehr zu wünschen übrig. In der That verdankte er der Liebe, die er eingestößt, und dem unerwarteten Eindruck, den ihre verführerischen Reize auf

ihn gemacht hatten, einen Sieg, zu dem ihm all seine läppische Zubringlichkeit nicht verholfen hätte.

Trotzdem war er dermaßen vom Dämon des Stolzes besessen, daß er sich selbst in den süßesten Augenblicken einbildete, die Rolle eines Mannes zu spielen, der über Frauen zu siegen gewohnt ist. Er machte unglaubliche Anstrengungen, um alles, was ihn liebenswert machte, zu verderben. Statt die Wonne zu teilen, die er hervorrief, und die Gewissensbisse, die ihre Glut nur schürten, hatte er nichts als den Gedanken der Pflicht vor Augen. Er fürchtete schreckliche Reue und ewige Lächerlichkeit, wenn er dem idealen Vorbild, das er sich gesetzt hatte, nicht treu blieb. Mit einem Wort, gerade das, was ihn zu einem höheren Wesen machte, ließ ihn nicht zum Genuße des Glückes kommen, das sich ihm darbot. Er war wie ein junges Mädchen von sechzehn Jahren, das reizende Farben hat und, als es zum Valle geht, so unsinnig ist, Rot aufzulegen.

Frau von Renal hatte, als sie Julian erblickte, einen Todeserschreck bekommen und schwebte alsbald in den schrecklichsten Befürchtungen. Julians Schluchzen und Verzweiflung brachten sie gänzlich außer Fassung.

Selbst als sie ihm nichts mehr zu versagen hatte, stieß sie Julian in aufrichtiger Empörung von sich und warf sich dann in seine Arme. Ihr Betragen war völlig planlos. Sie glaubte sich unrettbar verdammt und suchte sich über den Gedanken an die Hölle hinwegzutäuschen, indem sie Julian mit den leidenschaftlichsten Zärtlichkeiten überhäufte. Kurz, es fehlte zum Glück unsres Helden nichts, die brennende Empfindsamkeit der Frau, die er eben verführt hatte, inbegriffen, wenn er es nur verstanden hätte, dieses Glück zu genießen! Bei ihr hingegen dauerte das Entzücken wider Willen noch fort, als Julian sie schon verlassen hatte, und ebenso der Kampf mit ihren Gewissensbissen, die sie zerrissen.

„Mein Gott, glücklich sein und geliebt werden, ist es nur das?“ Das war sein erster Gedanke, als er in sein Zimmer zurückkehrte. Er befand sich in jenem Zustand des Erstaunens und der wirren Unruhe, in den der Mensch verfällt, wenn er etwas heiß Ersehntes

endlich erlangt hat. Er ist an das Wünschen gewöhnt, findet aber nichts mehr zu wünschen, und die Erinnerungen sind noch zu frisch. Wie ein Soldat, der von der Parade zurückkehrt, ging Julian noch einmal alles durch, was er getan hatte. „Habe ich nichts unterlassen, was ich mir schuldig war?“ fragte er sich. „Habe ich meine Rolle gut gespielt?“

Und was für eine Rolle! Die eines Mannes, der gewöhnt ist, im ersten Anlauf zu siegen.

Sechzehntes Kapitel

Der nächste Tag

He turn'd his lips to hers, and with his hand
Call'd back the tangles of her wandering hair.
Byron, Don Juan, C. I, St. 170

Um Julians Ruhm voll zu machen, hatte Frau von Rénal in ihrer Erregung und Bestürzung gar nicht gemerkt, wie dumm sich der Mann benahm, der ihr mit einem Male der liebste auf Erden geworden war. Als sie ihn bei Tagesgrauen bat, zu gehen, seufzte sie: „O Gott, wenn mein Mann etwas gehört hat, bin ich verloren.“ Worauf Julian, der sich Zeit nahm, Phrasen zu machen, auf die Frage verfiel: •

„Würden Sie gerne sterben?“

„In diesem Augenblick nein,“ entgegnete sie; „aber nie würde ich bedauern, Sie gesehen zu haben.“

Julian hielt es seiner Würde für angemessen, sie am hellen Morgen und ohne die geringste Vorsicht zu verlassen.

In dem verrückten Gedanken, den erfahrenen Mann zu spielen, paßte er fortwährend auf seine geringsten Handlungen auf, und dies hatte wenigstens den Vorteil, daß er sich beim Frühstück, als er Frau von Rénal wieder sah, musterhaft klug benahm.

Sie dagegen konnte ihn nicht ansehen, ohne über und über rot zu werden, und doch konnte sie den Blick nicht von ihm wenden. Sie wurde ihrer Verwirrung inne und suchte sie zu verbergen, machte sie dadurch aber nur noch größer. Julian warf ihr nur einen

einzigem Blick zu. Zuerst bewunderte Frau von Rénal seine Vorsicht. Aber bald, als sie merkte, daß er seine Augen nicht wieder auf sie richtete, wurde sie traurig. „Liebt er mich nicht mehr?“ dachte sie. „Ach, ich bin recht alt für ihn, zehn Jahre älter als er!“

Als sie vom Speisesaal in den Garten ging, drückte sie Julian die Hand. Voller Überraschung für eine so außergewöhnliche Liebeserzeugung blickte er sie verliebt an, denn beim Frühstück war sie ihm besonders hübsch erschienen, und er hatte ihre Reize mit gesenkten Blicken begierig gemustert. Dieser Blick tröstete Frau von Rénal; er nahm ihr freilich nicht alle Besorgnisse, aber ihre Besorgnisse nahmen ihr alle Gewissensbisse ihrem Manne gegenüber.

Beim Frühstück hatte der Herr Gemahl nichts bemerkt, nicht so Frau Derville: sie glaubte ihre Freundin auf dem Punkt, zu fallen. Den ganzen Tag über bestürmte sie sie mit dem Mut und der Eindringlichkeit wahrer Freundschaft, machte allerlei Andeutungen und malte ihr die Gefahr, die sie lief, mit abstoßenden Farben aus.

Frau von Rénal brannte darauf, mit Julian allein zu sein; sie wollte ihn fragen, ob er sie noch liebe. Trotz ihrer angeborenen Liebenswürdigkeit war sie mehrmals nahe daran, ihrer Freundin begreiflich zu machen, daß sie ihr lästig werde.

Abends im Garten wußte Frau Derville es so einzurichten, daß sie zwischen Julian und Frau von Rénal zu sitzen kam. Diese hatte es sich so herrlich gedacht, Julians Hand zu drücken und an die Lippen zu führen; nun konnte sie nicht einmal mit ihm reden.

Diese Unannehmlichkeit brachte sie noch mehr in Erregung. Eine Befürchtung quälte sie. Sie hatte Julian so hart angelassen, daß er so unvorsichtig gewesen war, die vorige Nacht zu ihr zu kommen, und nun zitterte sie, ob er diese Nacht kommen würde. Sie verließ den Garten sehr früh und ging auf ihr Zimmer. Als sie sich vor Ungebuld nicht mehr halten konnte, schlich sie an Julians Thür und horchte. Trotz ihrer bangen Besorgnis und verzehrenden Leidenschaft wagte sie nicht hineinzugehen. Dies wäre ihr als die größte Verworfenheit erschienen; es gab in der Provinz ein böses Sprichwort darauf.

Da die Dienerschaft zum Theil noch auf war, hielt sie es schließlich für geratener, wieder zurückzugehen. Zwei Stunden der Erwartung waren ihr wie zwei Jahrhunderte der Dual.

Aber Julian war seiner sogenannten Pflicht viel zu treu, um nicht Zug für Zug auszuführen, was er sich vorgenommen hatte.

Als es ein Uhr schlug, schlich er leise hinaus, vergewisserte sich, daß der Hausherr fest schlief, und erschien bei Frau von Rénal. In dieser Nacht fand er mehr Glück bei seiner Geliebten, denn er dachte nicht so beständig an seine Rolle, die er sich vorgenommen. Er hatte Augen und Ohren offen. Was Frau von Rénal ihm über ihr Alter sagte, trug dazu bei, ihm eine gewisse Sicherheit zu verleihen.

„Ach, ich bin zehn Jahre älter als Sie! Wie können Sie mich da lieben!“ seufzte sie ein über das andere Mal ohne eine bestimmte Absicht, nur weil es sie bedrückte.

Julian verstand dieses Unglück nicht, erkannte aber, daß es ungeheuchelt war und vergaß seine Angst, lächerlich zu erscheinen, fast gänzlich.

Auch der Gedanke, er könnte seiner niedrigen Geburt wegen als Liebhaber zweiter Klasse angesehen werden, verschwand. Und in dem Maße, wie die Ausbrüche seines Entzückens seine schüchternen Geliebte beruhigten, wurde sie etwas glücklicher und klarer im Urtheil über ihren Liebhaber. Zum Glück hatte er an diesem Tage das erzwungene Wesen fast ganz abgelegt, das sein gestriges Verweilen bei ihr zu einem Siege, nicht aber zu einem Vergnügen gemacht hatte. Wenn sie seine Absicht, eine Rolle zu spielen, gemerkt hätte, so würde diese traurige Entdeckung sie für immer um alles Glück gebracht haben. Sie hätte nichts anderes darin sehen können, als ein trauriges Ergebnis des Altersunterschiedes.

Frau von Rénal hatte zwar nie über die Theorie der Liebe nachgedacht, aber der Altersunterschied bildet nächst dem des Vermögens einen der beliebtesten Gemeinplätze des Provinzialwitzes, sobald von Liebe die Rede ist.

In wenigen Tagen war Julian von der Glut seiner Jahre wirklich hingerissen und sterblich verliebt.

„Man muß zugeben,“ sagte er sich, „daß sie von engelgleicher Seelengüte ist und so hübsch wie keine.“

Er hatte den Gedanken, eine Rolle zu spielen, fast ganz vergessen. In einem Augenblick des Selbstvergessens gestand er ihr sogar seine neuliche Befürchtung. Dieses Geständnis machte das Maß der Liebe, die er einflößte, voll. „Also habe ich keine glückliche Rivalin gehabt“, sagte Frau von Rénal sich voller Seligkeit und wagte ihn sogar zu fragen, was es denn für ein Bild gewesen wäre, für das er so großes Interesse gehabt hätte. Und Julian schwor ihr, daß es das Bild eines Mannes war.

Wenn Frau von Rénal so viel kalte Besinnung behielt, um nachzudenken, so kam sie aus dem Staunen nicht heraus, daß ein solches Glück überhaupt möglich war, und daß sie es nie geahnt hatte.

„Ach,“ sagte sie sich, „hätte ich Julian nur vor zehn Jahren gekannt; da konnte ich noch für hübsch gelten!“

Julian war weit entfernt von solchen Gedanken. Seine Liebe war im Grunde nur gesättigter Ehrgeiz; es war ihm ein Hochgenuß, daß er, der arme, unglückliche, verachtete Bauernsohn, ein so schönes Weib sein eigen nennen durfte. Seine Liebesbeteuerungen und sein Entzücken beim Anblick ihrer Reize beruhigten sie ein wenig über den Altersunterschied. Wenn sie so viel Weltkenntnis besessen hätte, wie eine Frau mit dreißig Jahren in hoch zivilisierten Ländern längst zu haben pflegt, so hätte sie für die Dauer einer Liebe gezittert, die nur von Überraschung und Entzückungen der Eigenliebe genährt ward.

In den Augenblicken, wo Julian seinen Ehrgeiz vergaß, bewunderte er alles an ihr, bis auf ihre Hüte und Roben. Er konnte es nicht satt werden, ihren Duft einzuatmen. Er öffnete ihren Spiegelschrank und blieb stundenlang davor stehen, um die Schönheit und Eleganz seines Inhaltes zu bewundern. Seine Freundin lehnte sich dabei an seine Schulter und blickte ihm zu, wie er diese Schmucksachen und Stoffe bestaunte, die am Abend vor der Hochzeit den Brautkorb füllen.

„Einen solchen Mann hätte ich heiraten können!“ seufzte Frau von Rénal manchmal. „Welche Feuerseele! Welch süßes Leben mit ihm!“

Julian hatte vordem noch nie so intime Blicke in das Arsenal der weiblichen Kriegskunst getan. „Unmöglich,“ dachte er, „daß es in Paris etwas Schöneres gibt.“ Dann hatte er gegen sein Glück nichts mehr einzuwenden. Oft auch ließ ihn die Bewunderung und das Entzücken seiner Herrin die frostige Theorie vergessen, die ihn in der ersten Zeit ihres Verhältnisses so berechnend und so lächerlich gemacht hatte. Es gab Augenblicke, wo er trotz seiner Neigung zur Heuchelei einen holden Genuß darin fand, der vornehmen Dame, die ihn bewunderte, seine Unwissenheit über so manche Kleinigkeiten zu gestehen. Und Frau von Rénal fand die holdeste geistige Wollust darin, diesen geistvollen jungen Mann, der es nach aller Meinung noch weit bringen würde, in eine Menge kleiner Geheimnisse einzuweihen. Selbst der Unterpräfekt und Herr Balenod mußten ihn bewundern, und sie kamen ihr seitdem weniger dumm vor. Frau Derville dagegen hütete sich wohl, gleiche Gefühle zu äußern. Sie war verzweifelt über das, was sie zu erraten glaubte, und da sie einsah, daß ihr guter Rat dieser Frau, die buchstäblich den Kopf verloren hatte, eher unangenehm als angenehm war, so reiste sie eines Tages unvermittelt ab. Frau von Rénal war klug genug, sie nicht nach dem Grunde zu fragen. Sie vergoß einige Tränen, und bald war ihr Glück um so vollkommener. Sie war dank dieser Abreise jetzt fast den ganzen Tag allein mit ihrem Geliebten.

Julian überließ sich um so lieber der angenehmen Gesellschaft seiner Freundin, als ihn jedesmal, wenn er zu lange mit sich allein war, der fatale Vorschlag seines Freundes beunruhigte. In den ersten Tagen dieses neuen Lebens gab es Augenblicke, wo er, der nie geliebt hatte und nie geliebt worden war, ein so inniges Vergnügen darin fand, aufrichtig zu sein, daß er nahe daran war, Frau von Rénal einzugestehen, was bis dahin das Ziel und der Ehrgeiz seines Lebens gewesen war. Er hätte sie auch gern um Rat gefragt über die seltsame Versuchung, in die ihn Fouqués Vorschlag gebracht hatte, doch ein kleiner Zwischenfall verbot ihm jede Aufrichtigkeit.

Siebzehntes Kapitel Der erste Adjunkt

O how this spring of love resembleth
The uncertain glory of an April day,
Which now shows all the beauty of the sun,
And by and by a cloud takes all away.

The two Gentlemen of Verona

Ein^es Abends bei Sonnenuntergang, als er mit seiner Freundin am Ende des Baumgartens saß, fern von lästigen Menschen, verlor er sich in tiefe Träumereien. „Werden so holde Augenblicke ewig dauern?“ fragte er sich. Seine Seele war ganz mit der Schwierigkeit beschäftigt, eine Stellung zu gewinnen; er beklagte diese unselige Ungewißheit, die das Ende der Kindheit verdüstert und den Unbemittelten die ersten Jugendjahre vergällt.

„Ach!“ rief er aus, „wie doch Napoleon der Gottgesandte für die jungen Franzosen war! Wer wird ihn ersetzen? Was werden ohne ihn die Unglücklichen machen, selbst die reicher sind als ich, die gerade ein paar Taler haben, um sich eine gute Erziehung zu verschaffen, und doch nicht genug, um sich mit zwanzig Jahren als Mann einzukaufen und Karriere zu machen. Was man auch tun mag,“ setzte er mit einem tiefen Seufzer hinzu, „diese verhängnisvolle Erinnerung wird uns auf immer verhindern, glücklich zu sein.“

Er sah, wie Frau von Renal plötzlich die Stirn runzelte und eine kalte, geringschätzig^e Miene annahm. Diese Art, zu denken, schien ihr eines Bedienten würdig. In dem Gedanken erzogen, daß sie sehr reich sei, hielt sie es für ausgemacht, daß Julian es auch wäre. Sie liebte ihn hundertmal mehr als ihr Leben und dachte nicht an das leidige Geld.

Julian erriet diese Gedanken durchaus nicht. Ihr Stirnrunzeln rief ihn zur Wirklichkeit zurück. Er besaß Geistesgegenwart genug, sich aus der Verlegenheit zu ziehen und der vornehmen Dame, die dicht neben ihm auf der Rasenbank saß, weiszumachen, daß er diese Redensarten auf der Reise bei seinem Freunde, dem Holzhändler, gehört hätte. So macht es der Gottlose.

„Nun, dann verkehren Sie doch nicht mehr mit solchen Leuten“, sagte Frau von Rénal immer noch mit einem Anflug der eisigen Kälte, die plötzlich dem Ausdruck der innigsten Zärtlichkeit gefolgt war.

Dieses Stirnrunzeln, oder vielmehr der Arger über seine Unklugheit, war der erste Schlag, der Julians Illusionen zertrümmerte. „Sie ist gut und sanft,“ sagte er sich, „und ihr Wohlgefallen an mir ist bedeutend, aber sie ist im feindlichen Lager erzogen. Die müssen ja vor jedem herzhaften Manne Angst haben, der eine gute Bildung genossen hat, aber nicht reich genug ist, um eine Laufbahn zu ergreifen. Was würde wohl aus diesen Adligen werden, wenn uns die Möglichkeit gegeben wäre, ihnen mit gleichen Waffen gegenüberzutreten? Ich zum Beispiel als Bürgermeister von Verrières mit guter Gefinnung und ehrlich, wie es Herr von Rénal im Grunde ja ist, wie würde ich den Vikar und den Herrn Valenod mit allen ihren Niedertrachten hinauswerfen! Wie würde die Gerechtigkeit in Verrières triumphieren! Ihre Talente würden mir nichts in den Weg zu legen haben. Sie tappen ja beständig im Dunkeln!“

Julians Glück war an diesem Tage nahe daran, ein dauerndes zu werden. Er wagte nur nicht offen zu sein. Er hätte den Mut haben müssen, eine Schlacht zu liefern, und dies auf der Stelle. Frau von Rénal war über Julians Wort erstaunt, weil die Leute ihrer Gesellschaftsklasse ihr oft gesagt hatten, daß die Heraufkunft eines neuen Robespierre nicht unmöglich wäre, da so viel junge Leute aus niederen Ständen eine zu gute Bildung genossen hätten. Ihr kühles Wesen dauerte fort, es schien Julian sehr ausgesprochen. Denn in ihrer Abscheu gegen die häßliche Ausherung mischte sich bald die Befürchtung, ihm ungewollt etwas Unangenehmes gesagt zu haben. Dieses Unbehagen spiegelte sich sehr deutlich in ihren Zügen, die, wenn sie glücklich und fern von langweiligen Menschen war, so rein und unschuldig waren.

Julian wagte sich seinen Träumen nicht mehr ohne Rückhalt hinzugeben. Ruhiger und weniger verliebt, fand er es vernünftiger, Frau von Rénal nicht mehr in ihrem Zimmer zu besuchen. Es war

besser, wenn sie zu ihm kam. Wenn ein Diener sie im Hause herumlaufen sah, so gab es zwanzig Ausreden, die das erklären konnten.

Aber diese Aenderung hatte auch ihre Schattenseiten. Julian hatte sich von Fouqué Bücher geliehen, die er als Theologiestudierender beim Buchhändler nie hätte verlangen können. Er wagte sie nur bei Nacht aufzuschlagen. Oft wäre er recht froh gewesen, nicht durch ihren Besuch gestört zu werden, und doch wäre er noch am Tage vor der kleinen Szene im Obstgarten außerstande gewesen, in Erwartung desselben zu lesen.

Er dankte Frau von Renal ein ganz neues Verständnis für Bücher, denn er hatte sie über eine Menge Kleinigkeiten ausgefragt, deren Unkenntnis dem Verständnis eines jungen Mannes, der nicht zur Gesellschaft gehört, sehr enge Schranken zieht, mag man seine natürlichen Anlagen auch noch so hoch einschätzen.

Diese Erziehung durch die Liebe einer sehr unwissenden Frau war sein Glück. Julian lernte auf diese Weise die Gesellschaft so sehen, wie sie zur Zeit ist. Keine Geschichten von früheren Gesellschaftszuständen, vor zweitausend Jahren oder auch nur vor sechzig Jahren, zur Zeit Voltaires und Ludwigs XV., verdunkelten seinen Geist. Zu seiner unbeschreiblichen Freude fiel es ihm wie Schuppen von den Augen; er verstand jetzt endlich, was sich in Verrières zutrug.

Im Vordergrund stand eine Reihe von sehr verwickelten Intrigen, die seit zwei Jahren beim Präfekten von Besançon angezettelt und von Paris aus durch Briefe von hochmöglicher Seite unterstützt wurden. Es handelte sich darum, Herrn Roitob, den frömmsten Mann im Lande, zum ersten und nicht zum zweiten Adjunkten des Bürgermeisters zu machen. Als Nebenbuhler hatte er einen sehr reichen Fabrikanten, der durchaus auf den Platz eines zweiten Adjunkten zurückgedrängt werden mußte.

Nun verstand Julian endlich die Aubeutungen, die er erhascht hatte, wenn die Spitzen der Gesellschaft bei Herrn von Renal zum Essen waren. Die Privilegierten waren sehr mit der Wahl dieses Adjunkten beschäftigt, während die übrige Stadt, insbesondere die

Liberalen, keine Ahnung davon hatte. Das Wichtigste bei der Sache war, wie jedermann weiß, daß die Ostseite der Hauptstraße von Verrières um neun Fuß verbreitert werden soll, da sie Reichsstraße wird.

Wenn nun Herr Moitob, der drei Häuser auf der Seite der Erweiterung besaß, erster Adjunkt wurde — und folglich Bürgermeister, wenn Herr von Rénal zum Deputierten gewählt wurde —, so würde er ein Auge zudrücken, und man konnte an den Häusern, die in die öffentliche Straße hineinstanden, geringe Veränderungen vornehmen, so daß sie noch hundert Jahre stehen konnten. Trotz der großen Frömmigkeit und anerkannten Redlichkeit Moitob's war man sicher, daß er „entgegenkommend“ sein würde, denn er hatte eine große Familie. Unter den Häusern, die zurückmußten, gehörten neun den ersten Familien von Verrières.

Julian waren diese Mächenschaften viel wichtiger als die Geschichte der Schlacht von Fontenoy, deren Namen er zum ersten Male in einem der Fouquéschen Bücher gefunden hatte. Es gab Dinge, die Julian seit fünf Jahren verwunderten, als er anfangs, abends zum Pfarrer zu gehen. Aber da Schweigsamkeit und Demut die Haupttugenden eines Theologiestudierenden sind, so hatte er nie Fragen stellen können.

Eines Tages gab Frau von Rénal dem Kammerdiener ihres Mannes, Julians Feind, einen Auftrag.

„Aber, gnädige Frau,“ antwortete der Mann mit sonderbarer Miene, „es ist heute der letzte Freitag im Monat.“

„Gehen Sie“, gebot Frau von Rénal.

„Aha,“ sagte Julian, „jetzt geht er in das Heumagazin, das früher Kirche war und kürzlich wieder zum Gottesdienst eingerichtet worden ist; aber wozu? Das ist eines der Geheimnisse, die ich nie erraten habe.“

„Es ist eine sehr heilsame, aber höchst sonderbare Einrichtung“, antwortete Frau von Rénal. „Frauen haben keinen Zutritt. Alles, was ich darüber weiß, ist, daß alle Welt sich duzt. Z. B. wird dieser Diener dort Herrn Valenod begegnen, und dieser hochmütige und

einfältige Mensch wird durchaus nicht ärgerlich sein, von Johann geduzt zu werden, er wird ihm vielmehr in derselben Tonart antworten. Wenn Sie gern wissen möchten, was man dort treibt, so werde ich Herrn von Maugiron und Herrn Balenod nach Einzelheiten fragen. Wir bezahlen zwanzig Franken für jeden Diensthoten, damit sie uns nicht eines schönen Tages umbringen.“

Die Zeit ging im Fluge hin. Der Gedanke an die Reize seiner Herrin brachte Julian von seinem finstren Ehrgeiz ab, und die Notwendigkeit, von traurigen und vernünftigen Dingen zu schweigen, da sie aus verschiedenen Lagern waren, trug, ohne daß er es ahnte, zu dem Glücke bei, das er ihr verdankte und zu der Herrschaft, die sie über ihn erlangte.

In den Augenblicken, wo die Gegenwart der allzugescheiterten Kinder sie zwang, nur kalte und verständige Worte zu reden, lauschte Julian, während er sie mit liebeglühenden Blicken ansah, mit gespanntem Ohr ihren Bemerkungen über die Welt und ihren Lauf. Oft geschah es, daß Frau von Renal mitten in der Erzählung eines abgefeimten Betruges anlässlich eines Weges oder einer Lieferung sich plötzlich bis zur Unsinnigkeit vergaß. Julian fand es nötig, sie dafür zu schelten, denn sie erlaubte sich ihm gegenüber die gleichen Vertraulichkeiten, als ob er eins ihrer Kinder wäre. Es gab nämlich Tage, wo sie sich einbildete, ihn wie ihren Sohn zu lieben. Mußte sie ihm doch fortwährend seine naiven Fragen über tausend einfache Dinge beantworten, die ein Kind aus guter Familie mit fünfzehn Jahren längst weiß. Einen Moment später bewunderte sie ihn dann wieder als ihren Herrn und Gebieter. Sein Geist erschreckte sie manchmal sogar: sie glaubte jeden Tag deutlicher, in diesem jungen Geistlichen den Mann der Zukunft zu erkennen. Sie sah ihn als Papst, als Premierminister wie Richelieu. „Werde ich lange genug leben, um dich in deinem Glanz zu sehen?“ fragte sie Julian einmal. „Der Platz für einen großen Mann ist da, die Monarchie, die Religion haben ihn nötig.“

Achtzehntes Kapitel

Der König in Verrières⁶

Seid Ihr nur dazu gut, um wie ein
entseeltes Volt dazuliegen, wie eine Reide,
in deren Adern kein Blut mehr fließt?

Aus der Rede des Bischofs
in der Kapelle des heiligen Clemens

Am dritten September abends um zehn Uhr setzte ein Gendarm, der die Hauptstraße heraufgaloppierte, ganz Verrières in Aufruhr. Er brachte die Kunde, daß Se. Majestät der König am nächsten Sonntag durchreisen würde, und es war schon Dienstag! Der Präfekt gestattete, das heißt er verlangte die Bildung einer Ehrengarde, denn es sollte möglichst viel Pomp entfaltet werden. Ein reitender Bote wurde nach Bergy geschickt, und Herr von Renal kam noch in der Nacht an. Er fand die ganze Stadt auf den Beinen. Jeder hatte sein besonderes Anliegen. Die am wenigsten Aufgeregten mieteten Ballons, um den Einzug des Königs zu sehen.

„Wer wird die Ehrengarde kommandieren?“ fragte man sich. Herr von Renal erkannte sofort, daß es im Interesse der in der Erweiterungszone liegenden Häuser war, wenn Herr von Moiroud dies Kommando erhielt. Das rechtfertigte später seinen Anspruch auf die Stelle eines ersten Adjunkten. An Herrn von Moirouds Frömmigkeit war nichts auszusagen, sie war über allen Zweifel erhaben, aber er hatte noch nie auf einem Pferd gesessen. Er war ein Mann von sechsunddreißig Jahren und ängstlich in jedem Belange; er fürchtete sich ebensowohl vorm Herunterfallen wie vor der Lächerlichkeit.

Der Bürgermeister ließ ihn schon um fünf Uhr morgens rufen.

„Sie sehen, mein Herr, ich hole bereits Ihren Rat ein, als ob Sie den Posten schon innehätten, zu dem alle Wohlgesinnten Sie aussersehen haben. In dieser unglücklichen Stadt gedeiht die Industrie bedenklich, die Liberalen werden Millionäre, sie trachten nach der Macht und wissen aus allem Waffen gegen uns zu schmieden. Lassen Sie uns das Interesse des Königs, der Monarchie und vor allem unserer heiligen Kirche bedenken. Wen glauben Sie, mein Herr, könnte man mit dem Kommando der Ehrengarde betrauen?“

Herr von Moitod nahm diese Ehre trotz der Todesangst, die er vor dem Pferde hatte, doch schließlich als eine Art Martyrium an. „Ich werde den rechten Ton schon treffen“, versicherte er dem Bürgermeister. Es blieb kaum so viel Zeit übrig, um die Uniformen in Stand zu setzen, die zuletzt vor sieben Jahren bei der Durchreise eines Prinzen von Gebüt gebraucht waren.

Um sieben Uhr kam Frau von Rénal mit den Kindern und Julian aus Bergy an. Sie fand ihren Salon voll von liberalen Damen, die Versöhnung der Parteien predigten und sie anflehten, ihren Gatten zu bestimmen, daß er ihren Männern einen Platz in der Ehrengarde gönnte. Eine von ihnen behauptete, ihr Mann würde aus Gram Bankrott machen, wenn er dieser Ehre nicht theilhaftig würde. Frau von Rénal gab der ganzen Gesellschaft flugs den Laufpaß. Etwas schien sie sehr zu beschäftigen.

Julian war erstaunt und mehr noch verstimmt, daß sie ihm ein Geheimniß daraus machte, was sie bewegte. „Ich habe es mir gleich gedacht,“ sagte er sich bitter, „ihre Liebe verfliegt vor dem Glück, den König in ihrem Hause zu empfangen. Dieses ganze Treiben betäubt sie. Sie wird mich erst dann wieder lieben, wenn die Ideen ihrer Rasse ihr Hirn nicht mehr trüben.“

Und doch, o Wunder! Er liebte sie nur um so mehr!

Die Dekorateurs begannen ihr Wesen im Hause zu treiben; er suchte lange umsonst nach einer Gelegenheit, ihr ein Wort zu sagen. Endlich traf er sie, als sie gerade aus seinem Zimmer kam und einen seiner Anzüge in der Hand hatte. Sie waren allein und er wollte mit ihr sprechen. Aber sie floh und wollte nichts hören. „Ich bin wahrhaftig töricht, eine solche Frau zu lieben“, brummte er; „der Ehrgeiz macht sie ebenso verrückt, wie ihren Mann.“

Sie war es noch mehr: einer ihrer brennendsten Wünsche war, ihren Julian, wenn auch nur auf einen Tag, nicht in seinem traurigen schwarzen Rod zu sehen. Sie hatte es ihm nur nie sagen mögen, aus Furcht, ihn zu kränken.

Mit einer Geschicklichkeit, die bei einer so natürlichen Frau Wunder nahm, wußte sie zuerst Herrn von Moitod und dann den Herrn

Unterpräfekten von Maugiron zu bestimmen, daß Julian zur Ehrengarde kam und fünf oder sechs reichen Fabrikanten söhnen vorgezogen wurde, von denen wenigstens zwei für ihre exemplarische Frömmigkeit bekannt waren. Herr Valenod, der seine Kutsche den Schönheiten von Berrières zur Verfügung stellen wollte, um seine schönen normännischen Pferde bewundern zu lassen, mußte dem verhassten Julian eines derselben abtreten. Aber noch fehlte die Uniform. Alle anderen Ehrengardisten hatten eigene oder geborgte schöne himmelblaue Anzüge mit silbernen Majorsepauletten, die vor sieben Jahren gegläntzt hatten. Frau von Rénal wollte einen neuen Anzug, und es blieben knapp vier Tage Zeit, um nach Besançon zu schicken und Uniform, Säbel, Mütze, kurz alles, was zu einem Ehrengardisten gehört, kommen zu lassen. Das Späsigste dabei war, daß sie es unbedacht fand, die Sachen in Berrières machen zu lassen; sie wollte Julian überraschen, ihn und die Stadt.

Als die Frage der Ehrengarde und der öffentlichen Stimmung geregelt war, mußte sich der Herr Bürgermeister noch mit einer großen religiösen Zeremonie befassen. Der König wollte Berrières nicht passieren, ohne die berühmte Reliquie des heiligen Clemens besucht zu haben, die in Bray-le-Haut, eine Viertelmeile vor der Stadt, aufbewahrt wird. Es sollte ein möglichst großer Klerus zugegen sein, aber das war eine recht schwierige Sache. Herr Maslon, der neue Pfarrer, wollte durchaus nichts von der Gegenwart des Herrn Chélan wissen. Umsonst stellte Herr von Rénal ihm vor, wie unklug dies sei. Der Marquis de la Rose, dessen Vorfahren so lange Gouverneure der Provinz gewesen waren, sollte den König begleiten. Er kannte den Abbé Chélan seit dreißig Jahren. Er würde bei seiner Ankunft in Berrières gewiß nach ihm fragen, und wenn er ihn in Ungnade fand, so war er der Mann dazu, ihm in dem Häuschen, in das er sich zurückgezogen hatte, mit dem ganzen Gefolge, über das er verfügte, einen Besuch abzustatten. Das wäre eine rechte Ohrfeige gewesen!

„Ich bin hier und in Besançon entehrt,“ erwiderte der Abbé Maslon, „wenn er unter meinem Klerus erscheint. Ein Janfenist! Großer Gott!“

„Was Sie auch dagegen sagen mögen, mein lieber Abbé,“ entgegnete Herr von Renal, „ich bin nicht willens, die Stadtverwaltung von Berrières einer Beleidigung des Marquis auszusetzen. Sie kennen ihn nicht. Bei Hofe ist er wohlgesinnt, aber hier in der Provinz macht er nur schlechte Witze und sucht die Leute in Verlegenheit zu bringen. Er ist imstande, uns vor den Liberalen lächerlich zu machen, nur um seinen Spaß daran zu haben.“

Erst in der Nacht von Sonnabend auf Sonntag, nach drei Tagen des Hin- und Herredens, beugte sich der Stolz des Priesters vor der Angst des Bürgermeisters, die sich in Mut verwandelt hatte. Dem Abbé Chélan wurde ein zuckerfüßer Brief geschrieben, worin er ersucht wurde, der Zeremonie bei der Reliquie des heiligen Clemens in Bray-le-Haut beizuwohnen, wenn anders sein hohes Alter und sein Befinden ihm dies erlaubten. Herr Chélan erbat und erhielt eine Einladung für Julian, der ihn als Subbiafon begleiten sollte.

Am Sonntag morgen überschwemmten Tausende von Bauern, die aus den nahen Bergen kamen, die Straßen von Berrières. Es war herrlicher Sonnenschein. Endlich, gegen drei Uhr, geriet die Menge in Aufregung: ein großes Feuer flammte auf einem Felsen, zwei Meilen vor Berrières, auf. Dies war das Zeichen, daß der König die Grenze des Departements passiert hatte. Sofort begannen alle Glocken zu läuten, und eine alte spanische Kartause, die der Stadt gehörte, gab zur Feier dieses großen Ereignisses Freudenschüsse ab. Die Hälfte der Bevölkerung stieg aufs Dach. Alle Balkons strotzten von Damen. Die Ehrengarde rückte heran. Man bewunderte die glänzenden Uniformen, jeder erkannte einen Verwandten oder einen Freund. Man spottete über die Angst des Herrn Moitod, der jeden Augenblick mit der Hand nach dem Sattelknopf griff. Eine Wahrnehmung aber stellte alle anderen in Schatten: der erste Reiter der neunten Reihe war ein schlanker, bildhübscher Bursche, den man zuerst nicht erkannte. Bald jedoch entstand ein Wutgeschrei bei den einen, während die anderen verblüfft schwiegen, kurz, die Bewunderung war allgemein. Man

erkannte in diesem jungen Manne, der eins der schmucken Pferde des Herrn Valenod ritt, den kleinen Sorel, den Sohn des Zimmermanns! Gegen den Bürgermeister herrschte nur eine Stimme, besonders bei den Liberalen. Wie, weil dieser geringe, als Priester verkleidete Handwerker der Erzieher seiner Schlingels war, hatte er die Dreistigkeit, ihn zur Ehrengarde zu nehmen und ihn dem Herrn Soundso, dem reichen Fabrikantensohn, vorzuziehen?

„Die Herren“, sagte eine Bankiersfrau, „sollten diesem frechen Burtschen, der im Dreck geboren ist, doch einen Schimpf antun.“

„Er ist böshaft und trägt einen Säbel“, warnte ihre Nachbarin: „er ist imstande, auf sie loszuschlagen.“

Bedenklicher waren die Reden der guten Gesellschaft. Die Damen fragten sich, ob der Herr Bürgermeister wohl allein an einem so groben Mißgriff schuldig wäre. Im allgemeinen ließ man seiner Verachtung über Juliens Herkunft freien Lauf.

Der Gegenstand so vieler Reden fühlte sich überglücklich. Von Natur keck, saß er besser zu Pferde als die meisten jungen Leute dieser Gebirgsstadt. Er las in den Augen der Frauen, daß man über ihn sprach.

Seine Epauletten glänzten mehr als die der andren, weil sie neu waren, und um das Maß seines Glückes voll zu machen, bäumte sein Pferd sich in einem Fort.

Schier grenzenlos war seine Freude, als sie beim alten Wall vorbeiritten und das Tier beim Analle der kleinen Kanone scheu aus dem Gliede sprang. Zufälligerweise fiel er nicht herunter; von diesem Augenblick an fühlte er sich als Held; er war Ordonomanzoffizier unter Napoleon und ritt gegen eine Batterie an.

Ein Mensch war noch glücklicher als er: Frau von Stenal. Zuerst hatte sie ihn aus einem Fenster des Rathhauses vorbeireiten sehen. Dann war sie schnell in den Wagen gestiegen und hatte auf einer Seitenstraße den Zug überholt, so daß sie gerade noch erschrecken konnte, als sein Pferd aus dem Glied sprang. Endlich erreichte sie im Galopp durch ein anderes Stadttor den Weg, auf dem der König kommen mußte, so daß sie der Ehrengarde auf zwanzig

Schritt im schönsten Staube folgen konnte. Zehntausend Bauern brüllten: „Es lebe der König!“ während der Bürgermeister die Ehre hatte, *Se. Majestät* anzureden. Eine Stunde später, als der Monarch alle Reden angehört hatte, fuhr er in die Stadt ein, und die kleine Kanone gab wieder mehrere Freuden salvo ab. Dabei passierte ein Unglück — nicht zwar den Kanonieren, die ihre Feuerprobe bei Leipzig und Montmirail bestanden hatten, wohl aber dem künftigen ersten Adjunkten, Herrn von Moirad, den sein Pferd sankt in die einzige Pfütze absetzte, die sich auf der Hauptstraße befand. Es gab eine ärgerliche Szene, denn man mußte ihn herausziehen, um dem Wagen des Königs Platz zu machen.

Se. Majestät stieg an der schönen neuen Kirche ab, die heute in allen ihren scharlachroten Vorhängen prangte. Der König sollte speisen und gleich danach wieder den Wagen besteigen, um die berühmte Reliquie des heiligen Clemens zu besuchen. Kaum hatte er die Kirche erreicht, so galoppierte Julian nach dem Menalschen Hause und legte dort seufzend seine schöne himmelblaue Uniform, seinen Degen und seine Epauletten ab, um wieder in den faden-scheinigen schwarzen Rock zu schlüpfen. Dann saß er wieder auf und war in wenigen Minuten in *Bray-le-Haut*, das auf dem Gipfel eines reizenden Höhenzuges liegt. „Die Begeisterung scheint diese Bauern zu vermehren“, dachte Julian. „Man kann sich in *Berrières* kaum rühren, und nun stehen hier auch zehntausend um die alte Abtei herum.“ Die Abtei war durch den Vandalismus der Revolution halb zerstört, in der Restaurationszeit aber herrlich wiederhergestellt worden, und man fing an, von Wundern zu reden. Julian meldete sich bei Herrn *Chélan*, der ihn gehörig ausschalt und ihm eine *Soutane* und ein Chorhemd gab. Er zog sie rasch an und folgte Herrn *Chélan* zu dem jungen Bischof von *Agde*⁷, einem vor kurzem investierten Neffen des Herrn de la Mole, der damit betraut war, dem König die Reliquie vorzuweisen. Aber der Bischof war nicht zu finden.

Der *Klerus* wurde unruhig. Er erwartete sein Oberhaupt in dem düsteren gotischen Kreuzgang der alten Abtei. Man hatte

vierundzwanzig Geistliche vereint, um das alte Domkapitel von Bray-le-Haut, das vor 1789 aus vierundzwanzig Domherren bestand, wiederherzustellen. Nachdem sie sich dreiviertelstundenlang über die große Jugend des Bischofs beklagt hatten, hielten es die Geistlichen für ratsam, den Dekan zu Sr. Hochwürden zu schicken und ihm zu vermelden, daß Seine Majestät jeden Augenblick kommen könnte, und daß es Zeit wäre, sich in den Chor zu begeben. Herr Chélan war seines hohen Alters wegen Dekan. Er gab Julian, trotzdem er ihm zürnte, ein Zeichen, ihm zu folgen. Julian stand das Chorhemd ausgezeichnet. Mit Hilfe eines geistlichen Toilettengeheimnisses hatte er sich sein schönes lockiges Haar ganz glatt gestriegelt, aber vergessen, die Sporen abzulegen, was den Born des Alten verdoppelte, denn man konnte sie unter den langen Falten seiner Soutane hervorgucken sehen.

Als sie die Gemächer des Bischofs erreichten, würdigten ein paar aufgepußte, baumlange Lakaien den alten Pfarrer kaum der Antwort, daß Se. Hochwürden nicht zu sprechen sei. Als er ihnen begreiflich zu machen suchte, daß er als Dekan des hohen Kapitels von Bray-le-Haut das Vorrecht habe, bei dem amtierenden Bischof jederzeit vorgelassen zu werden, lachten sie ihn aus.

Julian war in seiner hochmütigen Stimmung über die Frechheit der Lakaien empört. Er begann durch die Schließfäle der alten Abtei zu streifen und rüttelte an allen Türen, die er fand. Eine ganz kleine gab seinem Ungestüm nach, und er stand plötzlich in einer Zelle mitten unter den schwarzgekleideten Kammerdienern Sr. Hochwürden, die Halsketten trugen. Sein ungestümes Eintreten ließ sie wohl glauben, er sei zum Bischof befohlen. Er wurde durchgelassen und befand sich nach einigen Schritten in einem riesigen düsteren gotischen Saale, der ganz mit dunklem Eichenholz getäfelt war. Die Spitzbogenfenster waren mit Ausnahme eines einzigen mit Backsteinen vermauert. Die Rohheit dieses Mauerverwerks, das durch nichts verkleidet war, bildete einen traurigen Kontrast zu der altertümlichen Pracht des Getäfels. Die beiden Längsseiten des Saales waren mit reichgeschmückten Chorstühlen verziert. Der Saal

war eine Berühmtheit unter den burgundischen Altertümern; Karl der Kühne hatte ihn um 1470 als Buße für irgendeine Sünde erbaut. Auf den Chorstühlen waren alle Mythen der Apokalypse in buntfarbigem Holz zu sehen.

Diese düstere Pracht, die durch die nackten Backsteine und den noch ganz frischen Kalk verunziert wurde, rührte Julian. Er blieb schweigend stehen. Am anderen Ende des Saales, dicht bei dem einzigen Fenster, durch welches das Tageslicht hereinfiel, erblickte er einen drehbaren Mahagonispiegel. Ein junger Mann in violetter Messgewand mit einem Chorhemd aus Spitzen, aber ohne Kopfbekleidung, stand drei Schritte davor. Das Möbel schien zu diesem Ort nicht zu passen und war ohne Zweifel aus der Stadt hierher geschafft worden. Der junge Mann machte ein ärgerliches Gesicht und teilte mit der Rechten, nach dem Spiegel gewendet, fortwährend feierlich den Segen aus.

„Was kann das bedeuten?“ dachte Julian. „Ist das eine Vorübung für die Zeremonie, die der junge Priester da vornimmt? Es ist vielleicht der Sekretär des Bischofs . . . Der wird ebenso frech sein wie die Lakaien . . . Aber was tut's? Versuchen wir's!“

Er ging mit ziemlich bedächtigen Schritten durch den ganzen Saal und behielt den Blick auf das einzige Fenster gerichtet. Der junge Mann teilte immer noch den Segen aus, sehr langsam, aber unzählige Male, ohne sich einen Moment Ruhe zu gönnen.

Je näher er kam, desto deutlicher erkannte er sein ärgerliches Gesicht. Der Reichtum seines mit Spitzen besetzten Chorhemdes machte ihn stufig. Er blieb unwillkürlich ein paar Schritte vor dem Spiegel stehen.

„Es ist meine Pflicht, zu sprechen“, sagte er sich endlich. Aber die Schönheit des Saales hatte ihn bezaubert, und er fühlte sich schon im voraus verlegt von den harten Worten, die er erwartete.

Der junge Mann sah ihn im Spiegel und drehte sich um. Plötzlich legte er die ärgerliche Miene ab und sagte im sanftesten Tone von der Welt:

„Nun, mein Herr, ist sie endlich in Ordnung?“

Julian blieb verblüfft stehen. Als der junge Mann sich umwandte, sah er das Bischofskreuz auf seiner Brust blinken. Es war der Bischof von Agde! „So jung!“ sagte sich Julian, „und schon Bischof! Er ist höchstens sechs oder acht Jahre älter als ich!“

Und er schämte sich seiner Sporen.

„Hochwürden,“ sagte er schüchtern, „mich schickt der Dekan der Abtei, Herr Ghélan.“

„Ah, er ist mir sehr empfohlen,“ erwiderte der Bischof mit ausgesuchter Höflichkeit, die Julians Entzücken noch steigerte. „Aber entschuldigen Sie, mein Herr, ich hielt Sie für die Person, die mir meine Mitra bringen soll. Sie ist in Paris schlecht verpackt worden; der Silberbrokat oben ist ganz verdorben. Das muß einen sehr häßlichen Eindruck machen,“ setzte der junge Bischof mit traurigem Gesicht hinzu, „und obendrein läßt man mich noch warten!“

„Hochwürden, ich werde die Mitra holen, wenn Ew. Gnaden es gestatten“, antwortete Julian.

Seine schönen Augen verfehlten ihre Wirkung nicht.

„Gehen Sie, mein Herr“, sagte der Bischof in liebenswürdigsten Tone; „ich muß sie sofort haben. Ich bin unglücklich, die Herren vom Kapitel warten zu lassen.“

Als Julian in der Mitte des Saales angekommen war, drehte er sich nach dem Bischof um und sah, wie dieser wieder am Segnen war. „Was kann das sein?“ fragte er sich. „Ohne Zweifel eine geistliche Vorbereitung, die für die kommende Zeremonie notwendig ist!“ Als er in die Zelle kam, in der sich die Kammerdiener aufhielten, sah er die Mitra in ihren Händen. Sie gehorchten seinen gebieterischen Blicken widerwillig und gaben ihm die Bischofsmütze Sr. Hochwürden.

Er fühlte sich stolz, sie tragen zu dürfen. Beim Durchschreiten des Saales ging er langsam; er trug sie mit heiliger Scheu. Er fand den Bischof vor dem Spiegel sitzend, aber von Zeit zu Zeit teilte er mit der müde gewordenen Rechte immer wieder den Segen aus. Julian half ihm die Mitra aufsetzen. Der Bischof schüttelte den Kopf.

„Ja, sie wird halten“, sagte er zufrieden zu Julian. „Wollen Sie ein bißchen beiseite gehen?“

Der Bischof ging mit raschen Schritten in die Mitte des Saales, dann schritt er mit der erzürrten Miene von vornhin wieder auf den Spiegel zu und erteilte ernst den Segen.

Julian war starr vor Staunen; er wagte nicht zu begreifen, was er sah. Der Bischof blieb stehen und sah ihn an, während sein Ausdruck rasch die Feierlichkeit verlor.

„Was sagen Sie zu meiner Mitra?“ fragte er. „Sitzt sie gut?“

„Ausgezeichnet, Hochwürden.“

„Sitzt sie nicht zu weit nach hinten?“ fragte er weiter. „Das würde albern aussehen; aber man darf sie auch nicht zu weit ins Gesicht drücken, wie einen Offiziersstulpa.“

„Mir scheint sie gut zu sitzen.“

„Der König ist an eine ehrwürdige und ohne Zweifel sehr ernste Geistlichkeit gewöhnt. Ich möchte nicht zu leichtfertig aussehen, besonders weil ich noch so jung bin.“

Und der Bischof setzte sich wieder in Bewegung, indem er den Segen ausstelte.

„Es ist klar,“ dachte Julian, der endlich zu verstehen wagte, „er sitzt sich im Segnen.“

Nach einigen Augenblicken erklärte der Bischof:

„Ich bin fertig. Gehen Sie, mein Herr, und sagen Sie dem Herrn Dekan und den Herren vom Kapitel Bescheid.“

Bald trat der alte Chélan, von den beiden ältesten Pfarrern gefolgt, durch eine große, prächtig geschnitzte Thür ein, die Julian nicht bemerkt hatte. Diesmal blieb er, seinem Rang entsprechend, der letzte von allen und konnte den Bischof nur über die Schultern der Geistlichen sehen, die sich um die Thür herum drängten.

Der Bischof schritt langsam durch den Saal; als er die Schwelle erreichte, traten die Priester in Prozession an. Einen Augenblick herrschte Unordnung. Danach setzte sich die Prozession, einen Psalm anstimmend, in Bewegung, zuletzt der Bischof zwischen dem Abbé Chélan und einem anderen sehr bejahrten Pfarren. Julian schlich sich

als Subdiacon des Pfarrers Chélan dicht hinter Sr. Hochwürden. Der Zug ging durch die langen Gänge der Abtei von Bray-le-Haut, die trotz des leuchtenden Sonnenscheins düster und feucht waren. Endlich kam man an das Portal des Kreuzgangs. Julian war starr vor Begeisterung über diese schöne Zeremonie. In seinem Herzen kämpfte der Ehrgeiz, den die Jugend des Prälaten entflammt hatte, mit seiner Empfindsamkeit und der ausgefuchten Höflichkeit des Bischofs um den Vorrang. Diese Höflichkeit war so ganz anders, als die des Herrn von Rénal, selbst wenn er seine guten Tage hatte. „Je höher man auf der Stufenleiter der Gesellschaft kommt, desto mehr findet man diese reizenden Manieren“, dachte Julian.

Die Prozession zog durch eine Seitentür in die Kirche, und plötzlich hallten die altertümlichen Wölbungen von einem furchtbaren Krachen wider; Julian glaubte, sie stürzten ein. Es war wieder die kleine Kanone; sie war eben, von acht Pferden gezogen, im Galopp angekommen, hatte im Nu abgeprobt und feuerte ihre fünf Schuß in der Minute, als ob die Preußen anrückten.

Aber diese prächtigen Salven machten auf Julian keinen Eindruck mehr; er dachte nicht mehr an Napoleon und Kriegsrühm. „So jung“, dachte er, „und schon Bischof von Agde! . . . Aber wo liegt Agde und was bringt es ein? Zwei- bis dreihunderttausend Franken vielleicht . . .“

Die Lakaien Sr. Hochwürden erschienen mit einem herrlichen Baldachin; Herr Chélan nahm eine der Stützen, aber in Wahrheit war es Julian, der sie trug. Der Bischof stellte sich darunter. Es war ihm wirklich gelungen, sich ein altes Aussehen zu geben. Die Bewunderung unseres Helden kannte keine Grenzen mehr. „Was bringt man mit Geschicklichkeit nicht alles zuwege!“ dachte er.

Der König trat ein. Julian hatte das Glück, ihn aus nächster Nähe zu sehen. Der Bischof rebete ihn salbungsvoll an, ohne dabei einen Einschlag höfischer Befangenheit vor der Majestät zu vergessen. Wir wollen die Beschreibung der Zeremonien von Bray-le-Haut hier nicht wiederholen; sie hat vierzehn Tage lang die Spalten sämtlicher Zeitungen des Departements gefüllt. Julian erfuhr aus

der Rede des Bischofs, daß der König von Karl dem Kühnen abstammte.

Er hatte später die Kostenrechnung dieser Zeremonie aufzustellen. Herr de la Mole, der seinem Neffen ein Bistum verschafft hatte, erwies ihm auch noch die Artigkeit, alle Kosten zu bestreiten. Die Zeremonie von Bray-le-Haut kostete allein 3800 Franken.

Nach der Rede des Bischofs und der Antwort des Kaisers trat Se. Majestät unter den Baldachin und kniete alsdann sehr andächtig auf einem Kissen vor dem Altar nieder. Der Chor war von Chorstühlen umgeben; sie waren zwei Stufen über dem Fußboden. Auf die oberste dieser Stufen setzte sich Julian zu Füßen des Abbé Chélan, wie ein Schleppenträger in der Sixtinischen Kapelle in Rom sich zu seinem Kardinal setzt. Das Te Deum erklang, Wehrauchfässer wurden geschwenkt und unzählige Musketen- und Kanonenschüsse abgefeuert; die Bauern waren vor Glück und Seligkeit trunken. Ein solcher Tag machte die Arbeit von hundert Kummern der Jakobinerzeitungen zunichte.

Julian war keine sechs Schritte vom König entfernt, der wirklich mit Andacht betete. Sein Blick fiel jetzt zum erstenmal auf einen kleinen Mann mit klugen Augen, dessen Anzug fast ohne Stickerien war. Nur ein himmelblaues Ordensband zog sich über diesen höchst einfachen Anzug. Er stand dem König näher als viele andere Herren, deren Anzüge dermaßen mit Gold überladen waren, daß man, wie Julian sagte, den Stoff nicht sah. Einige Augenblicke später erfuhr er, daß es der Herr de la Mole sei. Er blickte hochmütig und sogar frech drein.

„Der Marquis da,“ dachte Julian, „ist sicher nicht so höflich wie mein hübscher Bischof. Ja, der geistliche Stand macht sanft und weise! Aber der König ist gekommen, um die Reliquie anzubeten, und ich sehe keine. Wo mag der heilige Clemens sein?“

Sein Nachbar, ein kleiner Chorknabe, belehrte ihn, daß die heilige Reliquie sich im oberen Teil des Gebäudes in einem erleuchteten Nischenraum befände.

„Was ist wohl ein erleuchteter Katafalk?“ dachte Julian bei sich. Doch er mochte nicht nach der Bedeutung des Wortes fragen. Seine Neugier verdoppelte sich.

Wenn ein souveräner Fürst eine Reliquie besucht, so will es die Etikette, daß die Geistlichen den Bischof nicht begleiten. Doch der Bischof von Agde rief, als man zu dem erleuchteten Katafalk aufbrach, den alten Chélan, und Julian wagte ihm zu folgen.

Sie stiegen eine lange Treppe hinauf und kamen an eine winzige Tür, deren gotischer Zierat prächtig vergoldet war. Es sah aus, als ob dies erst gestern geschehen sei.

Vor der Tür knieten vierundzwanzig junge Mädchen aus den besten Familien von Berrières. Der Bischof kniete, bevor er die Tür öffnete, mitten unter den Jungfrauen nieder. Es waren lauter hübsche Mädchen, die, während er mit lauter Stimme betete, seine schönen Spitzen, sein anmutiges Wesen und sein junges, sanftes Gesicht nicht genug bewundern konnten. Bei diesem Anblick verlor unser Held den letzten Rest von Vernunft. In diesem Augenblick hätte er sich mit voller Überzeugung für die Inquisition geschlagen. Die Tür ging plötzlich auf. Die kleine Kapelle war von Licht überflutet. Auf dem Altar brannten mehr als tausend Kerzen in acht Reihen, die durch Blumensträuße getrennt waren. Der süße Wohlgeruch des reinsten Weihrauchs wirbelte ihnen aus der Tür des Heiligtums entgegen. Die Kapelle war neu vergoldet, sie war sehr klein, aber sehr hoch. Julian erblickte auf dem Altar Kerzen von mehr als fünfzehn Fuß Höhe. Die jungen Mädchen konnten einen leisen Schrei der Bewunderung nicht unterdrücken. In dem kleinen Vestibül der Kapelle befanden sich außer den vierundzwanzig Jungfrauen nur die beiden Geistlichen und ihr Gefolgsmann.

Bald erschien der König, nur von Herrn de la Mole und seinem Hofmarschall begleitet. Selbst die Leibwache blieb draußen unter präsentiertem Gewehr auf den Knien.

Se. Majestät warf sich nicht, nein, stürzte sich geradezu auf den Betstuhl. Erst jetzt erblickte Julian, der sich gegen die vergoldete Tür schmiegte, über den bloßen Arm eines Mädchens weg die

wundervolle Figur des heiligen Clemens. Er lag in der Tracht eines jungen römischen Kriegers unter dem Altar. Sein Hals trug eine große Wunde, aus der das Blut zu fließen schien. Der Künstler hatte sich selbst übertroffen; seine brechenden Augen, die von überirdischem Glück leuchteten, waren halb geschlossen. Ein keimendes Bärtchen schmückte den schönen Mund, der halb geschlossen war, als ob er Gebete murmelte. Bei diesem Anblick brach eine der Jungfrauen, Julians Nachbarin, in heiße Tränen aus; Julian fühlte, wie eine Träne auf seine Hand fiel.

Einen Augenblick betete alles in tiefstem Schweigen, das nur durch fernes Glockenläuten aus allen Dörfern auf zwei Meilen in der Runde unterbrochen wurde. Dann bat der Bischof von Agde den König um die Erlaubnis, sprechen zu dürfen. Er schloß seine kleine rührende Rede mit ein paar schlichten Worten, deren Eindruck aber um so stärker war:

„Vergeßt nie, Ihr jungen Christinnen, daß Ihr einen der größten Könige dieser Welt vor den Dienern des allmächtigen, furchtbaren Gottes auf den Knien gesehen habt. Diese schwachen Diener, die auf Erden verfolgt und ermordet wurden, wie Ihr es an der blutenden Wunde des heiligen Clemens seht, sie triumphieren im Himmel. Nicht wahr, meine jungen Christinnen, Ihr werdet Euch stets dieses Tages erinnern, Ihr werdet den Unglauben verabscheuen. Ihr werdet dem großen, furchtbaren und doch so gütigen Gott stets treu sein.“

Der Bischof richtete sich gebieterisch auf.

„Nicht wahr, Ihr gelobt es?“ sagte er, seinen Arm wie in einer Eingebung ausstreckend.

„Wir geloben es!“ lispelten die Jungfrauen, in Tränen ausbrechend.

„Im Namen des furchtbaren Gottes,“ schloß der Bischof mit Donnerstimme, „ich nehme Euer Gelöbniß an.“

Damit war die Zeremonie beendet. Selbst der König weinte.

Erst lange nachher kam Julian soweit zur Besinnung, daß er sich erkundigte, wo denn die Gebeine des Heiligen wären, die

Philipp der Großmütige, Herzog von Burgund, aus Rom erhalten hatte. Man sagte ihm, daß sie in der schönen Wachsfigur eingeschlossen wären.

Se. Majestät geruhte, den jungen Mädchen, die ihn in die Kapelle begleitet hatten, die Anlegung eines roten Bandes mit der eingestickten Devise: „Haß dem Unglauben! Ewige Frömmigkeit!“ huldvollst zu gestatten.

Herr de la Mole ließ zehntausend Flaschen Wein an die Bauern verteilen. Am Abend fühlten die Liberalen sich veranlaßt, hundertmal schöner zu illuminieren als die Royalisten. Der König stattete Herrn von Moirab vor seiner Abreise einen Besuch ab.

Neunzehntes Kapitel Lieben macht Leiden

Die Komik der alltäglichen Ereignisse verbirgt oft das wahre Unglück der Leidenschaften.

Barnave

Als Julian das Zimmer, in dem Herr de la Mole gewohnt hatte, wieder in seinen alten Stand setzte, fand er ein starkes, viermal gefaltetes Papier. Er las unten auf der ersten Seite: „An Se. Erzellenz den Herrn Marquis de la Mole, Pair von Frankreich, Ritter höchster Orden usw.“

Es war eine Bittschrift in grober Köchinnenhand.

„Herr Marquis!

Ich habe mein Leben lang religiöse Grundsätze gehabt. Ich war in Lyon zur Zeit der Belagerung von 1793 schrecklichen Ungedenkens den Bomben der Jakobiner ausgesetzt. Ich gehe zur Kommunion und jeden Sonntag zur Messe in die Parochialkirche. Ich habe nie meine österliche Pflicht verabsäumt, selbst i. J. 93 schrecklichen Ungedenkens nicht. Meine Köchin — vor der Revolution hatte ich Dienerschaft — kocht Freitags Fastenspeisen. Ich erfreue mich in Verrières einer allgemeinen und, wie ich wohl sagen darf, wohlverdienten Achtung. Ich gehe bei Prozessionen neben dem Herrn

Pfarrer und dem Herrn Bürgermeister unter dem Baldachin. Ich trage bei besonderen Gelegenheiten eine große Kerze auf meine eignen Kosten. Ausweise hierüber liegen in Paris beim Finanzministerium. Ich bitte den Herrn Marquis um das Lotteriebureau in Verrières, das auf die eine oder andere Weise bald frei werden muß, denn der jetzige Inhaber ist sehr krank und stimmt außerdem schlecht bei den Wahlen, usw.

b. Cholin."

Am Rande dieser Petition stand eine kleine Nachschrift, „von Moitrod“ unterzeichnet, die folgendermaßen anfangt:

„Ich habe die Ehre, den guten Untertan, der diese Bitte tut, zu empfehlen usw.“

„So zeigt mir selbst dieser Dummkopf von Cholin den Weg, den man einschlagen muß!“ sagte Julian sich.

Noch acht Tage nach der Durchreise des Königs hielt ein Gegenstand alle Gemüter in höherer Spannung, als die unzähligen Lügen, einfältigen Verdrehungen, lächerlichen Erörterungen usw., deren Gegenstand der Reihe nach der König, der Bischof von Agde, der Marquis de la Mole, die zehntausend Flaschen Wein und der Fall Moitrod waren, welcher letzterer sich in der Hoffnung auf einen Orden erst einen Monat nach seinem Unglück wieder an der Öffentlichkeit sehen ließ. Es war dies der haarsträubende Mißgriff, daß Julian Sorel, der Sohn eines Zimmermanns, in die Ehrengarde gesteckt worden war. Man mußte über dieses Thema nur die reichen Fabrikanten von buntem Leinentuch hören, die im Café das Evangelium der Gleichheit morgens und abends bis zur Heiserkeit predigten. Und die hochmütigste Dame in Verrières, die Frau von Rênal, war die Urheberin dieser Ungeheuerlichkeit! Die schönen roten Backen des kleinen Abbé Sorel sagten das übrige.

Kurz nach der Rückkehr nach Bergy bekam der Jüngste, Stanislas Xavier, das Fieber. Frau von Rênal wurde von furchtbaren Gewissensbissen befallen. Zum ersten Male machte sie sich ununterbrochene Vorwürfe über ihre Liebe. Sie schien wie durch ein Wunder plötzlich zu erkennen, zu welcher ungeheurer Sünde sie sich hatte

hinreißen lassen. Obwohl religiös veranlagt, war sie sich der Größe ihrer Schuld in Gottes Augen bisher noch nicht bewußt geworden.

Züher, im Kloster Sacré Coeur, hatte sie Gott heiß geliebt; jetzt fürchtete sie ihn in gleichem Maße. Die Kämpfe, die in ihrer Seele tobten, waren um so schrecklicher, weil ihre Angst ohne jede Vernunft war. Julian merkte, daß man sie mit Vernunftgründen nur peinigte, statt sie zu beruhigen; sie erblickte darin die Sprache der Hölle. Da Julian den kleinen Stanislas indessen selbst sehr liebte, so hielt er es für angebrachter, von seiner Krankheit zu reden, die bald einen ernstern Charakter annehmen sollte. Die beständige Reue brachte Frau von Renal um allen Schlaf. Sie war verschlossen und düster; hätte sie den Mund geöffnet, so hätte sie es nur getan, um sich vor Gott und den Menschen anzuklagen.

„Ich beschwöre Sie,“ bat Julian, sobald sie allein waren, „sprechen Sie mit keinem Menschen; lassen Sie mich den einzigen Vertrauten Ihrer Leiden sein. Wenn Sie mich noch lieb haben, sprechen Sie nicht; Ihre Worte können unserm Stanislas das Fieber nicht nehmen.“

Aber sein Zuspruch machte ihr gar keinen Eindruck; er wußte nicht, daß sie es sich in den Kopf gesetzt hatte, der eifersüchtige Gott forderte in seinem Zorne, daß sie entweder Julian haßte oder ihren Sohn sterben sähe. Und eben weil sie fühlte, daß sie ihren Liebhaber nicht hassen konnte, war sie unglücklich.

„Fliehen Sie mich,“ flehte sie ihn eines Tages an; „verlassen Sie dieses Haus um Gottes willen; Ihre Gegenwart tötet mein Kind.“

„Gott straft mich“ setzte sie mit gesenkter Stimme hinzu; „er ist gerecht. Ich bete seine Gerechtigkeit an. Mein Verbrechen ist furchtbar, und ich lebe ohne Reue. Das war das erste Zeichen, daß Gott mich verlassen hatte; nun muß ich doppelt büßen.“

Julian war tief gerührt. In ihren Worten lag weder Heuchelei noch Übertreibung. „Sie glaubt ihren Sohn zu töten, wenn sie mich liebt, und doch liebt die Unglückliche mich mehr als ihren Sohn; das sind ohne Zweifel die Gewissensbisse, die sie töten; das

nenne ich Größe im Fühlen! Aber wie habe ich, so arm, so schlecht erzogen, so unwissend und oft so unmanierlich, solche Liebe einflößen können?"

In einer Nacht ging es dem Kinde sehr schlecht. Um zwei Uhr morgens kam Herr von Rénal, um nach ihm zu sehen. Das Kind lag in hohem Fieber und war feuerrot; es erkannte seinen Vater nicht. Plötzlich warf Frau von Rénal sich ihrem Gatten zu Füßen: sie wollte ihm alles gestehen und sich für immer unglücklich machen.

Zum Glück war diese merkwürdige Szene Herrn von Rénal peinlich. „Adieu! Adieu!" sagte er und ging.

„Nein, höre mich an", rief seine Frau auf den Knien, indem sie ihn zurückzuhalten suchte. „Höre die ganze Wahrheit. Ich bin es, die deinen Sohn tötet. Ich habe ihm das Leben gegeben, und ich nehme es ihm wieder. Der Himmel straft mich. In Gottes Augen bin ich eines Mordes schuldig. Ich muß mich unglücklich machen und mich selbst erniedrigen; vielleicht, daß dies Opfer den Herrn befänftigt."

Hätte Herr von Rénal die geringste Einbildungskraft besessen, so wußte er jetzt alles.

„Überspannte Ideen!" rief er, indem er seiner Frau wehrte, seine Kniee zu umklammern. „Lauter romantische Ideen! Julian, lassen Sie bei Tagesanbruch den Arzt rufen."

Damit ging er, um sich wieder zu Bette zu legen. Frau von Rénal sank halb ohnmächtig in die Knie und stieß Julian, der ihr helfen wollte, krampfhaft von sich.

Er war erstaunt.

„So sieht also der Ehebruch aus!" sagte er sich. „Sollte es möglich sein, daß diese Halunken von Pfaffen recht hätten? Sie, die selbst so viele Sünden begehen, hätten das Vorrecht, das wahre Wesen der Sünde zu erkennen? Ein seltsamer Widerspruch! . . ."

Herr von Rénal war schon seit zwanzig Minuten fort und noch immer sah Julian die geliebte Frau, das Haupt an das Bett des Kindes gelehnt, unbeweglich und fast besinnungslos daliegen. „Das

ist eine hochgeartete Frau, die der Schmerz überwältigt, weil sie mir angehört hat“, sagte er sich im stillen.

Die Stunden flogen schnell dahin. „Was kann ich für sie tun?“ fragte er sich. „Ich muß mich entschließen. Es handelt sich hier nicht mehr um mich. Was gehen mich die Menschen und ihre Narrenpoffen an! Was kann ich für sie tun? Sie verlassen? Aber dann bleibt sie allein den furchtbarsten Qualen preisgegeben. Dieser Automat von Mann schadet ihr mehr, als daß er ihr nützt. Grob wie er ist, kann er ihr harte Worte sagen; sie kann verrückt werden, sich zum Fenster hinausstürzen . . .“

„Wenn ich sie verlasse, wenn ich aufhöre, über sie zu wachen, wird sie ihm alles gestehen. Und wer weiß, vielleicht macht er trotz der Erbschaft, die sie ihm zubringen soll, doch Spektakel. Vielleicht beichtet sie auch alles, großer Gott! diesem Hundsfott, dem Abbé Maslon, der die Krankheit ihres sechsjährigen Kindes dazu benützt, um sich hier im Hause einzunisten, und das nicht ohne Absicht! In ihrem Schmerz und ihrer Furcht vor Gott vergißt sie alles, was sie von dem Menschen weiß, und sieht in ihm nur noch den Priester.“

„Geh fort!“ rief Frau von Renal plötzlich, die Augen aufschlagend.

„Ich würde tausendmal mein Leben opfern, wenn ich wüßte, was dir am besten ist“, antwortete Julian. „Niemals habe ich dich so geliebt, mein lieber Engel, oder vielleicht seit dieser Stunde beginne ich dich anzubeten, wie du es verdienst. Was soll aus mir werden, wenn ich von dir getrennt bin und das Bewußtsein habe, daß du unglücklich bist durch mich! Aber wir reden nicht von meinen Schmerzen. Ich werde fortgehen, ja, meine Geliebte. Aber wenn ich dich verlasse, wenn ich aufhöre, über dich zu wachen und mich beständig zwischen dich und deinen Mann zu stellen, so wirst du ihm alles sagen und dich zugrunde richten. Bedenke, daß er dich mit Schimpf und Schande aus seinem Hause jagen wird; ganz Verrières, ganz Besançon wird von diesem Skandal reden. Man wird dir alles Unrecht geben und du wirst dich nie von dieser Schmach erholen . . .“

„Das will ich ja gerade!“ rief sie, sich aufrichtend. „Wenn ich leide, um so besser!“

„Aber durch diesen furchtbaren Skandal bringst du deinen Mann auch ins Unglück.“

„Aber ich erniedrige mich selbst; ich werfe mich in den Not, und dadurch rette ich vielleicht meinen Sohn. Diese Erniedrigung vor aller Augen ist vielleicht eine öffentliche Buße. Ist es nicht, soviel ich in meiner Schwachheit zu urteilen vermag, das größte Opfer, das ich Gott bringen kann? . . . Vielleicht wird er meine Selbsterniedrigung gnädig annehmen und mir meinen Sohn lassen. Zeige mir ein anderes schwereres Opfer, und ich will es auf der Stelle bringen.“

„Laß mich mich strafen“, bat Julian. „Ich bin auch schuldig. Soll ich ins Trappistenkloster gehen? Die Strenge des dortigen Lebens wird deinen Gott besänftigen . . . O Himmel, warum kann ich nicht Stanislas' Krankheit auf mich nehmen!“ . . .

„Ach, du liebst ihn!“ rief Frau von Renal sich erhebend und in seine Arme stürzend. Im selben Augenblick stieß sie ihn mit Abscheu zurück. „Ich glaube dir, ich glaube dir, mein einziger Freund!“ fuhr sie fort, als sie sich wieder auf die Knie geworfen hatte. „Warum bist du nicht Stanislas' Vater! Dann würde es keine schreckliche Sünde mehr sein, dich mehr zu lieben, als deinen Sohn!“

„Willst du mir erlauben, daß ich hier bleibe und dich fortan nur als Bruder liebe? Es ist die einzige vernünftige Sühne, sie kann den Zorn des Höchsten mildern.“

„Und ich“, rief sie, indem sie sich erhob und Julians Kopf in beide Hände nahm, um ihn dicht vor ihre Augen zu halten, „und ich: kann ich dich denn wie einen Bruder lieben? Steht es in meiner Macht, dich wie einen Bruder zu lieben?“

Julian brach in Tränen aus.

„Ich werde dir gehorchen“, sagte er, ihr zu Füßen fallend. „Ich werde dir gehorchen, was du mir auch befehlst; das ist alles, was mir zu tun übrig bleibt. Mein Geist ist mit Blindheit geschlagen; ich sehe keinen Rat. Wenn ich dich verlasse, sagst du deinem Manne

alles; du bist verloren und er mit dir. Nach dieser öffentlichen Schmach wird er nie zum Deputierten gewählt werden. Wenn ich bleibe, hältst du mich für die Ursache, daß dein Sohn stirbt, und du stirbst vor Schmerz. Willst du die Probe meines Fernseins machen? Wenn du wünschst, werde ich mich für unsere Sünde bestrafen und auf acht Tage fortgehen. Ich werde sie in der Zurückgezogenheit verbringen, wo du willst. In der Abtei von Bray-le-Haut zum Beispiel. Aber schwöre mir, während meiner Abwesenheit deinem Manne nichts zu gestehen. Bedenke, daß ich nie wiederkommen kann, wenn du sprichst.“

Sie versprach es und er reiste ab, aber schon nach zwei Tagen wurde er zurückgerufen.

„Es ist mir unmöglich, ohne dich meinen Eid zu halten. Ich werde es meinem Manne doch sagen, wenn du nicht beständig um mich bist und mir durch deinen Blick Stillschweigen gebietest. Jede Stunde dieses erbärmlichen Lebens kommt mir wie ein Tag vor.“

Endlich hatte der Himmel mit der unglücklichen Mutter Erbarmen: Stanislas war außer Gefahr. Aber das Eis war gebrochen; sie hatte die Tragweite ihrer Sünde ermessen und konnte nicht wieder ins Gleichgewicht kommen. Die Gewissensbisse blieben so heftig, wie sie in einem so aufrichtigen Herzen sein mußten. Ihr Leben war Himmel und Hölle, Hölle, wenn sie Julian nicht sah, und Himmel, wenn er ihr zu Füßen lag.

„Ich mache mir keine Hoffnungen mehr“, sagte sie oft, selbst in den Augenblicken, wo sie sich ihrer Liebe ganz hingab; „ich bin verdammt, unwiderruflich verdammt. Du bist jung, du hast meinen Verführungen nachgegeben, dir kann der Himmel noch verzeihen, aber ich bin verloren. Ich erkenne es an einem bestimmten Zeichen. Ich habe Angst. Wer hätte auch keine Angst vor der Hölle? Aber im Grunde bereue ich nichts. Ich würde meine Sünde von neuem begehen, wenn sie noch zu begehen wäre. Wenn der Himmel mich nur nicht in diesem Leben und an meinen Kindern strafen wollte, so habe ich mehr, als ich verdiene . . . Aber du, mein Julian, bist

du wenigstens glücklich?" rief sie in anderen Augenblicken. „Findest du, daß ich dich genug liebe?"

Julians Mißtrauen und leidender Stolz, der vor allem eine Liebe mit Opfern nötig hatte, hielt angesichts eines so großen und unzweifelhaften Opfers, das ihm täglich und stündlich gebracht ward, nicht stand. Er betete Frau von Renal an. „Mag sie adlig sein und ich ein Bauernsohn, sie liebt mich doch!" sagte er sich. „Ich bin für sie kein Kammerdiener, der mit Ausübung der Liebe betraut ist."

Seit er dieser Befürchtung enthoben war, verfiel Julian in den echten Liebeswahnsinn mit all seinen tödlichen Zweifeln.

„Daß ich dich wenigstens in der kurzen Spanne Zeit, die uns noch beschieden ist, ganz glücklich machen könnte!" rief sie aus, als sie sah, daß er an ihrer Liebe zweifelte. „Nehmen wir die Zeit wahr, vielleicht gehöre ich dir schon morgen nicht mehr. Wenn der Himmel mich an meinen Kindern straft, so würde ich umsonst versuchen, weiterzuleben um dich zu lieben und nicht zu sehen, daß es mein Verbrechen ist, das sie tötet. Diesen Schlag könnte ich nicht verwinden. Und wenn ich auch wollte, ich könnte nicht, ich würde verrückt."

„Ach, wenn ich doch deine Sünde auf mich nehmen könnte, wie du in deinem Edelmut bereit warest, Stanislas' Fieber auf dich zu nehmen!"

Die großen moralischen Anfechtungen veränderten Julians Gefühl für seine Geliebte. Seine Liebe war nicht mehr bloße Bewunderung für die Schönheit und Stolz, sie zu besitzen.

Ihr Glück war von nun an von weit höherer Art; die Glut, die sie verzehrte, ward immer heftiger. Sie lebten in wahnsinnigem Liebestaumel. In den Augen der Welt hätte ihr Glück für größer gegolten. Aber es war vorbei mit der sonnigen Heiterkeit, der wolkenlosen Seligkeit und dem lachenden Glück der ersten Liebestage, wo Frau von Renal die Furcht hatte nicht genug geliebt zu werden. Ihr Glück hatte manchmal etwas Verbrecherisches.

Selbst in den glücklichsten und anscheinend ruhigsten Augenblicken drückte Frau von Renal plötzlich krampfhaft die Hand ihres Geliebten und rief:

„Großer Gott, ich sehe die Hölle! Welche entsetzlichen, wohlverdienten Qualen!“

Dabei schmiegte sie sich eng an ihn, wie der Esu an die Mauer.

Umsonst versuchte Julian, diese fiebernde Seele zu beruhigen. Sie zog seine Hand zum Munde und bedeckte sie mit Küssen. Dann versank sie wieder in düstere Träume.

„Die Hölle wäre noch ein Gnadenort für mich,“ sagte sie; „ich habe ja auf Erden noch einige Tage mit dir zu leben, aber die Hölle auf Erden, der Tod meiner Kinder! . . . Und doch: vielleicht würde mir meine Sünde um diesen Preis vergeben . . . O Gott, begnadige mich nicht um diesen Preis! Die armen Kinder haben dich nicht getränkt, ich allein bin die Schuldige! Ich liebe einen Mann, der nicht mein Gatte ist!“

Bisweilen hatte sie auch ruhigere Augenblicke, wenigstens schien es Julian so. Sie suchte sich zu beherrschen; sie wollte das Leben des Geliebten nicht vergiften.

In diesem jähren Wechsel von Liebe, Reue und neuer Glut vergingen ihnen die Tage blitzschnell. Julian verlor die Gewohnheit zu überlegen. —

Fräulein Elisa ging öfter nach Verrières, wo sie einen kleinen Prozeß zu führen hatte. Sie fand Herrn Valenod in hellem Zorn auf Julian. Sie haßte den Hauslehrer jetzt und sprach mit Valenod oft über ihn.

„Sie würden mich gewiß unglücklich machen, wenn ich die Wahrheit sagte“, begann sie eines Tages. „In den Hauptfachen halten die Herrschaften ja immer zusammen . . . Gewisse Geständnisse werden einem armen Dienstmädchen nie verziehen.“

Nach diesen herkömmlichen Redensarten, denen Valenod in seiner Ungeduld und Keugier sehr bald den Faden abschnitt, kamen Dinge zu Tage, die für seine Eigenliebe recht verletzend waren.

Die vornehmste Frau des Landes, der er sechs Jahre lang beharrlich den Hof gemacht hatte, und die weltkundig und vor aller

Augen, diese stolze Frau, deren Betrachtung ihn oft hatte erröten lassen, hatte einen als Hauslehrer verkleideten Bauernjungen zum Liebhaber! Und damit nichts fehlte, um den Verdruß des Herrn Direktors voll zu machen: Frau von Rénal betete diesen Liebhaber auch noch an! „Und“, setzte das Kammermädchen seufzend hinzu, „Herr Julian hat sich nicht einmal Mühe gegeben, diese Eroberung zu machen; er ist aus seiner gewohnten Kälte gegen Frau von Rénal nicht herausgegangen.“

Elisa war ihrer Sache erst sicher, seit sie auf dem Lande waren, aber sie glaubte, daß die Geschichte schon weiter zurückreichte. „Ohne Zweifel“, schloß sie verdrossen, „hat er mich deshalb nicht heiraten wollen. Und ich Schaf habe Frau von Rénal noch um Rat gefragt und sie gebeten, mit dem Hauslehrer zu sprechen.“

Noch am selben Abend erhielt Herr von Rénal mit seiner Zeitung einen langen, anonymen Brief, der ihn aufs ausführlichste unterrichtete, was in seinem Hause vorging. Julian sah, wie er beim Lesen des bläulichen Briefbogens blaß wurde und ihm böse Blicke zuwarf. Den ganzen Abend konnte sich der Bürgermeister nicht von seiner Verwirrung erholen. Umsonst machte Julian ihm den Hof, indem er sich über die Genealogie der besten burgundischen Familien erkundigte.

Zwanzigstes Kapitel Anonyme Briefe

Do not give dalliance
Too much the rein; the strongest oaths are straw
To the fire I' the blood.

Shakespeare, *The Tempest*

Als man um Mitternacht das Wohnzimmer verließ, benutzte Julian die Gelegenheit, seiner Freundin zuzuraunen:

„Wir wollen uns heute nacht nicht besuchen; Ihr Mann argwöhnt etwas. Ich möchte darauf schwören, das große Schreiben, das er unter Seufzern las, ist ein anonymer Brief . . .“

Zum Glück hatte Julian sich in sein Zimmer eingeschlossen. Frau von Rénal hatte die wahrwitzige Idee, diese Warnung wäre nur

ein Vorwand, sie nicht zu sehen. Sie verlor vollständig den Kopf und kam zur gewöhnlichen Stunde an seine Thür. Als er Geräusch auf dem Korridor hörte, löschte er sofort die Lampe aus. Man machte Anstrengungen, die Thür zu öffnen; war das Frau von Renal oder ihr eifersüchtiger Gatte?

Am nächsten Morgen ganz früh brachte die Köchin, Julians Freundin, ihm ein Buch, auf dessen Dedel die italienischen Worte geschrieben standen: „Guardate alla pagina 130“.

Julian erschrak heftig über diese Unvorsichtigkeit. Er schlug Seite 130 auf und fand dort, mit einer Stecknadel befestigt, folgenden hastig geschriebenen und mit Tränen benetzten Brief, der jeder Orthographie ermangelte. Für gewöhnlich schrieb Frau von Renal sehr gut; er war über diesen kleinen Zug gerührt und vergaß darüber ihre bodenlose Leichtfertigkeit ein wenig.

„Warum hast du mich diese Nacht nicht haben wollen? Es gibt Augenblicke, wo ich glaube, dich nicht bis auf den Grund deiner Seele zu kennen. Deine Blicke erschrecken mich. Ich fürchte mich vor dir. Großer Gott! Hättest du mich am Ende nie geliebt? Dann mag mein Mann unser Verhältniß nur entdecken und mich ewig auf dem Lande gefangen halten, weit weg von meinen Kindern. Vielleicht will Gott es so. Ich werde bald sterben, aber du wärest ein Scheusal!

„Liebst du mich nicht? Bist du meiner Torheiten, meiner Gewissensbisse überdrüssig, du Böser? Willst du mich zugrunde richten? Ich mache es dir leicht. Geh, zeige diesen Brief in ganz Verrières, oder zeige ihn nur Herrn Valenod. Sage ihm, daß ich dich liebe, oder besser, sprich nicht eine solche Lästerung aus; sage ihm, daß ich dich anbeete, daß das Leben erst mit dem Tage angefangen hat, wo ich dich sah, daß ich mir ein Glück, wie ich es dir danke, selbst in den tollsten Augenblicken meiner Jugend nicht habe träumen lassen; sag' ihm, daß ich dir mein Leben geopfert habe, daß ich dir meine Seele opfere. Du weißt, ich habe dir noch viel mehr geopfert.

„Aber weiß dieser Mann überhaupt, was ein Opfer ist? Sage ihm, um ihn zu reizen, daß ich allen Niedertrachten der Menschen troße, daß es auf Erden nur ein Unglück für mich gibt: wenn der einzige Mann, dessentwegen ich überhaupt noch lebe, mir untreu wird. Welch ein Glück für mich, dies Leben zu verlieren, es als Opfer darzubringen und nicht mehr für meine Kinder zu hängen!

„Zweifeln Sie nicht, geliebter Freund, wenn es ein anonymer Brief war, so kommt er von diesem elenden Gesellen, der mich sechs Jahre lang mit seiner lärmenden Stimme, seinen Reiterstüchchen, seiner Gedehastigkeit und der ewigen Aufzählung aller seiner Vorzüge verfolgt hat.

„Ob es ein anonymer Brief ist? Unart, das wollte ich gerade mit dir bereben; aber nein, du hast sehr wohl getan. Wenn ich dich in meine Arme geschlossen hätte, ach, vielleicht das letztemal, so hätte ich nicht so ruhig überlegen können, wie jetzt, wo ich allein bin. Von nun an wird unser Glück nicht mehr so leicht sein. Wird das ein Hinderniß für dich sein? Ja, an den Tagen, wo du keine interessanten Bücher von Fouqué bekommst. Das Opfer ist beschlossen: morgen, ob es nun ein anonymer Brief war oder nicht, morgen werde ich meinem Manne sagen, daß ich auch einen anonymen Brief erhalten hätte, und daß er dir sofort goldene Brücken bauen soll, daß er dich unter irgendeinem anständigen Vorwand unberzüglich zu deinen Eltern zurückschickt. Ach, liebster Freund! Wir werden vierzehn Tage voneinander getrennt sein, vielleicht gar einen Monat! Aber ich lasse dir Gerechtigkeit widerfahren: du wirst ebenso leiden wie ich. Doch es ist schließlich das einzige Mittel, dem Eindruck dieses anonymen Briefes zu begegnen; es ist nicht das erstemal, daß mein Mann einen solchen, und noch dazu über mich erhält! Ha, wie ich früher darüber gelacht habe!

„Der Zweck dieses Schachzuges ist der, meinen Mann glauben zu machen, daß der Brief von Valenod ist; ich zweifle auch nicht, daß er ihn wirklich geschrieben hat. Wenn du das Haus verlässest,

so gehe nach Berrières und bleibe da. Ich werde meinen Mann veranlassen, auch hinzugehen, um den Dummen zu beweisen, daß zwischen ihm und mir nichts vorliegt. Sobald du in Berrières installiert bist, knüpfe mit aller Welt Freundschaft an, selbst mit den Liberalen. Ich weiß, die Damen werden dich alle sehen wollen.

„Erzürne dich nicht mit Valenod und schneide ihm nicht die Ohren ab, wie du einmal sagtest; sei im Gegenteil sehr liebenswürdig gegen ihn. Die Hauptsache ist, daß ganz Berrières sich sagt, du würdest bei Herrn Valenod oder bei irgendeinem anderen Erzieher werden.

„Das aber wird mein Mann niemals dulden! Müßte er sich doch dazu entschließen, nun, so bist du wenigstens in Berrières und ich kann dich manchmal sehen. Meine Kinder, die dich so lieben, könnten dich besuchen! O Gott, ich fühle, daß ich meine Kinder mehr liebe, weil sie dich lieben. O, Gewissenspein! Wie wird das alles nur enden? . . . Aber ich schweife ab . . . Kurz, du verstehst, wie du dich betragen mußt. Sei sanft, höflich, nicht wegwerfend gegen diese gemeinen Seelen, ich bitte dich auf den Knien darum: sie haben unser Schicksal in Händen. Zweifle keinen Augenblick, daß mein Mann sich in bezug auf dich nach dem richtet, was die öffentliche Meinung ihm vorschreibt.

„Du selbst mußt mir den anonymen Brief verschaffen, wappne dich mit Geduld und mit einer Schere. Schneide die Worte, die du anbei findest, aus einem Buche aus, klebe sie mit Mundleim auf das bläuliche Papier, das ich dir sende; ich habe es von Valenod. Mache dich auf eine Durchsichtung deiner Sachen gefaßt und verbrenne die Seiten des Buches, die du zerschnitten hast. Wenn du die Worte nicht alle fertig vorfindest, so habe die Geduld, sie aus einzelnen Buchstaben zusammensetzen. Um dir Mühe zu ersparen, habe ich den anonymen Brief sehr kurz gefaßt. Ach, wenn du mich nicht mehr liebst, wie ich fürchte, mußt dir dieser Brief sehr lang vorkommen!“

Anonymer Brief

Gnädige Frau!

„Alle Ihre kleinen Schliche sind bekannt, aber die Personen, die ein Interesse daran haben, ihnen Einhalt zu tun, sind benachrichtigt. Um des Restes von Freundschaft willen, den ich für Sie hege, mache ich es Ihnen zur Pflicht, dem Bauernjungen ganz abzusagen. Wenn Sie klug genug sind, wird Ihr Mann glauben, daß die Nachricht, die er erhielt, falsch war, und man wird ihn in seinem Irrtum belassen. Bedenken Sie, daß ich Ihr Geheimnis weiß. Bittern Sie, Unglückliche! Sie sollen fortan unter meinen Augen das rechte tun!“

— „Sobald du mit dem Aufleben dieser Worte, aus denen dieser Brief besteht, fertig bist (hast du darin die Redensarten des Herrn Direktors wiedererkannt?), so geh aus dem Hause, ich werde dich treffen.

„Ich werde ins Dorf gehen und mit bestürztem Gesicht zurückkehren; es wird mir nicht schwer fallen! Großer Gott! Was wage ich nicht, und das alles, weil du einen anonymen Brief witterst. Ich werde diesen Brief meinem Manne mit verstörtem Gesicht geben und sagen, ein Unbekannter hätte ihn mir eingehändigt. Du gehst mit den Kindern nach dem Walde spazieren und kommst erst zur Essenszeit zurück.

„Oben von den Felsen kannst du den Turm des Laubenschlages sehen. Wenn unsere Sache gut geht, stecke ich dort ein weißes Taschentuch auf, im anderen Falle wird kein Zeichen da sein.

„Wird dein Herz, Undankbarer, Mittel und Wege finden, um mir zu sagen, daß du mich liebst, ehe du zu diesem Spaziergang fortgehst? Was aber auch geschehen mag, des sei gewiß: ich würde unsere endgültige Trennung nicht um einen Tag überleben. O, ich schlechte Mutter! . . . Aber das sind zwei leere Worte, die ich da eben geschrieben habe, teurer Julian. Ich fühle sie nicht; ich kann in diesem Augenblick an nichts denken, als an dich; ich habe sie nur geschrieben, um dein Mißfallen nicht zu erregen. Jetzt, wo

der Augenblick vielleicht gekommen ist, in dem ich dich verliere -- wozu da heucheln? Ja, mag meine Seele dir schrecklich vorkommen, ich mag vor dem Manne, den ich anbete, nicht lügen. Ich habe in meinem Leben schon zu viel getäuscht! Ich verzeihe dir, wenn du mich nicht mehr liebst. Ich habe keine Zeit mehr, meinen Brief nochmals durchzulesen. In meinen Augen ist es wenig, wenn ich die seligen Tage, die ich in deinen Armen verlebt habe, mit dem Tode büße! Du weißt, sie werden mich noch mehr kosten."

Einundzwanzigstes Kapitel

Ehelicher Zwist

Alas, our frailty is the cause, not we;
For such as we are made of, such we be.
Twelfth Night

Mit kindlichem Vergnügen sammelte Julian seit einer Stunde die Worte. Als er aus seinem Zimmer trat; begegnete er seinen Zöglingen und ihrer Mutter. Sie nahm ihm den Brief mit einer Einfachheit und einer Ruhe ab, die ihn erschreckte.

„Ist der Mundleim trocken genug?“ fragte sie.

„Ist das die Frau, die vor Reue so wahnsinnig war?“ dachte er.

„Was mag sie in diesem Augenblick planen?“ Er war zu stolz, um danach zu fragen, aber niemals vielleicht hatte sie ihm so gut gefallen.

„Wenn dies mißlingt,“ setzte sie mit derselben Kaltblütigkeit hinzu, „so wird man mir alles nehmen. Begraben Sie diese Wertfachen irgendwo im Gebirge; es wird eines Tages vielleicht meine letzte Rettung sein!“

Sie gab ihm ein Glasfutteral aus rotem Leder, mit Gold und einigen Diamanten gefüllt.

„Gehen Sie jetzt“, sagte sie.

Sie küßte die Kinder, den Jüngsten zweimal. Julian blieb unbeweglich stehen. Sie verließ ihn mit raschen Schritten und ohne ihn anzusehen.

Herr von Renal war seit dem Augenblicke, wo er den anonymen Brief geöffnet hatte, in einem furchtbaren Zustande. Seit dem Duell, das er 1816 beinahe gehabt hätte, war er nicht so aufgereggt gewesen, und um ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen: damals hatte ihn der Gedanke, eine Kugel zu bekommen minder unglücklich gemacht. Er prüfte den Brief nach allen Richtungen: „Ist das nicht die Handschrift einer Frau?“ sagte er halblaut. „Und wenn es so wäre, welche Frau hat dies geschrieben?“ Er ging alle Frauen durch, die er in Verrières kannte, ohne daß sein Verdacht auf eine davon fiel. „Ob wohl ein Mann diesen Brief diktiert hat, und wer ist dieser Mann?“ Auch hier die gleiche Ungewißheit; er wurde ohne Zweifel von den meisten, die er kannte, gehaßt und beneidet. „Ich muß meine Frau fragen“, sagte er gewohnheitsmäßig und stand von dem Lehnstuhl auf, in den er sich geworfen hatte.

Kaum aufgestanden, schlug er sich an die Stirn.

„Großer Gott!“ sagte er. „Gerade ihr muß ich ja mißtrauen. Sie ist in diesem Augenblick mein Feind!“

Tränen der Wut traten ihm in die Augen.

Es war eine gerechte Vergeltung für die Dürre des Herzens, welche die ganze praktische Klugheit in der Provinz ausmacht, daß die beiden Männer, die er augenblicklich am meisten fürchtete, seine intimsten Freunde waren.

„Außer ihnen habe ich vielleicht noch zehn Freunde“, murmelte er und ging sie einzeln durch, indem er den Trost, den er bei jedem finden konnte, erwog. „Allen, allen“, knirschte er, „würde mein schreckliches Unglück das größte Vergnügen bereiten!“ Zum Glück hielt er sich für sehr beneidet, und dies nicht ohne Grund. Außer dem herrlichen Stadthause, das durch den Aufenthalt des Königs auf ewig geweiht war, besaß er ein schmutztes Schloß in Bergy. Die Vorderfront war weiß gestrichen und die Fenster mit schönen grünen Läden versehen. Einen Augenblick richtete ihn der Gedanke an diese Herrlichkeiten wieder auf. In der That sah man das Schloß auf drei oder vier Meilen im Umkreise, zum großen Schaden aller Landhäuser und sogenannten Schlösser der

Nachbarschaft, denen man die schlichte, graue Wetterfarbe gelassen hatte.

Bei einem seiner Freunde konnte Herr von Rénal auf Tränen und Mitleid rechnen, es war der Kirchenvorsteher der Gemeinde, aber ein Tropf, der über alles weinte. Dieser Mann war gleichwohl seine Zuflucht.

„Wessen Unglück kann sich mit dem meinen messen?“ rief er voller Wut. „O wie vereinsamt bin ich! Ist es möglich!“ seufzte dieser wirklich bedauernswerte Mann. „Ist es möglich, daß ich in meinem Unglück nicht einen einzigen Freund habe, der mir ratend zur Seite steht! Denn meine Vernunft schwindet, ich fühle es! Ach, Falcoz, ach, Ducros!“ rief er schmerzlich aus. Es waren die Namen zweier Jugendfreunde, mit denen er in seinem Adelsstolz schon 1814 gebrochen hatte. Sie waren nicht ablig, und er mochte nicht mehr auf dem vertrauten Fuße mit ihnen leben, wie von Kindheit an. Der eine, Falcoz, ein Mann von Geist und Herz, war Papierhändler in Verrières geworden; er hatte eine Druckerei in der Departementshauptstadt gekauft und eine Zeitung gegründet. Die Kongregation hatte beschlossen, ihn zu ruinieren. Seine Zeitung wurde verurteilt und sein Druckerpatent ihm genommen. Unter diesen traurigen Verhältnissen hatte er zum erstenmal seit zehn Jahren wieder gewagt, an Rénal zu schreiben. Der Bürgermeister von Verrières glaubte, ihm als alter Römer antworten zu müssen: „Wenn der Minister des Königs mich mit seiner Anfrage beehrte, so würde ich ihm sagen: Richten Sie ohne Gnade und Erbarmen alle Provinzialdrucker zugrunde und machen Sie die Druckerei zum Monopol, wie den Tabak.“ Herr von Rénal erinnerte sich jetzt mit Schrecken dieses Briefes an einen einst von ganz Verrières bewunderten Mann. „Wer hätte gedacht, daß ich bei meinem Rang, bei meinem Vermögen, meinen Orden, das einst würde zu bereuen haben!“ In diesen Jornaussprüchen, bald gegen sich, bald gegen seine gesamte Umgebung, verbrachte er eine schreckliche Nacht. Aber zum Glück kam er nicht auf den Gedanken, seiner Frau aufzupassen.

„Ich bin an Luise gewöhnt, sie kennt alle meine Angelegenheiten, und wenn ich schon morgen frei wäre und wieder heiraten könnte, so fände ich doch keine, die sie ersetzt.“ Dann wieder gefiel er sich in dem Gedanken, daß seine Frau unschuldig wäre. Diese Art, die Dinge zu sehen, versetzte ihn nicht in die Notwendigkeit, Charakter zu zeigen, und war für ihn viel bequemer. Wie viele verleumdete Frauen gibt es nicht!

„Aber wie?“ rief er plötzlich aus und ging mit krampfhaften Schritten auf und ab. „Soll ich es dulden, daß sie mit ihrem Liebhaber mich lächerlich macht, als ob ich ein Habenichtz, ein Barfußler wäre? Soll sich ganz Berrières über meine Nachsicht heiser reden? Was sagte man doch von Charmier?“ (Es war dies ein Mann aus dem Orte, der tatsächlich betrogen wurde.) „Gleitet nicht ein Lächeln über aller Lippen, wenn von ihm die Rede ist? Er ist ein guter Advokat, wer spricht von seiner Rednergabe? ‚Ach, Charmier‘, sagt man, ‚das ist der von Bernard‘. So wird der Mann mit dem Namen bezeichnet, der seine Schande ist! . . .“

„Gott sei Dank,“ sagte Renal in anderen Momenten, „ich habe keine Tochter, und die Art, in der ich die Mutter bestrafen werde, wird der Stellung meiner Kinder nicht schaden. Ich kann diesen Bauernjungen mit meiner Frau überraschen und sie alle beide töten; in diesem Falle wird die Tragik der Geschichte ihr alles Lächerliche nehmen.“ Diese Idee gefiel ihm, er verfolgte sie bis in alle Einzelheiten. „Das Strafgesetzbuch ist auf meiner Seite“, sagte er sich, „und was auch geschehen mag, unsere Kongregation und meine Freunde unter den Geschworenen werden mich nicht fallen lassen.“ Er prüfte sein Jagdmesser, das sehr scharf war. Aber der Gedanke an Blut machte ihn schauern.

„Ich kann diesen unverschämten Erzieher lahmschlagen und aus dem Hause jagen, aber was für einen Skandal gibt es dann in Berrières und im ganzen Departement! Nach der Verurteilung der Falcoz'schen Zeitung, als ihr Chefredakteur aus dem Gefängnis kam, trug ich dazu bei, daß er seine Stellung von sechshundert Franken verlor. Wie es heißt, wagt dieser Stribent, sich neuerdings

in Besançon zu zeigen; er kann mich geschickt ins Gerede bringen, und zwar so, daß es unmöglich ist, ihn vor Gericht zu belangen! . . . Ihn vor Gericht belangen . . . Der Halunke wird es schon so zu drehen wissen, daß man ihm Glauben schenkt. Ein Mann von Geburt, der seine Stellung wahrte wie ich, wird von allen Plebejern gehaßt. Ich werde in den gräßlichen Pariser Zeitungen stehen. O mein Gott, welcher Abgrund! Unser alter guter Name in den Not der Lächerlichkeit gezogen! . . . Wenn ich jemals reise, müßte ich meinen Namen ablegen . . . Was! den Namen hergeben, der mein Stolz und meine Stärke ist? Das ist zu viel des Jammers!“

„Wenn ich meine Frau nicht töte, sondern mit Schimpf und Schande fortjage, so hat sie in Besançon ihre Tante, die ihr ohne weiteres ihr ganzes Vermögen geben wird. Meine Frau würde mit Julian in Paris leben, man würde es in Verrières erfahren, und dann hielt man mich für den Geleitmen!“ Der Unglücksmann merkte an der Trübheit seiner Lampe, daß es Tag wurde. Er ging in den Garten, um etwas frische Luft zu schöpfen. In diesem Augenblick war er fest entschlossen, keinen Skandal zu machen, besonders weil er dachte, daß ein solcher allen seinen guten Freunden in Verrières eine aufrichtige Freude bereiten würde.

Der Spaziergang im Garten beruhigte ihn etwas. „Nein!“ rief er aus, „ich werde mich meiner Frau nicht berauben, sie ist mir viel zu nützlich.“ Und er malte sich mit Schrecken aus, was sein Haus ohne seine Frau sein würde. Er hatte nur eine einzige Verwandte, eine Marquise von R . . ., eine blöde und böshafte alte Person.

Plötzlich kam ihm ein sehr sinnreicher Gedanke. Aber die Ausführung erforderte weit mehr Charakter, als der gute Mann besaß. „Wenn ich meine Frau behalte,“ sagte er sich, „so weiß ich ganz genau, daß ich ihr eines Tages, wenn sie mich ärgert, ihre Schuld vorhalten werde. Sie ist stolz, wir werden uns überwerfen und das alles wird geschehen, ehe sie ihre Tante beerbt hat. Ha, wie wird man dann über mich spotten! Meine Frau liebt ihre Kinder, ihnen wird einmal alles zusallen. Aber ich, ich würde zum Gespött

von Verrières werden. „Ja!“ würden sie sagen, „er hat sich nicht einmal an seiner Frau rächen können!“ Würde es da nicht besser sein, mich an den Verdacht zu halten und nichts festzustellen? Aber dann binde ich mir die Hände und kann ihr in der Folge nichts vorwerfen!“

Einen Augenblick später regte sich sein verletzter Stolz von neuem, und er suchte sich all der Geschichten zu erinnern, die beim Billard im Kasino oder im Adelsklub von Verrières erzählt wurden, wenn irgendeine lose Zunge das Spiel unterbrach und sich auf Kosten eines betrogenen Ehemanns lustig machte. Wie grausam kamen ihm diese Witze jetzt vor!

„Gott, warum ist meine Frau nicht tot? Dann wäre ich aller Lächerlichkeit enthoben. Warum bin ich nicht Witwer? Da könnte ich sechs Monate in Paris in der ersten Gesellschaft leben.“ Dieser Gedanke an seinen Witwerstand stimmte ihn für einen Augenblick glücklich, danach überlegte er sich von neuem, wie er sich der Wahrheit am besten vergewissern könnte. Sollte er wohl um Mitternacht, wenn alles schlief, vor Julians Tür eine dünne Schicht Kleie streuen? Dann könnte er am nächsten Morgen die Fußspuren sehen.

„Nein, das Mittel ist nichts wert!“ rief er plötzlich wütend aus. „Der Kader, die Elisa würde es merken, und man wüßte bald im ganzen Hause, daß ich eifersüchtig bin.“

In einer andern Geschichte aus dem Kasino hatte ein Ehemann sich dadurch vergewissert, daß er an der Türe seiner Frau und ihres Liebhabers ein Haar mit etwas Wachs befestigte und sie somit gleichsam versiegelte.

Nach so vielen Stunden der Ratlosigkeit erschien ihm dieses Mittel zur Klärung der Lage als das probateste, und er gedachte davon Gebrauch zu machen, als seine Frau, die er lieber tot gesehen hätte, um die Ecke bog und auf ihn zukam.

Sie kam aus dem Dorfe.

Sie hatte in der Kirche von Bergn die Messe gehört. Nach einer in den Augen des kühlen Philosophen sehr unsicheren Überlieferung,

der sie indessen Glauben schenkte, war die kleine Kirche, die heute benutzt wird, einst die Schloßkapelle des Sire de Bergy. Als sie in dieser Kirche beten wollte, überkam sie ein Gedanke, der nicht wieder von ihr wich. Sie sah fortwährend ihren Mann, wie er Julian auf der Jagd scheinbar zufällig tötete und sie abends zwang, sein Herz zu essen.⁸

„Mein Schicksal“, sagte sie sich, „hängt davon ab, was er bei meinen Worten denkt. Nach dieser verhängnisvollen Viertelstunde findet sich vielleicht nie mehr Gelegenheit, mit ihm zu sprechen. Er ist ein kluges Geschöpf, das sich von der Vernunft leiten läßt. Ich kann also mit meinem schwachen Verstande voraussehen, was er tun und sagen wird. Er wird unser beider Schicksal entscheiden, denn er ist der Herr. Aber dieses Schicksal hängt von meiner Geschicklichkeit ab, von der Kunst, diesen eigensinnigen Kopf zu leiten, denn die Wut macht ihn blind und läßt ihn die Hälfte nicht sehen. Großer Gott, ich brauche Talent! Und Kaltblütigkeit! Woher sie nehmen?“

Wie durch einen Zauber Schlag fand sie ihre Ruhe wieder, als sie in den Garten trat und ihren Mann von weitem sah. Seine unordentliche Kleidung und sein wirres Haar sagten ihr deutlich genug, daß er nicht geschlafen hatte.

Sie gab ihm einen geöffneten und wieder zusammengelegten Brief. Er sah seine Frau mit verstörten Blicken an, ohne das Papier anzublicken.

„Das ist eine Schändlichkeit“, sagte sie; „ein Mann von verdächtigem Aussehen, der Sie kennen will und Ihnen Dank schuldig zu sein behauptet, hat ihn mir eben zugesteckt, als ich hinter dem Garten des Notars vorbeikam. Ich verlange von Ihnen eins, nämlich, daß Sie den Herrn Julian unverzüglich zu seinen Eltern zurückschicken.“ Frau von Renal brachte dieses Wort vielleicht etwas vorschnell heraus; sie wollte die entsetzliche Aussicht, es sagen zu müssen, möglichst bald los sein.

Sie war selig, als sie merkte, daß sie ihrem Manne damit Freude machte. Aus seinen starren, fest auf sie gerichteten Blicken schloß

sie, daß Julian recht geraten hatte. Und anstatt sich über die unerfreuliche Tatsache zu grämen, dachte sie nur: „Welcher Geist! Welches feine Taktgefühl bei einem noch so unerfahrenen Menschen! Wie weit wird er es noch mal bringen! Ach, dann wird er mich über seinen Erfolgen vergessen!“

Dieser stille Ausbruch ihrer Bewunderung für den Mann, den sie anbetete, stellte ihre Ruhe wieder her.

Sie beglückwünschte sich zu dem getanen Schritte. „Ich bin seiner nicht unwert gewesen!“ sagte sie sich mit sanfter und inniger Bönne.

Herr von Rénal sagte, aus Angst, sich die Hände zu binden, kein Wort, sondern studierte den zweiten anonymen Brief aus gedruckten Worten, die, wie der Leser sich erinnern wird, auf bläuliches Papier aufgeklebt waren.

„Man macht sich auf alle Arten über mich lustig“, sagte Herr von Rénal müde. „Immer neue Beleidigungen, die zu prüfen sind, und alles wegen meiner Frau.“ Er war nahe daran, sie aufs gröblichste zu beschimpfen; die Aussicht auf die Erbschaft in Besançon hielt ihn nur mit Mühe im Zaume. Es drängte ihn, seinen Zorn an irgend etwas auszulassen, er zerknitterte das Papier dieses zweiten anonymen Briefes und begann mit großen Schritten auf und ab zu gehen. Er hatte das Bedürfnis, einen Augenblick allein zu sein. Nach einer Weile, als er ruhiger geworden war, kehrte er zu seiner Frau zurück.

„Man muß sich entschließen und Julian fortschicken,“ sagte sie hastig; „er ist doch schließlich nur ein Bauernsohn. Sie entschädigen ihn mit ein paar Talern, und außerdem ist er ja gelehrt und wird leicht wieder eine Stelle finden, z. B. bei Herrn Valenod oder beim Unterpräfekten von Maugiron, die beide Kinder haben. Auf diese Weise tun Sie ihm keinen Abbruch.“

„Sie sprechen da so töricht wie Sie sind!“ unterbrach Herr von Rénal sie mit drohender Stimme. „Was kann man von einer Frau auch an Menschenverstand erwarten! Ihr habt nie ein Auge auf daß, was vernünftig ist: wie solltet ihr da auch etwas wissen!“

Leichtfertig seid ihr und träge, und die Kräfte reichen gerade zur Schmetterlingsjagd . . . Klägliche Geschöpfe! Es ist ein Elend, euch in unseren Familien zu haben!“

Frau von Rénal ließ ihn reden, und er redete lange; er redete sich den Born vom Halse, wie der landläufige Ausdruck heißt.

„Ich spreche als Frau,“ sagte sie endlich, „die in dem Heiligsten verletzt ist, was sie besitzt, das ist in ihrer Ehre.“

Sie war von unerfütterlicher Ruhe während dieses ganzen Auftritts, von dem die Möglichkeit abhing, mit Julian weiter unter einem Dache zu leben. Sie suchte noch nach einem Verdacht, den sie dem blinden Born ihres Gatten unterschieben konnte, und war taub gegen alle kränkenden Worte, die er ihr sagte. Sie hörte gar nicht zu und dachte immer nur an Julian. „Wird er mit mir zufrieden sein?“

„Dieser Bauernjunge, den wir mit Wohlthaten und Geschenken überhäuft haben, kann unschuldig sein,“ sagte sie endlich, „aber er ist nichtsdestoweniger der Anlaß der ersten Beleidigung, die mir widerfährt. Als ich dies Papier las, habe ich mir gelobt, daß er oder ich Ihr Haus verlassen wird!“

„Wollen Sie einen Skandal machen und mich und sich entehren? Das wäre für viele Leute in Verrières ein gefundenes Fressen.“

„Es ist wahr, viele beneiden Sie um die vorteilhafte Lage, in der Sie, Ihre Familie und die Stadt sich dank Ihrer Umsicht befinden . . . Nun wohl, ich werde Julian veranlassen, Sie um einen Monat Urlaub zu bitten; er kann ihn bei seinem Holzhändler verbringen, das ist ein passender Freund für diesen Bauernjungen.“

„Güten Sie sich, irgend etwas zu tun“, ergriff Herr von Rénal ziemlich ruhig das Wort. „Und vor allem verlange ich, daß Sie nicht mit ihm sprechen. Sie würden wütend werden und mich mit ihm auseinanderbringen; und Sie wissen ja, wie man sich mit diesem Herrchen vorsehen muß.“

„Der junge Mann hat keinen Takt,“ erwiderte Frau von Rénal; „er mag wohl geschickt sein; Sie müssen das ja am besten wissen; aber er ist im Grunde genommen ein rechter Bauer. Ich persönlich

habe keine gute Meinung mehr von ihm, seit er Elisas Heiratsantrag ausgeschlagen hat; das war eine sichere Zukunft; und das alles unter dem Vorwande, daß Elisa Herrn Valenod heimlich besuchte."

"Wie so?" fragte Herr von Rénal, indem er die Augenbrauen übermäßig hoch zog. "Hat Julian Ihnen das gesagt?"

"Das nicht gerade; er hat immer nur von seiner Liebe zum Priesterstande gesprochen; aber glauben Sie mir, die erste Liebe dieser kleinen Leute ist das tägliche Brot. Er ließ mich allerdings durchblicken, daß er um diese geheimen Besuche sehr wohl wußte."

"Und ich, ich wußte nichts davon!" schrie Herr von Rénal in heller Wut, jedes Wort betonend. "Es gehen bei mir Dinge vor, von denen ich nichts weiß. Wie, Elisa und Valenod hatten etwas miteinander?"

"Ach, das ist eine alte Geschichte, mein Lieber," lachte Frau von Rénal, "und vielleicht ist nichts Schlimmes dabei geschehen. Es war in der Zeit, wo Ihr guter Freund Valenod nicht böse gewesen wäre, wenn man in Verrières geglaubt hätte, daß zwischen ihm und mir sich eine platonische Liebe angesponnen hätte."

"Den Gedanken habe ich schon einmal gehabt", fuhr Rénal auf, indem er sich wütend vor die Stirn schlug. "Jetzt wird mir manches klar, und Sie haben mir nichts davon gesagt!"

"Sollte ich wegen einer kleinen Anwendung von Eitelkeit, die Ihr lieber Direktor hatte, zwischen zwei Freunden Hader säen? Wo ist die Dame, an die er noch keine geistreichen und galanten Briefe geschrieben hat?"

"Hat er Ihnen etwa geschrieben?"

"Er schreibt viel."

"Zeigen Sie mir diese Briefe augenblicklich, ich befehle es Ihnen!" gebot Herr von Rénal, sich zu seiner ganzen Größe aufrichtend

"Ich werde mich wohl hüten," antwortete sie so sanft, daß es fast nachlässig klang; "ich werde sie Ihnen ein andermal zeigen, wenn Sie ruhiger sind."

"Auf der Stelle, Schwesternot", schrie Herr von Rénal in hellem Zorne und doch glücklicher, als er in den letzten zwölf Stunden gewesen war.

„Schwören Sie mir,“ sagte Frau von Rénal feierlich, „sich mit dem Direktor wegen dieser Briefe nie zu erzürnen?“

„Zorn oder nicht, ich kann ihm die Direktion des Findelkinderhauses nehmen. Und jedenfalls“, setzte er wutschnaubend hinzu, „will ich diese Briefe sofort haben. Wo sind sie?“

„In einer Schublade meines Schreibtisches. Aber ich werde Ihnen den Schlüssel ganz bestimmt nicht geben.“

„Ich werde sie schon aufbekommen!“ schrie er und rannte ins Zimmer seiner Frau. In der Lat erbrach er mit einem Brecheisen den kostbaren Schreibtisch aus knotigem Mahagoniholz, ein Pariser Möbel, das er oft mit dem Rodzipfel abgewischt hatte, wenn er einen Fleck darauf zu bemerken glaubte.

Frau von Rénal flog die hundertundzwanzig Stufen zum Taubenschlag hinauf und befestigte den Zipfel ihres Taschentuches an einem der Gitterstäbe des kleinen Guckfensters. Sie war überglücklich. Mit Tränen in den Augen spähte sie in der Richtung des großen Bergwaldes. „Ohne Zweifel“, so meinte sie, „harrt Julian unter einer dieser dichtbelaubten alten Buchen des glücklichen Zeichens.“ Lange horchte sie, dann verwünschte sie das eintönige Zirpen der Grillen und das Zwitschern der Vögel. Ohne diesen dummen Lärm hätte ein Freudenschrei aus den Felsen bis hierher dringen können. Ihr unstetes Auge durchspähte umsonst das Waldmeer des Abhangs, der mit dem dunklen gleichmäßigen Grün seiner Wipfel wie eine große Wiese ausah. „Wie kommt er nur nicht auf den Gedanken, ein Zeichen zu geben und mir zu sagen, daß sein Glück dem meinen gleicht?“ sagte sie tieftraurig. Sie stieg erst wieder hinunter, als sie Angst bekam, ihr Mann möchte sie dort oben suchen.

Sie fand ihn in Wut. Er durchflog die harmlosen Briefe des Herrn Valenod, die wenig geeignet waren, in solcher Bewegung gelesen zu werden.

Sie paßte einen Augenblick ab, wo ihr Mann in seinen Wutausbrüchen innehielt, so daß sie sich verständlich machen konnte, und sagte:

„Ich komme immer wieder auf meine Idee zurück. Es ist nötig, daß Julian eine Reise macht. Wenn er im Lateinischen auch noch so stark ist, er ist doch schließlich nichts anderes als ein ungehobelter, taktloser Bauer. Jeden Tag sagt er mir, in der Meinung, höflich zu sein, übertriebene und geschmacklose Komplimente, die er aus irgendeinem Romane hat.“

„Er liest ja nie welche“, fuhr Herr von Renal dazwischen. „Darüber habe ich mit Gewißheit verschafft. Halten Sie mich nur nicht für einen blinden Hausherrn, der nicht weiß, was bei ihm vorgeht.“

„Nun, um so schlimmer für ihn. Wenn er diese albernen Komplimente nirgends liest, so erfindet er sie eben. In dem Tone wird er in Verrières von mir gesprochen haben. Aber man braucht nicht einmal so weit zu gehen“, setzte Frau von Renal mit einer Miene hinzu, als ob ihr eben ein Licht aufginge. „Er braucht nur vor Elisa so gesprochen zu haben, das ist ungefähr dasselbe, als ob er es Herrn Valenod direkt gesagt hätte.“

„Ha!“ schrie Renal, indem er dermaßen mit der Faust auf den Tisch schlug, daß die ganze Wohnung erdröhnte, „der gedruckte anonyme Brief und Valenods Briefe sind auf demselben Papier geschrieben!“

„Endlich!“ dachte Frau von Renal. Sie schien von dieser Entdeckung niedergeschmettert und hatte nicht den Mut, noch ein Wort mehr zu sagen. Sie ließ sich am andern Ende des Salons auf ihren Divan nieder.

Die Schlacht war gewonnen. Sie hatte nur große Mühe, ihren Gatten zu bewegen, daß er den mutmaßlichen Verfasser des anonymen Briefes nicht zur Rede stellte.

„Wie, fühlen Sie denn nicht, daß es die größte Verkehrtheit wäre, Herrn Valenod ohne genügende Beweise eine Szene zu machen? Sie werden beneidet, gewiß. Und woher kommt das? Von Ihren Talenten, Ihrer Verwaltungskunst, Ihren geschmackvollen Bauten, dem Heiratsgut, das ich in die Ehe gebracht habe und nicht zum mindesten von der bedeutenden, wenn auch vielfach überschätzten

Erbschaft, die wir von meiner lieben Tante erwarten dürfen. Das alles hat Sie zum ersten Manne in Verrières gemacht."

"Sie vergessen die Herkunft", vervollständigte Herr von Rénal mit müdem Lächeln.

"Gewiß, Sie sind einer der namhaftesten Edelleute der Provinz", fuhr Frau von Rénal eifrig fort. "Wenn der König handeln könnte, wie er wollte, wenn er der Geburt Gerechtigkeit widerfahren lassen könnte, so würden Sie ohne Zweifel in der Pairskammer sein usw. Und da wollen Sie dem Neid solche Blöße geben? Mit Herrn Valenod von seinem anonymen Briefe sprechen, hieße in ganz Verrières, was sag' ich, in Besançon, in der ganzen Provinz ausrufen, daß dieser kleine Bürgermann, den ein Rénal etwas unbedacht zu seinem intimen Freunde erforscht hat, imstande war, ihn zu beleidigen. Wenn diese Briefe, die Sie eben kennengelernt haben, beweisen würden, daß ich seine Liebe erwidert hätte, so müßten Sie mich töten — ich hätte es hundertmal verdient — aber Ihren Zorn vor ihm verbergen. Bedenken Sie, daß alle unsre Nachbarn nur auf einen Anlaß lauern, um über Sie herzufallen; bedenken Sie, daß Sie 1816 zu verschiedenen Verhaftungen beigetragen haben. Der Mann, der sich auf sein Dach geflüchtet hatte. . ."

"Ich bedenke und sehe, daß Sie weder Rücksicht gegen mich, noch Freundschaft für mich haben!" rief Herr von Rénal mit der ganzen Bitterkeit, die eine solche Erinnerung in ihm wachrief. "Und ich bin nicht Pair geworden!" . . .

"Ich denke, mein Lieber," sagte Frau von Rénal lächelnd, "daß ich reicher als Sie sein werde, daß ich seit zwölf Jahren Ihre Lebensgefährtin bin und daß ich auf Grund dessen auch eine Stimme im Rat haben muß, namentlich in der heutigen Angelegenheit. Wenn Sie mir Herrn Julian vorziehen," setzte sie mit schlecht verhehltem Ärger hinzu, "so bin ich bereit, einen Winter bei meiner Tante zu verbringen."

Dieses Wort brachte sie sehr gut heraus. Es lag eine Bestimmtheit darin, die sich in Höflichkeit kleidete, und das gab bei Herrn von Rénal den Ausschlag. Doch redete er, wie es in der Provinz üblich

ist, noch lange hin und her, kam auf alle Argumente zurück usw. Seine Frau ließ ihn reden; seine Stimme klang noch zornig. Endlich, nach zwei Stunden des leeren Geschwäzes, erschöpften sich die Kräfte dieses Mannes, der eine ganze Nacht lang unter seinen Wutanfällen gelitten hatte. Er faßte seinen Plan, wie er sich fortan gegen Herrn Balenob, gegen Julian und selbst gegen Eliza verhalten wollte.

Ein- oder zweimal während dieser großen Szene war Frau von Renal nahe daran, für das wirkliche Unglück dieses Mannes, der zwölf Jahre lang ihr Freund gewesen war, Mitleid zu empfinden. Aber die wahren Leidenschaften sind selbstfüchtig. Auch erwartete sie jeden Augenblick, daß er von dem gestern abend eingetroffenen anonymen Briefe reden würde, aber dieses Zugeständnis erfolgte nicht.

Sie fühlte sich nicht sicher, ehe sie nicht wußte, was man ihrem Gatten, von dem ihr Schicksal abhing, alles aufgeredet hatte; denn in der Provinz sind die Ehemänner die Herren der Meinung. Ein Mann, der sich beklagt, macht sich lächerlich. Das wird in Frankreich zwar täglich weniger gefährlich, aber wenn er seiner Frau kein Geld gibt, so sinkt sie auf das Niveau einer Arbeiterin zu fünfzehn Sous pro Tag herab, und dazu machen sich die guten Seelen noch Vorwürfe, sie zu beschäftigen . . .

Eine Odaliske des Serails kann den Sultan mit ganzer Seele lieben; er ist allmächtig, und sie hat gar keine Aussicht, ihm durch kluge Ränke die Herrschaft zu entreißen. Die Rache des Herrn ist schrecklich, blutig, aber soldatisch und großmütig; ein Dolchstoß endet alles. Im neunzehnten Jahrhundert tötet ein Mann seine Frau durch Schläge der öffentlichen Verachtung, indem er ihr alle Salons verschließt.

Das Gefühl der Gefahr wurde bei Frau von Renal erst stark erregt, als sie in ihr Zimmer zurückkehrte; sie war entsetzt, in welcher Unordnung sie es vorfand. Die Schüssler ihrer hübschen kleinen Schatullen waren erbrochen, mehrere Platten des Parquetts waren aufgenommen. „Er hätte kein Erbarmen gekannt!“ sagte sie sich.

„Dies bunte Holzparkett so zu verderben, und er liebte es doch so! Wenn ein der Kinder mit nassen Stiefeln darauf tritt, wird er zornrot. Und nun ist es auf immer verdorben!“ Der Anblick dieser Brutalitäten zerstreute rasch die letzten Vorwürfe, die Frau von Rénal sich wegen ihres leichten Sieges machte.

Julian kam etwas vor der Mittagszeit zurück. Beim Nachtsich, als die Diener sich entfernt hatten, sagte Frau von Rénal sehr trocken zu ihm:

„Sie haben mir gesagt, daß Sie gern auf vierzehn Tage nach Berrières gehen möchten; Herr von Rénal will Ihnen diesen Urlaub bewilligen. Sie können reisen, wann Sie wollen. Aber damit die Kinder keine Zeit verlieren, werden ihre Arbeiten Ihnen täglich zugehen, und Sie werden sie corrigieren.“

„Ich gebe Ihnen“, setzte Herr von Rénal bitter hinzu, „ganz gewiß nicht mehr als eine Woche.“

Julian las auf seinem Gesicht die Unruhe eines sehr gequälten Mannes.

„Er hat sich immer noch zu nichts Bestimmtem entschlossen“, sagte er zu seiner Freundin, als sie im Salon einen Augenblick allein waren.

Frau von Rénal erzählte ihm rasch alles, was sie seit dem Morgen getan hatte.

„Heute nacht das Nähere!“ schloß sie lachend.

„O Verderbtheit der Weiber!“ dachte Julian. „Welches Vergnügen daran, welcher Trieb, uns zu hintergehen!“

„Ich finde, die Liebe hat Sie zugleich erleuchtet und blind gemacht“, sagte er etwas kalt zu ihr. „Ihr heutiges Benehmen ist bewundernswert, aber ist es klug, uns heute nacht zu sehen? Dieses Haus wimmelt von Feinden; denken Sie nur an Elisas leidenschaftlichen Haß gegen mich.“

„Dieser Haß hat eine große Ähnlichkeit mit der leidenschaftlichen Gleichgültigkeit, die Sie gegen mich an den Tag legen.“

„Gleichgültigkeit oder nicht, ich muß Sie aus einer Gefahr retten, in die ich Sie gebracht habe. Wenn der Zufall will, daß Herr von

Réval mit Elisa spricht, so kann sie ihm mit einem Worte alles ver-raten. Warum sollte er sich nicht in der Nähe meines Zimmers ver-steden, gut bewaffnet?"

„Wie! sogar keinen Mut?“ sagte Frau von Réval mit dem ganzen Hochmut einer vornehmen Dame.

„Ich werde mich nie so weit vergessen, von meinem Mute zu sprechen“, gab Julian zur Antwort. „Das ist eine Gemeinheit. Mag die Welt über die Tatsachen richten. Aber“, setzte er hinzu, indem er ihre Hand ergriff, „Sie ahnen nicht, wie sehr ich an Ihnen hänge, und wie groß meine Freude ist, daß ich vor dieser grausamen Trennung noch Abschied von Ihnen nehmen kann.“

Zweiundzwanzigstes Kapitel So geschehen im Jahre 1830

Das Wort ist dem Menschen gegeben,
um seine Gedanken zu verbergen.

R. B. Malagrida

Raum war Julian in Verrières angelangt, so machte er sich schon Vorwürfe über sein ungerichtetes Benehmen gegen Frau von Réval. „Ich hätte sie wie ein Frauenzimmer verachtet, wenn sie bei dem Auftritt mit Herrn Réval den Kürzeren gezogen hätte. Sie zieht sich höchst diplomatisch heraus, — und ich bemitleide den Besiegten, der mein Feind ist! Das ist recht spießbürgerlich gedacht, ich fühle mich in meiner Eitelkeit verletzt, weil Herr von Réval ein Mann ist! O, erlauchte und weitverzweigte Körperschaft, der ich die Ehre habe anzugehören! Ich bin doch nur ein Narr!“

Herr Chélan hatte die Wohnungen ausgeschlagen, die ihm die angesehensten Liberalen des Ortes um die Wette angeboten hatten, als er bei seiner Absehung aus dem Pfarrhause mußte. Die beiden Stuben, die er sich gemietet hatte, waren mit seinen Büchern überfüllt. Julian, der den Leuten in Verrières zeigen wollte, was ein Priester ist, holte von seinem Vater ein Duzend Lannenbretter, die er selbst auf dem Rücken durch die Hauptstraße schleifte, borgte sich bei einem ehemaligen Freunde Handwerkszeug und hatte bald

eine Art Bibliothek erbaut, in welcher er Chélan's Bücher unterbrachte.

„Ich hielt dich für verborben durch die Eitelkeit der Welt,“ sagte der Greis mit Freudentränen in den Augen, „aber dies macht die Kinderei mit der glänzenden Ehrengardenuniform, die dir so viele Feinde gemacht hat, wieder gut.“

Herr von Rénal hatte Julian befohlen, in seinem Hause zu wohnen. Niemand ahnte, was sich zugetragen hatte. Drei Tage nach seiner Ankunft sah Julian keinen Geringeren als den Unterpräfekten von Maugiron in sein Zimmer heraufkommen. Nach zwei Stunden albernen Geträtsches und großer Jeremiaden über die Schlechtigkeit der Menschen, die geringe Redlichkeit derer, welche die Staatskasse unter sich hätten, die Gefahren, die dem armen Frankreich drohten usw., merkte Julian endlich, weshalb er gekommen war. Sie waren schon am Treppensur und der arme, halbentlassene Hauslehrer geleitete den zukünftigen Präfekten irgendeines glücklichen Departements mit der gebührenden Hochachtung hinaus, als es diesem einfiel, auf Julians Vermögensverhältnisse anzuspähen, seine Bescheidenheit in Geldgeschäften zu loben usw. Endlich schloß Herr von Maugiron ihn mit väterlicher Miene in die Arme und machte ihm den Vorschlag, Herrn von Rénal zu verlassen und zu einem Beamten zu gehen, der Kinder zu erziehen hätte und der wie König Philipp dem Himmel danke, nicht, daß er sie ihm geschenkt habe, sondern daß er sie in Julians Nähe habe geboren werden lassen. Ihr Erzieher würde achthundert Franken Gehalt bekommen, die nicht von Monat zu Monat gezahlt werden sollten, was nicht fein wäre, wie Herr von Maugiron bemerkte, sondern vierteljährlich und immer im voraus.

Jetzt war die Reihe an Julian, der seit anderthalb Stunden vergeblich aufs Wort wartete. Seine Antwort war musterhaft und vor allen Dingen lang wie eine Verordnung. Er ließ alles durchblicken und sagte doch nichts unumwunden heraus. Man konnte sowohl Achtung gegen Herrn von Rénal, Verehrung für das Publikum von Verrières, wie Dankbarkeit gegen den Unter-

präferkten aus seinen Worten heraus hören. Herr von Maugiron war erstaunt, einen noch größeren Jesuiten zu finden, als er selbst war, und versuchte vergeblich, etwas Bestimmtes aus ihm herauszubekommen. Julian benutzte mit Wonne die Gelegenheit, sich im Reden zu üben, und fing seine Antwort in anderen Ausdrücken wieder von vorne an. Niemals hat ein beredter Minister, der das Ende einer Sitzung benutzen will, wo die Kammer wieder aufzuwachen scheint, weniger in mehr Worten gesagt. Kaum war Herr von Maugiron fort, so fing Julian an, wie ein Verrückter zu lachen. Um seine jesuitische Ader auszunutzen, schrieb er sogleich einen neun Seiten langen Brief an Herrn von Rénal, in dem er ihm berichtete, was ihm alles angeboten worden war, und ihn bescheidenlich um seinen Rat fragte. „Dieser Halunke hat mir aber doch nicht gesagt, wer mir das Anerbieten macht!“ fuhr Julian auf. „Es wird wohl Herr Valenod sein, der in meiner Verbannung nach Verrières die Wirkung seines anonymen Briefes sieht.“

Als der Brief expediert war, ging Julian zufrieden wie ein Jäger, der an einem schönen Herbsttage bei Sonnenaufgang eine wilde Ebene betritt, zu Herrn Chélan, um dessen Rat einzuholen. Aber ehe er bei dem guten Pastor anlangte, führte ihm der Himmel, der ihm augenscheinlich Freude bereiten wollte, den Herrn Valenod in den Weg. Er machte ihm kein Hehl aus seinen geteilten Gefühlen. Ein armer Burche wie er mußte sich dem Berufe, den der Himmel in ihn gelegt habe, mit ganzer Seele widmen. Doch genügte es in diesem Erdental nicht, sich berufen zu fühlen. Um würdig im Weinberg des Herrn zu arbeiten und so vieler hoher Vorbilder nicht ganz unvert zu sein, bedürfe es der Unterweisung; er mußte zwei teure Jahre im Seminar in Besançon zubringen; er wäre also auf Ersparnisse angewiesen, und diese wären bei einem Gehalt von achthundert Franken, das vierteljährlich im voraus gezahlt wurde, leichter zu machen, als bei sechshundert Franken, die er von Monat zu Monat verbrauchte. Andererseits schiene der Himmel, indem er ihn zu den jungen Rénals schickte und ihn mit besonderer Liebe für sie erfüllte, ihm doch zu zeigen, daß er

unrecht täte, die Erziehung dieser Kinder um anderer willen aufzugeben.

Julian besaß bereits eine solche Fertigkeit in solchen Redekünsten, die den Latendrang des Kaiserreichs abgelöst haben, daß ihm schließlich der Klang seiner eigenen Worte langweilig wurde.

Als er heimkehrte, fand er einen Diener des Herrn Valenod in voller Livree, der ihn mit einer Einladung zum Essen für diesen Tag in der ganzen Stadt gesucht hatte. Julian war nie in seinem Hause gewesen; er hatte sich noch vor wenigen Tagen überlegt, wie er dem Herrn Direktor am besten den Bude! vollhauen könnte, ohne mit der Polizei in Konflikt zu kommen. Die Einladung lautete erst auf ein Uhr, doch hielt Julian es für höflicher, den Herrn Direktor des Armenhauses schon um halb eins in seinem Arbeitszimmer aufzusuchen. Dieser spreizte sich in seiner ganzen Wichtigkeit zwischen Stößen von Akten herum. Sein Gesicht war von einem großen schwarzen Badenbart umrahmt, und auf dem dicken Haarwusch saß eine phrygische Mütze, schief auf das eine Ohr geklemmt. Er hatte eine baumlange Pfeife in der Hand und gestickte Pantoffeln an den Füßen, während sich über seiner Brust lange, schwere, goldene Ketten in allen Richtungen kreuzten. Kurz, ihm fehlte nichts, was zu einem Provinzialproben gehört, der sich als reicher Mann fühlt. Auf Julian machte das alles keinen Eindruck. Er dachte nun erst recht an die Tracht Prügel, die er ihm noch schuldig war.

Er bat um die Ehre, Frau Valenod vorgestellt zu werden; sie war noch bei der Toilette und konnte ihn nicht empfangen. Zur Entschädigung dafür durfte er der Toilette des Herrn Direktors beiwohnen, hierauf gingen sie zu Frau Valenod, die ihm ihre Kinder mit Tränen in den Augen vorstellte. Sie war eine der angesehensten Damen in Verrières und hatte grobe, männliche Züge; für diese große Feierlichkeit hatte sie sich geschminkt. Sie entfaltete das ganze mütterliche Pathos.

Julian dachte an Frau von Renal. In seinem Mißtrauen war er nur für die Erinnerungen empfänglich, die durch Kontrastwirkung entstehen, aber dann war er ergriffen bis zur Rührung.

Der Anblick des Hauses, in dem der Herr Direktor wohnte, erhöhte diese Nüchternung noch. Man ließ es ihn besehen. Alles war glänzend und neu, und er erfuhr den Preis jedes Möbels. Aber es machte ihm einen unvornehmen Eindruck; es war ihm, als ob es nach gestohlenem Geld röche. Bis zu den Dienern herab schien alles seine Stellung gegen Mißachtung verteidigen zu müssen.

Der Steuereinnahmer, der Zollbeamte, der Gendarmerieoffizier und zwei oder drei andere städtische Beamte erschienen mit ihren Frauen. Ihnen folgten einige reiche Liberale. Ein Diener meldete, das Essen sei angerichtet. Julian, der bereits sehr schlecht aufgelegt war, dachte daran, daß hinter der Mauer des Speisimmers arme Gefangene saßen, deren Portionen man vielleicht geschmäkelt hatte, um sich diesen geschmacklosen Luxus zu gestatten, mit dem man ihn betören wollte.

„Vielleicht haben sie in diesem Augenblick Hunger“, dachte er bei sich. Seine Kehle war wie zugeschnürt; es war ihm unmöglich zu essen und fast auch zu sprechen. Nicht lange, so wurde es noch weit ärger. Man hörte von Zeit zu Zeit einen fernen Gesang; es war ein Lied, ein gewöhnliches Lied, wie man zugeben muß, das ein Gefangener sang. Herr Valenod sah einen seiner betroffenen Diener an, dieser verschwand, und alsbald verstummte der Gesang. In diesem Augenblick bot ein Diener Julian ein grünes Glas mit Rheinwein an, und Frau Valenod machte ihn mit Stolz darauf aufmerksam, daß dieser Wein am Platze die Flasche neun Franken gekostet habe. Julian hielt sein grünes Glas in der Hand und sagte zu Herrn Valenod:

„Das häßliche Lied wird ja nicht mehr gesungen.“

„Das will ich meinen,“ entgegnete der Direktor triumphierend; „ich habe dem Lumpen das Singen verboten.“

Das war zu viel für Julian. Er hatte wohl schon die Manieren, aber noch nicht das Herz seines Standes. Trotz seiner gewohnheitsmäßigen Heuchelei fühlte er eine dicke Träne über seine Wange rinnen. Er versuchte sie mit dem grünen Glas zu verdecken, aber es war ihm unmöglich, dem Rheinwein zuzusprechen. „Ihm das

Singen verboten!“ sagte er bei sich. „O mein Gott! Und das duldest Du!“

Zum Glück bemerkte niemand seine taktlose Äußerung. Der Steuerinnehmer hatte ein royalistisches Lied angestimmt. Während des lärmenden Rundreims, der im Chor gesungen wurde, fragte sich Julian in seinem Gewissen: „So steht es also um das schmierige Geld, zu dem du kommen wirst, und du wirst dich seiner unter den nämlichen Bedingungen und in der gleichen Gesellschaft erfreuen. Du hast vielleicht eine Stelle mit zwanzigtausend Franken Gehalt, aber während du dich mit Fleisch mästest, mußt du den armen Gefangenen das Singen verbieten. Du gibst Dinern von dem Gelde, daß du von ihrer elenden Kost gestohlen hast, und während du tafelst, werden sie noch unglücklicher sein als sonst. O Napoleon! wie schön war es doch zu deiner Zeit, durch Krieg und Gefahr in die Höhe zu kommen! Aber seige den Schmerz der Unglücklichen vermehren.“

Ich muß zugeben, daß die Schwäche, die Julian in diesem Selbstgespräche zeigte, mir kein günstiges Urtheil über ihn erlaubt. Er wäre ein würdiger Genosse jener Verschwörer in Glacéhandschuhen gewesen, welche eine neue Ordnung der Dinge heraufzuführen wollen und nicht die kleinste Schramme auf sich nehmen mögen.

Auch sollte er sehr bald unsanft an seine Rolle gemahnt werden. Er war nicht in so gute Gesellschaft geladen worden, um zu träumen und nichts zu sagen. Ein reicher Leinwandfabrikant, der sich zur Ruhe gesetzt hatte und korrespondierendes Mitglied der Akademien von Besançon und Uzès war, rebete ihn über den Tisch an, ob es wahr wäre, daß er im Neuen Testament so ungemein bewandert sei, wie allgemein behauptet würde.

Dieses Schweigen trat plötzlich ein. Ein Neues Testament in lateinischer Sprache fand sich wie zufällig in den Händen des Mitgliedes der beiden Akademien. Julian bat den Examinator, ein paar beliebige lateinische Worte vorzulesen, und fuhr dann auswendig fort: sein Gedächtnis bewies sich als treu, und dies wurde

in der lärmfrohen Stimmung, wie sie gegen Schluß eines Diners einzutreten pflegt, als Wunder gefeiert. Julian sah das strahlende Gesicht der Damen; mehrere waren nicht häßlich; besonders fiel ihm die Frau eines Steuereinnehmers, eines guten Sängers, auf.

„Ich schäme mich wirklich die Damen so lange mit Latein zu langweilen“, sagte er, indem er sie ansah. „Wenn Herr Rubigneau“ (so hieß das wohlweise Mitglied der beiden Akademien) „so gut sein will, irgendeinen lateinischen Satz zu lesen, so werde ich versuchen, den Text aus dem Stegreif zu übersetzen, statt ihn herzusagen.“ Diese letzte Probe setzte seinem Ruhm die Krone auf.

Es waren mehrere reiche Liberale zugegen, glückliche Väter von Söhnen, die Freistellen hatten. Als solche waren sie seit der letzten Mission plötzlich fromm geworden, aber Herr von Rénal hielt es trotz dieses geschickten Schachzuges unter seiner Würde, sie bei sich zu empfangen: diese braven Leute kannten Julian also nur seinem Rufe nach und hatten ihn nur das eine Mal beim Einzuge des Königs zu Pferde gesehen; sie waren jetzt seine lärmendsten Bewunderer. „Wann werden diese Dummköpfe den Bibelstil, von dem sie nichts verstehen, wohl endlich satt haben?“ dachte Julian. Doch im Gegenteil, dieser Stil amüsierte sie durch seine Seltsamkeit; sie lachten darüber. Aber Julian hatte es satt bekommen.

Als es sechs Uhr schlug, erhob er sich feierlich und sprach über ein Kapitel der neuen Theologie von Vigorio, das er zu lernen hatte und Herrn Chélan am nächsten Tage auffagen sollte. „Denn es ist mein Beruf,“ setzte er verbindlich hinzu, „Lektionen herfagen zu lassen und selbst herzusagen.“

Es wurde viel gelacht und bewundert; das ist der Geist, der in Vertières im Schwange ist. Julian stand bereits, alle andern erhoben sich gleichfalls, ganz gegen die Sitte; das ist die Macht des Geistes. Frau Valenod hielt ihn noch ein Viertelstündchen zurück; die Kinder mußten ihm den Katechismus vorbeten und machten dabei die komischsten Fehler, die nur er bemerkte. Aber er hütete sich wohl, sie zu verbessern. „Welche Unkenntnis der ersten religiösen Grundlagen!“ dachte er. Er empfahl sich und glaubte nun gehen

zu dürfen, aber er mußte noch eine Fabel von Lafontaine über sich ergehen lassen.

„Dieser Autor ist sehr unmoralisch“, sagte er zu Frau Valenod. „Eine gewisse Fabel über Herrn Jean Chouart wagt das Erhabenste ins Lächerliche zu ziehen. Er wird von den besten Kommentatoren scharf getadelt.“ Julian erhielt vor seinem Scheiden noch vier oder fünf Einladungen zum Diner. „Der junge Mann macht dem ganzen Departement Ehre!“ riefen alle Gäste sehr ausgelassen. Sie gingen sogar so weit, von einer Pension auf Gemeindekosten zu sprechen, um ihm die Fortsetzung seiner Studien in Paris zu ermöglichen.

Während dieser undvorsichtige Gedanke noch durch das Wohnzimmer hallte, war Julian flink zur Haustür hinausgeschlüpft. „O die Kanailles!“ brummte er drei- oder viermal hintereinander vor sich hin und sog mit Vergnügen die frische Luft ein.

In diesem Augenblick war er durch und durch Aristokrat, er, den Herr von Renal durch sein geringschätziges Lächeln und die hochmütige Überlegenheit, die er aus allen seinen Höflichkeitsphrasen heraushörte, so oft tief verletzt hatte. Er empfand mit einem Male den ungeheuren Unterschied. „Selbst wenn man davon absieht,“ sagte er sich, als er nach Hause ging, „daß er von dem lebt, was er den armen Gefangenen vorenthält, die er noch dazu am Singen hindert! Wann wäre es Herrn von Renal je eingefallen, seinen Gästen den Preis jeder Flasche Wein zu nennen, die er ihnen vorsetzt? Und dieser Herr Valenod kann doch bei allem, was er besitzt und einem aufzählt, nicht einmal von seinem Hause, von seinem Besitz usw. sprechen, wenn seine Frau dabei ist, ohne zu sagen, ‚Dein Haus, Dein Besitz!‘“

Diese Dame, die für die Freude am Besitz entschieden so empfänglich war, hatte eben erst beim Essen einem Diener eine schredliche Szene gemacht, weil er ein Kelchglas aus dem Duzend zerbrochen hatte, und der Kerl hatte noch unverschämt geantwortet.

„Eine nette Gesellschaft!“ sagte sich Julian. „Und wenn sie mir auch die Hälfte von allem abgeben, was sie stehlen, ich möchte doch nicht mit ihnen leben! Eines schönen Tages würde ich mich

doch verraten; ich würde die Verachtung, die sie mir einflößen, nicht mehr zurückhalten können.“

Trotzdem mußte er — Frau von Rénal wünschte es ja — mehrere solcher Diners mitmachen. Er war in Mode gekommen. Man verlieh ihm seine Ehrengardenuniform, oder vielmehr war diese Torheit die eigentliche Ursache seiner Erfolge. Bald wurde in Verrières von nichts mehr geredet, als wer in dem Kampf um den klugen jungen Mann den Sieg davontragen würde, Herr von Rénal oder der Direktor des Armenhauses. Diese beiden bildeten mit Herrn Maslon seit Jahren ein Triumvirat, das die ganze Stadt tyrannisierte. Der Bürgermeister wurde beneidet und die Liberalen hatten allen Grund, sich über ihn zu beklagen, aber schließlich war er adlig und zum Herrschen geboren, während Herr von Valenod von seinem Vater keine sechshundert Franken Rente geerbt hatte. Bei ihm hatte man vom Mitleid mit seinem apfelgrünen Anzug, in dem er als Knabe herumgelaufen war, zum Neid auf seine normännischen Pferde, seine goldnen Ketten, seine Pariser Anzüge und seinen ganzen gegenwärtigen Wohlstand umlernen müssen.

In der Flut dieser neuen Bekanntschaften glaubte Julian einen ehrlichen Mann entdeckt zu haben; er war Feldmesser, hieß Gros und galt für einen Jakobiner. Ihm gegenüber mußte Julian, der sich vorgenommen hatte, nur Dinge zu sagen, die er selbst für verkehrt hielt, sich große Zurückhaltung auferlegen. Aus Bergy erhielt er ganze Stöße von Schularbeiten. Es wurde ihm oft geraten, seinen Vater zu besuchen, und er fügte sich dieser traurigen Notwendigkeit. Mit einem Wort, er stellte seinen Ruf so ziemlich wieder her — als er eines Morgens zu seiner größten Überraschung geweckt wurde, indem zwei Hände ihm die Augen zuhielten.

Es war Frau von Rénal, die nach der Stadt gekommen war und immer vier Treppenstufen auf einmal genommen hatte, während sie die Kinder unten bei ihrem Lieblingskaninchen gelassen hatte, das mitgereist war. So kam sie einen Augenblick vor ihnen in Julians Zimmer. Dieser Augenblick war kurz, aber süß. Als die

Kinder mit dem Kaninchen erschienen, um es ihrem Freunde zu zeigen, war Frau von Rénal schon verschwunden. Julian nahm sie alle freundlich auf, selbst das Kaninchen. Es war ihm, als ob er seine Familie wiederhätte; er fühlte, daß er diese Kinder liebte, daß es ihm Freude machte, mit ihnen zu plaudern. Er war erstaunt über ihre wohlklingenden Stimmen, über ihr einfaches und anständiges Benehmen; er mußte seine Phantasie von all den rüden Manieren und häßlichen Gedanken reinwaschen, die er in Verrières erlebt hatte. Und dabei stets die Angst, etwas nicht recht zu machen, immer der Luxus die Folge des Glücks! Die Leute, bei denen er aß, machten ihm über ihren Braten Mitteilungen, die für sie erniedrigend, und für den, der sie anhören mußte, zum Brechen waren.

„Ihr Adligen habt Recht, stolz zu sein!“ sagte er zu Frau von Rénal und erzählte ihr alles, was er hatte ertragen müssen.

„Also Sie sind in die Mode gekommen!“ sagte sie und lachte aus ganzem Herzen über die Schminke, die Frau Valenod jedesmal auflegte, wenn sie Julian erwartete. „Ich glaube, sie hat Absichten auf Ihr Herz,“ setzte sie hinzu.

Das Frühstück war herrlich. Die Gegenwart der Kinder, die sie hätte genießen müssen, erhöhte tatsächlich das gemeinsame Glück. Die armen Kinder wußten gar nicht, wie sie Julian die Freude ihres Wiedersehens bekunden sollten. Die Diensthoten hatten ihnen natürlich sogleich erzählt, daß ihm zweihundert Franken mehr geboten worden seien, wenn er Erzieher bei den Valenodschen Kindern werden wollte. Beim Frühstück fragte Stanislas Xavier, der von seiner Krankheit ganz blaß aussah, plötzlich seine Mutter, wie viel sein silbernes Besteck und der Becher, aus dem er tränke, wohl wert seien.

„Warum denn?“

„Ich will sie verlaufen und das Geld Herrn Julian geben, damit er kein Narr ist, wenn er bei uns bleibt.“

Julian küßte ihn mit Tränen in den Augen. Seine Mutter weinte erst recht, während Julian Stanislas auf den Schoß nahm und ihm

erklärte, daß er diese Redensart nicht gebrauchen müsse, da sie in diesem Sinne nur von Diensthoten gebraucht würde. Als er sah, daß er Frau von Rénal damit Freude machte, versuchte er den Kindern durch drastische Beispiele, die sie sehr belustigten, klarzumachen, was es hieße, ein Narr zu sein.

„Ich verstehe,“ sagte Stanislas, „das ist z. B. der dumme Rabe, der den Käse fallen läßt, und der Fuchs, der ein Schmeichler ist, nimmt ihn weg.“

Frau von Rénal war außer sich vor Freude und bedeckte ihre Kinder mit Küffen, was nicht gut anging, ohne sich etwas an Julian zu lehnen.

Plötzlich ging die Thür auf und herein trat Herr von Rénal. Sein strenges, mißvergnügtes Gesicht bildete einen eigenen Gegensatz zu dem Frohsinn, den sein Erscheinen alsbald verschlechte. Frau von Rénal erblaßte; sie fühlte sich außerstande, irgend etwas zu leugnen. Julian ergriff das Wort und erzählte dem Bürgermeister mit sehr lauter Stimme die kleine Geschichte von dem Becher, den Stanislas verlaufen wollte. Er war sicher, daß er mit dieser Geschichte Anstoß erregen würde. In der That zog Herr von Rénal aus alter Gewohnheit die Augenbrauen hoch, als das Wort Geld fiel. „Die Kennung dieses Metalls,“ pflegte er zu sagen, „ist immer das Vorspiel eines Angriffs auf meine Börse.“

Aber hier handelte es sich um mehr als um Geld; hier nahm sein Verdacht zu. Seine Familie war in seiner Abwesenheit ersichtlich sehr glücklich gewesen; das konnte einen in seiner Eitelkeit so empfindlichen Mann nicht eben günstig stimmen. Als seine Frau die liebenswürdige und geistvolle Art rühmte, in der Julian seinen Schülern neue Begriffe beibrachte, sagte er:

„Jawohl, ich weiß schon, er verleidet mich meinen Kindern; es ist für ihn ein leichtes, hundertmal liebenswürdiger zu sein als ich, der eigentliche Herr. Alles geht in diesem Jahrhundert darauf aus, die rechtmäßige Autorität zu untergraben! Armes Frankreich!“

Frau von Rénal achtete nicht viel darauf, wie ihr Mann bei diesem Wiedersehen gegen sie war. Ihr genügte die Aussicht,

zwölf Stunden mit Julian zusammen zu sein. Sie hatte eine Menge Besorgungen in der Stadt und bestand darauf, im Wirtshause zu essen, was ihr Mann auch dagegen sagen und tun mochte. Die Kinder waren entzückt, als sie das Wort Wirtshaus hörten, das die heutige Zimperlichkeit so gern in den Mund nimmt.

Herr von Rénal trennte sich von seiner Frau im ersten Konfektionsladen, um selbst ein paar Besuche zu machen. Er kam noch grämlicher zurück als am Morgen; er war überzeugt, daß die ganze Stadt sich mit ihm und Julian beschäftigte. In Wahrheit hatte ihn noch niemand die beleidigende Seite der öffentlichen Meinung erkennen lassen. Durch das, was man dem Bürgermeister gesagt hatte, wollte man nur herausbekommen, ob Julian mit sechshundert Franken bei ihm bleiben oder das Anerbieten von achthundert Franken vom Direktor des Armenhauses annehmen würde.

Dieser letztere begegnete Herrn von Rénal in Gesellschaft anderer und beachtete ihn kaum. Sein Betragen war nicht ungeschickt; es gibt überhaupt wenig Unbesonnenheit in der Provinz; Eindrücke sind so selten, daß man ihnen stets auf den Grund geht.

Herr Valenod war, was man auf hundert Meilen im Umkreis von Paris einen Geden nennt, d. h. ein unverschämter und ungeschliffener Geselle. Das Glück, das er seit 1815 hatte, bestärkte ihn noch in diesen schönen Eigenschaften. Er herrschte in Verrières sozusagen unter der Oberhoheit Rénals, aber er war viel tätiger als dieser, errötete vor nichts, mischte sich in alle Dinge, lief von einem zum andern, schrieb, redete, schludte Demütigungen herunter, machte nicht die geringsten persönlichen Ansprüche und hatte es auf diese Weise bei den Pfaffen schließlich zu derselben Bedeutung gebracht wie der Bürgermeister. Herr Valenod hatte gewissermaßen zu den Krämeru des Orts gesagt: „Gebt mir die beiden Dämlichsten unter Euch“; zu den Richtern: „Sucht mir die beiden Unwissendsten aus“; zu den Ärzten: „Nennt mir die beiden größten Pfuscher.“ Und als er die Unverschämtesten aus jedem Beruf zusammen hatte, hatte er gesagt: „Regieren wir miteinander!“

Die Art und Weise dieser Leute verletzte Herrn von Rénal tief, Valenod dagegen fühlte sich in seiner Gemeinheit durch nichts beleidigt, nicht einmal durch die Art, wie der kleine Abbé Maslon ihn öffentlich Lügen strafte.

Aber Herr Valenod mußte sich seine Erfolge sichern. Durch kleine Unverschämtheiten schützte er sich gegen die groben Wahrheiten, die, wie er wohl fühlte, jedermann ihm zu sagen das Recht hatte. Seit dem Besuche des Herrn Appert, der ihm einige Furcht eingejagt hatte, hatte sich seine Thätigkeit verdoppelt. Er war dreimal nach Besançon gereist, er schrieb zu jeder Post mehrere Briefe, andere schickte er durch Unbekannte, die bei Anbruch der Nacht bei ihm vorbeikamen. Es war vielleicht falsch von ihm gewesen, den alten Pfarrer Chélan abzusetzen, denn seit diesem rachsüchtigen Schritt hielten ihn einige fromme Damen aus guter Familie für einen durchaus bössartigen Menschen. Zudem hatte ihn diese Dienstleistung in die unbedingte Abhängigkeit des Großvikars von Trilair gebracht, von dem er recht sonderbare Aufträge erhielt. So stand es um ihn und seine Politik, als er sich das Vergnügen machte, einen anonymen Brief zu schreiben. Um seine Verlegenheit vollzumachen, erklärte seine Frau ihm noch, sie wollte Julian unbedingt in ihr Haus haben; sie war in ihrer Eitelkeit ganz veressen auf ihn.

Unter diesen Umständen erkannte Herr Valenod die Nothwendigkeit einer Auseinandersetzung zwischen ihm und seinen alten Verbündeten, Herrn von Rénal. Dieser ließ ihn hart an, woraus er sich freilich nichts machte; aber er konnte nach Besançon und sogar nach Paris schreiben. Ein Vetter irgendeines Ministers konnte plötzlich in Verrières auftauchen und ihm das Armenhaus nehmen. Herr Valenod nahm sich vor, sich den Liberalen zu nähern, deshalb waren auch einige von ihnen zu dem Diner geladen, wo Julian die Bibel auf sagte. Bei ihnen hoffte er auf nachdrückliche Unterstützung gegen den Bürgermeister. Andererseits konnten Wahlen eintreten, und es war klar, daß die Direktion des Armenhauses und eine schlechte Stimme unvereinbar waren. Dies alles erfuhr Julian durch Frau von Rénal, die Valenods Politik sehr wohl durchschaute,

während sie Arm in Arm von Laden zu Laden schritten und zuletzt auf dem Cours de la Fidélité endigten. Hier verbrachten sie mehrere Stunden fast ebenso ungestört wie in Bergy.

Inzwischen versuchte Herr Valenod die entscheidende Szene mit seinem früheren Beschützer dadurch hinauszuschieben, daß er selbst herausfordernd gegen ihn wurde. Dies Verfahren war an jenem Tage von Erfolg gekrönt, aber die Laune des Bürgermeisters wurde dadurch nur noch schlechter. Seine Eitelkeit kämpfte mit seiner Liebe zum Gelde in ihrer ganzen kleinlichen Bitterkeit, und dieser Kampf versetzte Herrn von Rénal in den kläglichsten Zustand, als er den Gasthof wieder erreichte. Im Gegensatz dazu waren seine Kinder nie vergnügter und ausgelassener gewesen. Das erbitterte ihn vollends.

„Nach allem, was ich hier sehe, bin ich in meiner Familie lästig“, brummte er schon in der Tür in einem Tone, der imponieren sollte.

Als einzige Antwort darauf erklärte ihm seine Frau, indem sie ihn beiseite nahm, daß er Julian durchaus fortschicken mußte. Die frohen Stunden, die sie verlebt hatte, hatten ihr die Ruhe und Sicherheit wiedergegeben, die nötig waren, um ihren seit vierzehn Tagen gefaßten Plan in die Wirklichkeit zu übersetzen. Dagegen war der arme Bürgermeister ganz außer Fassung, zumal er wohl wußte, daß man sich in der Stadt über seine große Anhänglichkeit an das Geld öffentlich lustig machte. Herr Valenod war freigebig wie ein Dieb, während Herr von Rénal sich bei den fünf oder sechs letzten Sammlungen für die St.-Josephs-Brüderschaft, für die marianische Kongregation, die Hl. Abendmahlskongregation usw. mehr klug als glänzend benommen hatte.

Die Sammelbrüder hatten die Geber auf ihren Listen klüglich nach der Höhe ihrer Gaben verzeichnet, und unter den Edelleuten von Verrières und Umgebung hatte man den Namen des Herrn von Rénal mehrmals als letzten gelesen. Vergeblich erklärte er, daß er nichts einnehme. Die Pfaffen verstehen in diesen Dingen keinen Spaß.

Dreiundzwanzigstes Kapitel Beamtenforgen

Il piacere di alzar la testa tutto
l'anno è ben pagato da certi quarti
d'ora che bisogna passar. Casti

Über überlassen wir diesen kleinen Mann seinen kleinen Sorgen; warum hat er sich einen Mann von Charakter ins Haus genommen, wo er doch eine Bedientenseele brauchte? Warum ist er in der Wahl seiner Leute nicht vorsichtiger gewesen? Der gewöhnliche Lauf der Dinge im neunzehnten Jahrhundert ist der: Wenn ein Mächtiger und Vornehmer mit einem Manne von Herz zusammentrifft, so tötet er ihn, verbannt ihn, sperrt ihn ein oder demütigt ihn dermaßen, daß der andere dumm genug ist, aus Gram darüber zu sterben. Zufällig ist es hier nicht der Mann von Herz, der leidet. Es ist das Unglück der französischen Kleinstädte und der Wahlstaaten wie Neuport, daß sie nicht vergessen können, daß es auf Erden Geschöpfe wie Herrn von Rénal gibt. In einer Stadt von zwanzigtausend Einwohnern sind sie die Herren der öffentlichen Meinung, und die öffentliche Meinung ist in einem Lande, das eine Verfassung besitzt, etwas Furchtbares. Ein Mann von Hochherzigkeit und Seelenadel, der unser Freund sein würde, wenn wir nicht hundert Meilen von ihm entfernt wohnen, beurteilt uns nach der öffentlichen Meinung unserer Stadt, und diese rührt von den Narren her, die der Zufall zu Aeligen, Reichen und Gemäßigten gemacht hat. Wehe dem, der sich auszeichnet!

Gleich nach dem Essen führen die Rénals nach Bergy zurück, aber schon am übernächsten Tage sah Julian die ganze Familie wieder nach Verrières kommen.

Es war noch keine Stunde verfloßen, als er zu seinem größten Erstaunen merkte, daß Frau von Rénal ihm etwas verheimlichte. Sie hörte auf mit ihrem Manne zu sprechen, sobald er dazu kam, ja sie schien fast zu wünschen, daß er fortginge. Julian ließ sich das nicht zweimal sagen. Er wurde kühl und zurückhaltend; Frau von Rénal bemerkte es und verlangte doch keine Aufklärung. „Will sie

mir einen Nachfolger geben?“ dachte Julian. „Noch vorgestern war sie so intim mit mir! Aber man sagt ja, die großen Damen machten es alle so. Es ist wie bei Königinnen: niemals mehr Zuvorkommenheit als gegen einen Minister, der nach Hause zurückkehrend seinen Entlassungsbrief findet.“

Julian merkte, daß in den Gesprächen, die bei seiner Annäherung plötzlich verstummten, öfter von einem alten, aber geräumigen und bequemen Hause die Rede war, das der Gemeinde von Verrières gehörte und in der besten Geschäftsgegend der Stadt gegenüber der Kirche lag. „Was hat wohl dieses Haus mit einem neuen Liebhaber gemein?“ fragte er sich. In seinem Schmerz dachte er an die bekannten Verse Franz des Ersten, die ihm sehr neu vorkamen, da er sie erst vor einem Monat von Frau von Rénal gelernt hatte:

„Ach wie so trügerisch
Sind Weiberherzen.“

Ach! durch wieviel Schwüre, durch wieviel Zärtlichkeiten war jeder dieser Verse nicht Lügen gestraft worden!

Herr von Rénal fuhr mit der Post nach Besançon. Die Reise wurde binnen zwei Stunden beschlossen und er machte einen sehr gequälten Eindruck. Bei der Rückkehr warf er ein großes, in graues Papier gewickeltes Paket auf den Tisch.

„Da ist diese dumme Geschichte!“ sagte er zu seiner Frau.

Eine Stunde später sah Julian den Anzeigenankleber das große Paket davontragen; er folgte ihm auf den Fersen. „Ich werde das Geheimnis an der ersten Straßenecke erfahren“, sagte er sich.

Er wartete ungeduldig hinter dem Ankleber, der die Rückseite der Anzeige mit seinem dicken Pinsel bestrich. Kaum war sie angeklebt, so las Julian neugierig die ausführliche Anzeige über die öffentliche meistbietende Vermietung des großen alten Hauses, das Herr von Rénal in den Gesprächen mit seiner Frau so oft erwähnt hatte. Der gerichtliche Zuschlag sollte am nächsten Tage um zwei Uhr im Rathhauseaal erfolgen, wenn das dritte Licht erlosch. Julian war sehr enttäuscht; er fand die Frist etwas kurz. Wie konnten das alle Mietlustigen zur rechten Zeit erfahren? Aber

schließlich sagte ihm diese Bekanntmachung, die dem Datum nach schon vierzehn Tage alt war, nichts Neues, obgleich er sie an drei verschiedenen Stellen von oben bis unten noch einmal las. Dann besuchte er das zu vermietende Haus. Der Portier, der ihn nicht kommen sah, sagte geheimnisvoll zu einem Nachbarn:

„Ah bah! vergebliche Mühe. Herr Maslon hat ihm versprochen, daß er es für dreihundert Franken haben soll. Und als der Bürgermeister sich widersetzte, ist er vom Großvikar nach dem bischöflichen Palaß bestellt worden.“

Julians Erscheinen schien den beiden Freunden sehr störend zu sein; sie sprachen kein Wort mehr.

Julian wohnte dem gerichtlichen Zuschlagsakte bei. Er fand eine Menge Menschen in einem halbdunklen Saale; alles maß sich mit mißtrauischen Blicken. Aller Augen richteten sich auf einen Tisch, auf dem Julian drei kleine Lichtstümpfe in einem Zinnteller brennen sah. Der Gerichtsdienner rief: „Drehundert Franken, meine Herren!“

„Drehundert Franken! Das ist doch zu stark!“ sagte ein Mann halbblaut zu seinem Nachbar. Julian stand mitten zwischen den beiden. „Es ist mehr als achthundert Franken wert. Ich will höher bieten“, fuhr der Sprecher fort.

„Das hieße in die Luft hauen“, erwiderte der andre. „Was hast du denn davon, wenn du nachher den Herrn Maslon, den Herrn Valenod, den Bischof samt seinem gräßlichen Großvikar von Frilair und die ganze Clique auf dem Halse hast?“

„Drehundertfünfundzwanzig Franken!“ lachte der Erste.

„Dummer Kerl!“ sagte sein Nachbar. „Und da steht gerade ein Spion des Bürgermeisters“, wies er mit dem Finger auf Julian.

Dieser drehte sich eiligst um, um ihnen den frechen Ausdruck heimzuzahlen, aber die beiden Franche-Comtéser beachteten ihn gar nicht. Ihre Kaltblütigkeit gab ihm die seine wieder. In diesem Augenblick erlosch das letzte Licht und der Gerichtsdienner sprach das Haus mit bedächtiger Stimme auf neun Jahre dem Herrn von St. Giraud,

Bureauchef der Präfektur von ***, für dreihundertunddreißig Franken zu.

Skaum hatte der Bürgermeister den Saal verlassen, so fing das Gerede an.

„Also dreißig Franken bringt der Gemeinde die Dummheit von Grogeot ein“, sagte einer. — „Herr von St. Giraud wird sich schon an dem Grogeot rächen, da wird sie ihm schon vergehen“, bemerkte ein anderer.

„Solch eine Niedertracht!“ schimpfte ein Dritter links von Julian. „Achtshundert Franken hätte ich auf das Haus geboten für meine Fabrik, und ich hätte noch ein gutes Geschäft dabei gemacht!“

„Bah,“ erwiderte ein junger liberaler Fabrikant, „gehört Herr von St. Giraud nicht zur Kongregation? Haben seine vier Kinder nicht alle Freistellen? Der arme Mann! Die Gemeinde von Berrières muß ihm sein Gehalt um fünfhundert Franken erhöhen, das ist die ganze Geschichte!“

„Und wenn man sich sagt, daß der Bürgermeister nichts dagegen machen konnte!“ bemerkte ein Viertes. „Er ist freilich ein Stodjunker, aber er stiehlt doch nicht!“

„Stiehlt nicht?“ wiederholte ein anderer. „Nein, die Taube ist der Dieb. Alles das fließt in eine große Tasche und wird am Ende des Jahres geteilt. Aber da ist der kleine Sorel, wir wollen gehen.“

Julian kehrte in übelster Laune heim. Er fand Frau von Rénal sehr niedergedrückt.

„Sie kommen von der Versteigerung?“ fragte sie.

„Ja, gnädige Frau, wo ich die Ehre hatte, für einen Spion des Bürgermeisters zu gelten.“

„Wenn er auf mich gehört hätte, würde er eine Reise gemacht haben“, entgegnete sie.

Im selben Augenblick trat Herr von Rénal ein, er war sehr finster. Beim Essen wurde kein Wort gesprochen. Herr von Rénal befahl Julian, die Kinder nach Bergu zu begleiten, die Reise war trübselig. Frau von Rénal suchte ihren Mann zu trösten.

„Sie müßten doch daran gewöhnt sein, mein Freund“. begütigte sie.

Abends saß man stillschweigend am häuslichen Herde; das Knistern der brennenden Buchenscheite bildete die einzige Unterhaltung. Es war einer jener traurigen Abende, wie sie in den glücklichsten Familien vorkommen. Plötzlich jauchzte eines der Kinder: „Es klingelt, es klingelt!“

„Verdammt!“ brummte Herr von Rénal. „Wenn das der Saint-Giraud ist, der mich besuchen kommt, um mir zu danken, so werde ich ihm die Wahrheit ins Gesicht sagen. Das ist zu arg. Bei Herrn Valenod kann er sich bedanken, aber ich bin bloßgestellt. Was soll ich nur machen, wenn die verdammten Jakobinerzeitungen sich der Sache bemächtigen und mich als Strohmann hinstellen?“

Ein sehr schöner Mann mit schwarzem Badenbart trat in diesem Augenblick hinter dem Diener ins Zimmer. „Herr Bürgermeister,“ begann er, „ich bin Signor Geronimo. Diesen Brief gab mir der Ritter von Beauvaisis, Gesandtschaftsattaché in Neapel, bei meiner Abreise für Sie mit, erst vor neun Tagen“, setzte er vergnügt hinzu, indem er Frau von Rénal ansah. „Herr von Beauvaisis, Ihr Better, gnädige Frau und mein guter Freund, sagte mir, daß Sie Italienisch sprächen.“

Die gute Laune des Neapolitaners verwandelte diesen traurigen Abend in einen höchst vergnügten. Frau von Rénal wollte ihm durchaus Abendessen vorsetzen. Sie setzte das ganze Haus in Bewegung. Sie wollte Julian um jeden Preis zerstreuen und ihn die Bezeichnung Spion vergessen machen, die er an diesem Tag zweimal hatte hören müssen. Signor Geronimo war ein berühmter Sänger, ein Mann von guter Gesellschaft und trotzdem sehr vergnügt, Eigenschaften, die in Frankreich gar nicht mehr zu vereinbaren sind. Nach dem Abendessen sang er ein kleines Duett mit Frau von Rénal. Dann erzählte er reizende Geschichten. Es war ein Uhr, als Julian den Kindern riet, zu Bett zu gehen, aber sie wollten durchaus nicht. „Nur noch die eine Geschichte“, bat ihn der Älteste.

„Es ist meine Geschichte, Signorino“, begann Signor Geronimo. „Vor acht Jahren war ich wie Sie ein junger Schüler auf dem Konservatorium zu Neapel, das heißt ich war so alt wie Sie, aber ich hatte nicht die Ehre, der Sohn des hochmögenden Bürgermeisters der hübschen Stadt Verrières zu sein.“ Herr von Renal seufzte bei diesem Worte und warf seiner Frau einen Blick zu.

„Signor Zingarelli,“ fuhr der junge Sänger mit komisch übertriebenem Akzent fort, so daß die Kinder laut auflachten, „Signor Zingarelli war ein sehr strenger Lehrer. Er war auf dem Konservatorium nicht beliebt, aber er verlangte, daß man sich immer so betragen sollte, als ob man ihn liebte. Ich ging aus, so oft ich nur konnte, und besuchte das kleine Theater San Carlino, wo ich eine Göttermusik hörte. Aber o Himmel, wie sollte ich die acht Sous aufbringen, die der Eintritt ins Parterre kostete! Eine ungeheure Summe“, setzte er mit einem Blick auf die Kinder hinzu, die sofort herausplakten. „Signor Giovannone, der Direktor von San Carlino, hörte mich eines Tages singen. ‚Dieser Junge ist ein Schatz!‘ sagte er.“

„Soll ich dich engagieren, mein junger Freund?“ fragte er mich, „Was wollen Sie mir geben?“ erwiderte ich. „Vierzig Dukaten monatlich.“ Meine Herren, das sind hundertundsechzig Franken! Ich sah den Himmel offen.

„Aber wie soll ich es fertig bringen,“ sagte ich zum Giovannone, „von meinem gestrengen Zingarelli loszukommen?“

„Lascia fare a me.“

„Das lassen Sie mich nur machen“, rief der Älteste dazwischen.

„Richtig, mein junger Herr! Signor Giovannone sagte mir also: „Caro, erst einen kleinen Kontrakt.“ Ich unterzeichne und er gibt mir drei Dukaten. Ich hatte noch nie so viel Geld beisammen gesehen. Dann sagt er mir, was ich tun soll.

„Am nächsten Tage bitte ich um eine Audienz beim schrecklichen Signor Zingarelli. Sein alter Kammerdiener führt mich herein.

„Was willst du von mir, du Schlingel?“ fragt Zingarelli.

„Maestro“, sage ich, „ich bereue mein Vergehen. Ich will nie mehr aus dem Konservatorium ausrücken und über das Eisengitter klettern. Ich will ganz fleißig werden.“

„Wenn ich nicht fürchtete, die schönste Bassstimme zu verderben, die ich je gehört habe, so würde ich dich vierzehn Tage bei Wasser und Brot einsperren, du Galgenstrich!“

„Maestro“, sage ich wieder, „ich werde der ganzen Schule ein Vorbild sein, credete a me. Aber ich bitte um eine Gnade: wenn jemand mich anwerben will, um draußen zu singen, so schlagen Sie es ab. Ich flehe Sie an, sagen Sie, Sie könnten nicht.“

„Und wer zum Teufel sollte dich nichtsnutzigen Schlingel wohl haben wollen? Würde ich wohl jemals erlauben, daß du das Konservatorium verlässest? Willst du dich über mich lustig machen? Raus!“ sagte er, indem er mir einen Tritt zu geben suchte, „oder es gibt Wasser und Brot!“

Eine Stunde darauf kommt mein Signor Giovannone zum Direktor.

„Ich komme Sie zu bitten, daß Sie mein Glück begründen“, sagt er. „Geben Sie mir Geronimo. Er soll an meinem Theater singen, und diesen Winter verheirate ich meine Tochter.“

„Was willst du mit dem Laugenichts?“ herrscht ihn Zingarelli an. „Ich will nicht, du bekommst ihn nicht, und außerdem, wenn ich's auch zugäbe, er würde das Konservatorium doch nie verlassen wollen; er hat's mir eben geschworen.“

„Wenn es sich nur darum handelt, ob er will,“ sagte Giovannone in feierlichem Tone, indem er mein Engagement aus der Tasche zieht, „carta canta, hier ist seine Unterschrift.“

Zingarelli riß wütend an der Schelle: „Geronimo wird sofort aus dem Konservatorium herausgeworfen!“ schreit er vor Zorn kochend. Ich wurde also fortgejagt und lachte mir ins Häufchen. Am selben Abend sang ich die Arie del Moltiplico. Polichinell will sich verheiraten und zählt alle Gegenstände, die er in seinem Haushalt braucht, an den Fingern auf, wobei er sich fortwährend verrechnet.“

„Ach, singen Sie uns doch diese Arie!“ bat Frau von Rénal.

Geronimo sang und alles lachte bis zu Tränen. Signor Geronimo ging erst um zwei Uhr morgens zu Bett; die ganze Familie war von seinen guten Manieren, seiner Liebenswürdigkeit und seinem Frohsinn bezaubert.

Am nächsten Tag händigten Herr und Frau von Rénal ihm die Briefe ein, die er für den Pariser Hof brauchte.

„Also überall Falschheit!“ sagte Julian sich. „Da geht nun der Signor Geronimo mit sechzigtausend Franken Gehalt nach London. Ohne diese Schlaueit des Direktors von San Carlino wäre seine göttliche Stimme vielleicht erst zehn Jahre später bekannt und berühmt geworden. . . . Meiner Treu, ich möchte lieber ein Geronimo als ein Rénal sein. Er steht in der Gesellschaft nicht so hoch in Ansehen, aber er hat nicht den Verdruß, solche gerichtlichen Zusprüche, wie den gestrigen, dulden zu müssen, und sein Leben ist heiter.“

Etwas wunderte Julian sehr: die einsamen Wochen, die er in Verrières verbracht hatte, waren eine Zeit des Glücks für ihn gewesen. Abscheu und traurige Gedanken waren ihm nur bei den Dinern gekommen, die man feinetwegen gegeben hatte. Konnte er in diesem einsamen Hause nicht nach Herzenslust lesen, schreiben und sinnen, ohne gestört zu werden? Er wurde nicht jeden Augenblick aus seinen glänzenden Träumen aufgeweckt und in die traurige Notwendigkeit versetzt, die Regungen einer gemeinen Seele zu ergründen und sie durch heuchlerische Worte oder Handlungen zu täuschen.

„Liegt das Glück so nahe?“ . . . fragte er sich. „Die Kosten eines solchen Lebens sind gering. Ich könnte Fräulein Elisa heiraten oder Fouqués Teilhaber werden. . . . Aber der Wanderer läßt sich auf dem Gipfel nieder, wenn er einen steilen Berg erklimmen hat, und findet dann vollkommenes Glück darin, sich auszuruhen. Würde er auch glücklich sein, wenn man ihn zwänge, immerfort zu ruhen?“

Frau von Rénal war bei den verhängnisvollsten Gedanken angelangt. Ganz gegen ihren Vorfaß hatte sie Julian die Geschichte

von der gerichtlichen Versteigerung haarklein erzählt. „Er bringt mich noch dazu, alle meine Eide zu vergessen“, dachte sie.

Sie hätte ihrem Mann ohne Besinnen ihr Leben geopfert, wenn sie ihn in Gefahr gesehen hätte. Sie war eine jener edlen, romantischen Seelen, die, wenn sie die Gelegenheit haben, eine edle That zu vollbringen, und sie nicht tun, sich solche Vorwürfe machen, als ob sie ein Verbrechen begangen hätten. Gleichwohl hatte sie trübe Tage, wo sie den Gedanken an das übergroße Glück, wenn sie plötzlich Witwe würde und Julian heiraten könnte, nicht loswerden konnte.

Er liebte ihre Söhne weit mehr als ihr eigener Vater und sie beteten ihn trotz seiner strengen Unparteilichkeit an. Sie wußte wohl, daß sie das geliebte waldbumrauschte Bergy würde verlassen müssen, wenn sie Julian heiratete. Sie sah sich in Paris leben; dort vollendete sie die Erziehung ihrer Söhne in eigner Weise, die allgemeine Bewunderung hervorrief. Ihre Kinder, sie und Julian waren alle vollständig glücklich.

Sonderbare Wirkung der Ehe, wie sie das neunzehnte Jahrhundert herausgebildet hat! Die Langeweile des ehelichen Lebens läßt die Liebe, wenn sie vor der Ehe bestanden hat, sicher vergehen. Und doch, sagte ein Philosoph, führt sie bei Leuten, die reich genug sind, um nicht arbeiten zu müssen, oft genug zu tiefem Widerwillen gegen alle ruhigen Freuden, und nur die trodenen Seelen unter den Frauen stürzt sie nicht in Liebshäften.

Die Betrachtung des Philosophen entschuldigt Frau von Rénal in meinen Augen, nicht so in denen der Einwohner von Verrières: die ganze Stadt beschäftigte sich, ohne daß sie es ahnte, unausgesetzt mit dem Skandal ihrer Liebshäften. Dank dieser interessanten Angelegenheit war die Langeweile in diesem Herbst nicht so groß, wie sonst.

Der Herbst und ein Teil des Winters gingen schnell dahin. Man mußte den Wäldern von Bergy Lebewohl sagen. Die gute Gesellschaft von Verrières begann sich zu entrüsten, daß ihre Wahnprüche auf Herrn von Rénal so wenig Eindruck machten. Angesehene Leute,

die sich durch derartige Missionen für ihren gewöhnlichen Ernst entschädigten, wußten ihm in weniger als acht Tagen den grausamsten Verdacht einzulösen, nicht ohne ihn in die schonendsten Ausdrücke zu kleiden.

Herr Valenod, der ein sehr vorsichtiges Spiel spielte, hatte Elisa in einem abligen, sehr geachteten Hause untergebracht, wo fünf Frauen waren. Elisa fürchtete, wie sie sagte, im Winter keine Stelle zu finden, und hatte nur zwei Drittel von dem gefordert, was sie beim Bürgermeister bekam. Das Mädchen kam ganz von selbst auf den vortrefflichen Gedanken, dem alten Pfarrer Chélan und zugleich dem neuen zu beichten, um sie beide über Julian's Liebe bis ins einzelne zu unterrichten.

Den Tag nach seiner Ankunft in Berrières ließ der Abbé Chélan Julian schon um sechs Uhr morgens rufen.

„Ich will nichts von Ihnen wissen“, sagte er. „Vielmehr bitte ich Sie, und wenn es sein muß, befehle ich Ihnen, nichts zu sagen, aber ich verlange, daß Sie binnen drei Tagen ins Seminar nach Besançon gehen, oder zu Ihrem Freunde Fouqué, der immer noch gewillt ist, Ihnen eine glänzende Zukunft zu bereiten. Ich habe alles vorgeesehen und eingerichtet, aber Sie müssen abreisen und sich vor einem Jahr nicht mehr in Berrières blicken lassen.“

Julian antwortete nicht; er überlegte, ob er sich in seiner Ehre getränkt fühlen mußte, weil Herr Chélan, der doch schließlich nicht sein Vater war, sich in dieser Weise um ihn kümmerte.

„Morgen um diese Zeit werde ich mir die Ehre geben, wiederzukommen“, sagte er schließlich.

Herr Chélan glaubte, mit einem so jungen Menschen leicht fertig zu werden, und redete viel. Julian hörte in demüthigster Haltung und Miene zu, ohne den Mund aufzutun. Endlich ging er.

Er eilte sofort zu Frau von Renal, um sie zu warnen, und fand sie in heller Verzweiflung. Ihr Mann hatte eben offen mit ihr geredet. In seiner angeborenen Charakterchwäche und in der Aussicht auf die Erbschaft in Besançon hatte er sich entschlossen, sie als vollständig unschuldig zu betrachten. Er hatte ihr soeben erzählt,

wie es um die öffentliche Meinung in Verrières stand. Die Leute hatten Unrecht, sie waren von Neidern irrefgeführt, aber schließlich mußte doch etwas geschehen.

Frau von Rénal bildete sich einen Augenblick ein, daß Julian Valenods Anerbieten annehmen und in Verrières bleiben könnte. Aber sie war nicht mehr die naive, schüchterne Frau vom vergangenen Jahre; ihre verhängnisvolle Leidenschaft und ihre Gewissensbisse hatten sie erleuchtet. Zu ihrem Schmerze mußte sie bald selbst eingestehen, daß eine, wenn auch nur augenblickliche, Trennung unvermeidlich geworden war. „Wenn er fern von mir ist,“ dachte sie, „so wird er wieder auf seine ehrgeizigen Pläne verfallen, die so natürlich sind, wenn man nichts hat. Und ich, großer Gott! ich bin so reich! Und ich habe es zu meinem Glücke nicht nötig! Er wird mich vergessen. Er ist liebenswürdig, er wird geliebt werden und selber lieben. Ach, ich Unglückselige! . . . Aber darf ich denn klagen? Der Himmel ist gerecht. Ich habe nicht das Verdienst, von der Sünde gelassen zu haben. Sie raubt mir den Verstand. Ich brauchte Elisa nur durch Geld zum Schweigen zu bringen, nichts war leichter. Ich habe mir nicht die Mühe gegeben, nur einen Augenblick nachzudenken; die wahnwitzigen Liebesgedanken nahmen alle meine Zeit in Anspruch. Ich bin dem Untergang geweiht!“

Aber etwas war Julian sehr erstaunt. Als er Frau von Rénal die grausame Mitteilung seines Scheidens machte, begegnete er keinem selbstsüchtigen Widerspruch. Sie nahm sich augenscheinlich zusammen, um nicht zu weinen.

„Wir bedürfen der Fassung, mein Freund“, sagte sie und schnitt sich eine Haarlocke ab. „Ich weiß nicht, was aus mir werden wird,“ fuhr sie fort, „aber wenn ich sterben sollte, so versprich mir, meine Kinder nie zu vergessen. Sorge für sie von fern und nah, daß sie tüchtige Menschen werden. Wenn eine neue Revolution ausbricht, so werden alle Abhigen umgebracht. Ihr Vater wandert dann vielleicht wegen jenes Bauern aus, der auf dem Dach getötet wurde. Wache über die Familie . . . Gib mir deine Hand. Lebwohl, mein Freund. Das sind unsre letzten Augenblicke. Ist dies große Opfer einmal

gebracht, so hoffe ich, daß ich den Mut finden werde, meinen Ruf wiederherzustellen.“

Julian hatte Verzweiflungsausbrüche erwartet. Die schlichte Einfachheit dieses Abschieds rührte ihn. „Nein,“ sagte er, „so wollen wir nicht scheiden. Ich verlasse Sie, die Menschen wollen es. Sie selbst wollen es auch, aber in drei Tagen komme ich des Nachts noch einmal zu Ihnen.“

Frau von Rénal war wie umgewandelt. Julian liebte sie also wirklich, da er von selbst auf den Gedanken kam, sie noch einmal zu sehen! Ihr furchtbarer Schmerz verwandelte sich in die größte Freude, die sie in ihrem Leben empfunden hatte. Alles wurde ihr leicht. Die Aussicht, ihren Freund noch einmal zu sehen, nahm diesen letzten Augenblicken alles Herzerreißende. Von diesem Moment ab war ihr Benehmen und ihr Ausdruck edel, fest und völlig makellos.

Herr von Rénal kam bald zurück; er war außer sich. Er sprach mit seiner Frau endlich über den anonymen Brief, den er vor zwei Monaten erhalten hatte.

„Ich will ihn ins Kasino mitnehmen und allen zeigen, daß er von dem infamen Valenod ist, den ich als Bettler aufgelesen und zu einem der reichsten Bürger von Verrières gemacht habe. Ich werde ihn öffentlich beschuldigen, daß er ihn geschrieben hat, und mich dann mit ihm schießen. Das geht doch zu weit.“

„Ich könnte Witwe werden, großer Gott!“ dachte Frau von Rénal. Aber fast im selben Augenblick sagte sie sich: „Wenn ich dieses Duell nicht verhindere, was ich bestimmt kann, so werde ich die Mörderin meines Mannes sein.“

Niemals hatte sie seine Eitelkeit mit soviel Geschicklichkeit geschont. In weniger als zwei Stunden ließ sie ihn, immer durch Gründe, die er selbst fand, erkennen, daß er gegen Herrn Valenod nun erst recht liebenswürdig sein und Elisa sogar wieder ins Haus nehmen mußte. Es kostete Frau von Rénal viel Selbstüberwindung, diese Person, die allein an ihrem Unglück schuld war, wieder um sich zu haben. Aber dieser Gedanke rührte von Julian her.

Endlich kam Herr von Rénal, nachdem sie ihm drei- oder viermal auf den Weg geholfen hatte, von selbst zu der pekuniär recht unerfreulichen Einsicht, daß es bei der Erbitterung und dem Geblätsch von ganz Verrières unmöglich war, wenn Julian als Erziehender der Valenod'schen Kinder am Orte blieb. In Juliens Interesse lag es offenbar, das Anerbieten des Armenhausdirektors anzunehmen, wogegen es Herrn von Rénal zum Ruhme gereichte, wenn Julian Verrières verließ und nach Besançon oder Dijon aufs Seminar ging. Aber wie sollte man ihn dazu bestimmen und wovon sollte er dort überhaupt leben?

Als Herr von Rénal die Notwendigkeit eines Geldopfers erkannte, war er viel verzweifelter als seine Frau. Sie hingegen befand sich nach dieser Unterredung in der Lage eines höher gearteten Menschen, der lebensmüde ist und eine Dosis Stramonium genommen hat; er nimmt an nichts mehr Anteil und handelt sozusagen nur noch wie eine Maschine. So konnte Ludwig XVI. vor seinem Tode sagen: „Als ich König war.“ Ein wundervolles Wort.

Am nächsten Morgen erhielt Herr von Rénal in aller Frühe einen anonymen Brief, der von verletzenden Ausdrücken geradezu strotzte. Auf jeder Zeile standen die größten Anspielungen auf seine wenig beneidenswerte Situation. Es war das Werk irgendeines neidischen Unterbeamten. Dieser Brief brachte ihn wieder auf den Gedanken, sich mit Valenod zu schlagen. Ja sein Mut ging so weit, diesen Voratz sogleich auszuführen; er ging allein aus und kaufte sich bei einem Waffenhändler ein paar Pistolen, die er laden ließ.

„Bei Gott,“ sagte er, „und wenn selbst die strenge Regierung des Kaisers Napoleon wieder emporkäme, ich hätte mir nicht die geringste Schurkereie vorzuwerfen! Ich habe höchstens ein Auge zugeedrückt, aber ich habe Briefe in meinem Schreibtisch, die mich dazu ermächtigen.“

Frau von Rénal erschrak über den kalten Ingrimme ihres Mannes. Dieser Grimm brachte sie wieder auf den verhängnisvollen Gedanken an ihre Wittwenschaft, den sie so mühsam zurückkämpfte. Sie schloß sich mit ihm ein. Mehrere Stunden lang redete sie ihm

umsonst zu; der letzte anonyme Brief hatte seinen Entschluß gereift. Endlich gelang es ihr, seinen Vorfaß, Herrn Valenod eine Ohrfeige zu geben, in den Entschluß umzustimmen, Julian sechshundert Franken als Pension für ein Jahr auf dem Seminar anzubieten. Herr von Rénal verwünschte tausendmal den Tag, an dem er den verhängnisvollen Entschluß gefaßt hatte, einen Hauslehrer zu nehmen, und vergaß den anonymen Brief.

Er tröstete sich ein wenig mit einem Gedanken, den er seiner Frau nicht sagte. Er hoffte, den jungen Mann durch Geschicklichkeit und Benutzung seiner romantischen Ideen dazu zu bringen, daß er sich auch für eine geringere Summe verpflichtete, Valenods Anerbieten auszuschlagen.

Frau von Rénal hatte viel mehr Mühe, Julian zu beweisen, daß er diese Entschädigung ohne Scheu annehmen könnte, da er ja der Stellung ihres Mannes das Opfer brachte, ein Gehalt von achthundert Franken, das ihm der Herr Direktor öffentlich angeboten hatte, auszuschlagen.

„Aber ich habe nie einen Augenblick daran gedacht, dies Anerbieten anzunehmen“, sagte Julian immerzu. „Ich habe mich hier viel zu sehr an anständige Gesellschaft gewöhnt; die Gewöhnlichkeit dieser Leute würde mich umbringen.“

Doch die grausame Notwendigkeit beugte Julians Willen mit eiserner Faust. In seinem Stolge redete er sich ein, er wolle die vom Bürgermeister angebotene Summe nur als Darlehen annehmen und ihm einen Wechsel ausstellen, der auf fünf Jahre mit Zinsen lief.

Frau von Rénal hatte immer noch einige tausend Franken in der Berggrotte versteckt. Sie bot ihm diese zitternd an und wußte schon im voraus, daß er sie mit Entrüstung ablehnen würde. „Wollen Sie mir die Erinnerung an unsere Liebe vergällen?“ fragte er bitter.

Endlich verließ Julian Verrières, Herr von Rénal war sehr glücklich. Julian brachte es in diesem schicksalvollen Augenblick nicht übers Herz, Geld von ihm anzunehmen. Er wies es kurz zurück.

Herr von Rénal fiel ihm tränenden Auges um den Hals. Da Julian ihn um ein Zeugniß gebeten hatte, konnte er in seiner Begeisterung nicht hochtrabende Worte genug finden, um seine vortreffliche Führung zu loben. Unser Held besaß fünf Louisdors Ersparnisse und wollte sich von Fouqué ebensoviel leihen.

Er war sehr bewegt. Aber kaum hatte er Verrières, wo er so viel Liebe zurückließ, eine Meile hinter sich, so dachte er nur noch an das Glück, eine große Stadt und einen Waffenplatz wie Besançon zu sehen.

Während seines dreitägigen Fernseins machte Frau von Rénal eine der bittersten Enttäuschungen durch. Ihr Zustand war leidlich, denn sie hatte ja noch jene letzte Nacht vor sich, die sie mit Julian zusammenführen sollte. Sie zählte die Stunden, die Minuten, die sie noch davon trennten. Endlich, in der Nacht des dritten Tages, hörte sie von weitem das verabredete Zeichen. Julian erschien, nachdem er tausend Gefahren getrozt hatte.

Von diesem Augenblick an hatte sie nur noch den einen Gedanken: es ist das lehtemal, daß ich ihn sehe. Statt die Glut ihres Geliebten zu erwidern, war sie wie ein halb entseelter Körper. Wenn sie sich zwang, ihm Liebesbeteuerungen zu machen, so tat sie dies so ungeschickt, daß es fast das Gegenteil bewies. Nichts konnte sie von dem entsetzlichen Gedanken an die ewige Trennung abbringen. Julian glaubte in seinem Mißtrauen einen Augenblick, sie hätte ihn schon vergessen. Seine gekränkten Worte wußte sie nicht anders zu erwidern, als durch still fließende, heiße Tränen und fast krampfhaftige Händedrück.

„Aber, mein Gott, wie soll ich Ihnen glauben!“ antwortete Julian auf die frostigen Beteuerungen seiner Freundin. „Sie würden Frau Derville oder irgendeiner Bekannten hundertmal mehr wahre Freundschaft erweisen!“

Frau von Rénal war wie versteinert und wußte nicht, was sie antworten sollte.

„Es ist nicht möglich, noch unglücklicher zu sein . . . Ich hoffe, ich werde bald sterben . . . Ich fühle, wie mein Herz zu Eis wird . . .“ Das waren die längsten Antworten, die er von ihr erhalten konnte.

Als es dämmerte und sie scheiden mußten, versiegten ihre Tränen völlig. Sie sah zu, wie er einen geknoteten Strich am Fenster befestigte, ohne ein Wort zu reden, ohne seine Küsse zu erwidern. Umsonst sagte Julian zu ihr:

„Nun sind wir endlich bei dem Zeitpunkt angelangt, den Sie so heiß ersehnt haben. Von nun an werden Sie ohne Gewissensbisse leben und Ihre Kinder beim geringsten Unwohlsein nicht gleich im Grabe sehen.“

„Es tut mir leid, daß Sie Stanislas nicht mehr umarmen können“, sagte sie frostig.

Julian war durch die fühllosen Umarmungen dieses lebenden Leichnams doch schließlich tief erschüttert; er konnte stundenlang an nichts andres denken. Seine Seele war betrübt, und ehe er den Bergkamm überschritt, drehte er sich oft um, so lange er den Kirchturm von Verrières noch sehen konnte.

Vierundzwanzigstes Kapitel

Die Großstadt

Welches Getriebe, wie viele geschäftige Menschen! Wie viele Zukunftspläne im Kopfe eines Zwanzigjährigen! Welche Ablenkung für die Liebe! Barnave

Endlich erblickte er auf einem entfernten Berge schwarze Mauern: es war die Zitadelle von Besançon. „Wie anders wäre es,“ seufzte er, „wenn ich jetzt nach dieser schönen Festung käme, um als Unterleutnant in eines der Regimenter einzutreten, die sie verteidigen.“

Besançon ist nicht nur eine der schönsten Städte Frankreichs, es ist auch überreich an Menschen von Herz und Geist. Aber Julian war nur ein Bauernsohn und hatte keine Mittel, sich den vornehmen Leuten zu nähern.

Er hatte sich bei Fouqué bürgerliche Kleidung geborgt und überschritt jetzt die Zugbrücke als Zivilist. Er war ganz voll von der Geschichte der Belagerung von 1674 und wollte, ehe er sich ins Seminar einkehrte, noch die Festungswälle und die Zitadelle

befichtigen. Zwei- oder dreimal wäre er von den Schildwachen beinahe festgenommen worden; er wagte sich bis zu Punkten vor, die der soldatische Geist dem Fuße des Bürgers verbietet, um alljährlich für zwölf bis fünfzehn Franken Heu davon zu ernten.

Die Höhe der Mauern, die Tiefe der Gräben, der drohende Anblick der Kanonen hatten ihn mehrere Stunden gefesselt, als er an dem Kaffeehaus auf dem Boulevard vorbeikam. Er blieb starr vor Staunen stehen und las ungläubig das Wort Café in großen Lettern über zwei riesigen Türen; er traute seinen Augen nicht. Er suchte seine Schüchternheit zu überwinden und trat in das Lokal ein. Es war ein dreißig bis vierzig Schritt langer Saal, dessen Decke mindestens zwanzig Fuß hoch war. An diesem Tage schien ihm alles bezaubernd.

Zwei Partien Billard wurden gespielt; die Kellner riefen die Points aus und die Spieler rannten um die von Zuschauern dicht umdrängten Billards herum. Alles qualmte dicke Rauchwolken, die Menschen und Billards mit einem bläulichen Dunstschleier umgaben. Die kräftigen Gestalten der Männer, ihre gewölbten Schultern, ihr schwerer Schritt, ihre riesigen Bardenbärte und langen Überwürde, alles fesselte Julians Aufmerksamkeit. Diese edlen Söhne des alten Bisontium schienen sich nur schreiend ausdrücken zu können und gaben sich das Ansehen schrecklicher Krieger. Julian stand regungslos, in Bewunderung versunken; er dachte daran, wie groß und herrlich doch eine Hauptstadt wie Besançon wäre, und getraute sich nicht, einen der Herren mit den hochmütigen Gesichtern, welche die Points ausriefen, um eine Tasse Kaffee zu bitten.

Aber die Kassiererin hatte das reizende Gesicht des jungen Alderbürgers wohl bemerkt, als er mit seinem kleinen Bündel unter dem Arme drei Schritt weit vom Ofen stand und die schöne weiße Gipsblüthe des Königs anstaunte. Das Fräulein war eine schöne Franche-Comtéserin von schöner Figur und eleganter Kleidung, wie der Ruf eines Cafés es erheischt; sie hatte Julian schon zweimal mit leiser Stimme, die nur er hören konnte, angerufen: „Mein Herr! Mein Herr!“ Sein Blick begegnete ein paar großen blauen, sehr sanften Augen, und er merkte, daß der Zuruf ihm galt.

Er ging schnell auf den Kaffeetisch los, als ob er auf einen Feind losginge. Bei dieser lebhaften Bewegung entfiel ihm sein Paket.

Welches Mitleid wird unser Provinziale den jungen Pariser Gymnasiasten einflößen, die schon mit fünfzehn Jahren in vornehmer Weise in ein Kaffeehaus einzutreten verstehen! Aber diese mit fünfzehn Jahren so wohlhabenden Kinder werden schon mit achtzehn Jahren gemein. Die bewundernde Schüchternheit, die man so oft in der Provinz findet, überwindet sich manchmal und dann setzt sie sich in Willenskraft um. Während Julian auf das hübsche junge Mädchen losging, das ihn angesprochen hatte, dachte er: „Ich muß ihr die Wahrheit sagen“. Solchen Mut hatte ihm die Überwindung seiner Schüchternheit gegeben.

„Meine Dame,“ redete er sie an, „ich bin zum erstenmal in meinem Leben in Besançon, ich möchte gern für Geld ein Brötchen und eine Tasse Kaffee haben.“

Das Fräulein lächelte flüchtig und errötete dann. Sie bangte für diesen jungen Mann, daß er die spöttelnde Aufmerksamkeit und die Witze der Billardspieler auf sich ziehen möchte. Er würde erschrecken und nicht wiederkommen.

„Sehen Sie sich hier zu mir“, sagte sie, auf einen Marmortisch deutend, der durch den riesigen, in den Saal hereinstehenden Kaffeetisch aus Mahagoniholz fast verdeckt wurde.

Das Fräulein beugte sich aus der Kasse heraus, was ihr Gelegenheit gab, ihre herrliche Figur zu zeigen. Julian entging dieser Anblick nicht, er brachte ihn auf ganz andere Gedanken. Das schöne Fräulein stellte eine Tasse, Zucker und Brötchen vor ihn hin. Sie zögerte, einen Kellner zum Einschenken heranzurufen, denn sie wußte wohl, daß dies ihrem Alleinsein mit Julian ein Ende bereiten würde.

Julian war nachdenklich geworden. Er verglich diese blonde, heitere Schönheit unwillkürlich mit gewissen Erinnerungen, die ihn oft bewegten. Der Gedanke an die Leidenschaft, die er eingeflößt hatte, nahm ihm fast alle seine Schüchternheit. Das schöne Fräulein sah ihm nur einen Moment in die Augen und wußte Bescheid.

„Dieser Rauch bringt Sie zum Husten, kommen Sie doch morgen früh vor acht Uhr zum Frühstück, dann bin ich fast allein.“

„Wie heißen Sie?“ fragte Julian mit dem zärtlichen Lächeln beglückter Schüchternheit.

„Amanda Binet.“

„Erlauben Sie, daß ich Ihnen in einer Stunde ein Paket in dieser Größe sende?“

Die schöne Amanda dachte einen Augenblick nach.

„Ich werde überwacht,“ sagte sie, „und Ihre Sendung kann mir peinlich werden. Aber ich will meine Adresse auf eine Karte schreiben, die Sie dem Paket beilegen können. Schicken Sie es mir dreist zu.“

„Mein Name ist Julian Sorel“, sagte der junge Mann. „Ich habe in Besançon weder Verwandte noch Bekannte.“

„Ach, ich verstehe,“ sagte sie hocherfreut, „Sie wollen die Rechtsschule besuchen.“

„Ach nein“, antwortete Julian, „man schickt mich aufs Seminar.“

Amandas Gesicht nahm den Ausdruck der gründlichsten Enttäuschung an. Sie rief einen Kellner, jetzt hatte sie Mut dazu. Der Kellner goß Julian Kaffee ein, ohne ihn anzusehen. Amanda kassierte Geld ein und Julian war stolz, daß er gewagt hatte, den Mund aufzutun. An einem der Billardtische entstand Streit. Das Geschrei und die Kontroversen der Spieler, die durch den Saal widerhallten, setzten Julian in Erstaunen. Amanda träumte mit gesenkten Wimpern.

„Wenn Sie wollen, mein Fräulein,“ sagte er in plötzlicher Entschlossenheit, „so will ich sagen, ich sei Ihr Vetter.“

Dieser etwas gebieterische Vorschlag gefiel Amanda. „Das ist kein unbedeutender Mensch“, dachte sie. Sie antwortete sehr schnell, ohne ihn anzusehen, denn ihre Augen spähten nach allen Seiten, ob sich auch niemand dem Kassentisch näherte:

„Ich bin aus Genlis dicht bei Dijon. Sagen Sie, Sie wären auch aus Genlis.“

„Das soll gern geschehen.“

„Im Sommer kommen die Herren vom Seminar alle Donnerstage um fünf Uhr am Café vorbei.“

„Wenn Sie an mich denken, so halten Sie doch ein Weichenbukett in der Hand, wenn ich vorübergehe.“

Amanda sah ihn erstaunt an; dieser Blick verwandelte Julians Mut in Verwegenheit. Trotzdem wurde er über und über rot, als er sagte:

„Ich fühle, daß ich Sie heftig liebe.“

„Sprechen Sie doch nicht so laut“, bat sie erschrocken.

Julian suchte sich die Redensarten aus einem einzelnen Bande der „Neuen Heloise“, den er in Bergh gefunden hatte, in Erinnerung zu rufen. Sein Gedächtnis war ihm auch diesmal treu: zehn Minuten lang sagte er der entzündenden Amanda die „Neue Heloise“ her. Er war selig über seinen Mut, als plötzlich die schöne Françoise-Comteserin eine eisige Miene annahm. Einer ihrer Liebhaber erschien in der Thür des Cafés. Er ging pfeisend und mit den Schultern schlenkernd auf die Kasse zu; er sah Julian scharf an. Im Nu war seine Einbildungskraft, die sich stets in Extremen bewegte, beim Duell. Er wurde sehr blaß, schob seine Tasse beiseite, nahm eine entschlossene Miene an und sah seinem Rivale fest ins Gesicht. Dieser senkte den Kopf und goß sich auf dem Kassentisch gemächlich ein Glas Schnaps ein. Amanda benutzte den Augenblick, um Julian durch einen Blick zu bedeuten, daß er ihn nicht anstarren sollte. Er gehorchte und saß zwei Minuten lang unbeweglich auf seinem Platze, blaß, entschlossen und nur an das denkend, was bevorstand; in diesem Augenblicke sah er wirklich gut aus. Der Rivale war über Julians Augen erstaunt gewesen; nachdem er sein Glas Branntwein in einem Zuge geleert und Amanda ein Wort gesagt hatte, steckte er seine Hände in die beiden Taschen des Gehrocks und ging prustend an einen der Billardtische, indem er Julian ansah. Dieser sprang wütend auf, wußte aber nicht, wie er es anfangen sollte, ihn zu beleidigen. Er legte sein kleines Paket hin und ging so affektiert, wie er nur konnte, auch ans Billard.

Umsonst sagte ihm die Vernunft: Durch ein Duell gleich bei der Ankunft in Besançon verdirbst du dir die geistliche Laufbahn für

immer! „Was liegt daran“, dachte er, „man soll mir wenigstens nicht nachsagen, daß ich Unverschämtheiten einstecke.“

Amanda sah seine Entschlossenheit, die einen hübschen Gegensatz zu seinem einfachen Wesen bildete, und im Augenblick zog sie ihn dem großen Manne im Gehrock vor. Sie stand auf, als ob sie jemand auf der Straße mit den Augen verfolgte, und vertrat ihm rasch den Weg zum Billard.

„Hüten Sie sich, diesen Herrn schief anzusehen, er ist mein Schwager.“

„Das geht mich nichts an, er hat mich fixiert.“

„Wollen Sie mich unglücklich machen“, flehte sie. „Ohne Zweifel hat er Sie angesehen, vielleicht wird er sogar kommen und mit Ihnen sprechen. Ich habe ihm gesagt, Sie wären ein Verwandter meiner Mutter und kämen aus Genlis. Er ist auch aus der Franche-Comté, aber er ist über Dôle auf der Burgundischen Straße nie hinausgekommen. Sagen Sie ihm also nur, was Sie wollen, Sie brauchen nichts zu fürchten.“

Julian überlegte noch, als sie rasch fortfuhr, denn sie hatte als Kassiererin stets eine Menge Lügen zur Hand:

„Ohne Zweifel hat er Sie angesehen, aber nur in dem Augenblicke, als er mich fragte, wer Sie wären. Er ist gegen alle Welt bairisch; er hat Sie nicht beleidigen wollen.“

Julian folgte dem angeblichen Schwager mit den Augen. Er hatte sich eine Nummer am Boulespiel gekauft, das an dem hinteren Billard gespielt wurde, und Julian hörte, wie er mit bedrohlicher Stimme laut rief: „Ich fange an.“ Er ging rasch an Fräulein Amanda vorbei auf das Billard zu.

„Bitte erst zahlen!“ rief sie ihm nach.

Das ist richtig, dachte Julian; sie hat Angst, ich ginge ihr mit dem Gelde durch. Amanda war ebenso erregt wie er und sehr rot; sie gab ihm, so langsam sie konnte, kleines Geld heraus und sagte dabei mehrmals halblaut:

„Gehen Sie augenblicklich aus dem Café oder ich liebe Sie nicht mehr — und ich liebe Sie sehr!“

Julian ging in der That, aber sehr langsam. „Ist es nicht meine Pflicht, diesen ungeschliffenen Wurschen wieder zu fixieren?“ fragte er sich. Diese Ungewißheit hielt ihn eine Stunde lang auf der Straße vor dem Café gebannt; er paßte auf, ob sein Mann nicht herauskäme. Aber er kam nicht und Julian ging schließlich.

Er war erst wenige Stunden in Besançon und empfand doch schon Gewissensbisse. Der alte Stabsarzt hatte ihm früher trotz seiner Wicht einige Fectstunden gegeben; das war die ganze Kunst, die Julian in seinem Zorn zu Gebote stand. Aber das wäre für ihn kein Hindernis gewesen, wenn er nur gewußt hätte, wie er sich mit jemanden überwerfen sollte, ohne ihm eine Ohrfeige zu geben; denn wenn es zu einer Prügelei gekommen wäre, so hätte sein Rivale, ein baumlanger Kerl, ihn verhauen und liegen lassen.

„Für einen armen Teufel wie mich, der weder Beschützer noch Geld hat,“ seufzte Julian, „ist der Unterschied zwischen einem Seminar und einem Gefängnis nicht groß. Ich muß meinen schwarzen Rock wieder anziehe. Sollte es mir je gelingen, das Seminar auf ein paar Stunden zu verlassen, so könnte ich Fräulein Amanda sehr gut in Zivil besuchen.“ Diese Schlußfolgerung war sehr schön, aber Julian wagte nicht, in einen Gasthof einzutreten, obwohl er an mehreren vorbeikam.

Endlich, als er wieder am Hotel des Ambassadeurs vorbeikam, begegneten seine Blicke denen einer rundlichen, noch ziemlich jungen Frau von blühenden Farben und glücklichem, heiterem Aussehen. Er ging auf sie zu und erzählte ihr seine Geschichte.

„Natürlich, mein hübscher kleiner Abbé,“ sagte die Hotelwirtin, „ich werde Ihnen Ihre Zivilkleider gern aufheben und auch manchmal ausklopfen lassen. Es ist heuer nicht gut, einen Tuchanzug lange unberührt liegen zu lassen.“ Sie nahm einen Schlüssel und führte ihn selbst in ein Zimmer, dann empfahl sie ihm, ein Verzeichnis aufzustellen, was er alles dalassen wollte.

„Guter Gott, wie hübsch Sie so aussehen“, sagte die rundliche Frau, als er in die Küche herunter kam. „Ich will Ihnen erst mal

was Ordentliches zu essen vorsehen, und," setzte sie leise hinzu, „es soll Ihnen nur zwanzig Sous kosten statt fünfzig, was alle andern bezahlen müssen; man muß Ihre kleine Börse etwas schonen.“

„Ich habe zehn Louisdors“, erwiderte Julian nicht ohne Stolz.

„Ach, großer Gott,“ erwiderte die dicke Wirtin ängstlich, „sagen Sie das nicht so laut; hier in Besançon gibt es so viele Gauner, das kann Ihnen im Handumdrehen gestohlen werden. Gehen Sie vor allem nie in die Kaffeehäuser, da wimmelt es von Spitzbuben!“

„Wahrhaftig!“ sagte Julian, dem dieses Wort zu denken gab.

„Kommen Sie nur immer zu mir, ich werde Ihnen schon Kaffee kochen. Vergessen Sie nicht, daß Sie hier stets eine Freundin und ein gutes Diner zu einem Franken finden, das lassen Sie sich hoffentlich gesagt sein. Und nun setzen Sie sich zu Tisch. Ich werde Sie selbst bedienen.“

„Ich kann doch nichts essen, ich bin zu aufgereggt“, sagte Julian. „Wenn ich hier herausgehe, trete ich ins Seminar ein.“ Die gute Frau ließ ihn nicht gehen, ohne ihm die Taschen mit Vorräten vollgestopft zu haben. Endlich machte Julian sich nach dem Schreckensorte auf; die Wirtin zeigte ihm von der Tür aus den Weg.

Fünfundzwanzigstes Kapitel

Das Seminar

Dreihundertsechunddreißig Mittagessen zu 83 Centimes,
dreihundertsechunddreißig Abendessen zu 38 Centimes,
Schokolade für den, der dazu berechtigt ist; wieviel
kommt da bei der Submission heraus?

Der Balenod Besançon

Schon von weitem erblickte er das vergoldete Eisenkreuz über der Tür. Er kam langsam näher, seine Beine schienen den Dienst zu versagen. „Das ist also die Hölle auf Erden, der ich nicht entinnen kann!“ seufzte er. Endlich entschloß er sich zu klingeln. Der Klang der Glocke hallte unheimlich wider wie in einem verlassenem Hause. Nach zehn Minuten öffnete ihm ein bleicher, schwarz gekleideter Mann. Julian sah ihn an und senkte sofort die Augen. Dieser Türhüter hatte ein sonderbares Gesicht. Seine vorquellenden grünen Augen hatten

längliche Pupillen wie bei einer Krage, und seine unbeweglichen Augenlider sprachen von völliger Fühllosigkeit. Dünne Lippen zogen sich im Halbkreis über vorstehende Zähne. Doch dies Gesicht sah nicht verbrecherisch aus; es trug nur jenen starren und toten Ausdruck, welcher der Jugend so viel mehr Abscheu einflößt. Das einzige Gefühl, das Julians rascher Blick von diesen langen frommen Zügen ablesen konnte, war eine tiefe Verachtung gegen alles, was man ihm sagen könnte und was nicht den Himmel betraf.

Julian zwang sich, die Augen wieder aufzuschlagen, und erklärte mit pochendem Herzen und zitternder Stimme, daß er Herrn Pirard, den Direktor des Seminars, zu sprechen wünschte. Ohne ein Wort zu sagen, winkte der schwarzgekleidete Mann, ihm zu folgen. Sie stiegen zwei Treppen hinauf; es war eine breite Treppe mit Holzgeländern, deren ausgetretene Stufen sich nach der offenen Seite zu neigten, als müßten sie jeden Augenblick herabfallen. Der Pförtner öffnete eine kleine, schwergehende Thür, über der ein großes, schwarz angestrichenes Kirchhofskreuz aus rohem Holze ragte. Dann ließ er ihn in ein dunkles, niedriges Zimmer eintreten, an dessen Kalkmauern zwei von der Zeit geschwärzte, alte Bilder hingen. Dort ließ er Julian allein; sein Herz klopfte heftig, er war ganz niedergeschmettert und hätte am liebsten geweint. Totenstille herrschte im ganzen Hause.

Nach einer Viertelstunde, die ihm wie ein Tag vorkam, erschien der Pförtner mit dem finstern Gesicht an der andern Seite des Zimmers auf der Schwelle einer Thür und winkte ihm, ohne ihn eines Wortes zu würdigen. Er trat in ein noch größeres Zimmer, das gleichfalls sehr düster war. Die Wände waren auch mit Kalk getüncht, aber es waren keine Möbel darin. Nur in einer Ecke an der Thür erblickte Julian im Vorbeigehen eine hölzerne Bettstelle, zwei Rohrstühle und einen kleinen Lehnstuhl aus Tannenholz ohne Kissen. Am andern Ende des Zimmers befand sich ein kleines Fenster mit vergilbten Scheiben, schmutzige Blumentöpfe schmückten die Fensterbretter. Dort saß ein Mann in zerklüftem Priesterrock an einem Tische. Er machte eine wüthige Miene und sortierte einen

Saufen kleiner viereckiger Papiere, nachdem er ein paar Worte darauf gekritzelt hatte. Er schien Juliāns Anwesenheit gar nicht zu bemerken. Dieser stand unbeweglich mitten in der Stube, wo ihn der Pförtner hatte stehen lassen, als er herausging und die Thür hinter sich schloß.

Zehn Minuten vergingen auf diese Weise; der Mann in dem schäbigen Rocke schrieb immer noch. Juliāns Entsetzen und Aufregung waren so groß, daß er dem Umfallen nahe war. Ein Philosoph hätte vielleicht fälschlich gesagt: Das ist der heftige Eindruck des Häßlichen auf eine Seele, die dazu veranlagt ist, das Schöne zu lieben.

Der schreibende Mann erhob den Kopf; Julian bemerkte es erst nach einem Augenblick, und selbst nach dieser Wahrnehmung blieb er noch unbeweglich stehen, als hätte ihn der furchtbare Blick, den jener auf ihn warf, versteinert. Es schwamm ihm vor den Augen; nur dunkel erkannte er ein langes Gesicht, ganz mit roten Narben bedeckt, nur die Stirn war frei davon und totenbleich. Zwischen diesen roten Baden und der weißen Stirn blickten zwei kleine schwarze Augen, die auch den Tapfersten erschrecken konnten. Die mächtige Stirn war von dicken, strähnigen, rabenschwarzen Haaren umrahmt.

„Wollen Sie vielleicht näher kommen, oder nicht?“ sagte der Mann endlich ungeduldig.

Julian kam unsichern Schrittes näher, er war dem Umfallen nahe und so blaß, wie er es im Leben nicht gewesen war. Drei Schritte vor dem kleinen weißen Holztische, der mit Papieren bedeckt war, blieb er stehen.

„Näher heran!“ gebot der Mann.

Julian kam noch näher und streckte unwillkürlich seine Hand aus, wie um sich auf etwas zu stützen.

„Sie heißen?“

„Julian Sorel.“

„Sie kommen recht spät,“ brummte jener und sah ihn von neuem mit furchtbarem Blicke an.

Julian konnte diesen Blick nicht ertragen; er streckte die Hand aus, wie um nach etwas zu greifen, und fiel der Länge nach auf den Fußboden.

Der Mann klingelte. Julian hatte nur das Sehvermögen und die Kraft, sich zu bewegen, verloren; er hörte Schritte näher kommen.

Er wurde aufgehoben und auf den kleinen Stuhl aus blankem Holze gesetzt. Er hörte, wie der schreckliche Mann zum Pförtner sagte:

„Er hat augenscheinlich die Fallsucht; das fehlt gerade noch.“

Als Julian die Augen öffnen konnte, war der Mann mit dem roten Gesichte wieder am Schreiben. Der Pförtner war verschwunden. „Ich muß Mut fassen“, sagte sich unser Held, „und vor allem verbergen, was ich empfinde.“ Er verspürte eine furchtbare Schwäche am Herzen. „Wenn mir was zustoßt, wird man Gott weiß was von mir denken.“ Endlich hörte der Mann auf zu schreiben und sah Julian von der Seite an.

„Sind Sie so weit, daß Sie mir antworten können?“

„Jawohl, mein Herr“, sagte Julian mit schwacher Stimme.

„Na, das ist ja schön!“

Der schwarzröthige Mann hatte sich halb erhoben und suchte in der Schublade seines Tannenholtztisches, die knarrend aufging, ungeduldig nach einem Briefe. Als er ihn gefunden hatte, setzte er sich langsam und sah Julian abermals mit einem Blicke an, der ihm das bißchen Leben fast raubte, das er noch im Leibe hatte.

„Sie sind mir von Herrn Chélan empfohlen“, sagte jener; „er war der beste Pfarrer der Diözese, tugendhaft wie keiner, und seit dreißig Jahren mein Freund.“

„Ach, ich habe die Ehre, mit Herrn Pirard zu sprechen“, sagte Julian mit ersterbender Stimme.

„Augenscheinlich ja“, erwiderte der Seminardirektor mit ärgerlichem Blick. Seine kleinen Augen bligten noch mehr und auf dieses Blitzen folgte unwillkürlich ein Zucken der Muskeln in den Mundwinkeln. Es war das Gesicht eines Tigers, der im Vorgefühl der Wonne schwelgt, seine Beute zu verschlingen.

„Der Brief des Pfarrers Chélan ist kurz“, fuhr er gleichsam mit sich selbst sprechend fort. „Intelligenti pauca; in diesen Zeitläuften kann man sich nie kurz genug fassen.“ Dann las er laut:

„Ich schicke Ihnen Julian Sorel aus diesem Kirchspiel; ich habe ihn vor fast zwanzig Jahren getauft. Er ist der Sohn eines wohlhabenden Zimmermanns, aber sein Vater gibt ihm kein Geld. Julian wird ein tüchtiger Arbeiter im Weinberg des Herrn sein. An Gedächtnis und Klugheit fehlt es ihm nicht, er hat Überlegung. Wird sein Trieb zum geistlichen Stand ein dauernder sein? Ist er aufrichtig?“

„Aufrichtig!“ wiederholte der Direktor mit Bestreben, indem er Julian scharf ansah; aber schon war sein Blick weniger unmenschlich. „Aufrichtig!“ wiederholte er, indem er die Stimme senkte; dann fuhr er fort zu lesen:

„Ich bitte Sie um eine Freistelle für Julian; er wird sie verdienen, indem er die nötigen Prüfungen bestehen wird. Ich habe ihm etwas Theologie beigebracht, etwas von der guten alten Theologie von Bossuet, Arnault und Fleury. Wenn er Ihnen nicht gefällt, schicken Sie ihn wieder zurück. Der Direktor des Armenhauses, den Sie ja gut kennen, bietet ihm achthundert Franken als Erzieher seiner Kinder. — Meine Seele ist gottlob ruhig. Ich gewöhne mich an den furchtbaren Schlag. Vale et me ama.“

Der Abbé Pirard wurde beim Lesen der Unterschrift langsamer und sprach das Wort Chélan mit einem Seufzer aus.

„Er ist ruhig“, murmelte er. „Freilich, seine Tugend verdient diesen Lohn. Möchte Gott mir ein gleiches bescheren, wenn es so weit kommt!“ Er sah gen Himmel und bekreuzigte sich. Als Julian das heilige Zeichen sah, nahm sein tiefer Abscheu ab, der ihn seit dem Eintritt in dieses Haus erstarrt hatte.

„Ich habe hier dreihunderteinundzwanzig Anwärter für den heiligen Stand“, sagte der Abbé Pirard endlich in strengem, doch nicht böswilligem Tone. „Sieben oder acht sind mir von Männern wie Chélan empfohlen; Sie werden unter dreihunderteinundzwanzig also der neunte sein. Aber mein Schuß besteht nicht in

Begünstigung oder Schwäche, sondern in der Verdoppelung meiner Fürsorge und in meiner Strenge gegen das Laster. Schließen Sie die Türe da zu.“

Julian strengte sich an zu gehen, und es gelang ihm, nicht umzufallen. Er bemerkte, daß ein kleines Fenster neben der Stubentür auf das offene Feld ging. Er sah Bäume draußen und dieser Anblick tat ihm so wohl, als ob er alte Freunde sähe.

„Loquerisne linguam latinam?“ (Sprechen Sie lateinisch?) fragte der Abbé ihn, als er zurückkam.

„Ita, pater optime“ (Ja, ehrwürdiger Vater), antwortete Julian, wieder etwas zu sich kommend. Sicherlich war ihm nie im Leben ein Mensch weniger ehrwürdig vorgekommen, als seit einer halben Stunde Herr Pirard.

Die Unterhaltung ging auf lateinisch fort. Der Ausdruck der Augen des Geistlichen wurde sanfter, Julian gewann etwas Selbstbeherrschung wieder. „Was bin ich doch schwach,“ dachte er, „mich durch diese Scheinheiligkeit einschüchtern zu lassen. Dieser Mann wird einfach ein Schurke sein, wie Herr Maslon!“ Und Julian war froh, daß er fast sein ganzes Geld im Stiefel versteckt hatte.

Der Abbé Pirard examinierte Julian in der Theologie; er war über seine ausgedehnten Kenntnisse erstaunt. Sein Erstaunen erreichte den Höhepunkt, als er ihn über die Heilige Schrift befragte. Als er aber zu den Kirchenvätern und zu ihrer Lehre überging, stellte es sich heraus, daß Julian nicht einmal die Namen des hl. Hieronymus, des hl. Augustin und hl. Bonaventura kannte.

„Wahrhaftig,“ dachte der Abbé Pirard, „das ist wieder die verhängnisvolle Neigung zum Protestantismus, die ich Chélan immer vorgeworfen habe. Eine gründliche, ja, zu gründliche Kenntnis der Heiligen Schrift!“ (Julian hatte nämlich soeben, ohne gefragt zu sein, von der wirklichen Entstehungszeit der Genesis, des Pentateuch usw. gesprochen.) „Wozu führt dies endlose Deuteln an der Heiligen Schrift,“ dachte der Abbé Pirard, „wenn nicht zur eigenmächtigen Prüfung, d. h. zum allergrößten Protestantismus? Und

bei solchen bedenklichen Kenntnissen nichts über die Kirchenväter, was dieser Tendenz die Wage halten könnte!"

Aber das Erstaunen des Seminar Direktors kannte keine Grenzen mehr, als er Julian über die Oberhoheit des Papstes ausfragte und die Grundlehren der alten gallikanischen Kirche zu vernehmen erwartete, wogegen Julian ihm das ganze Buch von de Maistre her sagte.

„Seltsamer Mann, dieser Chélan!“ dachte der Abbé Pirard. „Hat er ihm das Buch gegeben, um ihn zu lehren, sich darüber lustig zu machen?“

Vergebens stellte er Fragen, um herauszubekommen, ob Julian allen Ernstes an die Lehre des Herrn de Maistre glaubte; der junge Mann antwortete nur mit seinem Gedächtnis. Von diesem Augenblick an war Julian wieder bei Kräften; er fühlte, daß er Herr seiner selbst war. Nach einem langen Examen schien ihm die Strenge des Herrn Pirard nur mehr erkünstelt zu sein. In der Tat hätte der Seminar Direktor ohne die äußere Strenge, die er sich seit fünfzehn Jahren gegen die Theologiestudierenden zum Grundfaß gemacht hatte, den Neuling im Namen der Logik umarmt, so viel Klarheit, Präzision und Kürze fand er in seinen Antworten.

„Das ist ein kühner, gesunder Geist,“ sagte er sich, „aber corpus debile“ (der Leib ist schwach).

„Fallen Sie oft so?“ fragte er auf französisch, indem er mit dem Finger auf den Fußboden deutete.

„Es ist das erstemal in meinem Leben,“ entgegnete Julian; „das Gesicht des Kürschleiers hatte mich so erschreckt,“ setzte er hinzu und errötete dabei wie ein Kind.

Der Abbé Pirard lächelte fast.

„Das kommt von der Eitelkeit der Welt. Sie sind wahrscheinlich an lachende Gesichter gewöhnt. Aber das ist das Antlitz der Lüge, die Wahrheit ist ernst, mein Herr. Und ist unser Beruf hienieden nicht auch ernst? Sie müssen acht geben, daß Ihr Gemüt diese Schwäche besiegen lernt. Sie sind zu empfänglich für den eitlen Prunk der Welt!“

„Wenn Sie,“ fuhr der Abbé Pirard fort, indem er mit sichtlichem Vergnügen wieder zum Lateinischen überging, „wenn Sie mir nicht von einem Manne wie Chélan empfohlen wären, so würde ich in der eiteln Sprache dieser Welt mit Ihnen reden, an die Sie nur zu sehr gewöhnt scheinen. Eine volle Freistelle, die Sie haben möchten, ist außerordentlich schwer zu erlangen. Aber der Abbé Chélan hätte in den sechsundfünfzig Jahren seiner apostolischen Arbeit wenig verdient, wenn er nicht über eine ganze Freistelle im Seminar verfügen könnte.“

Hierauf empfahl der Abbé Pirard dem Novizen, ohne seine Genehmigung in keine geheime Kongregation oder Gesellschaft einzutreten.

„Ich gebe Ihnen mein Wort darauf!“ entgegnete Julian mit der Überschwenglichkeit eines jungen Menschen.

Der Seminardirektor lächelte zum ersten Male.

„Das Wort paßt nicht hierher,“ sagte er; „es erinnert zu sehr an die Eitelkeit der Weltkinder, die zu so vielen Sünden und Verbrechen führt. Sie schulden mir Gehorsam nach § 17 der päpstlichen Bulle Unam ecclesiam von Sanct Pius V. Ich bin Ihr geistlicher Vorgesetzter. In diesem Hause, mein lieber Sohn, ist hören gleich gehorchen. Wie viel Geld haben Sie übrigens?“

(„Aha,“ dachte Julian, „darum das mein lieber Sohn!“)

„Fünfunddreißig Franken, mein Vater.“

„Führen Sie genaue Rechnung darüber; Sie sind mir Rechenschaft schuldig.“

Diese peinliche Sitzung hatte drei Stunden gewährt. Julian rief den Pförtner.

„Führen Sie Julian Sorel nach Zelle 103“, befahl der Abbé Pirard dem Manne. Es war eine besondere Auszeichnung, daß er Julian ein Zimmer für sich allein bewilligte.

„Bringen Sie seinen Koffer hinauf“, setzte er hinzu.

Julian sah zu Boden und erblickte gerade vor sich seinen Koffer; er sah ihn seit drei Stunden an und hatte ihn nicht wieder erkannt.

Als er in Nr. 103 ankam, einem kleinen Zimmerchen von acht Fuß Länge im obersten Stockwerke, bemerkte er, daß das Fenster auf die Wälle ging; dahinter erstreckte sich die schöne Ebene, die der Doubs von der Stadt trennt.

„Welch herrliche Aussicht!“ rief Julian aus, ohne recht zu empfinden, was er sagte. Die heftigen Eindrücke, die in der kurzen Zeit seines Aufenthaltes in Besançon auf ihn eingestürmt waren, hatten seine Kräfte gänzlich erschöpft. Er setzte sich ans Fenster auf den einzigen Holzstuhl, der in seiner Zelle war, und schloß bald fest ein. Er hörte nicht, daß es zum Aberdessen läutete, dann zum Salve; man hatte ihn total vergessen..

Als die ersten Sonnenstrahlen ihn am nächsten Morgen weckten, fand er sich auf dem Fußboden liegend.

Sechszwanzigstes Kapitel

Die Welt, oder was dem Reichen fehlt

Ich bin allein auf der Welt, niemand denkt an mich. Alle, die ihr Glück machen, sind von einer Schamlosigkeit und Herzshärte, die mir gänzlich fremd ist. Sie hassen mich wegen meiner gefälligen Güte. Ach! bald werde ich sterben — vor Hunger oder aus Gram, daß die Menschen so hart sind.

Young

Er büßete sich rasch ab und eilte hinunter; er kam zu spät. Der Aufseher fuhr ihn heftig an. Julian versuchte nicht, sich zu rechtfertigen, sondern kreuzte die Arme über der Brust und sagte mit zerknirschter Miene:

„Peccavi, pater optime“ (Ich habe gesündigt, ich bekenne meine Schuld, mein Vater).

Dieses erste Auftreten machte großen Eindruck. Die gewizigteren unter den Seminaristen merkten, daß sie es mit einem Menschen zu tun hatten, der kein Anfänger im Handwerk war. In der Erholungspause war Julian der Gegenstand allgemeiner Neugierde. Aber er begegnete allen mit Schweigen und Zurückhaltung. Nach den Grundsätzen, die er sich gebildet hatte, betrachtete er seine

dreihunderteinundzwanzig Kameraden als Feinde; der gefährlichste von allen war in seinen Augen der Abbé Pirard.

Nach einigen Tagen mußte Julian einen Beichtvater wählen, man legte ihm eine Liste vor.

„Aber mein Gott, wofür hält man mich denn? Glaubt man, ich wüßte nicht, was Reden heißt?“ sagte er sich und wählte den Abbé Pirard.

Er ahnte nicht, daß dieser Schritt seine Zukunft besiegelte. Ein kleiner, ganz junger Seminarist, der aus Verrières gebürtig war und sich gleich vom ersten Tage an für seinen Freund erklärt hatte, belehrte ihn darüber, daß es vielleicht klüger gewesen wäre, wenn er Herrn Castanède, den Unterdirektor des Seminars, gewählt hätte.

„Der Abbé Castanède ist der Feind des Herrn Pirard, den man des Jansenismus bezichtigt“, sagte er ihm leise ins Ohr.

Und wie die Wahl des Beichtvaters, waren alle ersten Schritte unfres Helden, der sich für so klug hielt, nur Dummheiten. Das Selbstgefühl des Phantasiemenschen verblendete ihn; er nahm seine Absichten für Taten und hielt sich für einen vollendeten Heuchler. Ja, seine Berrücktheit ging so weit, daß er sich seine Erfolge in dieser Kunst der Schwäche zum Vorwurf machte.

„Ach, es ist meine einzige Waffe!“ seufzte er. „Zu andern Zeiten hätte ich mir mein Brot durch entsprechende Taten vor dem Feinde verdient!“

Julian war mit seinem Benehmen zufrieden und sah sich um, wie es die andern trieben. Überall fand er den Anschein der reinsten Tugend. Acht oder zehn Seminaristen lebten im Geruche der Heiligkeit; sie hatten Visionen wie die heilige Theresese und der heilige Franz, als er auf dem Berge Vernia im Apennin die heiligen Nägelmale empfing. Aber dies war ein großes Geheimnis, das von ihren Freunden streng geheim gehalten wurde. Die armen jungen Visionäre waren fast ununterbrochen im Krankenhause. Etwa hundert andere vereinigten einen handfesten Glauben mit unermüdlichem Fleiße. Sie arbeiteten sich fast krank, ohne eben

viel zu lernen. Zwei oder drei zeichneten sich durch wirkliche Begabung aus, u. a. einer Namens Chazel, aber Julian fühlte sich ihnen fremd und sie sich ihm.

Die übrigen unter den dreihunderteinundzwanzig Seminaristen waren gemeine Naturen, bei denen man nicht sicher war, ob sie die lateinischen Broden, die sie immerfort im Munde führten, auch wirklich verstanden. Fast alle waren Bauernsöhne und wollten ihr Brot lieber durch Herleiern lateinischer Worte als durch harte Feldarbeit verdienen. Nach dieser Wahrnehmung versprach sich Julian schon in den ersten Tagen einen sicheren Erfolg. „Zu jedem Dienst sind kluge Köpfe nötig,“ sagte er sich, „denn es ist doch schließlich immer eine Arbeit zu tun. Unter Napoleon wäre ich Sergeant gewesen, unter diesen künftigen Geistlichen werde ich Großvikar sein.“

„Alle diese armen Teufel“, fuhr er fort, „haben von klein auf mit ihren Händen gearbeitet und ehe sie hierher kamen, von saurer Milch und Schwarzbrot gelebt. In ihren Hütten aßen sie nur fünf- bis sechsmal im Jahre Fleisch und nun sind sie wie die römischen Soldaten, denen die Kriegszeit als Ruhezeit vorkam, von den Herrlichkeiten des Seminars entzündt.“

In ihren stumpfen Augen las Julian nichts als nach dem Essen die befriedigte leibliche Notdurft und vor dem Essen das erwartete leibliche Vergnügen. Unter dieser Gesellschaft sollte er sich also hervortun! Aber was er nicht wußte und was man sich wohl hütete, ihm zu sagen: man hielt es für eine „glänzende Sünde“, wenn jemand in den verschiedenen Unterrichtsgegenständen, in Dogmatik, Kirchengeschichte usw. der Erste war. Seit Voltaire und dem Zweikammerhystem, das im Grunde genommen nichts anderes als Mißtrauen und „eigenmächtige Prüfung“ ist, ja das dem Volksgeist die schlechte Gewohnheit des Mißtrauens geradezu einimpft, scheint die französische Kirche begriffen zu haben, daß Bücher ihre ärgsten Feinde sind. Die Unterwerfung des Herzens ist in ihren Augen alles. In den Studien, selbst in dem geistlichen, Fortschritte zu machen, ist ihr mit gutem Grund verdächtig. Wer kann einen überlegenen

Geist hindern, in das andere Lager überzulaufen, wie Siéghès oder Grégoire? Die um ihre Existenz hangende Kirche hängt sich an den Papst als einzigen Rettungsanker. Der Papst allein kann der „eigenmächtigen Prüfung“ Einhalt tun und den gelangweilten und kranken Geist der Weltkinder durch den heiligen Pomp seines Hofes gefangen nehmen.

Diese Wahrheiten, die doch alle im Seminar geführten Worte Lügen zu strafen schienen, begannen Julian allmählich zu dämmern und er verfiel darüber in tiefe Schwermut. Er arbeitete fleißig und erwarb sich bald die Kenntnis vieler Dinge, die für einen Pfarrer sehr nützlich sind, obwohl sie in seinen Augen verkehrt waren und ihn gar nicht interessierten. Er glaubte, er hätte nichts anderes zu tun.

„Bin ich denn von aller Welt verlassen?“ dachte er. Wußte er doch nicht, daß Herr Pirard einige Briefe mit dem Poststempel Dijon erhalten und ins Feuer geworfen hatte, Briefe, deren Schreiberin bei aller Gemessenheit der Schreibweise eine heftige Leidenschaft nicht verhehlen konnte. Die Reue schien jedoch fast ebenso stark wie die Liebe. „Um so besser,“ dachte der Abbé Pirard, „es ist wenigstens keine gottlose Frau, die dieser junge Mann geliebt hat.“

Eines Tages öffnete Herr Pirard einen Brief, der durch Tränen halb verwischt war; es war ein Lebewohl für immer. „Endlich“, hieß es in dem Briefe, „hat der Himmel Gnade und läßt mich zwar nicht den Urheber meiner Sünde, der mir stets das Liebste auf Erden bleiben wird, aber diese Sünde selbst hassen. Das Opfer ist vollbracht, mein Freund, nicht ohne Tränen, wie Sie sehen. Das Wohl derer, die einen Anspruch auf mich haben und die Sie so sehr liebten, hat den Sieg davongetragen. Der gerechte, aber schreckliche Gott kann das Verbrechen ihrer Mutter nicht mehr an ihnen rächen. Leben Sie wohl, Julian, seien Sie gerecht gegen die Menschen.“

Der Schluß des Briefes war fast unleserlich.

Eine Adresse in Dijon folgte als Nachschrift, doch hoffte die Schreiberin, daß Julian nie antworten würde oder doch nur in Ausdrücken, die eine zur Tugend zurückgekehrte Frau ohne Erröten lesen könnte.

Julians Schwermut wurde durch die schlechte Kost im Seminar, die der Speisewirt für 83 Centimes pro Mittagessen lieferte, noch verschlimmert und seine Gesundheit wurde allmählich zerrüttet, — als eines Morgens früh Fouqué in seiner Zelle erschien.

„Endlich bin ich hereingelassen worden“, sagte er. „Ich will dir keine Wortwürfe machen. Aber ich bin fünfmal nach Besançon gekommen, um dich zu besuchen. Jedesmal stand ich vor verschlossenen Türen. Ich habe einen vor das Tor des Seminars auf Posten gestellt. Warum zum Teufel gehst du nie aus?“

„Es ist eine Probe, die ich mir auferlegt habe.“

„Ich finde dich sehr verändert. Endlich sehe ich dich wieder. Zwei schöne Fünffrankstücke haben mir Bahn gebrochen. Ich war ein Fiel, daß ich sie nicht gleich bei meinem ersten Hiersein gebraucht habe.“

Die Unterhaltung war endlos. Julian wechselte plötzlich die Farbe, als Fouqué sagte:

„Übrigens: weißt du schon, die Mutter deiner Zöglinge ist unsinnig fromm geworden.“ Es berührt eine liebeblühende Seele stets sonderbar, wenn ein anderer so leicht hin an ihre liebsten Erinnerungen rührt, ohne es zu ahnen.

„Ja, mein Lieber,“ erzählte Fouqué weiter, „unsinnig fromm ist sie geworden. Man sagt, sie mache Pilgerfahrten. Aber von dem Abbé Mañlon, der den armen Herrn Chélan so lange ausspioniert hat, hat sie zu seiner ewigen Schande nichts wissen wollen. Sie geht nach Dijon oder Besançon zur Beichte.“

„Sie kommt nach Besançon?“ fragte Julian tief errötend.

„Oft genug“, erwiderte Fouqué mit forschender Miene.

„Hast du ein paar ‚Constitutionels‘ bei dir?“

„Was sagst du da?“ erwiderte Fouqué.

„Ich frage dich, ob du ein paar ‚Constitutionels‘ bei dir hast?“ wiederholte Julian mit dem ruhigsten Tonfall. „Sie werden hier das Stück für dreißig Sous verkauft.“

„Was, selbst im Seminar Liberale!“ rief Fouqué aus. „Armes Frankreich!“ seufzte er im Tone und mit der süßlichen, heuchlerischen Miene des Abbé Mañlon.

Dieser Besuch hätte einen tiefen Eindruck auf unsern Helden gemacht, wenn er nicht schon am nächsten Tage durch eine Bemerkung des kleinen Seminaristen aus Verrières, der ihm wie ein Kind vorkam, zu einer höchst wichtigen Einsicht geführt worden wäre. Seit er im Seminar war, bestand sein Verhalten aus einer Reihe von falschen Schritten. Er spottete bitter über sich selber.

In der That war seine Aufführung im großen und ganzen klug gewesen, er achtete nur nicht genug auf die Kleinigkeiten, und die Gewichtigen im Seminar sahen nur die Kleinigkeiten. Und so galt er denn unter seinen Kameraden bereits für einen klugen Kopf. Eine Menge von Kleinigkeiten hatten ihn verraten.

In den Augen der anderen war er des furchtbarsten Vasters überführt: er dachte und hatte eigenes Urtheil, anstatt der Autorität und dem Beispiel der anderen blind zu folgen. Der Abbé Pirard hatte ihm gar nichts geholfen; er hatte ihn außerhalb des Beichtstuhles nicht ein einziges Mal angeredet, und selbst dort hörte er mehr zu, als daß er selbst redete. Es wäre etwas ganz anderes gewesen, wenn er Herrn Castanède gewählt hätte.

Von dem Augenblick an, wo Julian sich seiner Dummheit bewußt wurde, langweilte er sich nicht mehr. Um den ganzen Umfang des Übels zu ermessen, trat er etwas aus seinem beharrlichen, hochmütigen Schweigen heraus, durch das er seine Kameraden zurückgestoßen hatte. Nun aber rächte sich das. Sein Entgegenkommen wurde mit Verachtung, ja, mit Hohn aufgenommen. Er erkannte, daß seit seinem Eintritt ins Seminar keine Stunde verfloßen war, und namentlich keine Erholungstunde, die nicht ihre Folgen für oder gegen ihn gezeitigt und die Zahl seiner Feinde vermehrt hatte. Freilich erwarb er sich auch das Wohlwollen dieses oder jenes Seminaristen, der wirklich tugendhaft war oder doch weniger gemein, als die andern. Er hatte ungeheuer viel gut zu machen; die Aufgabe war sehr schwer. Von nun an war er unablässig auf seiner Hut; es kam jetzt darauf an, einen ganz neuen Charakter anzunehmen.

Seine Augen z. B. machten ihm viel zu schaffen. Man hält sie an heiligen Orten nicht ohne Grund niedergeschlagen. „Wie

selbstgefällig war ich doch in Verrières“, dachte Julian. „Ich glaubte zu leben, und ich bereitete mich doch nur aufs Leben vor; hier bin ich erst in der Welt, wie ich sie bis ans Ende meiner Rolle finden werde, von wirklichen Feinden umgeben. Welche unüberwindliche Schwierigkeit ist diese stündliche Heuchelei; sie stellt die Arbeit des Herkules in Schatten. Der Herkules der Neuzeit ist Sixtus V., der durch seine Bescheidenheit fünfzehn Jahre lang vierzig Kardinäle täuschte, die ihn als hochfahrenden und lebhaften Jüngling gefannt hatten.“

„Die Wissenschaft gilt hier also nichts!“ sagte er sich unwillig. „Die Fortschritte in Dogmatik und Kirchengeschichte zählen nur zum Schein. Alles, was über dieses Thema gelehrt wird, ist dazu bestimmt, Narren wie mich in die Falle zu locken. Ach! mein einziges Verdienst bestand in meinen schnellen Fortschritten, in meiner Auffassungsgabe für diesen Schnickschnack. Ob die andern ihn auch nach seinem wirklichen Wert einschätzen? Ob sie ihn so beurteilen wie ich? Und ich war dumm genug, stolz darauf zu sein. Die guten Nummern, die ich stets bekomme, haben mir nur Feinde gemacht. Chazel, der mehr weiß als ich, läßt in seinen Arbeiten immer eine Dummheit unterlaufen, durch die er auf den fünfzigsten Platz kommt, und wenn er den ersten erhält, so ist das seine Zerstretheit. Ach, wie nützlich wäre mir ein einziges Wort von Herrn Pirard gewesen!“

Von dem Augenblick an, wo Julian eines besseren belehrt war, wurden ihm die langen Übungen in asketischer Frömmigkeit, wie z. B. wöchentlich fünfmal den Rosenkranz beten, im Sacré-Coeur singen usw., die ihm so sterblich langweilig vorgekommen waren, höchst interessante Berrichtungen. Indem er ernstlich über sich nachdachte und vor allem danach strebte, nichts über sein Vermögen zu wollen, suchte er nicht flugs, wie manche Seminaristen, die den andern zum Vorbild dienten, jeden Augenblick etwas Bezeichnendes zu tun, d. h. eine Art christlicher Vollkommenheit zu beweisen. Es gibt im Seminar eine Art und Weise, das Ei in der Schale zu essen, welche die Fortschritte im frommen Leben ankündigt.

Der Leser, der vielleicht hierüber lächelt, möge sich gütigst all der Fehler entsinnen, die der Abbé Desille machte, als er von einer großen Dame am Hofe Ludwigs XVI. zum Frühstück geladen ward.

Julian versuchte zunächst, beim non culpa anzulangen, das heißt bei dem Zustande, in welchem der junge Seminarist in Gang, Bewegung der Arme, Augen usw., nichts Weltliches mehr an sich hat, aber in dem Gedanken an das Jenseits und das „reine Nichts“ dieser Welt noch nicht völlig aufgegangen ist.

Beständig sah Julian an den Wänden der Gänge Sätze wie diesen mit Kohle angeschrieben: „Was sind sechzig Jahre der Prüfung gegen eine Ewigkeit voller Wonnen oder eine Ewigkeit in siedendem Öl in der Hölle?“ Er verachtete sie nicht mehr, er begriff, daß man sie immer vor Augen haben müsse. „Was werde ich mein Leben lang tun?“ dachte er. „Ich werde den Frommen einen Platz im Himmel verkaufen. Und wie soll ihnen dieser Platz anschaulich gemacht werden, als durch den Unterschied zwischen meinem Außern und dem eines Laien?“

Nach mehreren Monaten der beständigen Selbstzucht sah Julian indessen immer noch so aus, als ob er dachte. Die Bewegungen seiner Augen und seines Mundes zeigten noch nichts von jenem Höhlerglauben, der bereit ist, alles zu glauben und zu dulden, selbst das Martyrium. Mit Ingrimm sah Julian sich in dieser Kunst von den größten Bauernjungen überflügelt. Es hatte seinen guten Grund, daß sie nicht so aussahen, als ob sie dachten.

Wieviel Mühe gab er sich nicht, den Gesichtsausdruck dieses blinden und fanatischen Glaubens zu erlangen, der bereit ist, alles zu glauben und zu dulden, wie man ihn so oft in den italienischen Klöstern antrifft, und von dem Guercino uns Laien in seinen Kirchenbildern so herrliche Zeugnisse hinterlassen hat.⁹

An großen Festtagen bekamen die Seminaristen Wurst und Sauerkraut. Julians Tischnachbarn bemerkten, daß er für dieses Glück unempfindlich war: das war eines seiner Hauptverbrechen. Seine Kameraden sahen darin die dümmste Heuchelei; nichts machte ihm mehr Feinde. „Seht doch nur den Bourgeois, den Verächter,“

sagten sie, „der so tut, als ob er die beste Kost, Wurst und Sauerkraut, verachtete. Pfui, der Schändliche, der Hochmütige, der Verdammte!“

„Ach, diese Bauernjungen haben durch ihre Unwissenheit unendlich viel vor mir voraus!“ rief Julian in Augenblicken der Verzweiflung. „Wenn sie ins Seminar eintreten, braucht der Lehrer sie nicht erst von der schrecklichen Menge weltlicher Ideen zu befreien, die ich mitbringe und die sie mir am Gesicht ablesen, ich mag tun, was ich will!“

Julian studierte mit einer an Neid grenzenden Aufmerksamkeit die gewöhnlichsten Bauernjungen, die ins Seminar eintraten. Von dem Augenblick an, wo ihnen die Wollweste genommen und der schwarze Rock angezogen wurde, beschränkte sich ihre Erziehung auf einen riesigen und grenzenlosen Respekt vor klingender Münze, wie man in der Franche-Comté sagt. (Es ist dies die sakramentale und heroische Form, den erhabenen Begriff „bares Geld“ auszudrücken.)

Das Glück der Seminaristen, wie der Helden Voltairescher Romane, bestand vornehmlich in gutem Mittagessen. Julian entdeckte fast bei allen eine angeborene Hochachtung vor denen, welche einen Anzug von feinem Tuch anhaben. Dieses Empfinden schätzt die „prüfende Gerechtigkeit“, so wie unsere Gerichte sie üben, so gering und noch geringer, als sie es verdient. „Was gewinnt man,“ sagten sie oft untereinander, „wenn man mit einem großen Manne rechtet!“

Das ist das Wort, womit man in den Juratälern einen Reichen bezeichnet. Nun mache man sich erst einen Begriff von der Höhe ihrer Achtung für das reichste aller Wesen, die Regierung!

Bei der bloßen Namensnennung des Herrn Präfekten nicht submissiv zu lächeln, gilt in den Augen der Bauern aus der Franche-Comté für eine Dummheit, und die Dummheit des Armen bestraft sich sofort durch den Mangel an Brot.

Julian, der in der ersten Zeit vor Verachtung fast erstickt war, empfand schließlich Mitleid. Er war den Vätern der meisten seiner

Kameraden oft begegnet, wenn sie abends im Winter in ihre Hütten heimkehrten und weder Brot noch Kastanien noch Kartoffeln vorfanden. „Ist es da zu verwundern,“ sagte Julian sich, „wenn der glückliche Mensch in ihren Augen zunächst der ist, welcher gut gegessen hat, und dann der, welcher einen guten Anzug trägt! Meine Kameraden haben ein festes Ziel, d. h. sie sehen den geistlichen Stand als eine lange Fortsetzung dieses Glückes an: gut zu essen und im Winter einen warmen Rock zu haben.“

Einmal hörte er, wie ein jüngerer Seminarist mit starker Einbildungskraft zu seinem Begleiter sagte:

„Warum sollte ich nicht Papst werden wie Sixtus V., der die Säue hütete?“

„Man macht nur Italiener zu Päpsten“, antwortete der Freund. „Aber sicher werden etliche unter uns das Los ziehen, Großvikare, Domherren und vielleicht gar Bischöfe zu werden. Herr B . . . , der Bischof von Châlons, ist der Sohn eines Wöttchers. Das ist mein Vater auch.“

Eines Tages ließ der Abbé Pirard Julian mitten aus der Kirchenlehrestunde rufen. Der Ärmste war froh, aus dem physischen und moralischen Dunstkreise, der ihn umgab, herauszukommen.

Der Direktor empfing ihn in derselben Weise, die ihn beim Eintritt ins Seminar so erschreckt hatte.

„Erklären Sie mir auf der Stelle, was auf dieser Spielkarte steht!“ begann er, indem er ihm einen Blick zuwarf, als wollte er ihn in die Erde bohren.

Julian las: „Amanda Binet im ‚Café zur Giraffe‘, vor acht Uhr. Sagen, daß aus Genlis, der Wette meiner Mutter.“

Julian erkannte die Größe der Gefahr; die Polizei des Abbé Castanéde hatte ihm diese Adresse entwendet.

„Am Tage, als ich hier eintrat“, sagte er, indem er auf Pirards Stirn blickte, da er den schrecklichen Blick nicht mehr ertragen konnte, „war ich voller Bangigkeit. Herr Chélan hatte mir gesagt, dies sei ein Ort voller Angebereien und Schlechtigkeiten, das Auspionieren und Anzeigen unter Kameraden würde hier gefördert. Der Himmel

will es so, er will den Priesterjünglern das Leben zeigen, wie es ist, und sie mit Abscheu vor dieser Welt und ihrer Eitelkeit erfüllen.“

„Wollen Sie mir Neben halten, kleiner Taugenichts?“ fuhr der Abbé Pirard wütend dazwischen.

„In Verrières“, erwiderte Julian kalt, „schlugen mich meine Brüder, wenn sie neidisch auf mich waren.“

„Zur Sache, zur Sache!“ rief Herr Pirard fast außer sich.

Julian ließ sich nicht im geringsten einschüchtern und fuhr ruhig fort:

„Am Tage, wo ich in Besançon eintraf, bekam ich um Mittag Hunger und ging in ein Café. Meinem Herzen widerstrebte es, einen so profanen Ort zu betreten, aber ich dachte, mein Frühstück würde mir dort weniger kosten als im Gasthof. Eine Dame, die mir die Besitzerin des Lokals zu sein schien, hatte Mitleid mit meiner Unerfahrenheit. „Besançon ist voll von schlechten Menschen“, sagte sie zu mir. „Ich habe Angst für Sie, mein Herr. Wenn Ihnen etwas Unangenehmes zustoßen sollte, so wenden Sie sich nur an mich, schicken Sie vor acht Uhr zu mir. Wenn der Türschließer des Seminars sich weigert, Ihre Bestellung auszurichten, so sagen Sie, Sie wären mein Vetter und aus Genlis gebürtig . . .“

„Wir werden sehen, ob dies ganze Geschwätz wahr ist!“ rief der Abbé Pirard, der nicht mehr stillsitzen konnte und im Zimmer umherging. „Zunächst gehen Sie in Ihre Zelle.“

Der Abbé folgte ihm und schloß ihn ein. Julian fing gleich an, seinen Koffer zu untersuchen, auf dessen Grund die verhängnisvolle Karte sorgfältig versteckt gewesen war. Es fehlte nichts darin, aber einiges war durcheinander gewühlt, und doch trug er den Schlüssel stets bei sich. „Es ist noch ein Glück“, dachte Julian, „daß ich in der Zeit meiner Blindheit nie von der Erlaubnis Gebrauch gemacht habe, auszugehen, was Herr Castanède mir oft so gütig anbot und was ich nie begriff. Vielleicht wäre ich schwach genug gewesen, mich umzuziehen und die schöne Amanda zu besuchen; dann wäre ich verloren gewesen! Als sie daran verzweifelte, die Adresse auf diese Weise auszubeuten, haben sie mich denunziert, um sie doch zu benutzen!“

Nach zwei Stunden ließ ihn der Direktor wieder rufen.
„Sie haben nicht gelogen,“ sagte er mit weniger strengem Blick;
„aber eine solche Adresse aufzuheben, ist eine Torheit, deren Tragweite Sie nicht ermessen haben. Unglücklicher Knabe! In zehn Jahren schadet sie Ihnen vielleicht!“

Siebenundzwanzigstes Kapitel Die ersten Erfahrungen

Die Gegenwart, großer Gott! ist die
Arche Gottes; weh dem, der daran rührt!
Diderot

Der Leser wolle uns gestatten, über diesen Lebensabschnitt Julians ohne viele bestimmte und deutliche Einzelbilder hinwegzugehen. Nicht daß es uns an Tatsachen gebräche, im Gegenteil! Aber vielleicht ist das, was Julian im Seminar sah, zu schwarz für die gemäßigte Farbe, die diesem Buch erhalten bleiben soll. Die Mitlebenden, die an gewissen Dingen leiden, können nicht ohne einen gewissen Schauer an sie denken, der jedes Behagen erstickt, selbst das an einer Erzählung.

Julian hatte mit seinen scheinheitigen Gebärden wenig Erfolg; er verfiel zu Zeiten in einen Zustand des Ekels und der völligen Trostlosigkeit. Er kam nicht vorwärts und dieß in einer widrigen Laufbahn. Der geringste Anstoß von außen hätte genügt, um ihm das Herz wieder auf den rechten Fleck zu setzen; die Schwierigkeiten waren ja nicht unüberwindlich, aber er stand allein wie eine verlassene Barke im Weltmeer. „Und wenn ich auch vorwärtskomme,“ seufzte er, „so habe ich ein ganzes Leben in so schlechter Gesellschaft vor mir. Vielfräße, die nur an die Spedtpfannentuchen denken, die sie zu Mittag verschlingen, oder Abbés wie Castanède, denen kein Verbrechen zu schwarz ist. Sie gelangen zur Macht, aber, o Gott, um welchen Preis!“

„Der Wille des Menschen ist stark, ich lese es überall. Aber genügt er wohl, um solchen Abscheu zu überwinden? Die großen Männer hatten ein leichtes Spiel; so schrecklich auch die Gefahr war, sie

fanden sie schön, aber wer kann wie ich die Häßlichkeit dessen begreifen, was mich tagtäglich umgibt!“

Es war dies ein Augenblick der schwersten Prüfung. Es wäre ihm so leicht gewesen, in eines der schönen Regimenter in Besançon einzutreten, er konnte Lateinlehrer werden; er brauchte so wenig zu seinem Unterhalt. Aber dann war es mit der Karriere aus und keine Zukunft stand vor seiner Einbildungskraft: das hieße sterben. Anbei ein paar Einzelheiten über einen dieser traurigen Tage.

„Ich pries mich oft in meinem Dünkel,“ sagte er sich eines Morgens, „daß ich anders bin als die übrigen Bauernsöhne! Aber ich habe nun lange genug gelebt, um zu erkennen, daß Anders-Sein Haß erzeugt!“ Dieser großen Wahrheit ward er durch einen seiner empfindlichsten Mißerfolge inne. Er hatte sich acht Tage lang Mühe gegeben, einem Schüler, der im Geruche der Heiligkeit lebte, zu gefallen. Er ging mit ihm im Hof spazieren und hörte submissivst Dummheiten mit an, bei denen man im Stehen einschlafen konnte. Plötzlich zog ein Gewitter auf, es donnerte, und der heilige Schüler rief, indem er ihn grob von sich stieß:

„Hören Sie mal, jeder ist für sich auf der Welt. Ich habe keine Lust, vom Blitz erschlagen zu werden. Gott kann Sie wie einen Ruchlosen niederschmettern, wie einen Voltaire . . .“

Zähneknirschend vor Wut und die Augen gegen den blitzdurchfurchten Gewitterhimmel gerichtet, rief Julian aus: „Ich verdiene zu ertrinken, wenn ich während des Sturmes einschlafe. Rasch, machen wir uns an irgendeinen anderen Pedanten!“

Es läutete zur Kirchengeschichte beim Abbé Castanède.

Die Bauernjungen, die durch die harte Arbeit und die Armut ihrer Väter so eingeschüchtert waren, wurden heute von Castanède belehrt, daß das in ihren Augen so schreckliche Wesen, die Regierung, ihre wirkliche und rechtmäßige Macht nur aus der Hand des Stellvertreters Christi auf Erden hätte.

„Zeigt euch der Gnade des Papstes durch die Heiligkeit eures Wandels würdig, seid gehorsam, seid wie ein Stab in seinen Händen,“ setzte er hinzu, „und ihr werdet eine herrliche Stelle

erhalten, wo ihr als Oberhaupt schaltet und aller Aufsicht entrückt seid, eine Stelle, von der ihr nicht abgesetzt werden könnt und die zum dritten Teil von der Regierung bestritten wird; die beiden andern Drittel tragen die Frommen, die ihr durch euer Wort erzieht.“

Nach der Stunde blieb Herr Castanède im Hofe stehen.

„Von einem Pfarrer kann man mit Recht sagen, der Mann ist so viel wert, wie die Stelle“, erklärte er den Schülern, die im Kreis um ihn herumstanden. „Ich selbst, der ich mit euch rede, habe Gemeinden in den Bergen gekannt, wo der Pfarrer sich weit besser stand, als mancher in der Stadt. Es gab ebensoviel Geld, dazu die fetten Kapauern, die Eier, die frische Milch und tausend andre Annehmlichkeiten; dort ist der Pfarrer unbestreitbar der erste Mann: kein guter Schmaus, wo er nicht zu Gaste geladen und gefeiert wird und so weiter.“

Skaum war Herr Castanède in sein Zimmer gegangen, so teilten sich die Seminaristen in Gruppen. Julian gehörte zu keiner, man ließ ihn wie ein räudiges Schaf allein stehen. In allen Gruppen sah er, wie ein Schüler einen Sou in die Luft warf, und wenn er recht riet, ob Wappen oder Zahl oben war, so schlossen seine Kameraden daraus, daß er bald eine der Pfarren mit reichem Einkommen erhalten würde.

Dann kamen die Anekdoten. Ein junger Priester, der kaum ein halbes Jahr ordinierte, war Vikar geworden, weil er der Köchin eines alten Pfarrers einen zahmen Hasen geschenkt hatte; als der Pfarrer einige Monate später plötzlich starb, war er ihm im Amte gefolgt. Ein anderer war zum Nachfolger eines Pfarrers in einem sehr reichen Orte ausersehen worden, weil er dem alten gelähmten Manne bei allen Mahlzeiten Gesellschaft leistete und ihm seine Hüfner mit Anstand zerlegte.

Die Seminaristen hatten, wie die jungen Leute in allen Berufen, eine übertriebene Vorstellung vom Erfolge solcher kleinen Mittel, die den Stempel des Außergewöhnlichen tragen und auf die Phantasie Eindruck machen.

„Ich muß an diesen Unterhaltungen teilnehmen“, dachte Julian. Wenn man nicht von Wurst und fetten Pfründen sprach, so unterhielt man sich über die weltliche Seite der geistlichen Lehren, z. B. über den Rangunterschied zwischen Bischof und Präsekt, Bürgermeister und Pfarrer. Julian sah die Idee eines zweiten Gottes austauschen, aber eines, der weit mächtiger und furchtbarer war, als der andere: es war der Papst. Man sagte sich ganz leise und wenn man ganz sicher war, nicht von Herrn Pirard gehört zu werden, wenn der Papst sich nicht die Mühe gäbe, alle Präsekten und Bürgermeister von Frankreich selbst zu ernennen, so geschehe das nur, weil er diese Sorge dem König von Frankreich überlassen habe, indem er ihn zum ältesten Sohne der Kirche erhob.

Julian glaubte den Augenblick für gekommen, wo er das Papstbuch von Maistre zur Hebung seines Ansehens benutzen könnte. In der That setzte er seine Kameraden in Erstaunen, aber das war wieder sein Unglück. Es mißfiel ihnen durchaus, daß er ihre eigenen Meinungen besser darlegte, als sie selbst. Herr Chélan war in bezug auf Julian ebenso unvorsichtig gewesen, wie er es für sich selbst war. Er hatte ihn daran gewöhnt, richtig zu urteilen und sich nicht durch eitle Worte blenden zu lassen, aber er hatte vergessen, ihm zu sagen, daß diese Gewohnheit bei einem wenig angesehenen Wesen geradezu ein Verbrechen ist, denn jedes gute Urteil beleidigt.

Seine guten Reden wurden ihm also als neues Verbrechen angerechnet. Seine Kameraden, die sich unausgesetzt mit ihm beschäftigten, faßten schließlich den ganzen Abscheu, den er ihnen einflößte, in ein Wort zusammen: sie nannten ihn Martin Luther; vornehmlich, sagten sie, wegen seiner höllischen Logik, die ihn so stolz machte.

Manche Seminaristen hatten frischere Farben und konnten für hübscher gelten als Julian, aber er hatte weiße Hände und konnte sein peinliches Reinlichkeitsgefühl nicht verhehlen. Diese Eigenschaft wurde ihm in dem traurigen Hause, in welches das Schicksal ihn verschlagen hatte, sehr verübelt. Die schmutzigen Bauern, unter denen er lebte, erklärten, er hätte sehr laze Manieren. Wir fürchten

indes, unsere Leser durch Aufzählung der tausend Widerwärtigkeiten, die unserem Helben blühten, zu ermüden. Nur noch ein Beispiel: die Stärksten unter seinen Kameraden machten Miene, ihn zu schlagen. Er mußte sich mit einem eisernen Zirkel bewaffnen und zu erkennen geben, aber nur durch Zeichen, daß er davon Gebrauch machen würde. Zeichen nehmen sich im Tatbereiche eines Spions nicht so gefährlich aus wie Worte.

Achtundzwanzigstes Kapitel

Eine Prozession

Alle Herzen waren bewegt. Gott schien leidhaftig hinabgestiegen zu sein in diese engen göttlichen Straßen, die so schön geschmückt und von den Frommen mit Sand bestreut waren.

Young

Umsonst suchte Julian dumm oder demütig zu erscheinen, er konnte nicht gefallen, er war zu anders. „Und doch“, sagte er sich, „sind alle diese Lehrer feine Köpfe und unter Tausenden ausgewählt. Warum mögen sie meine Demut nicht?“ Nur einer schien Mißbrauch mit seiner Gefälligkeit zu treiben; er glaubte alles und nahm anscheinend alles für bare Münze. Das war der Abbe Chas-Bernard, der die Zeremonien in der Kathedrale leitete und seit fünfzehn Jahren auf eine Domherrenstelle wartete; inzwischen lehrte er im Seminar die heilige Beredsamkeit. Zur Zeit seiner Blindheit war Julian in dieser Stunde gewöhnlich einer der ersten gewesen. Das trug ihm die Freundschaft des Abbe Chas-Bernard ein; nach der Stunde nahm er ihn gern am Arm und ging einige Male mit ihm im Garten spazieren.

„Was bezweckt er damit?“ dachte Julian. Er wunderte sich sehr darüber, daß der Abbe ihm oft stundenlang von den Prunkgewändern erzählte, welche die Kathedrale besaß. Sie hatte siebzehn Chorröde mit Tressen und Borden, außer den Trauergewändern. Man hoffte viel von der alten Präsidentin von Rubempré. Die neunzigjährige Frau hob seit mindestens siebzig Jahren ihre Hochzeitskleider auf, die aus herrlichen, golddurchwirkten Lyoner Stoffen waren.

„Stellen Sie sich vor, mein Freund“, sagte der Abbé Chas-Bernard, indem er plötzlich stehen blieb und die Augen weit aufriß, „diese Kleider stehen steif, soviel Gold ist daran. Man glaubt in Besançon allgemein, daß der Schatz der Kathedrale durch das Testament der Präsidentin um mehr als zehn Meßgewänder bereichert werden wird, ungerechnet vier oder fünf Mäntel für die großen Feste. Ich gehe noch weiter,“ setzte der Abbé Chas-Bernard hinzu, indem er die Stimme senkte, „ich glaube nicht ohne Grund, daß die Präsidentin uns acht prächtige Armleuchter aus vergoldetem Silber vermachen wird, die von Karl dem Kühnen, Herzog von Burgund, dessen Lieblingsminister einer ihrer Vorfahren war, in Italien gekauft sein sollen.“

„Aber was bezweckt der Mann mit diesem ganzen Wettel?“ dachte Julian. „Diese geschickte Vorbereitung dauert zehn Jahre und es erfolgt nichts darauf. Er muß mir sehr mißtrauen. Er ist geschickter als die anderen alle, deren geheimste Gedanken man schon nach vierzehn Tagen heraus hat. Ich weiß, der Ehrgeiz dieses Mannes leidet seit fünfzehn Jahren.“

Eines Abends, mitten in der Fochstunde, wurde Julian zum Direktor gerufen. „Morgen ist Fronleichnamsfest“, sagte dieser. „Der Abbé Chas-Bernard möchte gern, daß Sie ihm helfen, die Kathedrale auszusmücken. Gehen Sie hin und gehorchen Sie.“ Dann rief er ihn noch einmal zurück und sagte in mitleidigem Tone: „Wenn Sie Gelegenheit finden, gehen Sie nur etwas in die Stadt.“ „Incedo per ignes“ (Ich habe verborgene Feinde), erwiderte Julian.

Am nächsten Morgen ganz früh ging er mit gesenkten Blicken nach der Kathedrale. Der Anblick der Straßen und der allgemeinen Emsigkeit, die darin zu herrschen schien, tat ihm wohl. Überall schmückte man die Häuserfronten zur Prozession. Die ganze Zeit, die er im Seminar verbracht hatte, kam ihm wie ein Augenblick vor. Seine Gedanken waren in Bergy und bei der schönen Amanda Binet, der er begegnen konnte, denn ihr Café war nicht weit. In der Entfernung erblickte er den Abbé Chas-Bernard in der Tür seiner

geliebten Kathedrale; er war ein wohlbeleibter Herr mit fröhlichem, offenem Gesicht. An diesem Tage triumphierte er.

„Ich warte schon auf Sie, mein lieber Sohn“, rief er Julian bereits aus weiter Ferne entgegen, sobald er ihn erblickte. „Seien Sie willkommen! Die heutige Arbeit wird lang und hart sein, wir wollen uns erst durch einen Imbiß stärken, der zweite folgt um zehn Uhr während des Hochamtes.“

„Ich bitte Sie, Herr Abbé,“ sagte Julian ernst, „mich nicht einen Augenblick mir selbst zu überlassen. Bemerken Sie gütigst,“ setzte er hinzu, indem er auf die Turmuhr über ihnen wies, „daß ich um fünf Uhr weniger fünf Minuten gekommen bin.“

„Ach, die kleinen Halunken vom Seminar machen Ihnen Angst! Sie sind wirklich gut, an sie zu denken“, sagte der Abbé Chas. „Ist ein Weg weniger schön, weil's in den Hecken zur Seite Dornen gibt? Der Wanderer geht seinen Weg und läßt die häßlichen Dornen, wo sie sind. Nun aber ans Werk, mein lieber Freund, an die Arbeit!“

Der Abbé hatte nicht unrecht mit seiner Voraussage, die Arbeit würde schwer sein. Am Tage vorher war in der Kirche eine große Trauerfeier gewesen; man hatte nichts vorbereiten können und mußte an einem einzigen Morgen die gotischen Säulen, welche die drei Schiffe bildeten, bis zu zwanzig Fuß Höhe mit rotem Damasttuch bekleiden. Der Bischof hatte zwar vier Dekorateurs mit der Briefpost aus Paris kommen lassen, aber diese Herren konnten nicht alles machen und vermehrten durch ihre spöttischen Bemerkungen eher das Ungeschick ihrer Besançonner Mitthelfer, als daß sie sie ansportneten.

Julian sah ein, daß er selbst auf die Leiter steigen mußte, seine Behendigkeit kam ihm dabei sehr zu Nutzen. Er übernahm die Leitung der städtischen Dekorateurs. Der Abbé Chas-Bernard sah ihn mit Entzücken von einer Leiter zur andern springen. Als alle Säulen mit Damast bekleidet waren, galt es, den Walbachin über dem Hauptaltar mit fünf riesigen Federbüschen zu schmücken. Seine reiche Bekrönung aus vergoldetem Holze ruhte auf acht großen

gewundenen Säulen aus italienischem Marmor. Aber wenn man nach der Mitte des Baldachins über dem Tabernakel wollte, mußte man in einer Höhe von etwa vierzig Fuß über ein altes, vielleicht morsches Kranzgesims gehen. Die Pariser Tapeziere hatten beim Anblick dieses gefährlichen Steges ihre strahlende Heiterkeit plötzlich verloren; sie blickten empor, diskutierten lange und stiegen nicht hinauf. Julian ergriff die Federbüsche und eilte flugs die Leiter hinauf; dann steckte er sie sehr schön auf die Bekrönung in der Mitte des Baldachins. Als er unten wieder anlangte, schloß der Abbé Chas-Bernard ihn gerührt in die Arme.

„Optime,“ rief der gute Priester aus, „das erzähle ich Seiner Hochwürden.“

Das Bekehrungsfrühstück verlief sehr heiter. Der Abbé Chas hatte seine Kirche nie so schön gesehen.

„Lieber Schüler,“ begann er, „meine Mutter vermietete einst Stühle in dieser ehrwürdigen Basilika, ich bin also in diesem großen Gebäude aufgewachsen. Die Schreckensherrschaft Robespierres hat uns ruiniert, aber ich ministrierte schon mit acht Jahren bei Messen im Hause, und am Tag der Messe bekam ich dort zu essen. Niemand konnte ein Messgewand so gut zusammenlegen wie ich, nie waren die Borden geknickt. Seit der Wiederherstellung des Gottesdienstes durch Napoleon hatte ich das Glück, in diesem ehrwürdigen Gotteshaufe alles zu leiten. Fünfmal im Jahr sehen meine Augen es in diesem herrlichen Schmutz prangen, aber niemals ist es so prächtig gewesen, nie waren die Damaststreifen so gut befestigt und so glatt an den Säulen.“

„Endlich“, dachte Julian, „wird er mir sein Geheimnis sagen; er fängt an, von sich zu reden, er will sein Herz ausschütten.“ Und doch kam nichts Unbesonnenes über die Lippen dieses augenscheinlich begeisterten Mannes. „Und doch hat er viel gearbeitet; er ist glücklich,“ dachte Julian, „er hat den guten Wein nicht gespart. Welch ein Mensch! Welch ein Vorbild für mich, ihm die Ehre!“ (Es war dies eine Redensart, die er vom alten Stabsarzt hatte.)

Als es beim Hochamt zum Sanctus läutete, wollte Julian ein Chorhemd anziehen und dem Bischof zu der herrlichen Prozession folgen.

„Und die Diebe, mein Freund! Und die Diebe!“ rief der Abbe Chas, „daran denken Sie nicht. Die Prozession wird die Kirche gleich verlassen. Wir müssen aufpassen, Sie und ich. Wir können froh sein, wenn uns nur einige Ellen von der schönen Borte fehlen, die unten um die Säulen läuft. Das ist auch ein Geschenk der Frau von Rubempré; es stammt von dem berühmten Grafen, ihrem Urahn, pureß Gold, mein lieber Freund!“ flüsterte er ihm ins Ohr. „Nichts Unehmes!“ setzte er begeistert hinzu. „Sie werden den Nordflügel überwachen, gehen Sie ja nicht fort. Ich behalte den Südflügel und das Hauptschiff. Haben Sie ein Auge auf die Weichstühle. Von dort aus passen die Spioninnen der Diebe den Augenblick ab, wo wir den Rücken wenden.“

Als er ausgerebet hatte, schlug es dreiviertel zwölf. Sofort begann die große Glocke zu läuten. Sie läutete mit aller Macht; diese vollen feierlichen Klänge bewegten Julian tief. Sein Geist war nicht mehr auf der Erde.

Vollends entrückte ihn der Duft des Weihrauchs und der Rosenblätter, die kleine Kinder, als Johannes der Täufer gekleidet, vor dem Heiligen Sakrament gestreut hatten.

Er hätte bei den tiefen Tönen dieser Glocke nur die zwanzig Männer vor Augen haben dürfen, die sie für einen Lohn von fünfzig Centimes läuteten und von fünfzehn oder zwanzig Frommen im Ziehen unterstützt wurden. Er hätte an die Abnutzung der Stricke und des Gebälks, an die durch die Glocke drohende Gefahr, die alle zweihundert Jahre herunterstürzt, denken müssen; er hätte sich überlegen sollen, auf welche Weise man den Läutern ihren Lohn verringern oder sie durch irgendeinen Ablass oder eine anderweitige Gnade aus den Kirchenschätzen abfinden könnte, ohne den Geldsäckel anzugreifen.

Anstatt sich diesen wohlweisen Überlegungen hinzugeben, schweifte Julians Seele, durch die männlichen, vollen Klänge begeistert, im

Land der Träume. Aus ihm wird nie ein guter Priester noch ein Beamter! Seelen, die derartig leicht erregbar sind, taugen höchstens zum Künstler. Hier tritt Julians Dünkel ins volle Licht. Fünfzig von seinen Gefährten im Seminar, deren Blick für das Wesentliche im Leben geschärft war durch den öffentlichen Haß und das Jakobinertum, das man ihnen hinter jeder Hecke auf der Lauer zeigte, hätten beim Klang der großen Glocke gewiß nur an den Lohn für die Läuter gedacht. Sie hätten mit dem Genie eines Barème berechnet, ob der Grad der Begeisterung im Volke das Geld für die Läuter wert sei. Hätte Julian an die materiellen Interessen der Kirche denken sollen, so wäre seine Phantasie über das Ziel hinausgeschossen; er hätte darüber nachgedacht, wie man vierzig Franken bei der Münze sparen könnte, aber die Gelegenheit verpaßt, eine Ausgabe von fünfundzwanzig Centimes zu vermeiden.

Während die Prozession beim herrlichsten Wetter durch die Straßen von Besançon schritt und an den prächtigen Ruhealtären anhielt, welche die Behörden um die Wette errichtet hatten, war die Kirche in tiefem Schweigen zurückgeblieben. Halbdunkel und köstliche Frische herrschten darin und der Rosen- und Weihrauchduft lag noch in der Luft. Die Stille, die tiefe Einsamkeit und Kühle in den langen Schiffen machten Julians Träumereien noch holder. Er fürchtete nicht, vom Abbé Chas-Bernard gestört zu werden, da dieser sich in dem anderen Teile aufhielt. Seine Seele hatte fast ihre irdische Hülle verlassen, die langsam in dem seiner Obhut anvertrauten Nordflügel einherwandelte. Er war um so beruhigter, als er sich vergewissert hatte, daß in den Weichstühlen nur einige fromme Frauen knieten; seine Augen sahen, ohne zu sehen.

Gleichwohl ward seine Zerstreutheit halb besiegt, als sein Blick auf zwei gut gekleidete Damen fiel, deren eine vor einem Weichstuhl kniete, während die andere dicht daneben auf einem Stuhle saß. Er sah sie, ohne zu sehen und doch — war es ein vages Pflichtgefühl oder Bewunderung für die vornehme und einfache Kleidung dieser Damen? — nahm er wahr, daß in diesem Weichstuhl kein Geistlicher saß. „Sonderbar,“ dachte er, „daß diese schönen Damen

nicht an einem der Ruhealtäre draußen knien, wenn sie fromm sind, oder vorteilhaft in der ersten Reihe auf einem Balkon sitzen, wenn sie zur vornehmen Welt gehören! Wie gut dieses Kleid geschnitten ist! Welche Anmut!" Er verlangsamte den Schritt und suchte sie zu betrachten.

Die im Beichtstuhl Knieende wandte ein wenig den Kopf, als sie inmitten dieser großen Stille den Schall von Julians Schritten vernahm. Plötzlich stieß sie einen leisen Schrei aus und wurde ohnmächtig. Sie sank nach rückwärts um; ihre Freundin, die neben ihr saß, sprang ihr bei. Ein Halschmuck von dicken, schraubenförmig aufgereihten Perlen, der Julian wohl bekannt war, machte ihn stutzig. Wie ward ihm, als er Frau von Rénals' Frisur erkannte! Sie war es; die Dame, die ihren Kopf zu stützen suchte und sie am Umsinken hinderte, war Frau Derville. Julian eilte bestürzt auf sie zu; Frau Derville wäre durch ihre Freundin vielleicht mit umgerissen worden, wenn er sie nicht gehalten hätte. Er sah Frau von Rénals' Haupt blaß und völlig süßlos auf ihrer Schulter hin und her schwanken. Er half Frau Derville knieend, diesen holden Kopf an die Lehne eines der Rohrstühle zu legen.

Frau Derville drehte sich um und erkannte ihn.

„Fliehen Sie, mein Herr! Fliehen Sie!" gebot sie mit zorniger Stimme. „Daß sie vor allem Sie nicht wieder sieht. Ihr Anblick muß ihr in der That Schrecken einflößen, sie war so glücklich vor Ihrer Zeit. Ihr Benehmen ist abscheulich! Fliehen Sie, entfernen Sie sich, wenn Sie noch etwas Schamgefühl haben!"

Sie sagte dieses Wort in so gebieterischem Tone, und Julian war in diesem Augenblick so schwach, daß er fortging. „Sie hat mich immer gehaßt", sagte er niedergeschlagen, als er an Frau Derville dachte.

Im selben Augenblick ertönte schon der näselnde Gesang der vordersten Priester der Prozession, die wieder in die Kirche zurückkam. Der Abbé Chas-Bernard rief Julian mehrere Male, er hörte ihn zuerst nicht; endlich zog er ihn am Arm hinter einer Säule hervor, wohin sich Julian halbtot geflüchtet hatte. Er wollte ihn dem Bischof vorstellen.

„Ist Ihnen nicht wohl, mein Sohn?“ fragte der Abbé, als er ihn so blaß und fast unfähig zu gehen fand. „Sie haben zu viel gearbeitet.“ Der Abbé gab ihm den Arm. „Kommen Sie, setzen Sie sich hinter mich auf die Britische des Weihwasserspenders, ich werde Sie verbeden.“ Sie setzten sich gerade neben dem Hauptportal. „Beruhigen Sie sich nur, wir haben noch zwanzig Minuten, bis Seine Hochwürden kommt. Suchen Sie sich zu erholen; wenn er vorbeikommt, werde ich Sie stützen, denn ich bin stark und kräftig trotz meiner Jahre.“

Aber als der Bischof vorüberging, zitterte Julian dermaßen, daß der Abbé Chas es aufgeben mußte, ihn vorzustellen.

„Grämen Sie sich nicht zu sehr darüber,“ sagte er, „ich werde schon eine Gelegenheit finden.“

Am Abend schickte er in die Kapelle des Seminars zehn Pfund Kerzen, die Julian, wie er sagte, durch seine Umsicht und die Schnelligkeit, mit der er sie ausgeblasen, gespart hätte. Nichts war weniger wahr. Der arme Junge war selbst wie ausgeblasen, er war keines Gedankens mächtig, seit er Frau von Renal gesehen hatte.

Neunundzwanzigstes Kapitel

Die erste Beförderung

Er hat sein Jahrhundert gekannt, er hat
sein Departement gekannt, und er ist reich.
Der Vorläufer

Julian hatte sich noch nicht von der tiefen Träumerei erholt, in die ihn der Vorfall in der Kathedrale versenkt hatte, als der gestrenge Abbé Pirard ihn eines Morgens rufen ließ.

„Der Abbé Chas-Bernard schreibt mir und legt hier ein gutes Wort für Sie ein“, begann er. „Ich bin mit Ihrer bisherigen Führung im ganzen recht zufrieden. Sie sind außerordentlich unvorsichtig, ja sogar unbesonnen, obgleich es nicht so scheint. Doch ist das Herz bis jetzt gut und sogar edel, und der Geist steht hoch. Kurzum, in Ihnen ist ein Funke, den man nicht ausgehen lassen darf.“

„Nach fünfzehn Jahren der Arbeit stehe ich im Begriff, dies Haus zu verlassen; meine Schuld war, daß ich den Seminaristen ihren Willen ließ und die geheime Verbindung, von der Sie mir im Beichtstuhl gesprochen haben, weder begünstigt noch ihr entgegengewirkt habe. Ehe ich fortgehe, will ich etwas für Sie tun. Ich hätte es schon vor zwei Monaten getan, wenn die Adresse der Amanda Binet, die sich bei Ihnen gefunden hat, Ihnen damals nicht die Denunziation eingetragen hätte. Ich mache Sie zum Repetitor für das Alte und Neue Testament.“

Julian war hingerissen vor Dankbarkeit; er hatte den Einfall, sich auf die Knie zu werfen und Gott zu danken; aber er folgte einem aufrichtigeren Triebe. Er ging auf den Abbé Pirard zu und ergriff seine Hand, um sie an die Lippen zu führen.

„Was soll das heißen?“ rief dieser mit ärgerlicher Miene; aber Julians Augen sagten noch mehr als sein Tun.

Der Abbé Pirard sah ihn erstaunt an, wie ein Mann, der jahrelang keinen zarten Empfindungen begegnet ist. Dieser Blick verriet den Direktor; seine Stimme veränderte sich, als er sagte:

„Nun ja, mein Sohn, ich bin dir zugetan. Der Himmel weiß, daß es wider meinen Willen ist. Ich müßte gerecht sein und gegen niemand weder Haß noch Liebe hegen. Deine Laufbahn wird schwer sein. Ich sehe in dir etwas, das den Durchschnitt verlegt. Neid und Verleumdung werden dir folgen. Wohin die Vorsehung dich auch stellen mag, deine Gefährten werden nie ohne Haß auf dich blicken. Und wenn sie sich stellen, als ob sie dich liebten, so werden sie dies tun, um dich desto sicherer zu verraten. Da hilft nur eines; nimm deine Zuflucht zu Gott, der dir zur Strafe für deinen Hochmut den Haß der andern zuteil werden läßt; sei lauter in deinem Wandel; das ist die einzige Rettung, die ich für dich sehe. Wenn du dich mit unermüdlicher Ausdauer an die Wahrheit hältst, so werden deine Feinde früher oder später erlahmen.“

Es war so lange her, daß Julian die Stimme eines Freundes gehört hatte, daß man ihm eine Schwäche verzeihen muß: er brach in

Tränen aus. Der Abbé Pirard schloß ihn in seine Arme, dieser Augenblick war für beide sehr süß.

Julian war toll vor Freude; es war dies seine erste Beförderung, die Vorteile waren ungeheuer. Um sie zu würdigen, muß man verdammt gewesen sein, monatelang und ohne je einen Augenblick allein zu sein, in unmittelbarer Berührung mit Gefährten zu leben, die zum mindesten lästig, zum größten Teil unerträglich sind. Schon ihr Geschrei reichte hin, um eine zartere Natur zu verstimmen. Die lärmende Fröhlichkeit dieser wohlgenährten und gutgekleideten Bauern fand ihren Selbstgenuß und ihr Wohlgefühl nur dann, wenn alle durcheinander aus vollster Kehle schrien.

Jetzt aß Julian allein, oder doch fast allein, eine Stunde später als die andren Priesterschüler. Er hatte einen Schlüssel zum Garten und konnte darin spazieren gehen, wenn er leer war.

Zu seinem größten Erstaunen nahm er wahr, daß er jetzt weniger gehaßt wurde; er hatte im Gegenteil auf verdoppelten Haß gerechnet. Der geheime und doch so leicht erkennbare Wunsch, nicht angeredet zu werden, der ihm so viele Feinde gemacht hatte, war nun kein Zeichen mehr von lächerlichem Hochmut. In den Augen der groben Naturen, die ihn umgaben, war es ein berechtigtes Gefühl seiner Würde. Der Haß nahm zusehends ab, besonders unter seinen jüngeren Kameraden, die nun seine Schüler wurden und die er mit großer Zuberkommenheit behandelte. Nach und nach gewann er sogar Anhänger; es kam in Verwurf, ihn Martin Luther zu nennen.

Aber wozu Freunde seine Feinde nennen? Das ist um so häßlicher, je wahrer die Absicht ist. Sind sie nicht die einzigen Morallehrer, die das Volk hat, und was würde ohne sie aus ihm werden? Wird die Zeitung je den Pfarrer ersetzen können?

Seit Julian seine neue Würde bekleidete, sprach der Seminar-direktor in auffälliger Weise nur noch vor Zeugen mit ihm. Dieses Verhalten war klug, sowohl von seiten des Lehrers wie für den Schüler, aber vor allem war es eine Probe. Pirard hatte als strenger Jansenist den unerschütterlichen Grundsatz: hat jemand in deinem

Augen Verdienste, so erschwere ihm alles, was er wünscht und wonach er trachtet. Ist sein Verdienst ein wahres, so wird er die Schwierigkeiten zu beseitigen oder abzuwenden wissen.

Als die Jagdzeit herannahte, kam Fouqué auf den Gedanken, dem Seminar einen Hirsch und ein Wildschwein als Geschenk von Julian's Eltern zu schicken. Die erlegten Tiere wurden in den Gang zwischen Küche und Refektorium gelegt, so daß alle Seminaristen sie sehen mußten, als sie zum Essen gingen. Sie waren der Gegenstand allgemeiner Neugier. Das Wildschwein flößte den Jüngeren noch im Tode Entsetzen ein, sie betasteten seine Hauer nicht ohne Echeu. Acht Tage lang war von nichts anderem die Rede.

Diese Gabe, durch die Julian's Anverwandte zu Respektspersonen wurden, machte den Haß gegen ihn völlig zunichte. Seine geistige Überlegenheit wurde jetzt durch den Reichtum sanktioniert. Chazel und andere Leuchten des Seminars waren von großem Entgegenkommen und hätten sich fast bei ihm beklagt, warum er sie von dem Wohlstand seiner Eltern nicht gebührend in Kenntnis gesetzt und sie somit in die peinliche Lage gebracht hatte, dem Gelde den schuldigen Respekt zu versagen.

Es fand eine Aushebung statt, von der Julian in seiner Eigenschaft als Priester Schüler jedoch freikom. Das bewegte ihn tief. „So ist also der Augenblick auf ewig verpaßt,“ sagte er sich, „wo ich vor zwanzig Jahren ein Heldenleben hätte beginnen können.“

Er ging allein im Garten spazieren und hörte, wie die Maurer, die an der Umfassungsmauer arbeiteten, miteinander sprachen.

„Na, nu müssen wir fort, 's ist wieder 'ne neue Aushebung.“

„Zu seiner Zeit, ja, da wurde ein Maurer noch Offizier oder gar General, das hat man alles gesehen.“

„Sieh dir's jetzt mal an. Nur die Bettler gehen mit, wer was hat, bleibt im Lande.“

„Wer arm geboren ist, bleibt arm.“

„Sag' mal, ist's denn wahr, was sie sagen, daß er tot ist?“ fragte ein dritter Maurer dazwischen.

„Das sind die Reichen, die das sagen, verstehst du. Vor dem hatten sie Angst!“

„Ja, zu seiner Zeit, da war's anders, da ging die Arbeit vorwärts! Und wenn man so denkt, daß er von seinen Marschällen ist verraten worden! Wozu gibt's Verräter?“

Dieses Gespräch tröstete Julian ein wenig. Als er weiterging, seufzte er:

„Der einz'ge König, den das Volk niemals vergißt!“

Die Zeit der Examina kam heran. Julian antwortete ausgezeichnet; er sah, daß selbst Chazel sein ganzes Wissen zu zeigen suchte.

Am ersten Tage ging es den Examinatoren, die der berühmte Großvikar von Frilair ernannt hatte, sehr gegen den Strich, diesen Julian Sorel, der ihnen als der Benjamin des Abbs Pirard bezeichnet war, auf ihren Listen stets an erster oder zweiter Stelle eintragen zu müssen. Man wettete im Seminar, daß er in der Generalliste die Nummer eins bekommen würde, was die Ehre, bei Sr. Hochwürden zu speisen, mit sich brachte. Doch gelang es am Ende einer Prüfung einem geschickten Examinator, nachdem er vom hl. Hieronymus und dessen Vorliebe für Cicero gesprochen hatte, auf Horaz, Virgil und die anderen Profandichter zu sprechen zu kommen. Julian hatte ohne Wissen seiner Kameraden eine große Reihe von Stellen aus diesen Autoren auswendig gelernt. Von seinen Erfolgen hingerissen, vergaß er den Ort, an dem er war, und sagte auf wiederholtes Befragen des Examinators mehrere Horazoden auf, worauf er sie mit Feuer kommentierte.

Der Examinator ließ ihn sich zwanzig Minuten lang in die Blut hineinreden, dann zog er pöblich ein anderes Gesicht auf und tadelte ihn hart, daß er seine Zeit mit so profanen Studien verloren und sich so unnütze oder sündhafte Gedanken in den Kopf gesetzt hätte.

„Ich bin töricht, mein Herr, Sie haben ganz recht“, erwiderte Julian bescheiden und erkannte die geschickte Falle, in die er gegangen war.

Diese List des Examinators wurde selbst im Seminar gemein gefunden, doch den Herrn Abbé von Frilair, diesen geschickten Mann, der das Netz der geheimen Kongregation in Besançon so geschickt gesponnen hatte und dessen Depeschen nach Paris Richter, Präfekten und selbst hohe Offiziere der Garnison erzittern ließen, hinderte das nicht, mit seiner allmächtigen Hand die Ziffer Hundertachtundneunzig neben Julians Namen zu setzen. Es bereitete ihm eine Freude, seinen Feind Pirard auf diese Weise tödlich zu verletzen.

Es war seit zehn Jahren sein Haupttrachten, ihm die Direktion des Seminars zu entreißen. Der Abbé Pirard befolgte selbst, was er Julian vorgegeschrieben hatte, er war aufrichtig, fromm, arglos und pflichttreu. Aber der Himmel hatte ihm in seinem Zorn das gallige Temperament gegeben, das ihn Beleidigung und Haß tief empfinden ließ. Keine Kränkung, die ihm zugebracht war, ließ diese feurige Seele unberührt. Er wäre schon hundertmal fortgegangen, aber er hielt sich für nützlich an dem Platze, auf den ihn die Vorsehung gestellt hatte. „Ich hindere die Fortschritte des Jesuitismus und des Götzendienstes“, sagte er sich.

Zur Zeit des Examen war es vielleicht zwei Monate her, daß er mit Julian nicht gesprochen hatte, und doch war er acht Tage lang krank, als er den offiziellen Bericht über das Resultat des Examen empfing und die Ziffer Hundertundachtundneunzig neben dem Namen des Schülers sah, den er für den Ruhm seines Hauses hielt. Seinen einzigen Trost fand dieser strenge Charakter darin, seine Wachsamkeit gegen Julian zu verdoppeln. Zu seiner hellen Freude sah er, daß er weder Zorn noch Rachgelüste hegte, noch entmutigt war.

Einige Wochen später zitterte Julian, als er einen Brief mit dem Poststempel Paris erhielt. „Endlich“, dachte er, „erinnert Frau von Rénal sich ihres Versprechens.“ Ein Herr, der sich Paul Sorel unterschrieb und sich für seinen Verwandten ausgab, sandte ihm einen Wechselbrief auf fünfhundert Franken und versprach ihm für jedes Jahr eine gleiche Summe, wenn er fortführe, die lateinischen Klassiker mit Erfolg zu studieren.

„Das ist sie, das ist ihre Güte!“ sagte Julian gerührt. „Sie will mich trösten, aber warum kein einziges liebeß Wort?“

Er täuschte sich über die Herkunft dieses Briefes; Frau von Renal gab sich unter dem Einfluß ihrer Freundin, Frau Derville, ganz ihrer tiefen Reue hin. Sie mußte zwar oft an den seltsamen Menschen denken, dessen Erscheinung ihr ganzes Leben so völlig gewandelt hatte; aber sie hütete sich wohl, ihm zu schreiben.

Wenn wir in der Sprache des Seminars redeten, könnten wir in dieser Zusendung von fünfhundert Franken ein Wunder erblicken und sagen, daß der Himmel sich des Herrn von Frilair selbst bediente, um Julian diese Gabe zuzuwenden.

Der Abbé von Frilair war vor zwölf Jahren in Besançon mit einem winzigen Mantelsack eingetroffen, von dem die Sage ging, daß er sein ganzes Besitztum enthalten hätte. Jetzt war er einer der reichsten Grundbesitzer des Departements. Im Laufe seines wirtschaftlichen Aufschwunges hatte er die Hälfte eines Gutes erworben, dessen andre Hälfte dem Herrn de la Mole durch Erbschaft zufiel; hieraus entspann sich ein großer Prozeß zwischen den beiden.

Der Marquis de la Mole fühlte trotz seiner glänzenden Stellung in Paris und trotz der Hofämter, die er bekleidete, daß es gefährlich wäre, mit einem Großvilar in Besançon zu rechten, der Präfekten ein- und absetzte. Anstatt sich mit einer Entschädigung von fünfzigtausend Franken zu begnügen, die er unter irgendeinem Titel in das Budget aufnehmen lassen konnte, und dem Abbé von Frilair diesen lumpigen Prozeß von fünfzigtausend Franken zu überlassen, wurde der Marquis böse. Er glaubte im Recht zu sein: schöner Grund! Denn wenn ich so sagen darf: welcher Richter hat nicht einen Sohn oder wenigstens einen Better in der Welt weiterzubringen.

Um auch den Blindesten die Augen zu öffnen, setzte der Abbé von Frilair sich acht Tage nachdem er das erste Urteil durchgesetzt hatte in die Kuttsche Seiner Hochwürden und überbrachte seinem Advokaten höchstselbst das Kreuz der Ehrenlegion. Herr de la Mole

war über dies Gebaren seiner Gegenpartei ein wenig betroffen, und als er merkte, daß seine Advokaten erlahmten, bat er den Abbé Chélan um Rat; dieser setzte ihn mit Herrn Pirard in Verbindung.

Ihre Beziehungen hatten zur Zeit unserer Geschichte schon mehrere Jahre gedauert. Der Abbé Pirard setzte seinen leidenschaftlichen Charakter auch in diese Sache ein. Da er die Advokaten des Marquis fortwährend sah, lernte er die Angelegenheit genau kennen, und da er sie für recht befand, vertrat er öffentlich die Sache des Marquis gegen den allmächtigen Großvikar. Der war natürlich empört über diese Unverschämtheit, noch dazu von einem elenden Jansenisten!

„Da sieht man wieder, was dieser Hofadel, der sich für so mächtig hält, eigentlich vorstellt!“ sagte der Abbé von Frilair zu seinem Vertrauten. „Herr de la Mole hat seinem Agenten in Besançon noch nicht einmal einen lumpigen Orden verschafft und sieht ruhig zu, wie er abgesetzt wird! Und doch schreibt man mir, daß dieser edle Pair keine Woche verstreichen läßt, ohne sein blaues Ordensband im Salon des Justizministers zu zeigen, wer es auch gerade sein mag.“

In der Tat hatte de la Mole trotz der Tätigkeit des Abbé Pirard und obwohl er mit dem Justizminister und namentlich mit dem Ministerialbeamten sich immer gut stand, nach sechsjährigem Prozessieren nicht mehr erreichen können, als daß er seinen Prozeß nicht ganz verlor.

Sein steter Briefwechsel mit dem Abbé in einer Sache, die sie beide gleich eifrig verfolgten, ließ den Marquis an der Geistesart des Priesters schließlich Gefallen finden. Allmählich nahm ihr Briefverkehr trotz des ungeheuren Abstandes der sozialen Stellung der beiden einen freundschaftlichen Charakter an. Der Abbé Pirard klagte dem Marquis sein Leid, daß man ihn durch fortgesetzte Kränkungen aus seiner Stellung herauszudrängen suchte; und erzählte ihm im Borne über die niederträchtige List, die nach seiner Ansicht gegen Julian gebraucht worden war, dessen ganze Geschichte.

Der große Herr war bei all seinem Reichtum durchaus nicht geizig. Er hatte den Abbé nie dazu bewegen können, sich auch nur die Auslagen für die durch den Prozeß bedingten Postsendungen zurück-erstatton zu lassen, und er kam darum auf den Gedanken, seinem Lieblingschüler fünfhundert Franken zu senden. Herr de la Mole unterzog sich selbst der Mühe, das Begleitschreiben auszufertigen; das lenkte seine Gedanken wieder auf den Abbé.

Eines Tages erhielt dieser ein Willet mit der Aufforderung, sich in einer eiligen Angelegenheit unverzüglich in einem Gasthof der Vorstadt von Besançon einzufinden. Hier traf er den Intendanten des Herrn de la Mole.

„Der Herr Marquis hat mich beauftragt, Ihnen seinen Wagen anzubieten. Er hofft, daß Sie nach Lektüre dieses Briefes bereit sein werden, in vier oder fünf Tagen nach Paris zu reisen. Ich möchte die Zwischenzeit, die Sie gütigst bestimmen wollen, dazu benutzen, um den Grundbesitz des Herrn Marquis in der Franche-Comté zu besichtigen. Hiernach können wir jeden Tag, an dem es Ihnen paßt, nach Paris abreisen.“

Der Brief war kurz:

„Schaffen Sie sich, mein lieber Herr, die ganze Provinzialpladerei vom Halse und atmen Sie von jetzt ab ruhig in Paris. Ich schicke Ihnen meinen Wagen, der den Auftrag hat, drei oder vier Tage auf Ihren Entschluß zu warten. Ich selbst erwarte Sie bis Dienstag in Paris. Es bedarf Ihrerseits nur eines Jaworts, mein Herr, und ich nehme in Ihrem Namen eine der besten Pfarten in der Umgegend von Paris an. Das reichste Ihrer künftigen Gemeindeglieder hat Sie zwar nie gesehen, ist Ihnen aber weit ergebener als Sie vermeinen. Es ist der Marquis de la Mole.“

Der gestrenge Abbé Pirard hing unbewußt an diesem von seinen Feinden bevölkerten Seminar, dem seit fünfzehn Jahren alle seine Gedanken angehörten. Der Brief des Marquis war für ihn wie das Erscheinen des Arztes zu einer schmerzhaften, aber notwendigen Operation. Seine Amtsenthebung war sicher. Er verabredete mit dem Verwalter ein Stellbichein auf drei Tage später.

Achtundvierzig Stunden quälte ihn das Fieber der Ungewißheit. Endlich schrieb er an Herrn de la Mole und setzte einen Brief an Se. Hochwürden, den Bischof auf, ein Meisterstück geistlichen Stils, nur etwas lang. Es dürfte schwer fallen, korrektere Ausdrücke zu finden, die eine aufrichtigere Hochachtung atmen. Und doch enthielt dieser Brief, der dem Herrn von Frilair seinem Bischof gegenüber noch eine schwere Stunde bereiten sollte, alle gewichtigen Klagepunkte bis zu den kleinsten schmutzigsten Placereien hinab, die der Abbé Pirard sechs Jahre lang mit Geduld ertragen hatte, bis sie ihn schließlich zwangen, die Diözese zu verlassen. Man stahl ihm das Holz aus dem Holzstall, vergiftete seinen Hund usw.

Als der Brief fertig war, ließ er Julian wecken, der wie alle anderen Seminaristen um acht Uhr schon schlief.

„Sie wissen, wo der bischöfliche Palast ist“, sagte er im besten Latein. „Bringen Sie diesen Brief zum Bischof. Ich verhehle Ihnen nicht, daß ich Sie unter die Wölfe sende. Seien Sie ganz Auge und Ohr. Keine Unwahrheit in Ihren Antworten, aber bedenken Sie, daß, wer Sie fragt, vielleicht eine ungemischte Freude daran hat, Ihnen zu schaden. Es freut mich, mein Kind, daß ich Sie diese Erfahrung machen lassen kann, ehe ich Sie verlasse, denn ich verhehle es Ihnen nicht: dieser Brief enthält meine Entlassung.“

Julian blieb unbeweglich stehen, er liebte den Abbé Pirard. Vergebens flüsterte ihm die Klugheit ins Ohr: „Nach dem Fortgange dieses Ehrenmannes wird die Partei des Sacré-Coeur mich absetzen und womöglich fortjagen.“ Er konnte nicht an sich selbst denken. Was ihn so verlegen machte, war ein Gedanke, den er in ein paar höfliche Worte einzukleiden suchte; doch tatsächlich fand er nicht Geist genug dazu.

„Nun, mein Freund, worauf warten Sie?“ fragte der Ex-direktor.

„Es ist nur . . .“ erwiderte Julian zaghaft, „es wird gesagt, Sie hätten in Ihrer langjährigen Amtstätigkeit nichts zurückgelegt. Ich habe sechshundert Franken . . .“

Die Tränen hinderten ihn fortzufahren.

„Die werden auch angeschrieben“, sagte der Exdirektor kalt.
„Gehen Sie zum bischöflichen Palast, es wird spät.“

Der Zufall wollte, daß der Herr Abbé von Trilair an jenem Abend den Dienst im Salon des Bischofs hatte. Seine Hochwürden speisten auf der Präfektur. Julian übergab also dem Großvikar selbst den Brief, aber er kannte ihn nicht.

Mit Erstaunen sah er, wie dieser dreist ein Schreiben öffnete, das an den Bischof gerichtet war. Die schönen Züge des Großvikars nahmen bald einen Ausdruck der Überraschung an, in die sich eine aufrichtige Freude mischte; dann wurden sie sehr ernst. Während er laß, hatte Julian, den sein gutes Aussehen verwunderte, Zeit genug, ihn zu betrachten. Dieses Gesicht würde noch bedeutender gewesen sein, wenn manche Züge nicht die äußerste Feinheit vertragen hätten, die zur offenbaren Falschheit umgeschlagen wäre, sobald der Besitzer dieses schönen Gesichtes einen Augenblick nicht auf sich geachtet hätte. Die weit vorspringende Nase bildete eine schnurgerade Linie und verlieh diesem sonst sehr vornehmen Profil leider eine unleugbare Ähnlichkeit mit dem Gesicht eines Fuchses. Übrigens war der Abbé, den die Entlassung des Herrn Pirard so sehr zu beschäftigen schien, sehr elegant gekleidet, was Julian um so mehr auffiel, als er diese Beobachtung bisher an keinem Priester gemacht hatte.

Julian erfuhr erst später, worin das Haupttalent des Abbé von Trilair bestand: er verstand es, seinen Bischof, einen liebenswürdigen Greis, zu unterhalten. Der Bischof war für das Pariser Leben gemacht und betrachtete Besançon als ein Exil. Er hatte sehr schlechte Augen und aß mit Leidenschaft Fisch: der Abbé von Trilair suchte also die Gräten aus dem Fisch, den man Seiner Hochwürden reichte.

Julian beobachtete stillschweigend den Abbé, der das Entlassungsgesuch nochmals durchlas, als plötzlich die Türe geräuschvoll aufging. Ein reich betretter Lakai schritt rasch durch das Zimmer. Julian hatte gerade noch Zeit, sich nach der Tür umzudrehen: er erblickte einen kleinen, sehr alten Mann mit dem Brustkreuz und verneigte sich tief. Der Bischof sah ihn liebenswürdig lächelnd an

und ging vorüber. Der schöne Abbé folgte ihm und Julian blieb allein im Salon zurück, dessen heilige Pracht er jetzt mit Mühe bewundern konnte.

Der Bischof von Befançon war ein Greis von über fünfund-siebzig Jahren, dessen Geist durch das Elend der Emigrantenzzeit geprüft, aber nicht gebrochen war; es kümmerte ihn nicht im geringsten, was in zehn Jahren sein würde.

„Wer war der Seminarist mit den klugen Augen, den ich im Vorbeigehen gesehen zu haben glaube?“ fragte er. „Müssen sie nach meiner Anordnung um diese Zeit nicht zu Bette sein?“

„Dieser ist sehr wach, das schwöre ich Ihnen, Hochwürden. Er bringt eine große Neuigkeit: die Entlassung des einzigen Janse-nisten in Ihrer Diözese. Der gräßliche Abbé Pirard versteht endlich, was reden heißt.“

„Nun wohl,“ entgegnete der Bischof lachend, „ich traue Ihnen nicht zu, daß Sie ihm einen Nachfolger geben können, der so viel taugt wie er. Und um Ihnen den Wert des Mannes zu zeigen, lade ich ihn morgen zum Essen ein.“

Der Großvikar wollte einige Worte über die Wahl des Nach-folgers einflechten, aber der Prälat war nicht dazu aufgelegt, von Geschäften zu reden, und sagte:

„Ehe wir den andern kommen lassen, wollen wir wissen, wie dieser geht. Lassen Sie den Seminaristen herein; die Wahrheit liegt im Munde der Kinder.“

Julian wurde gerufen. „Ich komme jetzt zwischen zwei In-quisitoren zu stehen“, dachte er. Nie hatte er mehr Mut in sich gefühlt.

In dem Augenblick, als er eintrat, kleideten zwei Kammerdiener, die noch besser angezogen waren als Herr Valenod, den Bischof aus. Der Prälat glaubte, ehe er auf Herrn Pirard zu sprechen kam, Julian über seine Studien befragen zu müssen. Er sprach ein wenig von Kirchenlehre und war erstaunt. Bald ging er zu den Profan-schriftstellern über, zu Virgil, Horaz und Cicero. „Diese Namen“, dachte Julian, „haben mir die Nummer hundertachtundneunzig

eingetragen. Ich habe nichts mehr zu verlieren, also versuche ich zu glänzen.“ Er hatte Erfolg damit. Der Prälat, selbst ein guter Humanist, war entzückt.

Beim Essen in der Präfektur hatte ein junges Mädchen, das dafür berühmt war, das Gedicht von der Madeleine hergesagt. Er war also gerade in der Stimmung, über Literatur zu reden, und vergaß bald den Abbé Pirard und alle seine Geschäfte, um mit dem Seminaristen darüber zu diskutieren, ob Horaz reich oder arm gewesen wäre. Der Prälat führte einige Oden an, aber oft ließ ihn sein Gedächtnis im Stich, und Julian sagte gleich die ganze Ode mit bescheidenster Miene her. Es fiel dem Bischof auf, daß Julian nie aus dem Unterhaltungston herausging; er sagte zwanzig oder dreißig lateinische Verse her, als ob er von Dingen aus dem Seminar erzählte. Sie sprachen lange von Virgil und Cicero. Endlich konnte der Prälat nicht umhin, Julian ein Kompliment zu machen.

„Es ist unmöglich, bessere Studien gemacht zu haben“, sagte er.

„Hochwürden“, erwiderte Julian, „Ihr Seminar hat hundert-siebenundneunzig Schüler aufzuweisen, die Ihrer hohen Anerkennung weniger unwert sind.“

„Wieso?“ fragte der Prälat, erstaunt über die Zahl.

„Ich kann mit einem öffentlichen Zeugnis beweisen, was ich die Ehre habe, vor Ew. Hochwürden hier zu sagen. Bei dem jährlichen Examen im Seminar wurde ich über genau dieselben Gegenstände befragt, die mir im Augenblick die Anerkennung Ew. Hochwürden eintrugen, und erhielt die Nummer hundertachtundneunzig.“

„Ach, das ist Pirards Benjamin!“ rief der Bischof lachend, indem er Herrn von Trilair ansah. „Das hätten wir erwarten können. Aber das ist so Kriegsbrauch. Nicht wahr, mein Freund“, setzte er zu Julian hinzu, „Sie sind geweckt worden, um hierher geschickt zu werden?“

„Zawohl, Hochwürden. Ich habe nur ein einziges Mal im Leben das Seminar verlassen, um dem Abbé Chas-Bernard bei Aus-schmückung der Kathedrale zum Fronleichnamsfest zu helfen.“

„Optime“, sagte der Bischof. „Was, Sie haben soviel Mut bewiesen, die Federbüsche auf den Baldachin zu stecken? Jedes Jahr muß ich ihretwegen zittern. Ich fürchte stets, sie kosten mir einmal ein Menschenleben. Sie werden es noch weit bringen, mein Freund; aber ich will Ihnen Ihre Zukunft nicht verderben, indem ich Sie Hungers sterben lasse.“

Auf Befehl des Bischofs wurde Badwerk und Malagawein gebracht, dem Julian zusprach, noch mehr aber der Abbé von Frilair, der wohl wußte, daß sein Bischof es gerne sah, wenn fröhlich und mit gutem Appetit gegessen wurde.

Der Prälat, der über das Ende seines Abends immer zufriedener wurde, begann einen Augenblick von Kirchengeschichte zu sprechen. Er sah, daß Julian ihn nicht verstand, und ging auf den Sittenzustand des römischen Reiches unter den Kaisern im Zeitalter Konstantins über. Das Ende des Heidentums kennzeichnete sich durch denselben Zustand der Unruhe und Zweifelsucht, der im neunzehnten Jahrhundert die traurigen und gelangweilten Gemüter zur Verzweiflung bringt. Se. Hochwürden bemerkten, daß Julian nicht einmal den Namen des Tacitus kannte.

Julian antwortete zum Erstaunen des Prälaten freimütig, daß dieser Autor sich in der Seminarbibliothek nicht befände.

„Das freut mich wirklich“, sagte der Bischof vergnügt: „Sie ziehen mich aus der Verlegenheit. Ich überlege seit zehn Minuten, wie ich Ihnen für den angenehmen Abend danken könnte, den Sie mir ganz unverhoffterweise bereitet haben. Ich erwartete sicher nicht in einem Schüler meines Seminars einen Lehrer zu finden. Die Gabe ist zwar nicht sehr kanonisch, aber ich will Ihnen einen Tacitus schenken.“

Der Prälat ließ sich acht prachtvoll gebundene Bücher bringen und wollte auf das Titelblatt des ersten eine lateinische Anerkennung für Julian Sorrel schreiben; er bildete sich nicht wenig auf sein gutes Lateinisch ein. Schließlich sagte er in sehr ernstem Tone, der in merklichem Gegensatz zu der übrigen Unterhaltung stand:

„Junger Mann, wenn Sie verständig sind, so werden Sie eines Tages die beste Pfarre in meiner Diözese erhalten, und nicht hundert Meilen von meinem Bischofsitz entfernt; aber Sie müssen verständig sein!“

Julian verließ, mit seinen acht Bänden beladen, um Mitternacht höchlichst erstaunt den bischöflichen Palast.

Se. Hochwürden hatten kein Wort von Herrn Pirard zu ihm gesagt. Julian war vor allem über die ausnehmende Höflichkeit des Bischofs erstaunt. Er hatte keine Ahnung von solcher Artigkeit der Formen, die sich mit so viel natürlicher Würde paarte. Der Gegensatz machte ihn betroffen, als er den düsteren Abbe Pirard wieder sah, der ihn ungeduldig erwartete.

„Quid tibi dixerunt?“ (Was haben sie Ihnen gesagt?) rief er ihm laut von weitem entgegen, sobald er ihn erblickte. Julian brachte die Reden des Bischofs durcheinander, als er sie auf lateinisch übersetzen wollte.

„Sprechen Sie Französisch und wiederholen Sie genau die Worte Sr. Hochwürden, ohne etwas hinzuzusetzen oder auszulassen“, gebot der Erbdirektor mit hartem Tone und seinen höchst uneleganten Manieren.

„Ein merkwürdiges Geschenk von einem Bischof an einen Seminaristen“, sagte er, indem er in dem herrlichen Tacitus blätterte, dessen Goldschnitt ihm Abscheu einzulösen schien.

Es schlug zwei Uhr, als er nach genauer Berichterstattung seinem Lieblingschüler erlaubte, in sein Zimmer zurückzukehren.

„Lassen Sie mir den ersten Band Ihres Tacitus hier, in welchem das Lob des Bischofs steht“, sagte er zu ihm. „Diese lateinische Zeile wird nach meinem Scheiden in diesem Hause Ihr Blizableiter sein. Erit tibi, fili mi, successor meus tamquam leo quaerens quem devoret.“ (Denn für Dich, mein Sohn, wird mein Nachfolger sein wie ein Löwe, der da sucht, wen er verschlinge.)

Am nächsten Morgen fiel Julian die Art und Weise auf, wie seine Kameraden mit ihm sprachen. Er war nur um so zurückhaltender. „Das ist die Wirkung von Pirards Entlassung“, dachte er. „Sie ist

im ganzen Hause bekannt, und ich gelte für seinen Liebling. Es ist sicher etwas Beleidigendes in ihrer Haltung." Aber er konnte nichts dergleichen entdecken. Es war im Gegenteil kein Haß in den Augen derer zu lesen, denen er längs der Schlassäle begegnete. „Was soll das heißen?“ dachte er. „Das ist ohne Zweifel eine Falle. Also Vorsicht.“ Schließlich lachte der kleine Seminarist aus Verrières ihn an: „Cornelii Taciti opera omnia“ (Des Tacitus gesammelte Werke).

Die andern hörten dies Wort und machten Julian um die Wette Komplimente, nicht nur über das schöne Geschenk Sr. Hochwürden, sondern auch über die zweistündige Unterhaltung, mit der er beehrt worden, und von der man alle Einzelheiten kannte. Von jetzt ab war kein Haß mehr zu spüren. Jeder machte ihm in der niedrigsten Weise den Hof. Der Abbé Castanède, der noch am Abend zuvor von ausgesuchter Unverschämtheit gegen ihn gewesen, nahm ihn beim Arme und lud ihn zum Frühstück ein. Es war ein Verhängnis von Julians Charakteranlage, daß ihn die Kränkungen dieser gewöhnlichen Naturen tief betrübt hatten; ihre Kriecherei flößte ihm Verachtung ein und bereitete ihm durchaus kein Vergnügen.

Gegen Mittag verließ der Abbé Pirard seine Schüler, nicht ohne ihnen eine strenge Ansprache zu halten. „Wollt ihr die Ehren der Welt,“ sagte er, „wollt ihr alle sozialen Vorteile, das Vergnügen zu befehlen, der Gesetze zu spotten und gegen jedermann ungestraft zu sündigen, oder wollt ihr euer Seelenheil? Wer unter euch noch so zurückgeblieben ist, braucht nur die Augen zu öffnen, um diese beiden Wege zu unterscheiden.“

Skaum war er fort, als die Frommen des Sacré-Coeur in der Kapelle ein Te deum anstimmten. Niemand im Seminar nahm die Anrede ernst. „Er ärgert sich über seine Absetzung“, sagte man allgemein. Nicht ein einziger Seminarist hatte die Einfalt, an sein freiwilliges Scheiden aus einer Stellung zu glauben, die ihn mit so vielen reichen Lieferanten in Verbindung setzte. Der Abbé Pirard logierte sich im schönsten Gasthause von Besançon ein

und wollte unter dem Vorwand, daß er Geschäfte hätte, zwei Tage dort bleiben.

Der Bischof hatte ihn zum Essen eingeladen und suchte, um seinen Großvikar von Frilair etwas zu ärgern, ihn ins hellste Licht zu setzen. Als man beim Nachtsisch war, kam von Paris die seltsame Kunde, daß der Abbé Pirard die herrliche Pfarre von N . . . , vier Meilen von der Hauptstadt, erhalten habe. Der gute Prälat beglückwünschte ihn aufrichtig. Er sah in dieser ganzen Sache ein geschicktes Spiel, das ihn in die beste Stimmung versetzte und ihm eine hohe Meinung von den Talenten des Abbé beibrachte. Er gab ihm ein ausgezeichnetes lateinisches Zeugnis und gebot dem Großvikar von Frilair, der Einwendungen machen wollte, Still-schweigen.

Abends bei der Marquise von Rubempré verlieh der Bischof seiner Bewunderung unverbohlenen Ausdruck. Es war dies für die gute Gesellschaft von Besançon ein großes Ereignis; man erging sich in allerlei Vermutungen über eine so außergewöhnliche Gunst. Man sah den Abbé Pirard bereits als Bischof. Die Feinsten glaubten, Herr de la Mole würde Minister, und erlaubten sich an diesem Tage ein Lächeln über das gebieterische Auftreten, das der Abbé von Frilair überall hervorkehrte.

Am nächsten Morgen folgte man dem Abbé Pirard fast auf den Straßen, und die Kaufleute traten in ihre Ladentüren, als er zu den Richtern des Marquis ging; er wurde von ihnen heute zum ersten Male höflich empfangen. Der strenge Jansenist war empört über alles, was er sah. Er arbeitete längere Zeit mit den Advokaten, die er für den Marquis de la Mole gewählt hatte, und reiste dann nach Paris. Zwei oder drei Schulfreunde brachten ihn bis an den Wagen, dessen Wappen am Wagenschlag sie bewunderten; er war schwach genug, ihnen zu gestehen, daß er beim Verlassen Besançons, nach fünfzehnjähriger Leitung des Seminars, fünf-hundertundzwanzig Franken Ersparnisse hätte. Die Freunde umarmten ihn unter Tränen und sagten dann untereinander: „Die Lüge hätte sich der gute Abbé sparen können; sie ist doch zu lächerlich.“

Der Durchschnitt, durch die Liebe zum Geld verblendet, kann nicht verstehen, daß der Abbé Pirard in seiner Redlichkeit die Kraft gefunden hatte, sechs Jahre lang gegen Marie Macoque, das Sacré-Coeur, die Jesuiten und seinen Bischof zu kämpfen.

Dreißigstes Kapitel

Ein Ehrgeiziger

Es gibt nur eine Auszeichnung, das ist der Herzogstitel. Marquis ist lächerlich; beim Worte Herzog wendet man den Kopf.

Edinburgh Review

Der Marquis de la Mole empfing den Abbé Pirard ohne eine jener kleinen Zuborkommenheiten eines großen Herrn, die dem Eingeweihten bei aller Höflichkeit so anmaßlich vorkommen. Das wäre verlorene Zeit gewesen, und die großen Angelegenheiten des Marquis waren weit genug gediehen, daß er keine Zeit mehr zu verlieren hatte.

Seit sechs Monaten intrigierte er, um König und Volk zur Annahme eines gewissen Ministeriums zu bewegen, das ihn zum Danke dafür zum Herzog machen sollte.

Umsonst verlangte der Marquis von seinem Advokaten in Besançon schon jahrelang einen genauen und klaren Bericht über seine Prozesse in der Franche-Comté. Aber wie hätte der berühmte Advokat ihm auseinandersetzen können, was er selbst nicht verstand?

Das kleine Blatt Papier, das der Abbé ihm zustellte, erklärte alles.

„Mein lieber Abbé,“ sagte der Marquis zu ihm, nachdem er in weniger als fünf Minuten alle Höflichkeitsformeln und persönlichen Fragen erledigt hatte, „mein lieber Abbé, im Schoße meines sogenannten Glückes fehlt mir die Zeit, mich ernstlich mit zwei Kleinigkeiten zu beschäftigen, die doch nicht unwichtig sind: meine Familie und meine Geschäfte. Ich Sorge im großen für das Glück meines Hauses, ich kann es noch sehr erhöhen; ich Sorge für mein Vergnügen, denn das geht allem andern vor, in meinen Augen

wenigstens“, setzte er hinzu, als er den erstaunten Blick des Abbé sah. Obwohl ein Mann von Verstand, war dieser doch höchst verwundert, einen Greis so frei heraus von seinem Vergnügen sprechen zu hören.

„In Paris wird ohne Zweifel gearbeitet,“ fuhr der hohe Herr fort, „aber der Fleiß wohnt im fünften Stockwerk, und sobald ich mich jemandem nähere, nimmt er eine Wohnung in der zweiten Etage und seine Frau hat einen Empfangstag; damit hört aller Fleiß, alle Anstrengung auf, außer der, ein Weltmann zu sein oder zu scheinen. Das ist ihr einziges Bestreben, sobald sie ihr Brot haben.“

„Für meine Prozesse habe ich, um auf Einzelheiten einzugehen, für jeden einzelnen Prozeß Advokaten, die sich zu Tode arbeiten; vorgestern ist mir erst einer an einem Brustleiden gestorben. Aber für meine Geschäfte im ganzen habe ich, was glauben Sie wohl, mein Herr, seit drei Jahren nicht mehr gehofft, einen Menschen zu finden, der für mich schreibt und dabei die Gewogenheit hat, an das zu denken, was er tut. Das ist übrigens alles nur Vorrede.“

„Ich schätze Sie und — obgleich ich Sie heute zum ersten Male sehe — möchte ich sagen, ich liebe Sie. Wollen Sie mein Sekretär sein, Gehalt achttausend Franken oder auch doppelt so viel? Ich mache dabei noch ein Geschäft, das versichere ich Ihnen, und ich werde es mir angelegen sein lassen, Ihnen Ihre schöne Pfarre zu erhalten, bis wir einmal nicht mehr zusammenpassen.“

Der Abbé lehnte ab, doch brachte ihn die wirkliche Verlegenheit, in der er den Marquis sah, zu guterlekt auf einen Gedanken.

„Ich habe im Seminar einen armen jungen Menschen zurückgelassen, der, wenn ich mich nicht sehr irre, heftigen Verfolgungen ausgesetzt sein wird. Wenn er nur ein einfacher Frommer wäre, so ruhte er schon in pace.“

„Bis jetzt kann der junge Mann freilich nur Lateinisch und die Heilige Schrift, aber es ist nicht unmöglich, daß er eines Tages noch große Talente entfaltet, sei es als Prediger oder als Seelsorger.“

Ich weiß nicht, was er tun wird, aber in ihm glüht ein heiliges Feuer, er kann es weit bringen. Ich dachte daran, ihn unserem Bischof zu geben, wenn einmal einer zu uns gekommen wäre, der Menschen und Dinge etwas auf Ihre Art sieht."

"Wo ist der junge Mann her?"

"Er soll der Sohn eines Zimmermanns aus unsern Bergen sein, aber ich möchte ihn eher für den natürlichen Sohn irgendeines Reichen halten. Ich habe gesehen, daß er einen anonymen oder pseudonymen Brief mit einem Wechsel auf fünfhundert Franken erhielt."

"Ach, das ist Julian Sorel", sagte der Marquis.

"Woher kennen Sie seinen Namen?" fragte der Abbé erstaunt und errötete über seine eigene Frage.

"Das werde ich Ihnen nicht verraten", antwortete der Marquis.

"Nun wohl," fuhr der Abbé fort, "vielleicht könnten Sie ihn zum Sekretär nehmen. Er hat Energie und Verstand; es käme mit einem Worte auf die Probe an."

"Warum nicht?" sagte der Marquis. "Aber wäre er vielleicht einer von denen, die sich vom Polizeipräsidenten oder sonst jemandem schmieren lassen und mich ausspionieren? Das ist alles, was ich einzuwenden habe."

Der Abbé Pirard gab ihm die günstigsten Versicherungen hierüber und der Marquis nahm einen Tausendfrankenschein.

"Schicken Sie dies Julian Sorel als Reisegeld und lassen Sie ihn mir kommen."

"Man sieht wohl," sagte der Abbé Pirard, "daß Sie in Paris wohnen. Sie kennen die Tyrannei nicht, die auf uns armen Provinzialen lastet, insbesondere auf den Priestern, die den Jesuiten nicht freund sind. Sie werden Julian Sorel nicht forklaffen, sie werden sich mit den geschicktesten Ausflüchten decken, sie werden mir antworten, er sei krank, die Post hätte die Briefe verloren und so weiter."

"Ich werde mir dieser Tage einen Brief des Ministers an den Bischof verschaffen." —

„Ich vergaß, Ihnen eine Vorsicht anzuraten,“ sagte der Abbé; „dieser junge Mann ist zwar von niedriger Herkunft, aber von hochstrebendem Sinn; es ist nichts mit ihm zu machen, wenn man seinen Stolz beleidigt; Sie würden ihn einfach dumm machen.“

„Das gefällt mir,“ erwiderte der Marquis; „ich werde ihn meinem Sohn als Kameraden begeben; wird das genügen?“

Nach einiger Zeit erhielt Julian einen Brief von unbekannter Hand mit dem Poststempel Châlons; er enthielt eine Anweisung auf einen Kaufmann in Besançon und die Aufforderung, sich unverzüglich nach Paris zu begeben. Der Brief war mit einem fingierten Namen gezeichnet, aber Julian erbeute beim Öffnen: ein Baumblatt war herausgefallen; es war ein Zeichen, daß er mit dem Abbé Pirard verabredet hatte.

Raum eine Stunde darauf wurde er zum Bischof befohlen und hier mit geradezu väterlichem Wohlwollen empfangen. Se. Hochwürden machte ihm unter Anwendung von Zitaten aus Horaz über die großen Dinge, die in Paris seiner harrten, sehr schmeichelnde Komplimente, für die er zum Dank Aufklärungen erwartete. Julian konnte nichts sagen, vornehmlich, weil er nichts wußte, und Se. Hochwürden bekam dadurch eine hohe Meinung von ihm. Einer der kleinen Priester des Bischofs schrieb an den Bürgermeister und dieser beeilte sich, einen ausgefertigten Reisepaß, in dem der Name des Reisenden noch unausgefüllt war, eigenhändig zu überreichen.

Julian war noch vor Mitternacht bei Fouqué, der über die Zukunft, die seinen Freund zu erwarten schien, in seinem nüchternen Geiste mehr erstaunt als entzückt war.

„Die ganze Geschichte“, meinte der liberale Wähler, „wird für dich mit einer Stellung bei der Regierung enden; man wird dich noch zu einem Schritt mißbrauchen, der in den Zeitungen gebrandmarkt wird. Durch deine Schande werde ich dann von dir hören! Denke daran, daß es, selbst finanziell genommen, besser ist, hundert Louisdors in einem anständigen Holzgeschäft zu verdienen, wo man sein eigener Herr ist, als viertausend Franken von einer Regierung zu erhalten, und wär' es selbst die des Königs Salomo.“

Julian sah in alledem nur den kleinlichen Geist des Aderbürgers. Er hatte endlich Aussicht, auf der großen Weltbühne aufzutreten. Das Glück, nach Paris zu kommen, welches er sich mit Leuten von sehr ränkesüchtigem und heuchlerischem Geiste bevölkert dachte, die ebenso höflich waren, wie der Bischof von Besançon oder von Agde, überstrahlte in seinen Augen alles andere. Seinem Freunde gegenüber tat er so, als ob er durch den Brief des Abbé Pirard seiner freien Entschließung beraubt wäre.

Am Tage darauf kam er gegen Mittag als der glücklichste Sterbliche in Verrières an; er rechnete darauf, Frau von Renal wiederzusehen. Er ging zunächst zu seinem ersten Beschützer, den guten Abbé Chélan, der ihn sehr streng empfing.

„Glauben Sie mir irgendwelchen Dank schuldig zu sein?“ sagte der Alte, ohne seinen Gruß zu erwidern. „Sie werden mit mir frühstücken; inzwischen wird man Ihnen ein anderes Pferd mieten, und Sie werden Verrières verlassen, ohne irgendwen zu sehen.“

„Hören und Gehorchen ist eines“, antwortete Julian mit der Miene eines Seminaristen; von nun an war nur noch von Theologie und lateinischer Literatur die Rede.

Er stieg zu Pferde, ritt eine Stunde weit, und als er an ein Gehölz kam und niemand in der Nähe war, der ihn hätte sehen können, ritt er hinein. Bei Sonnenuntergang ließ er das Pferd nach der Stadt laufen. Später kehrte er bei einem Bauern ein, der sich bestimmen ließ, ihm eine Leiter zu verkaufen und sie ihm bis zu dem kleinen Gehölz oberhalb des Cours de la Fidélité in Verrières zu tragen.

„Ich helfe einem armen flüchtigen Ausgehobenen oder einem Schmuggler“, sagte der Bauer, als er sich von ihm trennte; „aber was geht das mich an! Meine Leiter ist gut bezahlt, und ich selbst habe in meinem Leben auch schon bewegte Stunden durchgemacht.“

Die Nacht war pechschwarz. Gegen ein Uhr Morgens kam Julian mit seiner Leiter in Verrières an. Er stieg sobald wie möglich in das Bett des Wildbaches hinab, der die herrlichen Gärten des Herrn

von Rénal in einer Tiefe von zehn Fuß durchschneidet und zwischen zwei Mauern eingefaßt ist. Julian erstieg sie leicht mit seiner Leiter. „Wie werden mich die Hunde empfangen?“ dachte er. „Darin liegt die ganze Schwierigkeit.“ Die Hunde bellten und kamen im Galopp auf ihn zu, aber er pfiff leise, und sie kamen zutunlich näher. Er erklimmte nun Terrasse für Terrasse, obgleich alle Gitter geschlossen waren, und kam so leicht bis unter Frau von Rénals Schlafzimmersfenster, daß nach dem Garten zu nur acht oder zehn Fuß über dem Boden lag.

In den Läden war eine kleine herzförmige Öffnung, die Julian wohlbekannt war. Zu seiner großen Betrübnis war diese Öffnung von innen nicht durch den Schein einer Nachtlampe erhellt.

„Großer Gott!“ sagte er sich; „Frau von Rénal schläft heute nacht nicht in diesem Zimmer! Wo mag sie liegen? Die Familie ist in Verrières, denn die Hunde sind da; aber in diesem Zimmer ohne Nachtlicht kann Herr von Rénal selbst schlafen, oder ein Fremder. Der Skandal, den es dann gibt!“

Das Klügste war, den Rückzug anzutreten, aber das schien Julian verächtlich. „Wenn es jemand Fremdes ist, dann laß' ich meine Leiter stehen und laufe, was ich kann; aber wenn sie es ist: wie wird sie mich empfangen? Sie ist in Reue gefallen und sehr fromm geworden, daran darf ich nicht zweifeln. Aber schließlich muß sie doch noch eine Erinnerung an mich haben, da sie mir erst kürzlich geschrieben hat.“ Dieser Grund gab den Ausschlag.

Mit klopfendem Herzen, aber gleichwohl fest entschlossen, zu sterben oder sie wiederzusehen, warf er kleine Steine gegen den Laden; keine Antwort. Er stellte seine Leiter neben das Fenster und klopfte selbst an den Laden, erst behutsam, dann stärker. „So dunkel es ist, man kann auf mich schießen“, dachte Julian. Dieser Gedanke machte seinen tollen Streich zum Bravourstück.

„Das Zimmer ist heute nacht unbewohnt,“ dachte er, „oder wenn jemand darin schläft, so ist er jetzt wach. Ihm gegenüber ist also keine Vorsicht mehr nötig. Ich muß nur zusehen, daß die Leute in den Zimmern nebenan mich nicht hören.“

Er stieg wieder herab, lehnte die Leiter gegen einen der Fensterläden und stieg abermals hinauf. Er steckte die Hand durch die herzförmige Öffnung und fand zum Glück ziemlich rasch die eiserne Klammer, mit welcher der Laden am Fenster angehaft war. Er zog an dem Haken und merkte zu seiner unbeschreiblichen Freude, daß der Laden nachgab. „Ich muß ihn langsam öffnen und mich durch meine Stimme zu erkennen geben“, dachte er. Er machte den Laden so weit auf, daß er den Kopf hindurchstecken konnte und rief mehrmals mit gedämpfter Stimme: „Ich bin ein Freund.“

Er horchte gespannt und vergewisserte sich, daß die tiefe Stille im Zimmer durch nichts gestört wurde. Aber es stand wirklich kein Nachtlicht im Kamin, nicht einmal ein halb ausgebranntes. Das war ein recht schlechtes Zeichen.

„Vorsicht vor einer Flintenkugel!“ sagte er sich. Er überlegte ein wenig, dann wagte er, mit dem Finger an die Scheibe zu klopfen: keine Antwort. Er klopfte stärker. „Und wenn ich die Scheibe zerbrechen sollte, ich muß ein Ende machen.“ Als er ganz laut klopfte, glaubte er in der Dunkelheit einen weißen Schatten zu erkennen, der durch das Zimmer schritt. Endlich war kein Zweifel mehr möglich, er sah eine Gestalt anscheinend äußerst langsam näher kommen. Plötzlich sah er eine Wange sich an die Scheibe legen, gegen die er sein Gesicht schmiegte.

Er erbehte und wich ein wenig zurück. Aber die Nacht war so schwarz, daß er selbst auf diese Entfernung nicht erkennen konnte, ob es Frau von Renal war. Er fürchtete einen Hilferuf; er hörte die Hunde am Fuß seiner Leiter umherstreifen und dumpf knurren. „Ich bin es, ein Freund!“ wiederholte er ziemlich laut. Keine Antwort. Der weiße Schatten war verschwunden. „Ich flehe Sie an, öffnen Sie mir, ich muß Sie sprechen, ich bin zu unglücklich!“ Und er klopfte gegen die Scheibe, als wollte er sie zerbrechen.

Ein leises knackendes Geräusch folgte; der Fensterriegel gab nach; er stieß den Fensterflügel auf und sprang behende in das Zimmer.

Die weiße Gestalt wich zurück; er faßte sie beim Arm: es war eine Frau. Alle seine tapferen Gedanken vergingen ihm. „Wenn

sie es ist, was wird sie sagen?" dachte er. Wie wurde ihm erst, als er an einem leisen Schrei erkannte, daß es Frau von Rénal war!

Er preßte sie in seine Arme; sie zitterte und hatte kaum die Kraft, ihn zurückzustoßen.

„Unseliger, was tun Sie!“

Ihre erstidte Stimme brachte kaum diese Worte hervor. Julian merkte wohl, welche aufrichtige Entrüstung aus ihnen sprach.

„Nach vierzehn Monaten grausamer Trennung komme ich, Sie wiederzusehen.“

„Fort! Verlassen Sie mich augenblicklich! Ach, Herr Chélan, warum haben Sie mich nicht an ihn schreiben lassen! Ich hätte dem Entseßlichen vorgebeugt!“ Sie stieß ihn mit ungewöhnlicher Kraft zurück. „Ich bereue mein Verbrechen; der Himmel hat mich gnädig erleuchtet“, wiederholte sie mit abgerissenen Worten. „Fort, fliehen Sie!“

„Nach vierzehn Monaten des Unglücks werde ich Sie gewiß nicht verlassen, ohne Sie gesprochen zu haben. Ich will wissen, wie es Ihnen ergangen ist. Ach, ich habe Sie genug geliebt, um dieses Vertrauen zu verdienen . . . Ich will alles wissen.“

Dieser gebieterische Ton schüchterte Frau von Rénal wider Willen ein.

Julian hatte sie bisher leidenschaftlich in seinen Armen gehalten und ihren Befreiungsversuchen Widerstand geleistet; er ließ sie jetzt los. Das beruhigte Frau von Rénal etwas.

„Ich will die Leiter heraufziehen,“ sagte er, „damit sie uns nicht verrät, falls einer der Diener durch den Lärm wach geworden sein sollte und einen Rundgang macht.“

„Nein, im Gegenteil, gehen Sie!“ gebot sie in prachtvолlem Zorne. „Was kümmern mich die Menschen? Gott sieht die abscheuliche Szene, die Sie mir machen; er wird mich dafür strafen! Sie treiben einen feigen Mißbrauch mit den Gefühlen, die ich einst für Sie hegte, aber jetzt nicht mehr hege: Verstehen Sie mich, Herr Julian?“

Er zog ganz langsam, um keinen Lärm zu machen, die Leiter herauf.

„Ist dein Mann in der Stadt?“ fragte er, nicht, um ihr zu trosten, sondern aus alter lieber Gewohnheit.

„Ich bitte Sie um alles, sprechen Sie nicht so zu mir, oder ich rufe meinen Mann. Ich bin schon schuldig genug, daß ich Sie nicht gleich fortgewiesen habe, was auch hätte kommen mögen. Ich hatte Mitleid mit Ihnen“, setzte sie hinzu, um seinen Stolz zu verletzen, dessen Reizbarkeit ihr bekannt war.

Diese Verweigerung des Du, dieses unbarmherzige Zerreißen eines so zarten Bandes, auf dessen Bestehen er noch gerechnet hatte, steigerte Julians Liebesüberschwang bis zum Wahnsinn.

„Wie? Ist's möglich, daß Sie mich nicht mehr lieben!“ rief er mit jenen herzbewegenden Lauten, die sich so schwer kaltblütig anhören lassen.

Sie antwortete nicht, und er weinte bittere Tränen. Er hatte wirklich nicht mehr die Kraft, zu reden.

„Ich bin also vollkommen vergessen,“ fing er wieder an, „vergessen von dem einzigen Wesen, das mich jemals geliebt hat! Wozu dann noch weiter leben!“ All sein Mut hatte ihn verlassen, sobald er nicht mehr die Gefahr der Begegnung mit einem Manne zu fürchten hatte. Alles war aus seinem Herzen geschwunden, nur die Liebe nicht.

Lange weinte er still vor sich hin. Er ergriff ihre Hand, sie wollte sie zurückziehen, aber nach einigen krampfhaften Versuchen ließ sie sie ihm doch. Die Dunkelheit war sehr groß, sie fanden sich beide auf Frau von Renals Bett sitzend.

„Wie anders war es doch vor vierzehn Monaten“, dachte Julian, und seine Tränen floßen noch stärker. „So zerstört die Trennung unweigerlich alle Gefühle der Menschen!“

„Haben Sie die Güte und erzählen Sie mir, wie es Ihnen ergangen ist“, sagte er endlich mit tränenerstickter Stimme, als sein Schweigen ihm anfangs peinlich zu werden.

„Meine Verirrungen,“ entgegnete Frau von Renal in strengem Tone, in dem Härte und Vorwurf gegen Julian lag, „meine Verirrungen waren zur Zeit Ihrer Abreise ohne Zweifel stadtbekannt.“

Es lag ja so viel Unvorsichtigkeit in Ihrem Benehmen! Kurze Zeit darauf, als ich am Rande der Verzweiflung war, besuchte mich der ehrwürdige Herr Chélan. Er versuchte vergebens, mit ein Geständnis abzugewinnen. Eines Tages kam er auf den Gedanken, mich in die Kirche von Dijon zu bringen, wo ich eingeseget worden bin. Dort wagte er davon anzufangen. . . " Frau von Rénal's Stimme zerfloß in Tränen. „O Welch ein Augenblick der Schande! Ich gestand alles. . . Und der gute Mann war milde und schmettete mich nicht durch seine Entrüstung nieder; er teilte meinen Schmerz. Damals schrieb ich Ihnen alle Tage Briefe, die ich Ihnen nicht zu schicken wagte; ich verbarg sie sorgfältig, und wenn ich zu unglücklich war, schloß ich mich in mein Zimmer ein und las sie wieder durch. Endlich vermochte mich Herr Chélan dazu, daß ich sie ihm gab. . . Einige darunter, die mit mehr Zurückhaltung geschrieben waren, sind Ihnen geschickt worden, aber Sie antworteten mir nicht.“

„Ich schwöre dir, ich habe im Seminar nicht einen Brief von dir erhalten.“

„Großer Gott! Wer mag sie aufgefangen haben?“

„Ja, denke dir meinen Schmerz: bis zu dem Tage, wo ich dich in der Kathedrale sah, wußte ich nicht, ob du noch lebst.“

„Gott war gnädig und ließ mich erkennen, wie sehr ich mich an ihm versündigt hatte, an ihm, an meinen Kindern und an meinem Gatten“, fing Frau von Rénal wieder an. „Er hat mich nie so geliebt, wie ich damals von Ihnen geliebt zu werden glaubte. . .“

Julian warf sich in ihre Arme, außer sich und wirklich ohne Absicht. Frau von Rénal stieß ihn zurück und fuhr mit leidlicher Festigkeit fort:

„Mein ehrwürdiger Freund Chélan machte mir begreiflich, daß ich Herrn von Rénal durch meine Heirat alle meine Empfindungen verschrieben hätte, selbst die, welche ich noch nicht kannte und vor jener verhängnisvollen Liebschaft auch nie gehabt habe. . . Seitdem ich diese mir so teuren Briefe geopfert habe, ist mein Leben, wenn auch nicht glücklich, so doch ziemlich ruhig verlaufen. Stören

Sie meinen Frieden nicht, seien Sie mein Freund . . . mein bester Freund.“ Julian bedeckte ihre Hände mit Küssen; sie fühlte, daß er noch weinte. „Weinen Sie nicht, Sie machen es mir so schwer . . . Sagen Sie mir nun auch, wie es Ihnen ergangen ist.“ Julian konnte nicht sprechen. „Ich will wissen, wie Sie im Seminar gelebt haben,“ wiederholte Sie, „und dann sollen Sie gehen.“

Ohne daran zu denken, was er erzählte, sprach Julian von den ungezählten Ränken und Eifersüchteleien, deren Gegenstand er zuerst gewesen, und von seinem ruhigeren Leben, seit er zum Repetitor ernannt war.

„Damals war es,“ setzte er hinzu, „wo Sie das lange Schweigen brachen, das sicher dazu bestimmt war, mir begreiflich zu machen, was ich heute nur zu gut sehe: daß Sie mich nicht mehr lieben und daß ich Ihnen gleichgültig geworden bin . . .“ Frau von Rénal drückte ihm die Hände. „Damals war es, wo Sie mir eine Summe von fünfhundert Franken schickten.“

„Niemals“, entgegnete Frau von Rénal.

„Es war ein Brief mit dem Poststempel Paris, gezeichnet Paul Sorel, um jeden Verdacht abzulenken.“

Es entstand eine kleine Diskussion, von wem der Brief wohl herrühren könnte, und die Situation wurde dadurch geändert. Frau von Rénal sowohl wie Julian kehrten unbewußt von dem feierlichen Pathos zum Tone zarter Freundschaft zurück. Sie sahen sich nicht, so dicht war die Dunkelheit, aber der Klang ihrer Stimmen sagte alles. Julian legte den Arm um die Taille seiner Freundin; diese Bewegung war höchst gefährlich. Sie versuchte, seinen Arm loszumachen, doch wußte er ihre Aufmerksamkeit in diesem Augenblicke sehr geschickt durch eine interessante Einzelheit seiner Erzählung zu fesseln und der Arm blieb, anscheinend vergessen, in seiner Lage.

Nach vielem Hin- und Herraten über die Herkunft des Briefes mit den fünfhundert Franken fuhr Julian in seinem Bericht fort. Er wurde wieder mehr Herr seiner selbst, als er von seinem vergangenen Leben sprach, das ihm angesichts dessen, was seiner harrte,

so gleichgiltig schien. Seine ganze Aufmerksamkeit richtete sich darauf, wie und auf welche Weise dieser nächtliche Besuch enden würde. „Sie müssen gehen“, wurde ihm von Zeit zu Zeit in gemessenem Ton wiederholt.

„Welche Schande, wenn ich so hinausgewiesen würde! Die Vorwürfe darüber werden mir mein ganzes Leben vergiften,“ sagte er sich, „und sie wird mir nie mehr schreiben. Der Himmel weiß, wann ich wieder hierher kommen werde!“ Von diesem Augenblick an war alles Hohe und Göttliche, das in seiner Liebe lag, aus seinem Herzen gewichen. An der Seite eines angebeteten Weibes sitzend, das er fest in seine Arme schloß, in demselben Zimmer, in dem er so glücklich gewesen, in tiefster Dunkelheit, und obwohl er merkte, daß sie zu weinen begonnen, obwohl er am Bogen ihrer Brust fühlte, wie sie schluchzte, wurde er doch zum kühlen Politiker und fast ebenso berechnend und kalthertzig, als ob er sich im Hofe des Seminars den schlechten Wippen eines stärkeren Kameraden ausgesetzt sähe. Er zog seine Erzählung in die Länge und sprach von dem unglücklichen Leben, das er seit seinem Scheiden aus Verrières geführt hatte. „So denkt er also“, sagte sich Frau von Renal, „nach einem Jahr der Trennung und fast ohne Erinnerungszeichen von mir nur an die glücklichen Tage, die er in Bergy gefunden hat, während ich ihn vergaß.“ Ihr Schluchzen wurde noch heftiger. Julian sah den Erfolg seiner Erzählung. Er begriff, daß er das letzte Mittel versuchen mußte, und fing unvermittelt von dem Brief aus Paris an.

„Ich habe mich von Sr. Hochwürden, dem Bischof, verabschiedet“, sagte er.

„Wie? Sie gehen nicht nach Besançon zurück. Sie verlassen uns auf immer?“

„Ja,“ antwortete er in entschlossenem Tone, „ich verlasse ein Land, wo ich selbst von der vergessen bin, die ich am meisten im Leben geliebt habe; ich verlasse es auf Nimmerwiedersehen. Ich gehe nach Paris . . .“

„Du gehst nach Paris!“ schrie Frau von Renal auf.

Ihre Stimme erstickte fast in Tränen und bewies ihm das Übermaß ihrer Verwirrung. Julian hatte diese Ermuthigung in der That nötig; er war nahe daran, einen Schritt zu thun, der alles verderben konnte, und da er nichts sehen konnte, so ahnte er vor diesem Ausruf nichts von dem Eindruck, den seine Worte hervorgerufen. Jetzt zauderte er nicht mehr. Die Furcht vor Selbstvorfürfen gab ihm die vollkommene Selbstbeherrschung wieder; er stand auf und sagte kalt:

„Jawohl, gnädige Frau, ich verlasse Sie für immer. Mögen Sie glücklich werden! Leben Sie wohl.“

Er machte einige Schritte nach dem Fenster und öffnete es bereits, als Frau von Rénal ihm nachstürzte und sich in seine Arme warf.

So erreichte Julian nach dreistündigem Gerede das Ziel, nach dem er sich in den beiden ersten Stunden der Unterhaltung so brennend gesehnt hatte. Wäre Frau von Rénal zu den Gefühlen zärtlicher Liebe früher zurückgekehrt und der Gewissensbisse eher Herr geworden, so hätte er ein göttliches Glück genossen; jetzt, wo die Umkehr künstlich herbeigeführt wurde, war das Ganze nur noch ein Vergnügen. Julian wollte trotz der Bitten seiner Freundin die Nachtlampe anzünden.

„Willst du denn,“ sagte er zu ihr, „daß mir keine Erinnerung an deinen Anblick bleibt? Soll die Liebe, die in diesen süßen Augen wohnt, für mich verloren sein? Soll die Weiße dieser lieben Hand mir unsichtbar bleiben? Denke doch daran, daß ich dich vielleicht für lange verlasse.“

Frau von Rénal konnte gegen diesen Gedanken, der sie zu Tränen rührte, nichts einwenden. Aber schon begann der Morgen zu dämmern, und die Fichten auf den Berghängen im Osten von Verrières zeichneten sich in scharfen Umrissen vom Horizont ab. Statt Frau von Rénal jetzt zu verlassen, bat Julian in seiner Liebestrunkenheit, ihn den ganzen Tag über in ihrem Zimmer versteckt zu lassen und erst in der kommenden Nacht zu verabschieden.

„Warum nicht?“ antwortete sie. „Dieser verhängnisvolle Rückfall nimmt mir doch alle Selbstachtung und macht mich für immer unglücklich“, seufzte sie, ihn ans Herz drückend. „Mein Mann ist nicht mehr der alte, er ist argwöhnisch geworden; er glaubt, ich hätte ihn in diese ganze Sache hineingezogen, und ist sehr gereizt gegen mich. Wenn er das geringste Geräusch hört, bin ich verloren; er wird mich fortjagen, wie eine Unglückliche, die ich ja auch bin!“

„Ach, das sind Redensarten von Herrn Chélan“, entgegnete Julian. „Vor jener grausamen Abreise nach dem Seminar hättest du nicht so gesprochen, damals liebtest du mich noch!“

Die Kaltblütigkeit, mit der er diese Worte vorgebracht hatte, sollte sich belohnen: er sah, wie seine Freundin plötzlich die Gefahr vergaß, welche die Nähe ihres Mannes für sie hatte, und nur noch an eine viel größere Gefahr dachte: daß Julian an ihrer Liebe zweifeln könnte. Das Licht nahm schnell zu und erhellte das Zimmer völlig. Julian schwelgte aufs neue in allen Wollüsten des Stolzes, als er in seinen Armen und fast zu seinen Füßen dieses holde Weib wieder sah, das einzige, das er je geliebt und das noch vor wenigen Stunden ganz Furcht vor einem furchtbaren Gotte und ganz Hingebung an seine Pflichten war. Vorsätze, die durch ein Jahr der Standhaftigkeit gefestigt waren, hatten vor seinem Mute nicht standhalten können.

Bald entstand Geräusch im Hause, und Frau von Renal fiel etwas Beunruhigendes ein, woran sie nicht gedacht hatte.

„Die boshafte Elisa wird ins Zimmer kommen, und was machen wir dann mit dieser Niesenleiter?“ sagte sie zu ihrem Freunde. „Wo sie verstecken? — Ich will sie auf den Boden tragen“, rief sie plötzlich in einer Anwandlung von Heiterkeit.

„Aber dann mußt du ja durch das Dienierzimmer“, sagte Julian erstaunt.

„Ich lasse die Leiter im Korridor stehen, rufe den Diener heraus und gebe ihm einen Auftrag!“

„Denke auch an eine Ausrede für den Fall, daß der Diener die Leiter bemerkt, wenn er im Korridor daran vorbeigeht.“

„Ja, mein Engel“, sagte Frau von Rénal und küßte ihn. „Und du denke daran, dich schnell unter das Bett zu verstecken, wenn Elisa in meiner Abwesenheit hereinkommt.“

Julian war betroffen über diese plötzliche Fröhlichkeit. „Die Nähe einer handgreiflichen Gefahr flößt ihr also statt Unruhe Frohsinn ein, weil sie dann ihre Gewissensbisse vergißt. Eine wahrhaft hochgeartete Frau! Ach, es ist glorreich, in diesem Herzen zu herrschen!“ Julian war entzückt.

Frau von Rénal ergriff die Leiter; sie war augenscheinlich zu schwer für sie, und Julian kam ihr zu Hilfe. Er bewunderte die schlanke Gestalt, die durchaus nicht so viel Kraft verriet, als sie die Leiter plötzlich ohne seine Hilfe hochhob, als wäre es ein Stuhl. Sie trug sie schnell auf den Korridor des dritten Stockwerks, wo sie sie längs der Wand auf den Boden legte. Dann rief sie den Diener und stieg, um ihm Zeit zum Anziehen zu lassen, auf den Taubenschlag. Als sie nach fünf Minuten wieder in den Korridor kam, war die Leiter nicht mehr da. Wo war sie hin? Wäre Julian nicht im Hause gewesen, so hätte diese Gefahr ihr keinen Eindruck gemacht. Aber wenn ihr Mann in diesem Augenblick die Leiter sah, was dann? Dieser Zwischenfall konnte die schrecklichsten Folgen haben. Frau von Rénal lief überall umher. Endlich entdeckte sie die Leiter unterm Dache, wo der Diener sie hingetragen und geradezu versteckt hatte. Dieser Umstand war sonderbar, früher hätte sie sich darüber beunruhigt.

„Was kümmert's mich,“ dachte sie jetzt, „was in vierundzwanzig Stunden geschieht, wenn Julian fort ist? Dann wird für mich doch alles Schrecken und Gewissensqual sein.“

Sie hatte die unbestimmte Idee, daß sie vom Leben scheiden mußte; aber was lag ihr daran! Nach einer Trennung, die sie für ewig gehalten hatte, war er ihr wiedergegeben, sah sie ihn wieder, und was er getan hatte, um bis zu ihr zu gelangen, bewies so viel Liebe!

Sie erzählte Julian, was sich mit der Leiter ereignet hatte, und sagte dann:

„Was soll ich meinem Mann nur sagen, wenn der Diener ihm erzählt, daß er diese Leiter gefunden hat?“ Sie sann einen Augenblick nach. „Sie brauchen vierundzwanzig Stunden, um den Bauer herauszufinden, der sie dir verkauft hat“; und sich in seine Arme werfend, preßte sie ihn krampfhaft an sich. „Ach, so zu sterben!“ rief sie, ihn mit Küffen bedeckend. „Aber du sollst mir nicht verhungern“, setzte sie lachend hinzu.

„Komm, erst will ich dich in Frau Dervilles Zimmer verstecken; es bleibt immer abgeschlossen.“ Sie ging an das Ende des Korridors, um aufzupassen, und Julian lief schnell hinüber. „Hüte dich, aufzumachen, wenn geklopft wird,“ sagte sie, als sie ihn einschloß; „es wäre höchstens ein Scherz der Kinder bei ihren Spielen.“

„Daß sie unter das Fenster in den Garten kommen,“ sagte Julian, „damit ich die Freude habe, sie zu sehen; laß sie sprechen.“

„Ja, ja“, rief Frau von Renal ihm im Fortgehen zu.

Sie kam bald wieder, mit Apfelsinen, Zwieback und einer Flasche Malaga, doch war es ihr nicht möglich gewesen, Brot beiseite zu schaffen.

„Was tut dein Mann?“ fragte Julian.

„Er setzt mit den Bauern Kaufverträge auf.“

Doch es hatte acht Uhr geschlagen, und es wurde sehr laut im Hause. Wenn man Frau von Renal nicht gesehen hätte, so hätte man sie überall gesucht; sie war also gezwungen, ihn zu verlassen. Bald kam sie wieder und brachte ihm, jeder Vorsicht zum Troß, eine Tasse Kaffee; sie fürchtete, er käme vor Hunger um. Nach dem Frühstück wußte sie die Kinder unter Frau Dervilles Fenster zu loden. Er fand sie sehr gewachsen, aber sie hatten ein gewöhnliches Aussehen bekommen, oder seine Ansichten darüber hatten sich geändert. Frau von Renal sprach mit ihnen von Julian. Des Ältesten Antworten bekundeten Anhänglichkeit an den früheren Hauslehrer und Bedauern über sein Fortgehen, aber die Jüngeren hatten ihn schon fast vergessen.

Herr von Renal ging an diesem Morgen nicht aus. Er stieg im Hause fortwährend treppauf treppab und war damit beschäftigt,

Lieferungsverträge mit den Bauern abzuschließen, denen er seine Kartoffelernte verkaufte. Bis zum Mittagessen konnte Frau von Rénal ihrem Gefangenen nicht einen Augenblick widmen. Als zum Essen geschellt und angerichtet wurde, kam sie auf den Gedanken, ihm einen Teller Suppe beiseite zu schaffen. Sie trug den Teller vorsichtig durch den Gang; als sie sich leise der Tür näherte, hinter der er eingeschlossen war, sah sie sich dem Diener gegenüber, der am Morgen die Leiter versteckt hatte. Er kam in diesem Augenblick ebenfalls leise durch den Korridor, als ob er horchte. Wahrscheinlich war Julian unvorsichtig hin und her gegangen. Der Diener entfernte sich etwas verlegen. Frau von Rénal ging kühn in das Zimmer; Julian erschrak heftig über dieses Zusammentreffen.

„Fürchtest du dich?“ sagte sie. „Ich würde allen Gefahren der Welt trotzen, ohne mit der Wimper zu zucken. Ich fürchte nur eines: den Augenblick, wo ich allein sein werde, wenn du wieder fort bist.“ Und sie verließ ihn schnell.

„Ach!“ sagte Julian begeistert, „die Neue ist die einzige Gefahr, vor der diese erhabene Seele erschrickt.“

Endlich kam der Abend. Herr von Rénal ging ins Kasino.

Seine Frau hatte heftige Migräne vorgegeschickt und zog sich in ihr Zimmer zurück. Sie schickte Elisa schleunigst fort und stand dann sehr schnell wieder auf, um Julian zu öffnen.

Es zeigte sich, daß er wirklich beinahe verhungert war. Frau von Rénal ging in die Speisekammer, um Brot zu holen, und Julian hörte gleich darauf einen lauten Schrei. Frau von Rénal kam wieder und erzählte ihm, sie wäre ohne Licht in die Speisekammer gegangen, und als sie an den Brotschrank gekommen wäre, hätte sie plötzlich einen Frauenarm gefaßt; es wäre Elisa gewesen, sie hätte den Schrei ausgestoßen, den Julian gehört hätte.

„Sie stahl Badewert oder paßte uns auf“, sagte Frau von Rénal mit der größten Gleichgültigkeit. „Aber glücklicherweise habe ich eine Pastete und Graubrot gefunden.“

„Was ist denn das?“ fragte er, auf ihre Schürzentaschen deutend.

Frau von Rénal hatte vergessen, daß sie seit dem Mittag voll Brot waren. Julian schloß seine Freundin mit leidenschaftlicher Glut in die Arme; sie war ihm noch nie so schön erschienen. „Selbst in Paris“, sagte er sich dunkel, „werde ich keinen größeren Charakter finden können.“ Sie hatte ganz das linkische Wesen einer Frau, die nicht an derartige Abenteuer gewöhnt ist, und dabei den wahren Mut eines Menschen, der nur Gefahren höherer Art und von ganz anderer Furchtbarkeit kennt.

Während Julian mit großem Appetit aß und seine Freundin über die Einfachheit dieses Mahles scherzte — denn es graute ihr, ernst zu reden —, wurde plötzlich heftig an der Zimmertür gerüttelt. Es war Herr von Rénal.

„Warum hast du dich eingeschlossen?“ herrschte er seine Frau an.

Julian hatte kaum Zeit, unter das Sofa zu kriechen.

„Wie? Vollständig angezogen?“ sagte Herr von Rénal beim Eintreten. „Sie essen zu Abend und riegeeln Ihre Lätze zu?“

An anderen Tagen hätte diese Frage, die er mit der ganzen Barschheit des Eheherrn vorbrachte, sie recht in Verwirrung gesetzt; aber sie merkte, daß ihr Gatte sich nur wenig zu bilden brauchte, um Julian zu bemerken, denn Herr von Rénal hatte sich dem Sofa gegenüber in den Stuhl geworfen, auf dem Julian vor einem Augenblick gefessen hatte.

Der Kopfschmerz mußte alles entschuldigen. Ihr Gatte erzählte ihr lang und breit von der Boule, die er beim Billard im Kasino gewonnen hatte — „wahrhaftig, eine Boule von neunzehn Franken“, rief er stolz — als sie plötzlich drei Schritt vor sich Julians Hut auf einem Stuhle liegen sah. Ihre Kaltblütigkeit verdoppelte sich; sie fing an, sich auszuziehen und in einem geeigneten Augenblick schlüpfte sie hinter ihrem Gatten vorbei und warf ein Kleid über den Stuhl mit dem Hute.

Endlich ging Herr von Rénal. Sie bat Julian, ihr noch einmal von seinem Leben im Seminar zu erzählen. „Gestern hörte ich dir nicht zu, gestern dachte ich, während du sprachest, nur daran, wie ich es über mich gewinnen könnte, dich fortzuschicken.“

Sie war die Unvorsichtigkeit selbst. Sie sprachen sehr laut, und es mochte zwei Uhr morgens sein, als sie plötzlich durch einen heftigen Schlag gegen die Tür aufgeschreckt wurden. Es war wieder Herr von Renal.

„Machen Sie mir sofort auf,“ schrie er; „es sind Diebe im Hause. Johann hat heute morgen ihre Leiter gefunden.“

„Jetzt ist alles zu Ende!“ rief Frau von Renal aus und warf sich in Julians Arme. „Er wird uns beide töten, er glaubt nicht an die Diebe. Ich werde in deinen Armen sterben und im Tode glücklicher sein, als ich es im Leben war!“ Sie gab ihrem wütenden Gatten keine Antwort und umarmte Julian leidenschaftlich.

„Erhalte Stanislas die Mutter!“ sagte er mit gebieterischem Blick. „Ich will durch das Fenster des Kabinetts in den Hof springen und mich in den Garten flüchten; die Hunde haben mich erkannt. Rolle meine Kleider zusammen und wirf mir das Bündel sobald wie möglich in den Garten. Bis dahin laß ihn nur die Tür eintreten. Vor allem keine Geständnisse, ich verbiete es dir; es ist besser, daß er Verdacht hat als Gewißheit!“

„Du wirst dich beim Springen töten!“ war ihre einzige Antwort und Besorgnis.

Sie ging mit ihm an das Fenster des Kabinetts, dann versteckte sie schnell seine Kleider und öffnete schließlich ihrem wutschnaubenden Manne. Er blickte, ohne ein Wort zu sagen, im Zimmer umher, dann ins Kabinett, und verschwand wieder. Julian bekam seine Kleider nachgeworfen; er fing sie auf und rannte schnell nach dem unteren Teil des Gartens am Doubs.

Im Laufen hörte er eine Kugel pfeifen und gleich darauf den Knall eines Schusses. „Herr von Renal ist das nicht,“ dachte er; „er schießt zu schlecht dazu.“ Die Hunde liefen schweigend neben ihm her; ein zweiter Schuß zerschmetterte einem scheinbar den Lauf, denn er fing erbärmlich an zu heulen. Julian sprang eine Terrassenmauer hinunter und lief etwa fünfzig Schritt in der Deckung, dann schlug er eine andere Richtung ein. Er hörte Stimmen, die sich gegenseitig anriefen, und sah deutlich seinen Feind, den

Diener, einen Schuß abgeben; auch ein Pächter schoß mehrere Male von der andern Seite des Gartens. Aber Julian hatte das Doubsufer schon erreicht und zog seine Kleider an.

Eine Stunde später war er eine Meile von Verdun auf der Landstraße nach Genf. „Wenn man Verdacht hegt,“ dachte er, „so sucht man mich auf der Straße nach Paris.“

Einunddreißigstes Kapitel

Die Freuden des Landlebens

O rus, quando ego te aspiciam!

H O R A Z

Der Herr wollen gewiß auf die Briefpost nach Paris warten?“ fragte ihn der Wirt eines Gasthofes, in den er einkehrte, um zu frühstücken.

„Heute oder morgen,“ sagte Julian, „es ist mir einerlei.“

Die Briefpost kam eben an, als er den Gleichgültigen spielte. Es waren noch zwei Plätze frei.

„Was? Du hier, armer Falcoz?“ rief ein Reisender, der aus der Richtung von Genf kam, dem mit Julian zugleich Einsteigenden zu.

„Ich glaubte, du hättest dich bei Lyon angesiedelt,“ sagte Falcoz, „in einem der lieblichen Quertäler der Rhone.“

„Schön angesiedelt! Ich fliehe!“

„Was, du fliehst, du, Saint-Giraud? Mit deiner Unschuldsmiene! Hast du denn was verbrochen?“ fragte Falcoz lachend.

„Wahrhaftig, das wäre fast ebenso schlimm. Ich fliehe das schauerhafte Leben in der Provinz. Ich liebe Waldeskühle und Landleben, weißt du; du hast mir ja oft vorgeworfen, ich wäre romantisch. Ich wollte mein Lebtag nichts von Politik hören, und gerade die Politik vertreibt mich jetzt.“

„Aber zu welcher Partei gehörst du denn?“

„Zu gar keiner. Das ist grade mein Unglück. Mein ganzes politisches Leben ist dies: Ich bin ein Freund von Musik und Malerei; ein gutes Buch ist ein Ereignis für mich, und nächstens werde ich

vierundvierzig Jahre. Was habe ich da noch vor mir? Fünfzehn, zwanzig, höchstens dreißig Jahre. Nun gut, ich will annehmen, daß die Minister nach dreißig Jahren ein bißchen geschickter, sonst aber ebenso ehrliche Leute sind wie heute. Englands Geschichte dient mir als Spiegel für unsre Zukunft. Immer wird sich ein König finden, der seine Vorrechte vermehren will. Immer wird der Ehrgeiz, Abgeordneter zu werden, werden die Lorbeeren Mirabeaus und die Hunderttausende, die er verdiente, die reichen Leute in der Provinz nicht schlafen lassen: — sie nennen das liberal sein und das Volk lieben. Immer wird das Verlangen, Pair oder Kammerherr zu werden, die Ultras beseelen. Jedermann wird auf dem Staatsschiff etwas zu tun haben wollen, denn das wird gut bezahlt. Aber sollte es niemals ein armseliges Plätzchen für einen einfachen Mitreisenden geben?“

„Das müßte bei deinem friedlichen Charakter eine rechte Kurzweil sein. Haben die letzten Wahlen dich aus der Provinz vertrieben?“

„Mein Unglück hat eine längere Vergangenheit. Vor einem Jahre war ich vierzig Jahre alt und im Besiß von fünfhunderttausend Franken. Heute habe ich vier Jahre mehr und wahrscheinlich fünfzigtausend Franken weniger. Ich habe sie eben beim Verkauf meines Schlosses Montfleury eingebüßt, das so prachtvoll an der Rhone liegt!

„In Paris war ich der ewigen Komödie satt, zu der uns die sogenannte Zivilisation des neunzehnten Jahrhunderts zwingt. Ich hatte einen wahren Durst nach Biederkeit und Einfachheit. Ich kaufte mir also ein Gut in den Bergen an der Rhone, ein Gut — nichts Schöneres gibt es unter der Sonne.

„Sechs Monate lang machten mir der Vikar und die Krautjunker der Nachbarschaft den Hof. Ich gab ihnen zu essen und zu trinken; ich sagte ihnen, ich hätte Paris verlassen, um in meinem Leben nichts mehr von Politik hören oder sagen zu müssen.

„So aber hatte der Vikar nicht gerechnet. In kürzester Zeit wurde ich der Gegenstand von tausend aufdringlichen Witten, Belästigungen und so weiter. Ich hatte die Absicht, jährlich zwei- bis dreihundert

Franken für die Armen zu geben: man bat mich darum für fromme Gesellschaften, für die St. Josephsbrüderschaft, die marianische Kongregation und so weiter. Ich schlug es ab, und von dem Augenblick an war ich hundert Unberschämtheiten ausgesetzt. Ich bin dumm genug gewesen, mich darüber zu ärgern. Ich kann morgens nicht mehr spazierengehen und die Schönheit unsrer Berge genießen, ohne irgend einen Verdruß zu haben, der mich aus meinen Träumen reißt und mich unsanft an die Menschen und ihre Gemeinheit gemahnt. Bei den Bittprozessionen zum Beispiel, deren Gesang ich gern höre — es ist wahrscheinlich eine griechische Melodie —, werden meine Felder nicht mehr gesegnet, weil sie einem Gottlosen gehören, wie der Vikar sagt. Einer alten bigotten Bäurin stirbt die Ruh; sie sagt, das käme von der Nachbarschaft eines Teiches, der dem gottlosen Philosophen aus Paris gehört, und acht Tage später finde ich meine Fische auf dem Rücken schwimmend und mit Kalk vergiftet. Der Friedensrichter, sonst ein anständiger Mensch, ist um seine Stellung bange. Er gibt mir immerfort Unrecht, und der ländliche Friede wird für mich zur Hölle. Sobald die Leute sahen, daß der Vikar, das Oberhaupt der Kongregation des Ortes, mich fallen ließ, und daß der pensionierte Hauptmann, der Führer der Liberalen, mich nicht unterstützte, sind sie alle über mich hergefallen, bis auf den Maurer, dem ich seit einem Jahre das Brot gab, bis auf den Stellmacher, der mich ungestrast bestehen wollte, wenn er meine Pflüge ausbesserte.

„Um doch wenigstens etwas Rückhalt zu haben und nicht alle Prozesse zu verlieren, wurde ich liberal. Aber was glaubst du wohl, diese verdamnten Wahlen kommen, und man verlangt meine Stimme.“

„Für einen Unbekannten?“

„Nein, im Gegenteil, für einen Menschen, den ich nur zu gut kannte. Ich mache die schauerhafte Dummheit, sie zu verweigern, und von Stund' an habe ich auch die Liberalen auf dem Halse. Meine Stellung wird unmöglich. Ich glaube, wenn es dem Pfarrer eingefallen wäre, mich zu bezichtigen, ich hätte meine Haushälterin ermordet, so hätten sich in beiden Parteien zwanzig Zeugen finden

lassen, die beschworen hätten, den Akt des Verbrechens mitangesehen zu haben.“

„Du wolltest auf dem Lande leben, ohne den Leidenschaften deiner Nachbarn zu frönen, sogar ohne ihren Klatsch zu hören? Welch ein Fehler!“

„Er ist endlich wieder gutgemacht. Montfleury steht zum Verkauf. Ich verliere fünfzigtausend Franken, wenn's sein muß, aber ich bin heilsfroh; ich verlasse diese Hölle von Heuchelei und Bosheiten. Ich will die Einsamkeit und den ländlichen Frieden an dem einzigen Orte suchen, wo sie in Frankreich zu finden sind, in einer Wohnung im vierten Stock mit dem Blick auf die Champs-Élysées. Ich überlege nur noch, ob ich nicht besser tue, im Quartier du Roule Weibrot für die Kirche zu spenden.“

„Das alles wäre dir unter Bonaparte nicht passiert“, rief Falcoz mit zornsprühenden Augen und volllebhaften Mitgefühls.

„Ganz recht! Warum hat er sich nur nicht behaupten können, dein Bonaparte! Er ist an alledem schuld, worunter ich heute zu leiden habe!“

Julian verdoppelte seine Aufmerksamkeit. Er hatte vom ersten Wort an begriffen, daß der Bonapartist Falcoz der einstige Jugendfreund des Herrn von Renal war, der mit ihm 1816 gebrochen hatte, und daß der Philosoph Saint-Giraud der Bruder jenes Bureauchefs der Präfektur von . . . sein mußte, der es so gut verstand, sich Gemeindegäuser billig zuzuschlagen zu lassen.

„Ja, das alles hat dein Bonaparte angerichtet“, fuhr Saint-Giraud fort. „Ein anständiger Mensch mit fünfhunderttausend Franken Vermögen, so harmlos wie ich, kann sich in der Provinz nicht ansiedeln und in Ruhe leben; seine Junker und seine Pfaffen vertreiben ihn.“

„Hör' mal, rede nicht so schlecht über ihn“, rief Falcoz dazwischen. „Niemand hat Frankreich in der Achtung der Völker so hoch gestanden wie in den dreizehn Jahren seiner Regierung. Damals lag Größe in allem, was geschah.“

„Der Teufel soll deinen Kaiser holen“, fing der Herr von vierundvierzig Jahren wieder an. „Er ist nur auf den Schlachtfeldern groß gewesen und damals, als er um 1802 die Finanzen in Ordnung brachte. Aber was will sein ganzes späteres Gebaren besagen? Mit seinen Kammerherren, seinem Pomp und seinen Empfängen in den Tuileries hat er nur eine Neuauflage aller monarchischen Abernheiten veranstaltet, eine verbesserte Auflage, die noch ein bis zwei Jahrhunderte überdauern kann. Junker und Pfaffen möchten lieber auf die alte zurückgreifen, aber es fehlt ihnen die eiserne Faust, um ihr beim Publikum Absatz zu verschaffen.“

„Das ist allerdings gesprochen wie ein alter Buchdrucker.“

„Wer vertreibt mich denn von meinem Landgut?“ fuhr der Drucker zornig fort. „Wer anders als die Pfaffen, die Napoleon durch sein Konkordat zurückgerufen hat, statt sie so zu behandeln, wie der Staat alle Ärzte, Advokaten, Astronomen behandelt, das heißt, sie nur als Staatsbürger anzusehen und sich nicht um das Handwerk zu kümmern, mit dem sie sich ihr Brot verdienen? Gäbe es heute unverschämte Edelleute, wenn dein Bonaparte nicht Barone und Grafen gemacht hätte? Nein, die Mode war vorbei! — Und neben den Priestern sind es gerade die kleinen Landbedelleute, die mich am meisten verstimmt haben. Sie haben mich gezwungen, liberal zu werden.“

Die Unterhaltung war endlos; dies Thema wird Frankreich noch ein halbes Jahrhundert beherrschen. Da Saint-Giraud immerfort wiederholte, es wäre unmöglich, in der Provinz zu leben, führte Julian das Beispiel des Herrn von Rénal an.

„Wahrhaftig, junger Mann, Sie sind gut!“ rief Falcoz aus. „Der ist zum Hammer geworden, um nicht Amboss zu sein, sogar zum schrecklichen Hammer. Aber ich sehe ihn schon von Valenod überflügelt. Kennen Sie den Halunken? Das ist so der echte. Was wird Ihr Herr von Rénal sagen, wenn er sich eines schönen Tages abgesetzt sieht und den Valenod an seiner Stelle?“

„Er wird in Gesellschaft seiner Verbrecher bleiben“, sagte Saint-Giraud. „Sie kennen Verrières also, junger Mann? Nun also,

Bonaparte — der Blitz soll ihn treffen — er und sein monarchischer Schnickschnack haben die Herrschaft der Rénal und Chélan ermöglicht, und die zieht die Herrschaft der Salenod und Maslon nach sich.“

Diese düstre politische Unterhaltung erregte Juliāns Erstaunen und weckte ihn aus seinen lustvollen Träumen auf. Als Paris in der Ferne auftauchte, machte ihm dieser Anblick wenig Eindruck. Die Luftschlösser, die er sich über seine Zukunft baute, kämpften noch mit der frischen Erinnerung an die letzten vierundzwanzig Stunden in Verrières. Er gelobte sich, die Kinder seiner Freundin nie zu verlassen und alles daranzusetzen, um sie zu schützen, wenn die Unverschämtheiten der Pfaffen je wieder zu einer Revolution und Verfolgung des Adels führen sollten.

Was wäre wohl in der Nacht seiner Ankunft in Verrières geschehen, wenn er in dem Augenblick, wo er seine Leiter an Frau von Rénals Schlafzimmerfenster lehnte, dies Zimmer von einem Fremden oder von Herrn von Rénal besetzt gefunden hätte? Aber welche Wonne hatte er auch in den beiden ersten Stunden gekostet, als seine Freundin ihn wirklich fortschicken wollte und er im Finstern neben ihr saß und seine Sache verfocht! Eine Seele wie die Juliāns vergißt solche Erinnerungen ihr Lebtag nicht. Die übrigen Stunden seines Zusammenseins mit ihr verschmolzen in seinem Geiste bereits mit den ersten Zeiten ihrer Liebe, vierzehn Monate vorher.

Das Anhalten des Wagens weckte Julian aus seinen tiefen Träumen. Sie waren soeben in den Posthof in der Rue Rousseau eingefahren. „Ich will nach Malmaison“, rief er einem heranfahrenden Droschkenkutscher zu.

„Zu dieser Stunde? Was wollen Sie denn da?“

„Das kann Ihnen gleich sein. Vorwärts!“

Jede wahre Leidenschaft denkt nur an sich. Deswegen sind die Leidenschaften in Paris meines Erachtens auch so lächerlich, weil unser Nachbar immer beansprucht, daß man auch an ihn denkt. Ich werde mich hüten, von Juliāns Begeisterung in Malmaison zu reden. Er weinte. Wie? Trotz der häßlichen weißen Mauern, die in diesem Jahre gebaut sind und die den ganzen Park in kleine Stücke

teilen? Jawohl, lieber Leser, für Julian wie für die Nachwelt waren Arcole, St. Helena und Malmaison durch nichts getrennt.

Am Abend ging Julian nach langem Zaudern ins Theater; er hatte sonderbare Ideen über diesen Ort der Verderbnis. Ein tiefes Mißtrauen ließ ihn nicht zur Bewunderung des lebenden Paris kommen; nur die Denkmäler, die sein Heros zurückgelassen hatte, machten Eindruck auf ihn. „Hier bin ich also im Mittelpunkt der Rabale und Heuchelei“, sagte er sich. „Hier herrschen die Gönner des Abbé von Frilair.“

Am dritten Abend siegte die Neugier über seine ursprüngliche Absicht, alles zu sehen, bevor er sich dem Abbé Pirard vorstellte. Dieser setzte ihm in frostigem Ton auseinander, welche Lebensweise ihn bei Herrn de la Mole erwartete.

„Wenn Sie nach einigen Monaten nicht brauchbar sind, lehren Sie ins Seminar zurück, aber auf ehrenvolle Weise. Sie wohnen beim Marquis, einem der größten Herren Frankreichs. Sie werden schwarz gehen, aber nicht wie ein Geistlicher, sondern wie jemand, der Trauer hat. Ich verlange, daß Sie wöchentlich dreimal in ein Seminar gehen, wo ich Sie vorstellen werde, um Ihre theologischen Studien fortzusetzen. Jeden Tag um zwölf Uhr haben Sie sich in der Bibliothek des Marquis einzufinden; er beabsichtigt, seine Korrespondenz über seine Prozesse und sonstigen Geschäfte durch Sie führen zu lassen. Der Marquis schreibt an den Rand jedes eingelaufenen Briefes mit zwei Worten, wie darauf geantwortet werden soll. Ich habe behauptet, Sie würden in drei Monaten imstande sein, die Antworten so aufzusetzen, daß der Marquis von zwölf, die Sie ihm zur Unterschrift vorlegen, mindestens acht bis neun vollziehen kann. Abends um acht Uhr haben Sie seinen Schreibtisch in Ordnung zu bringen; um zehn Uhr sind Sie frei.“

„Es kann vorkommen,“ fuhr der Abbé Pirard fort, „daß irgend-eine alte Dame oder ein freundlich redender Herr Ihnen große Aus-sichten macht oder Ihnen ganz offen Geld bietet, wenn Sie ihnen Briefe zeigen, die der Marquis erhalten hat . . .“

„Herr Abbé!“ rief Julian schamrot.

„Es ist sonderbar,“ sagte der Abbé mit bitterm Lächeln, „daß Sie bei Ihrer Armut und nachdem Sie ein Jahr im Seminar gelebt haben, sich noch so tugendhaft entrüsten können. Sie müssen sehr blind gewesen sein!“

„Sollte es die Macht des Blutes gewesen sein?“ fuhr er leiser und wie mit sich selbst redend fort. „Das Sonderbarste ist nämlich,“ setzte er hinzu, indem er Julian ansah, „daß der Marquis Sie kennt . . . Woher, weiß ich nicht. Für den Anfang gibt er Ihnen hundert Louisdors Gehalt. Er ist ein Mensch, der nur aus Laune handelt, das ist sein Fehler; er wird sich mit Ihnen um Kindereien streiten. Wenn er zufrieden ist, kann Ihr Gehalt in der Folge bis achthundert Franken steigen. Aber das merken Sie sich,“ fuhr der Abbé bitter fort, „der Marquis gibt Ihnen all das Geld nicht für Ihre schönen Augen. Es kommt darauf an, daß Sie brauchbar sind. An Ihrer Stelle würde ich sehr wenig reden und vor allem nie über etwas, das Sie nicht verstehen.“

„Ach ja!“ fuhr der Abbé fort, „ich habe auch Erkundigungen für Sie eingezogen. Ich vergaß, Ihnen von der Familie des Herrn de la Mole etwas zu sagen. Er hat zwei Kinder, eine Tochter und einen Sohn von neunzehn Jahren, einen Modejüngling ersten Ranges und eine Art von Sonderling, der um zwölf Uhr noch nicht weiß, was er um zwei Uhr tun will. Er besitzt Geist und Tapferkeit; er hat den spanischen Feldzug mitgemacht. Der Marquis hofft, warum, weiß ich nicht, daß Sie sich mit dem jungen Grafen Norbert anfreunden werden. Ich habe gesagt, Sie wären ein guter Lateiner; vielleicht rechnet er darauf, daß Sie seinem Sohne ein paar fertige Phrasen über Cicero und Vergil beibringen.“

„An Ihrer Stelle würde ich mich von diesem schönen jungen Mann nicht aufziehen lassen und seinen ausgesucht höflichen, aber etwas ironisch gefärbten Aufforderungen erst dann Folge leisten, wenn er sie Ihnen mehr als einmal wiederholt hat.“

„Ich will Ihnen nicht verhehlen, daß der junge Graf de la Mole Sie zuerst geringschätzig behandeln wird, denn Sie sind nur ein simpler Bürgerlicher. Einer seiner Vorfahren spielte bei Hofe eine

große Rolle und hatte die Ehre, am 6. April 1574 wegen einer politischen Intrige auf dem Grèveplatz um einen Kopf kürzer gemacht zu werden. Sie dagegen sind der Sohn eines Zimmermannes aus Verrières und noch dazu im Dienst seines Vaters. Machen Sie sich diesen Unterschied recht klar und studieren Sie die Geschichte der Familie im Moreri; alle Schmeichler, die im Hause verkehren, machen von Zeit zu Zeit zarte Anspielungen darauf, wie sie es nennen.

„Seien Sie auch vorsichtig in der Weise, wie Sie dem Herrn Grafen Norbert de la Mole, Schwadronschef bei den Husaren und künftigem Pair von Frankreich, auf seine Scherze antworten, und kommen Sie mir nachher nicht Ihr Leid klagen.“

„Mir scheint,“ sagte Julian tief erröthend, „einem Menschen, der mich verächtlich behandelt, dürfte ich überhaupt nicht antworten.“

„Sie stellen sich diese Verachtung nicht richtig vor; sie wird sich nur in übertriebenen Komplimenten äußern. Wenn Sie ein Dummkopf wären, könnten Sie sich dadurch gefangennehmen lassen, und wenn Sie Ihr Glück machen wollten, müßten Sie es tun.“

„Wird man mich für undankbar halten,“ fragte Julian, „wenn ich an dem Tage, wo mir das alles nicht mehr gefällt, in meine kleine Zelle 208 zurückkehre?“

„Allerdings“, antwortete der Abbé, „werden alle Schmeichler des Hauses Sie verleumben, aber ich werde dann auf dem Posten sein. Adsum qui feci; ich werde sagen, der Entschluß rührte von mir her.“

Julian war durch den bitteren und fast böshaftern Ton des Herrn Virard verletzt; er brachte ihn ganz um den Eindruck seiner letzten Worte.

Der Abbé machte sich nämlich aus seiner Vorliebe für Julian ein Gewissen, und nur mit einer Art heiliger Scheu mischte er sich so unmittelbar in das Geschick eines andern.

„Sie werden auch,“ fuhr er in derselben Mißlaunigkeit fort, als ob er eine unangenehme Pflicht erfüllte, „Sie werden auch die Frau Marquise de la Mole sehen. Sie ist eine stattliche Blondine, fromm,

hochmütig, äußerst höflich und vor allem sehr unbedeutend. Sie ist die Tochter des alten Herzogs von Chaulnes, der wegen seiner Standesvorurteile so bekannt ist. Diese vornehme Dame ist gewissermaßen ein stark herausgearbeiteter Auszug dessen, was im Grunde alle Frauen ihres Ranges sind. Sie macht kein Hehl daraus, daß der einzige, von ihr anerkannte Vorzug der ist, Ahnen zu haben, die die Kreuzzüge mitgemacht haben. Das Geld kommt erst viel später. Das wundert Sie? Ja, mein Freund, wir sind hier nicht mehr in der Provinz.

„Sie werden in ihrem Salon mehrere große Herren treffen, die von unseren Prinzen in sonderbar leichtfertigem Tone reden. Frau de la Mole hingegen spricht jedesmal, wenn sie einen Prinzen oder gar eine Prinzessin nennt, aus Ehrfurcht im Flüsterton. Ich rate Ihnen nicht, vor ihr zu behaupten, daß Philipp II. oder Heinrich VIII. Ungeheuer waren. Sie waren Könige, und das gibt ihnen unwandelbare Ansprüche auf die Ehrerbietung aller Wesen ohne Herkunft, wie Sie und ich. Freilich“, setzte er hinzu, „sind wir Priester; sie wird Sie auch so behandeln, und als solche betrachtet sie uns als Kammerdiener für ihr Seelenheil.“

„Herr Abbé,“ sagte Julian, „mir scheint, ich werde nicht lange in Paris bleiben.“

„Schön; aber vergessen Sie nicht, daß ein Mensch unstes Berufes nur durch große Herren emporkommen kann. Sie haben — wenigstens für mich — etwas Undefinierbares in Ihrem Wesen, das mich glauben läßt, Sie werden stets verfolgt werden, wenn Sie nicht Ihr Glück machen; ein Zwischending gibt es für Sie nicht. Täuschen Sie sich nicht. Die Menschen merken, daß sie Ihnen keine Freude machen, wenn sie Sie antreden; in einem so sozialen Lande wie Frankreich sind Sie dem Unglück geweiht, wenn Sie nicht Respekt lernen.“

„Was wäre ohne diese Laune des Marquis in Besançon aus Ihnen geworden? Eines Tages werden Sie einsehen, wie außergewöhnlich das ist, was er für Sie tut, und wenn Sie nicht gerade ein Ungeheuer sind, werden Sie ihm und seiner Familie ewig dankbar sein. Wieviel arme Abbés, die mehr Gelehrsamkeit besitzen als

Sie, haben jahrelang in Paris gelebt, mit den fünfzehn Sous für ihre Messe und den zehn Sous für ihre Arbeiten an der Sorbonne Erinnern Sie sich, was ich Ihnen im vergangenen Winter von den ersten Jahren jenes üblen Subjekts, des Cardinals Dubois, erzählte. Sind Sie etwa so eingebil­det, sich für begabter zu halten als er?

„Ich als ruhiger, wenig begabter Mensch rechnete zum Beispiel darauf, in meinem Seminar zu sterben; ich bin kindlich genug gewesen, mein Herz daran zu hängen. Nun gut! Als ich um meine Entlassung gebeten hatte, sollte ich abgesetzt werden. Wissen Sie, wie groß mein Vermögen war? Ich hatte ein Kapital von fünf­hundertundzwanzig Franken, nicht mehr und nicht weniger, nicht einen Freund, höchstens zwei bis drei Bekannte. Herr de la Mole, den ich nie gesehen habe, hat mir aus der Verlegenheit geholfen; er brauchte nur ein Wort zu sagen, und ich erhielt eine Pfarre, deren Gemeindeglieder lauter wohlhabende Leute sind, über niedrige Laster hinausgehoben, und mein Einkommen beschämt mich geradezu, so wenig steht es im Verhältnis zu meiner Arbeit. Ich setze Ihnen das so lang und breit auseinander, um Ihnen den Kopf etwas zurecht zu setzen. — Ein Wort noch: ich bin leider jähzornig. Es kann also sein, daß wir uns eines Tages nicht mehr sprechen. Wenn Ihnen der Hochmut der Marquise oder die schlechten Wiße ihres Sohnes den Aufenthalt im Hause durchaus verleiden sollten, so rate ich Ihnen, beendigen Sie Ihre Studien in einem Seminar im Umkreise von Paris, und lieber im Norden als im Süden. Im Norden herrscht mehr Gesittung, und“, setzte er mit leiserer Stimme hinzu, „ich muß gestehen, die Nähe der Pariser Zeitungen schreckt die kleinen Tyrannen.“

„Wenn wir aber weiterhin Freude daran finden, uns zu sehen, und das Haus des Marquis sagt Ihnen nicht mehr zu, so biete ich Ihnen an, mein Vikar zu werden, und wir teilen brüderlich, was die Pfarre einbringt. Ich schulde Ihnen das und noch mehr“, unterbrach er Juliens Dankesbezeugungen, „für das sonderbare Anerbieten, das Sie mir in Besançon gemacht haben. Hätte ich statt der

fünfhundertzwanzig Franken nichts gehabt, so hätten Sie mich damals gerettet.“

Der harte Ton des Abbé war umgeschlagen. Zu seiner großen Beschämung fühlte Julian, wie ihm die Tränen in die Augen traten: Er wäre seinem Freunde für sein Leben gern um den Hals gefallen; er konnte sich nicht enthalten, ihm so männlich wie möglich zu antworten:

„Mein Vater haßte mich schon in der Wiege: das war ein großes Unglück für mich; aber ich will dem Schicksal nicht mehr grollen, ich habe in Ihnen, Herr Abbé, einen zweiten Vater gefunden.“

„Schon gut, schon gut“, sagte der Abbé verlegen; dann fiel ihm zur rechten Zeit ein Wort ein, als ob er noch Seminardirektor wäre: „Sie dürfen nicht sagen, das Schicksal, liebes Kind; sagen Sie immer die Vorsehung.“

Die Droschke hielt an; der Kutscher hob den bronzenen Türklopfer eines riesigen Lozes: es war das Hotel de la Mole; und damit kein Vorübergehender daran zweifelte, las man diese Worte in schwarzem Marmor über der Tür.

Diese Affektiertheit mißfiel Julian. „Sie haben doch solche Furcht vor den Jakobinern; sie sehen hinter jeder Hecke einen Kobespiere mit seinem Henkerarren; sie sind oft zum Totlachen — und dann machen sie solche Aufschriften an ihren Häusern, damit die Kanaille sie bei einem Aufstand gleich erkennt und plündert.“ Er teilte diesen Gedanken dem Abbé mit.

„Ach, Sie armes Kind, wie bald werden Sie mein Vitar sein! Was für ein entsetzlicher Gedanke ist Ihnen da gekommen!“

„Ich finde das sehr einfach“, sagte Julian.

Die Feierlichkeit des Portiers und besonders die Reinlichkeit des Hofes erfüllten ihn mit Bewunderung. Es war heller Sonnenschein.

„Welche prachtvolle Architektur!“ sagte er zu seinem Freunde. Es war eines jener großen Stadthäuser im Foubourg St. Germain mit einer so nichts sagenden Fassade, wie sie um die Zeit von Voltaires Tod gebaut wurden. Nie sind Mode und Schönheit weiter auseinander gewesen.

Zweiunddreißigstes Kapitel

Der Eintritt in die Welt

Eine lächerliche und rührende Erinnerung: der erste Salon, in den man allein und ohne Unterstützung mit achtzehn Jahren eintritt! Der Blick einer Frau genügte, um mich einzuschüchtern. Je mehr ich gefallen wollte, um so ungeschickter wurde ich. Von allem machte ich mir die verkehrtesten Begriffe. Entweder ich gab mich einer Sache ganz ohne Grund hin, oder ich sah in einem Manne meinen Feind weil er mich ernst angesehen hatte. Aber wie schön war dann inmitten des schrecklichen Unglücks meiner Schüchternheit ein schöner Tag!

Rant

Verblüfft blieb Julian mitten im Hofe stehen.

„Seien Sie doch etwas vernünftiger“, sagte der Abbé Pirard. „Erst kommen Sie auf ganz schreckliche Ideen, und dann sind Sie wie ein Kind. Wo bleibt das *nil admirari* (das Nichts bewundern) des Horaz? Denken Sie doch, daß die Lataien sich über Sie lustig machen werden, wenn sie Sie so stehen sehen; sie werden Sie für ihresgleichen halten, den man ungerechterweise über sie gestellt hat. Und unter der Maske der Gutmütigkeit und der Absicht, Ihnen gute Ratschläge und Anleitungen zu geben, werden sie versuchen, Sie in irgendeine große Tölperei tappen zu lassen.“

„Ich möchte es ihnen nicht raten“, sagte Julian, sich auf die Lippen beißend; sein Mißtrauen war mit einem Schlage wieder wach.

Die Säle im ersten Stockwerk, welche die Herren durchschritten, ehe sie in das Arbeitszimmer des Marquis kamen, wären dir, lieber Leszer, gewiß prächtig, aber öde erschienen. Würde man sie dir so überlassen, wie sie sind, du würdest nicht darin wohnen wollen; es ist die Heimat des Gähnens und der traurigen Überlegung. Sie erhöhten Julians Entzücken noch. „Wie kann man unglücklich sein, wenn man so glänzend wohnt!“ dachte er.

Endlich kamen die Herren in das unansehnlichste Zimmer dieser prachtvollen Wohnung; kaum, daß es hell darin war. Dort saß ein kleiner magerer Herr mit lebhaften Augen und blonder Perücke. Der Abbé drehte sich zu Julian um und stellte ihn vor. Es war der

Marquis. Julian hatte große Mühe, ihn wiederzuerkennen, so höflich kam er ihm vor. Er war nicht mehr der große Herr mit der hochmütigen Miene aus der Abtei von Bray-le-Haut. Es kam Julian vor, als ob seine Perücke vielzuviel Haare hätte, und infolge dieser Wahrnehmung war er durchaus nicht eingeschüchtert. Der Nachkomme des Freundes Heinrichs III. machte ihm einen etwas zurückgekommenen Eindruck. Er war sehr mager und gestikulirte viel. Aber Julian bemerkte bald, daß der Marquis von einer Höflichkeit war, die für den, mit dem er sprach, noch viel angenehmer war als selbst die des Bischofs von Besançon. Die Audienz währte keine drei Minuten. Beim Herausgehen sagte der Abbé zu Julian:

„Sie haben den Marquis angesehen, als ob Sie sein Bild hätten malen wollen. Ich bin kein großer Piffikus in dem, was diese Leute Höflichkeit nennen, Sie werden bald mehr davon wissen als ich; aber die Redheit Ihres Blickes schien mir doch ein wenig zu unhöflich.“

Sie waren wieder in die Droschke gestiegen; der Kutscher hielt am Boulevard. Der Abbé führte Julian durch eine Flucht von großen Sälen. Es fiel Julian auf, daß sie ohne Möbel waren. Er betrachtete gerade eine prächtige vergoldete Stuhluhr, die seiner Ansicht nach etwas recht Unschickliches darstellte, als ein sehr elegant gekleideter Herr mit lächelnder Miene auf ihn zutrat. Julian verneigte sich leicht.

Der Herr lächelte wieder und legte ihm die Hand auf die Schulter. Julian zuckte zusammen und fuhr einen Schritt zurück; er war dunkelrot vor Zorn. Der Abbé lachte trotz seiner Ernsthaftigkeit bis zu Tränen. Der Herr war der Schneider.

„Ich gebe Ihnen für zwei Tage Ihre Freiheit wieder,“ sagte der Abbé beim Herausgehen zu Julian; „dann erst können Sie Frau de la Mole vorgestellt werden. Ein anderer würde Sie bei Ihrem ersten Aufenthalt in diesem Seine-Babel wie ein junges Mädchen behüten. Straucheln Sie gleich, wenn Sie noch straucheln können, dann bin ich meiner Schwäche, an Sie zu denken, ledig. Übermorgen früh wird Ihnen der Schneider zwei Anzüge bringen; Sie geben dem Zuschneider, der sie Ihnen anprobiert, fünf Franken. Übrigens

lassen Sie die Pariser Ihre Mundart nicht hören. Wenn Sie ein Wort sagen, haben sie gleich Ihren wunden Punkt heraus. Das ist so ihr Talent. Übermorgen mittag kommen Sie zu mir . . . und nun gehen Sie und sträucheln . . . Ich vergaß noch eins: gehen Sie und bestellen Sie sich Schuhe, Hemden und einen Hut; hier sind die Adressen dazu."

Julian betrachtete die Handschrift der Adressen.

"Es ist die Hand des Marquis," sagte der Abbé; „er ist ein tätiger Herr, der an alles denkt und lieber selbst handelt als befiehlt. Er nimmt Sie zu sich, damit Sie ihm diese Art von Arbeit abnehmen. Werden Sie Verstand genug haben, alles, was dieser lebhafteste Mensch Ihnen kurz andeutet, richtig zu machen? Das wird die Zukunft lehren. Also aufgepaßt!"

Julian betrat, ohne ein Wort zu sagen, die Läden, deren Adressen ihm aufgeschrieben waren; er bemerkte, daß er respektvoll empfangen wurde. Der Schuster trug seinen Namen als Herr Julian von Sorel in sein Buch ein.

Auf dem Friedhof Père-Lachaise erbot sich ein sehr liebenswürdiger und in seinen Reden höchst liberaler Herr, ihm das Grab des Marschalls Ney¹⁰ zu zeigen, dem eine wohlweise Politik die Ehre des Grabsteins versagt. Als Julian sich von dem liberal gesinnten Herrn trennte, der ihn mit Tränen in den Augen fast in die Arme schloß, hatte er keine Uhr mehr. Um diese Erfahrung reicher, stellte er sich zwei Tage danach um zwölf Uhr beim Abbé Pirard ein, der ihn lange ansah.

"Sie wollen wohl ein Geß werden?" fragte er mit strenger Miene. Julian sah aus wie ein sehr junger Mann in tiefer Trauer; sein Anzug stand ihm wirklich sehr gut, aber der brave Abbé war selbst zu sehr Provinziale, um zu merken, daß Julian die Schultern noch immer in der Art trug, die in der Provinz Eleganz und Würde zugleich bedeutet. Als der Marquis Julian erblickte, urteilte er über seine Grazie doch recht anders als der gute Abbé, denn er fragte ihn:

"Haben Sie etwas dagegen, wenn Herr Sorel Tanzstunden nimmt?"

Der Abbé war starr.

„Nein,“ antwortete er endlich, „Julian ist nicht Priester.“

Der Marquis ging nach einer kleinen Geheimtreppe und führte unsern Helden, immer zwei Stufen auf einmal nehmend, selbst in eine freundliche Dachstube mit dem Blick auf den tiefigen Garten des Hauses. Er fragte ihn, wieviel Hemden er sich bei der Näherin bestellt hätte.

„Zwei,“ antwortete Julian, besangen, daß ein so großer Herr sich zu solchen Kleinigkeiten herabließ.

„Sehr wohl,“ bemerkte der Marquis mit ernster Miene und in kurzem, gebieterischem Tone, der Julian zu denken gab; „nehmen Sie noch zweiundzwanzig dazu. Hier ist das erste Viertel Ihres Gehalts.“

Als sie wieder herunterstiegen, rief der Marquis einen älteren Diener. „Arsène,“ sagte er, „Sie werden Herrn Sorel bedienen.“ Wenige Minuten später sah sich Julian allein in einer prächtigen Bibliothek; dieser Augenblick war köstlich. Um in seiner Erregung nicht überrascht zu werden, verbarg er sich in einer kleinen dunklen Ecke; von hier aus betrachtete er voller Entzücken die glänzenden Bücherrücken. „Das alles werde ich lesen dürfen“, sagte er sich. „Wie sollte es mir hier also nicht gefallen! Herr von Renal hätte sich für ewig enteehrt gehalten, wenn er nur den hundertsten Teil dessen für mich getan hätte, was der Marquis für mich tut. Aber da sind die Abschriften, die ich zu machen habe!“

Nach Erledigung dieser Arbeit wagte Julian an die Bücher zu gehen; er verlor vor Freude fast den Verstand, als er eine Ausgabe des Voltaire aufschlug. Er lief an die Thür der Bibliothek und sah hinaus, um nicht überrascht zu werden. Dann machte er sich das Vergnügen, jeden der vierundzwanzig Bände aufzuschlagen. Sie waren prachtvoll gebunden, es war ein Meisterwerk des geschicktesten Londoner Buchbinders. Es hätte nicht so viel bedurft, um Julians Bewunderung auf die Spitze zu treiben.

Eine Stunde darauf trat der Marquis ein, sah die Abschriften durch und entdeckte zu seinem Erstaunen, daß Julian dieses

mit zwei \int schrieb. „Sollte alles, was mir der Abbé von seiner Gelehrsamkeit erzählt hat, ein Märchen sein?“ dachte er.

Sehr entmutigt fragte er in sanftem Tone: „Sie sind wohl nicht ganz sicher in der Orthographie?“

„Leider nein“, entgegnete Julian, ohne im geringsten daran zu denken, wie sehr er sich dadurch schadete; so geführt war er von der Güte des Marquis, die ihm den hochmütigen Ton des Herrn von Rénal recht in Erinnerung rief.

„Der ganze Probendienst dieses kleinen Franche-Comtéser Abbé ist verlorene Zeit!“ dachte der Marquis, „und ich brauche doch gerade einen zuverlässigen Menschen.“

„Dieses wird mit einem \int geschrieben“, sagte er; „wenn Sie mit Ihren Abschriften fertig sind, suchen Sie sich im Wörterbuche doch die Wörter auf, über deren Rechtschreibung Sie im unklaren sind.“

Um sechs Uhr ließ der Marquis Julian rufen und warf einen sichtbar kummervollen Blick auf seine Stiefel. „Ich habe mir eine Bergeslichkeit vorzuwerfen“, sagte er, „ich habe Ihnen nicht gesagt, daß Sie sich alle Tage um halb sechs ankleiden müssen.“

Julian sah ihn verständnislos an.

„Ich meine, Strümpfe anziehen. Arföne wird Sie daran erinnern, für heute will ich Sie entschuldigen.“

Mit diesen Worten ließ der Marquis den Keuling in einen goldglänzenden Saal eintreten. Herr von Rénal hätte bei dieser Gelegenheit nicht verabsäumt, seine Schritte zu verdoppeln, um den Vortritt zu haben. Dank dieser kleinlichen Eitelkeit seines alten Herrn trat Julian dem Marquis jetzt auf die Füße und verursachte ihm infolge seiner Gicht großen Schmerz. „Ach, nun ist er auch noch ein Tölpel ersten Ranges!“ dachte dieser. Er stellte ihn einer stattlichen Frau von imposanter Erscheinung vor. Es war die Marquise. Sie machte Julian einen anmaßlichen Eindruck, etwa wie Frau von Maugiron, die Frau des Unterpräfekten des Kreises Verrières, wenn sie dem Festmahl der St.-Karl-Bereinigung beivoohnte. Julian war durch die ungemeine Pracht des Saales etwas geblendet und hörte nicht, was Herr de la Mole sagte. Die Marquise würdigte ihn kaum

eines Blickes. Es waren einige Herren anwesend, unter denen Julian zu seiner unaussprechlichen Freude den jungen Bischof von Agde erkannte, der ihn vor einigen Monaten bei der Zeremonie von Bray-le-Haut so liebenswürdig angesprochen hatte. Der junge Prälat war gewiß erschrocken über die zärtlichen Blicke, die Julian in seiner Schüchternheit auf ihn warf, und gab sich durchaus keine Mühe, den Provinzialen wiederzuerkennen.

Die Leute, die in diesem Salon beisammen waren, schienen Julian etwas Trauriges und Gedrücktes zu haben; man spricht leise in Paris und macht von Kleinigkeiten nicht viel Aufhebens.

Ein hübscher junger Mann mit einem Schnurrärtchen und sehr blassem Gesicht erschien um halb sieben noch. Er war hochaufgeschossen und hatte einen sehr kleinen Kopf.

„Sie lassen stets auf sich warten“, sagte die Marquise, der er die Hand küßte.

Julian begriff, daß dies der Graf de la Mole war. Er fand ihn vom ersten Augenblick an reizend. „Nis möglich,“ sagte er sich, „daß dies der Mensch ist, dessen beleidigende Scherze mich aus dem Hause vertreiben sollten?“

Bei näherer Betrachtung des Grafen Norbert bemerkte er, daß er Stiefel und Sporen trug. „Und ich soll Schuhe und Strümpfe tragen, wie ein höherer Dienstbote.“ Man ging zu Tische. Julian hörte, wie die Marquise ein tadelndes Wort sagte; sie sprach dabei etwas lauter. Fast zu gleicher Zeit bemerkte er eine äußerst blonde und sehr wohlgestaltete junge Dame, die sich ihm gegenüber setzte. Sie gefiel ihm durchaus nicht; als er sie genauer ansah, glaubte er trotzdem, nie so schöne Augen gesehen zu haben; aber sie sprachen von großer Seelentälte. In der Folge fand Julian, daß sie den Ausdruck beobachtender Langeweile hätten, die sich verpflichtet fühlt, zu imponieren. „Frau von Renal hatte gewiß sehr schöne Augen,“ dachte er bei sich; „alle Welt machte ihr Komplimente darüber, aber sie waren nicht wie diese.“ Er hatte nicht Erfahrung genug, um zu erkennen, daß es sprühender Geist war, der in Fräulein Mathildes Augen — denn so hörte er sie nennen — bisweilen aufleuchtete.

Wenn Frau von Mênals Augen blitzten, so war es vom Feuer der Leidenschaften oder von edler Entrüstung, wenn sie von einer niederträchtigen Handlung hörte. Gegen Ende der Mahlzeit fand Julian ein Wort für diese Art von Schönheit, die er an Fräulein de la Mole wahrnahm; „ihre Augen funkeln“, sagte er bei sich. Im übrigen hatte sie eine grausame Ähnlichkeit mit ihrer Mutter, die ihm immer weniger gefiel, und er hörte auf, sie anzusehen. Dagegen schien Graf Norbert ihm in jeder Hinsicht bewundernswert. Julian war so von ihm bezaubert, daß es ihm gar nicht in den Sinn kam, ihn zu beneiden oder zu hassen, weil er reicher oder vornehmer war als er selbst.

Es schien ihm, als ob der Marquis gelangweilt aussah.

Beim zweiten Gang sagte er zu seinem Sohne: „Norbert, ich empfehle deinem Wohlwollen Herrn Julian Sorel, den ich zu meinem Stabe genommen habe und aus dem ich einen Mann machen will, wenn dießes möglich ist.“

„Es ist mein Sekretär,“ sagte der Marquis zu seinem Nachbarn; „er schreibt dießes mit zwei s.“

Alles blickte Julian an, der sich etwas übertrieben gegen Norbert verbeugte; im allgemeinen jedoch war der erste Eindruck zufriedenstellend.

Der Marquis mußte wohl von Julians Erziehung ein Wort haben fallen lassen, denn einer der Tischgäste sprach ihn auf Horaz an. „Gerade meine Horazkenntnisse waren es, mit denen ich beim Bischof von Besançon so viel Glück hatte,“ sagte Julian sich im stillen; „man kennt augenscheinlich keinen andern Autor.“ Von diesem Augenblick an war er Herr seiner selbst, und dieß um so leichter, als er sich eben darüber klar geworden war, daß Fräulein de la Mole nie ein Weib nach seinem Geschmack sein könnte. Seit seiner Seminarzeit schätzte er die Menschen sehr gering und ließ sich nicht so leicht von ihnen einschüchtern. Er hätte seine ganze Kaltblütigkeit wiedergefunden, wenn die Einrichtung des Speisesaals etwas weniger pomphaft gewesen wäre. Was ihn noch einschüchterte, waren in der Lat zwei acht Fuß hohe Spiegel, in denen er den Herrn, der von Horaz sprach, von Zeit zu Zeit erblickte. Seine Sätze waren für

einen Provinzialen nicht zu lang, und er hatte ein paar schöne Augen, deren Glanz seine bald zaghafte, bald, wenn er gut geantwortet hatte, glückselige Schüchternheit zu verdoppeln schien. Man fand ihn annehmbar. Diese Art von Prüfung verlieh der ernstern Mahlzeit etwas Leben. Der Marquis gab dem Frager ein Zeichen, Julian recht auf den Zahn zu fühlen. „Sollte er am Ende doch etwas wissen?“ dachte er.

Julian antwortete mit seinen eigenen Ideen und verlor seine Schüchternheit fast gänzlich. Er vermochte zwar nicht geistreich zu sein — das ist ganz unmöglich, wenn man die in Paris übliche Redeart nicht kennt —, aber doch neue Gedanken vorzubringen, wenn schon ungewandt und nicht am rechten Fleck; auch sah man, daß er das Lateinische vollkommen beherrschte.

Julians Gegner war Mitglied der Académie des Inscriptions und konnte zufällig Lateinisch. Da er in Julian einen sehr sattelfesten Humanisten fand, fürchtete er nicht mehr, ihn schamrot zu machen, und versuchte nun allen Ernstes, ihn in die Enge zu treiben. In der Hitze des Gefechtes vergaß Julian endlich die prächtvolle Eßzimmereinrichtung, und es gelang ihm, über die lateinischen Dichter einige Gedanken zu äußern, die sein Gegenpart noch nirgendwo gelesen hatte. Als ehrlicher Mensch erwies dieser dem jungen Sekretär die gebührende Ehre. Glücklicherweise begann die Unterhaltung mit der Frage, ob Horaz arm oder reich gewesen sei, ob ein lebenswürdiger, sorgloser Lebemann wie Chapelle, Molières und La Fontaines Freund, oder ein armer Teufel von *poeta laureatus*, der am Hofe lebte und zu Königs Geburtstag Oden verfertigte, wie Southey, der Ankläger Lord Byron's. Man sprach von den sozialen Verhältnissen unter Augustus und Georg IV.; in beiden Epochen war der Adel allmächtig, aber in Rom wurde ihm die Macht von Maecenas, einem einfachen Ritter, entrißen, und in England hatte er den König ungefähr auf die Stellung eines Dogen von Venedig herabgedrückt. Diese Unterhaltung schien den Marquis aus der Geistesstarre oder Langeweile aufzuwecken, in die er bei Beginn der Mahlzeit versunken war.

Julian mußte nicht das geringste von all den modernen Namen, von Southey, Lord Byron, Georg IV., die er heute zum ersten Male hörte. Aber es entging niemandem, daß er jedesmal, wenn das Gespräch auf Tatsachen aus der römischen Geschichte kam, die sich aus den Werken des Horaz, Martial, Tacitus usw. schöpfen ließen, eine unzweifelhafte Überlegenheit bewies. Er benutzte unbedenklich mehrere Ideen, die er bei der denkwürdigen Unterhaltung mit dem Bischof von Besançon gelernt hatte, und diese wurden nicht am schlechtesten aufgenommen.

Als man der Unterhaltung über die Poeten müde war, geruhte die Marquise, die es sich zum Grundsatz machte, alles zu bewundern, was ihrem Gatten Vergnügen bereitetete, Julian anzusehen. „Hinter den linkschen Manieren dieses jungen Abbe verbirgt sich vielleicht wirkliche Kenntniß“, meinte der Akademiker, der neben ihr saß, und Julian hörte etwas davon. Fertige Redensarten waren nach dem Geschmack der Hausherrin, und so machte sie sich denn auch die über Julian zu eigen und freute sich darüber, daß sie den Akademiker eingeladen hatte. „Er amüsiert Herrn de la Mole“, dachte sie.

Dreiunddreißigstes Kapitel

Die ersten Schritte

Dieses riesige Thal voll funkelnder Lichter
 und abertausend Menschen blendet mein Auge.
 Keiner, der mich kennt, alle sind mir überlegen.
 Mein Verstand steht still.

Poemidell' av. Reina

Am nächsten Morgen sehr früh fertigte Julian in der Bibliothek Abschriften von Briefen an, als Fräulein Mathilde durch eine kleine Geheimtür eintrat, die sehr geschickt durch Bücherrücken verdeckt war. Während Julian diese Erfindung bewunderte, schien Fräulein Mathilde sehr erstaunt und ziemlich unangenehm berührt, ihn dort zu finden; sie machte ihm, unrisirt wie sie war, einen harten, hochmütigen und fast männlichen Eindruck. Fräulein de la Mole hatte die heimliche Angewohnheit, aus der Bibliothek ihres Vaters

Bücher zu entwenden, ohne daß man es merkte. Julians Anwesenheit bereitete ihren Versuch an diesem Morgen, und das ärgerte sie um so mehr, als sie sich den zweiten Band von Voltaires „Prinzessin von Babelon“ holen wollte, eine würdige Ergänzung zu ihrer hervorragend monarchischen und religiösen Erziehung, dem Meisterwerke des Sacré-Coeur! Das arme Mädchen verlangte schon mit neunzehn Jahren von einem Romane, wenn er ihr gefallen sollte, Esprit.

Gegen drei Uhr erschien Graf Norbert in der Bibliothek; er wollte eine Zeitung lesen, um des Abends über Politik reden zu können, und war sehr zufrieden, Julian zu treffen, dessen Vorhandensein er schon vergessen hatte. Er benahm sich tadellos gegen ihn und forderte ihn auf, mit ihm auszureiten.

„Mein Vater gibt uns Urlaub bis zum Essen“, sagte er.

Julian verstand dieses uns und fand es reizend.

„Ach Gott, Herr Graf,“ sagte er, „wenn es darauf ankäme, einen Baum von vierundzwanzig Fuß zu fällen, abzuschälen und zu Brettern zu zersägen, so würde ich das gut machen, wie ich wohl sagen darf; aber ich habe in meinem Leben noch keine sechsmaal zu Pferde gefessen.“

„Nun, dann wird dies das siebente Mal sein“, sagte Norbert kurz.

Im stillen dachte Julian an den Einzug des Königs in Verrières und glaubte, hervorragend reiten zu können. Aber bei der Rückkehr vom Bois de Boulogne fiel er mitten in der Rue du Bac vom Pferde, als er einem Rabriolett kurz ausbiegen wollte, und kehrte mit Schmutz bedeckt heim. Zum Glück hatte er zwei Anzüge. Beim Diner wollte der Marquis ihn durch eine Anrede auszeichnen und fragte ihn, wie der Spazierritt verlaufen sei; Norbert antwortete schnell in allgemeinen Redensarten.

„Der Herr Graf ist sehr gütig,“ antwortete Julian; „ich danke ihm dafür und weiß seine Güte zu schätzen. Er war so freundlich, mir das frommste und hübscheste Pferd geben zu lassen, aber schließlich konnte er mich doch nicht darauf festbinden, und so bin ich mitten in der langen Straße dicht an der Brücke heruntergefallen.“ Fräulein

Mathilde versuchte vergeblich, einen Lachanfall zu unterdrücken, und erkundigte sich schließlich neugierig nach den Einzelheiten. Julian zog sich mit großer Natürlichkeit heraus; es lag Anmut in seinem Benehmen, ohne daß er es wußte.

„Ich prophezeie Gutes für diesen kleinen Priester“, sagte der Marquis zu dem Akademiker. „Ein einfacher Provinziale in solcher Lage! Das ist noch nie dagewesen und wird es auch nie wieder sein, und dazu erzählt er sein Unglück noch vor Damen!“

Julian erzählte sein Mißgeschick in einer so aufgeräumten Weise, daß Fräulein Mathilde gegen Ende der Mahlzeit, als das Gespräch auf einen andern Gegenstand übergegangen war, sich bei ihrem Bruder nach den Einzelheiten des kleinen Unfalls erkundigte. Als sie ihre Fragen fortsetzte und Julian mehrere Male ihren Blicken begegnete, wagte er es, ihr selbst zu antworten, obgleich er nicht gefragt war, und schließlich lachten alle drei wie drei junge Leute vom Lande, die zusammen im Walde sind.

Am nächsten Tage hörte Julian zwei theologische Vorlesungen und schrieb danach einige zwanzig Briefe ab. Er fand in der Bibliothek einen sehr sorgfältig gekleideten jungen Mann neben seinem Plaze sitzen. Er sah unfein aus und blickte ihn scheel an.

Der Marquis erschien. „Was tun Sie hier, Herr Lanbeau?“ fragte er den Neuangekommenen in hartem Tone.

„Ich dachte . . .“ antwortete der junge Mann mit süßlichem Lächeln.

„Nein, Herr, Sie dachten nicht. Es war nur ein Versuch, aber er ist mißglückt.“

Der junge Lanbeau stand wütend auf und verschwand. Er war ein Neffe des Akademikers, des Freundes der Marquise, und wollte sich der Literatur widmen. Der Akademiker hatte es beim Marquis durchgesetzt, daß dieser ihn zum Sekretär nahm. Lanbeau arbeitete in einem abgelegenen Stübchen; als er von der Gunst hörte, die Julian genoß, wollte er sie teilen und hatte sich am Morgen mit seinem Schreibzeug in der Bibliothek niedergelassen.

Um vier Uhr wagte Julian nach kurzem Bedenken beim Grafen Norbert zu erscheinen. Er war gerade im Begriff auszureiten und insolgedessen in Verlegenheit, denn er war durchaus höflich.

„Ich denke,“ sagte er zu Julian, „Sie werden bald in die Reitbahn gehen, und nach ein paar Wochen wird es mir ein Vergnügen sein, mit Ihnen auszureiten.“

„Ich wollte mir die Ehre geben,“ antwortete Julian, „Ihnen für die mir bewiesene Güte zu danken. Seien Sie überzeugt, Herr Graf,“ setzte Julian mit sehr ernster Miene hinzu, „daß ich sehr wohl weiß, was ich Ihnen schuldig bin. Wenn Ihr Pferd durch mein gestriges Ungeschick nicht verletzt worden ist und nicht anderweitig gebraucht wird, möchte ich es heute wieder reiten.“

„Meiner Treu, lieber Sorel, aber auf Ihre Gefahr hin. Nehmen Sie an, ich hätte Ihnen alle Vorhaltungen gemacht, welche die Klugheit gebietet; es ist jetzt schon vier Uhr, wir haben keine Zeit mehr zu verlieren.“

Sobald Julian im Sattel saß, fragte er den Grafen: „Was muß ich tun, um nicht zu fallen?“

„Allerhand,“ lachte Norbert laut auf, „zum Beispiel den Oberkörper nach hinten halten.“

Julian setzte sich in schlanken Trab. Sie waren auf dem Louis-XVI.-Platz.

„Sie junger Tollkopf,“ sagte Norbert, „hier sind zu viele Wagen; noch dazu werden sie unvorsichtig kutschiert. Wenn Sie einmal auf der Erde liegen, werden ihre Tilburys Ihnen bald über den Leib fahren; sie werden ihre Pferde nicht ins Maul reißen wollen, um sie kurz anzuhalten.“

Zwanzigmal sah Norbert Julian nahe am Herunterfallen; aber schließlich verlief der Spazierritt ohne Katastrophe. Als sie nach Hause kamen, sagte Norbert zu seiner Schwester: „Hier stelle ich dir einen der größten Waghälfe vor.“

Bei Tische erzählte er seinem Vater über den ganzen Tisch weg von Julians Reckheit; sie war in der Tat das einzige, was an seiner Reitkunst zu loben war. Der junge Graf hatte am Morgen im Hofe

gehört, wie die Stallknechte sich beim Pferdeputzen über Julians Sturz aufhielten und die kränklichsten Witze darüber rissen.

Trotz so vielen Wohlwollens fühlte Julian sich inmitten dieser Familie bald völlig vereinsamt. Alle Gewohnheiten schienen ihm sonderbar, und in keine konnte er sich finden. Seine Verstöße erregten die Heiterkeit der Kammerdiener.

Der Abbé Pirard war nach seiner Pfarre abgereist. „Ist Julian ein schwankendes Rohr, so mag er zerbrechen; ist er ein herzhafter Mensch, so mag er sich selber helfen“, dachte er.

Vierunddreißigstes Kapitel

Das Haus La Mole

Was tut er hier? Wird er sich hier gefallen?
Wohnt er zu gefallen? Konjard

Wie alles in dem vornehmen Salon des Hauses La Mole Julian seltsam erschien, so erschien dieser blasse, schwarz gekleidete junge Mann allen, die ihn eines Blickes würdigten, nicht minder sonderbar. Frau de la Mole schlug ihrem Gatten vor, ihn an den Tagen, wo gewisse Persönlichkeiten zum Essen geladen waren, mit einem Auftrage fortzuschicken.

„Ich möchte ihn lieber in jeder Lage erproben“, antwortete der Marquis. „Der Abbé Pirard meint, man täte unrecht daran, die Eigenliebe derer, die man in seinen Kreis zieht, zu brechen. Man stößt sich nur auf das, was widersteht. Der junge Mann stößt nur durch sein unbekanntes Gesicht an, im übrigen ist er ja taubstumm.“

„Um mich zurechtzufinden“, dachte Julian, „muß ich mir die Namen der Leute, die in diesem Hause verkehren, mit einem Worte über ihren Charakter notieren.“

Den Anfang machten fünf bis sechs Freunde des Hauses, die ihm für alle Fälle den Hof machten, denn sie glaubten, der Marquis begünstige ihn aus irgend einer Laune. Sie waren arme Teufel und mehr oder minder platt. Aber das muß zum Lobe dieser Menschenart

gesagt werden, die heute in den Salons der Aristokratie ihr Wesen treibt: sie waren nicht gleich platt gegen alle. Mancher ließ sich von dem Marquis schlecht behandeln, während er sich gegen jedes harte Wort der Marquise aufgelehnt hätte.

Im Charakter der Herrschaften lag zu viel Stolz und Langeweile, sie waren zu sehr daran gewöhnt, andere zu verletzen, um sich zu zerstreuen, als daß sie auf wahre Freunde hätten rechnen können. Doch waren sie, außer an Regentagen und in Augenblicken tödlichster Langeweile, die selten vorkamen, stets von ausgefuchter Höflichkeit.

Wenn die fünf oder sechs Gefälligen, die Julian eine so väterliche Freundschaft bewiesen, das Haus La Mole verlassen hätten, so wäre die Marquise oft der größten Einsamkeit ausgesetzt gewesen, und in den Augen der Frauen von Rang ist Einsamkeit etwas Schreckliches: das Wahrzeichen der Ungnade.

Der Marquis tat für seine Frau alles; er sorgte dafür, daß ihr Salon genügend besucht war, wenn auch nicht von Paris, denn er fand seine neuen Kollegen nicht vornehm genug, um als Hausfreunde aufzutreten, und nicht unterhaltend genug, um als untergeordnete Gäste zu erscheinen.

Julian kam erst spät hinter alle diese Geheimnisse. Die führende Politik, die den Hauptunterhaltungsstoff der bürgerlichen Familien bildet, kommt in Häusern vom Range des La Mole'schen nur in Augenblicken der Verlegenheit zu Worte. So groß ist selbst in diesem gelangweilten Jahrhundert die Macht der Vergnügungslust, daß selbst an Diner-Tagen alles augenblicklich aufbrach, sobald der Marquis den Salon verließ. Wenn man im übrigen über Gott oder die Priester, über den König oder Leute von Einfluß, am Hofe vorgezogene Künstler oder was sonst anerkannt war, keine Wize machte, — wenn man von Beranger und den Oppositionsblättern, von Voltaire und Rousseau oder von jedem, der sich eine freiere Sprache herausnahm, nichts Gutes sagte, wenn man nie von Politik sprach, — so konnte man über alles frei reden. Weder hunderttausend Laler Rente noch ein blaues Ordensband vermögen gegen solche Salongesetze etwas. Der geringste lebendige Gedanke erschien

als Ungechliffenheit. Trotz des guten Tons, der ausgesuchten Höflichkeit und des Wunsches, sich angenehm zu machen, stand die Langeweile auf allen Gesichtern geschrieben. Die jungen Leute, die pflichtmäßig erschienen, schwiegen nach einigen eleganten Redensarten über Rossini oder das Wetter still, denn sie fürchteten beim Sprechen einen Gedanken oder verbotene Lektüre zu verraten.

Es fiel Julian auf, daß die Unterhaltung gewöhnlich von zwei Vicomtes und fünf Baronen bestritten wurde, die der Marquis in der Emigrationszeit kennen gelernt hatte. Diese Herren hatten ein Einkommen von sechs bis achttausend Franken; vier hielten die „Quotidienne“ und drei die „Gazette de France“. Einer von ihnen brachte täglich einige Anekdoten vom Schlosse mit, in denen das Wort „bewundernswürdig“ nicht selten vorkam. Julian bemerkte, daß er fünf Orden hatte, die anderen hatten gewöhnlich nur drei.

Dafür sah man im Vorzimmer zehn Lakaien in Livree, und den ganzen Abend lang wurde alle Viertelstunden Eis und Tee herumgereicht. Gegen Mitternacht setzte man sich zu einer Art Souper mit Champagner zu Tische.

Aus diesem Grunde hielt Julian manchmal bis zuletzt aus; im übrigen begriff er kaum, wie man der gewöhnlichen Unterhaltung in diesem so prächtig vergoldeten Saale ernstlich Gehör leihen konnte. Zuweilen sah er die Sprecher an, um sich zu überzeugen, ob sie sich nicht über ihre eigenen Worte lustig machten. „Mein Herr de Maistre, den ich auswendig weiß, hat das hundertmal besser gesagt,“ dachte er, „und er ist doch schon recht langweilig.“

Julian war nicht der einzige, der diese geistige Starre bemerkte. Die einen setzten sich durch viel Eisessen darüber hinweg, die anderen durch die Freude, den Rest des Abends sagen zu können: „Ich komme aus dem Hause La Mole, wo ich gehört habe, daß Rußland . . .“ usw.

Julian erfuhr von einem der Gefälligen, daß Frau de la Mole die mehr als zwanzigjährige Beharrlichkeit eines Getreuen vor noch nicht sechs Monaten belohnt hatte, indem sie den armen Baron Le Bourguignon, der seit der Restauration Unterpräfekt war, zum Präfekten gemacht hatte.

Dieses große Ereignis hatte den Eifer aller Herren verdoppelt; sie hatten sich vorher über weniges geärgert, sie ärgerten sich jetzt über nichts mehr. Selten offenbarte sich ein direkter Mangel an Rücksicht, aber Julian hatte bei Tisch schon zwei oder drei kurze Gespräche zwischen dem Marquis und seiner Frau gehört, welche für ihre Tischnachbarn grausam waren. Diese hochadligen Menschen machten kein Hehl aus ihrer aufrichtigen Mißachtung vor allen, deren Vorfahren nicht in den königlichen Wagen fahren konnten. Julian bemerkte, daß das Wort „Kreuzzug“ das einzige war, das ihren Gesichtern den Ausdruck tiefen Ernstes und der Hochachtung verlieh. Die gewöhnliche Achtung hatte immer einen Anflug von Gefälligkeit.

Im Schoße dieser Pracht und Langeweile hatte Julian nur für Herrn de la Mole Interesse; er hörte eines Tages mit Vergnügen, wie er sich dagegen verwahrte, irgend etwas zur Beförderung des armen Le Bourguignon getan zu haben. Es war eine Aufmerksamkeit für die Marquise, Julian wußte die Wahrheit durch den Abbé Pirard.

Eines Morgens in der Bibliothek des Marquis, als der Abbé mit Julian an dem ewigen Prozeß gegen Herrn von Trilair arbeitete, sagte Julian plötzlich:

„Herr Abbé, ist es meine Pflicht, täglich mit der Frau Marquise zu speisen, oder ist es eine Güte, die man mir erzeigt?“

„Es ist eine außerordentliche Ehre“, erwiderte der Abbé betroffen. „Herr N . . ., der Akademiker, der ihr seit fünfzehn Jahren treu den Hof macht, hat es für seinen Neffen, Herrn Lanbeau, nicht erreicht!“

„Für mich, Herr Abbé, ist es die peinlichste Obliegenheit meines Amtes; ich habe mich im Seminar weniger gelangweilt. Ich sehe alles gähnen, selbst Fräulein de la Mole, die doch an die Liebenswürdigkeit der Hausfreunde gewöhnt sein muß. Ich fürchte immer einzuschlafen. Bitte, erwirken Sie mir doch die Erlaubnis, in irgend-einer obskuren Herberge für vierzig Sous essen zu dürfen.“

Der Abbé war als wirklicher Entporkömmling sehr empfänglich für die Ehre, bei einem großen Herrn zu speisen. Er bemühte sich

lebhaft, Julian dieses Gefühl mitzuteilen, als sich plötzlich ein leichtes Geräusch hinter ihnen vernehmen ließ. Julian drehte sich um und erblickte Fräulein de la Mole, die gehorcht hatte. Er errötete. Sie war gekommen, um ein Buch zu holen, und hatte alles gehört; Julian gewann in ihren Augen. „Der ist nicht auf den Knien geboren,“ dachte sie, „wie dieser alte Abbé. Gott, wie häßlich ist er!“

Bei Tische wagte Julian Fräulein de la Mole nicht anzusehen, aber sie hatte die Güte, ihn anzureden. An diesem Tage erwartete man viele Gäste, sie forderte ihn auf, zu bleiben. Die jungen Pariserinnen lieben Herren eines gewissen Alters durchaus nicht, besonders wenn sie unsorgfältig gekleidet sind. Julian bedurfte keiner großen Weisheit, um zu merken, daß die Kollegen des Herrn Le Bourguignon, die im Salon zurückgeblieben waren, die Ehre hatten, zur Zielscheibe von Fräulein de la Mole's Wißen zu dienen. An diesem Tage war sie, mochte es Biererei sein oder nicht, besonders grausam gegen die Langweiligen.

Fräulein de la Mole war der Mittelpunkt eines kleinen Kreises, der sich fast allabendlich hinter dem riesigen Lehnstuhl der Marquise bildete. Dort fanden sich der Marquis von Croisenois, der Graf Caplus, der Vicomte de Luz und zwei oder drei andere junge Offiziere und Freunde Norberts oder seiner Schwester ein. Die Herren saßen auf einem großen blauen Kanapee, an dessen einem Ende die schöne Mathilde saß; am anderen hatte Julian auf einem kleinen, ziemlich niedrigen Rohrstuhl schweigend Platz genommen. Um dieses bescheidene Plätzchen wurde er von allen Schmeichlern beneidet. Norbert fesselte den jungen Sekretär seines Vaters in unauffälliger Weise daran, indem er ihn anredete oder ein- bis zweimal am Abend von ihm sprach. An diesem Abend erkundigte sich Fräulein de la Mole bei ihm, wie hoch der Berg sei, auf dem die Zitadelle von Besançon läge. Julian konnte nicht sagen, ob dieser Berg höher wäre, als der Montmartre oder nicht. Oft lachte er von ganzem Herzen über das, was man in dieser kleinen Gruppe sagte; aber er fühlte sich unfähig, etwas Ähnliches vorzubringen. Es war ihm wie eine fremde Sprache, die er verstand, aber nicht sprechen konnte.

Mathildes Freunde führten an diesem Tage einen fortwährenden Krieg mit den Leuten, die in dem großen Saale erschienen. Die Freunde des Hauses wurden zunächst bevorzugt, da sie besser bekannt waren. Man kann sich denken, daß Julian ganz Ohr und Auge war; alles interessierte ihn, sowohl der Hintergrund der Dinge wie die Art, sich darüber aufzuhalten.

„Ach, da ist ja Herr Descoulis“, sagte Mathilde. „Er hat keine Perücke mehr; er will es durch sein Genie wohl zum Präfecten bringen? Er läßt seinen kahlen Schädel glänzen, der, wie er sagt, von hohen Gedanken erfüllt ist.“

„Er kennt alle Welt“, sagte der Marquis von Croisenois. „Er kommt auch zu meinem Onkel, dem Cardinal. Er ist in stande, bei jedem seiner Freunde — und er hat deren zwei- bis dreihundert — jahrelang eine Lüge aufrecht zu erhalten. Er weiß die Freundschaft zu kultivieren, das ist sein Talent. Wie Sie ihn da sehen, hat er seit sieben Uhr morgens an der Thür eines seiner Freunde im Schmutz gestanden, und dies im Winter. Er veruneinigt sich von Zeit zu Zeit und schreibt sieben oder acht Briefe, um sich zu veruneinigen. Dann versöhnt er sich wieder und schreibt abermals sieben oder acht Briefe voller Freundschaftsbeteuerungen. Seine größte Stärke aber ist der Herzenserguß des offenen und redlichen Mannes, der nichts auf dem Herzen behalten kann. Dieses Manöver kommt zur Anwendung, wenn er jemanden um einen Dienst bitten will. Einer der Großvikare meines Onkels ist unübertrefflich in der Lebensschilderung des Herrn Descoulis seit der Restauration. Ich werde ihn mal mitbringen.“

„Bah, ich glaube nicht an diese Klatschereien, das ist Brotneid zwischen kleinen Leuten“, sagte Graf Caylus.

„Herr Descoulis wird seinen Namen in der Geschichte haben“, ergänzte der Marquis. „Er hat mit dem Abbé Pradt und den Herren von Talleyrand und Pozzo di Borgo die Restauration gemacht.“

„Dieser Mann hat Millionen gelenkt“, sagte Norbert, „und ich begreife nicht, warum er hierherkommt, um die zuweilen abscheulichen Bemerkungen meines Vaters einzustecken. Wie oft haben Sie Ihre

Freunde verraten, mein lieber Descouliß?' hat er ihm neulich über den ganzen Tisch zugerufen."

"Aber hat er denn wirklich verraten?" sagte Fräulein de la Mole.
"Aber wer hat nicht verraten?"

"Was," sagte Graf Caylus zu Norbert, "bei Ihnen verkehrt Herr Sainclair, dieser berühmte Liberale? Und was zum Teufel tut er hier? Ich muß mich an ihn machen, mit ihm reden, ihn zum Sprechen bringen. Man sagt, er hätte so viel Geist."

"Aber wie wird deine Mutter ihn empfangen?" sagte Herr von Croisenois. "Er hat solche überspannten, hochherzigen, selbständigen Ideen . . ."

"Seht," sagte Fräulein de la Mole, "dort beugt sich der selbständige Herr vor Herrn Descouliß bis zur Erde und ergreift dessen Hand. Es sah fast aus, als ob er sie an die Lippen führen wollte."

"Es scheint doch, als ob Descouliß nach oben besser angeschrieben ist, als wir glauben", ergänzte Herr von Croisenois.

"Sainclair kommt hierher, um Akademiker zu werden", sagte Norbert. "Sehen Sie nur, Croisenois, wie er vor dem Baron D . . . diener!"

"Es wäre weniger kriechend, wenn er vor ihm niederkniete", lachte Herr von Luz.

"Mein lieber Sorel," schaltete Norbert ein, "Sie haben Geist, aber Sie kommen aus Ihren Bergen: bemühen Sie sich, niemanden so zu grüßen, wie es dieser große Dichter tut, und wäre es Gott Vater selbst."

"Ach, hier kommt der Mann von Geist im wahrsten Sinne des Wortes, Herr Baron Bâton", sagte Fräulein de la Mole, indem sie die Stimme des anmeldenden Lakaien ein wenig nachahmte.

"Ich glaube, selbst Ihre Leute machen sich über ihn lustig. Was für ein Name, Baron Bâton", spöttelte Herr von Caylus.

"Was tut der Name?" erklärte er uns neulich", fuhr Mathilde fort. "Stellen Sie sich vor, als der Herzog von Bouillon zum erstenmal gemeldet wurde! Dem Publikum fehlt, was mich betrifft, nur etwas Gewohnheit . . ."

Julian entfernte sich von dem Kreise des Kanapees. Er hatte noch zu wenig Sinn für die reizvollen Feinheiten einer molanten Unterhaltung, um über derartiges Gespött zu lachen; er verlangte, daß ein Scherz seinen vernünftigen Grund hätte. Er hörte in dem Geplauder dieser jungen Leute nur den Ton der allgemeinen Herabsetzung und war empört darüber. In seiner provinzialen oder englischen Brüderie ging er sogar so weit, nur Neid darin zu sehen, worin er sich sicherlich täuschte.

„Graf Norbert,“ dachte er, „den ich einen Brief von zwanzig Zeilen an seinen Obersten dreimal aufsetzen sah, könnte froh sein, wenn er in seinem Leben nur eine Seite so geschrieben hätte, wie sie Herr Sainclair schreibt.“ Da keiner auf ihn achtete, konnte Julian sich unbemerkt einer Gruppe nach der anderen nähern; er verfolgte den Baron Bâton und wollte ihn sprechen hören. Dieser geistreiche Mann hatte eine unruhige Miene, und Julian sah ihn erst ruhiger werden, als er vier oder fünf pikante Phrasen gemacht hatte. Es schien Julian, als ob diese Art Geist viel Raum beanspruchte. Der Baron konnte nicht in kurzen Worten sprechen, er brauchte mehrere sechszeilige Sätze, um zu glänzen.

„Dieser Mensch trägt vor, er unterhält nicht“, sagte jemand hinter ihm. Er drehte sich um und errötete vor Freude, als er den Namen des Grafen Chalvet hörte. Es ist der scharfsinnigste Mann des Jahrhunderts. Julian hatte seinen Namen oft im Memorial von St. Helena und in den von Napoleon I. diktierten Geschichtsabschnitten gefunden. Der Graf Chalvet sprach kurz, seine Worte waren wie Blitze, zutreffend, lebhaft und tief. Von was er auch sprach, die Unterhaltung kam sofort in Fluß. Alles, was er sagte, beruhte auf Tatsachen, kurz es war ein Vergnügen, ihm zuzuhören. In der Politik war er übrigens der frechste Zyniker.

„Ich bin unabhängig“, sagte er zu einem dreifach dekorierten Herrn, über den er sich offenbar lustig machte. „Warum soll ich heute noch derselben Meinung sein wie vor sechs Wochen? In diesem Falle wäre meine Meinung ja mein Tyrann?“

Vier ernste junge Leute, die ihn umstanden, zogen Gesichter; diese Herren liebten das spöttische Wesen nicht. Der Graf sah, daß er zu weit gegangen war. Glücklicherweise bemerkte er den ehrenwerten Herrn Balland, den Tartüff der Ehrlichkeit. Er begann sich mit ihm zu unterhalten; die anderen kamen näher: man begriff, daß der arme Balland geopfert werden sollte. Herr Balland hatte aus lauter Moral und Moralkität, obgleich er abstoßend häßlich war, nach seinem ersten schwer wiederzugebenden Auftreten in der Welt eine sehr reiche Frau geheiratet, und als diese starb, wieder eine reiche Frau, die sich nie in der Gesellschaft bliden ließ. Er erfreute sich jetzt in aller Demut eines Einkommens von sechzigtausend Franken und hatte sogar seine eigenen Schmeichler. Der Graf Chalvet sprach über das alles ohne jedes Erbarmen, und bald hatte sich ein Kreis von etwa dreißig Personen um sie gebildet. Jedermann lachte über ihn, selbst die ernstesten jungen Leute, die Hoffnung des Jahrhunderts.

„Warum kommt er nur zu Herrn de la Mole, wo er doch offenbar zum Gespött dient?“ dachte Julian. Er trat an den Abbé Pirard heran, um sich danach zu erkundigen.

Herr Balland verzog sich.

„Gut!“ sagte Norbert. „Einer von meines Vaters Spionen ist fort; nur der kleine hintende Papier bleibt noch.“

„Ist das vielleicht des Rätsels Lösung?“ dachte Julian. „Aber wenn es so ist, warum empfängt der Marquis ihn denn?“

Der gestrenge Abbé Pirard stand mürrisch in einer Ecke des Saales und hörte zu, wen die Lakaien anmeldeten.

„Es ist doch eine Räuberhöhle,“ sagte er mit Basile¹¹, „ich sehe nur verrufene Leute kommen.“

Der gestrenge Abbé wußte nicht, was alles zur guten Gesellschaft gehört. Aber durch seine Freunde, die Jansenisten, hatte er eine sehr deutliche Vorstellung von diesem Gesindel, das nur durch seine große Geschicklichkeit, mit der es allen Parteien dient, oder durch schlimm erworbenes Vermögen in die Salons gekommen ist. Einige Minuten lang antwortete er Julian auf seine eifrigen Fragen mit überströmendem Herzen, dann hielt er plötzlich inne; er war trostlos,

daß er von jedermann immer Böses sagen mußte, und rechnete sich das als Sünde an. Für den galligen Janfenisten, der an die Pflicht der christlichen Nächstenliebe glaubte, war das Leben in der großen Welt ein steter Kampf.

„Was hat dieser Abbé Pirard für ein Gesicht!“ sagte Fräulein de la Mole, als Julian wieder ans Kanapee trat.

Er fühlte sich gereizt, aber sie hatte doch recht. Herr Pirard war zweifelsohne der ehrlichste Mann in diesem Salon, aber sein kupfrig-weißes Gesicht sah in diesem Augenblick, wo es von Gewissensstrupeln verzerrt wurde, geradezu abschreckend aus. „Glaube noch einer an Physiognomien“, dachte Julian. „In diesem Moment zieht der Abbé in seiner Gewissenhaftigkeit sich einer kleinen Sünde, und sein Gesicht ist finster, während auf der Stirn dieses Napier, den jeder als Spion kennt, ein ruhiges und reines Glück strahlt.“ Der Abbé hatte der Welt jedoch große Zugeständnisse gemacht, er hatte sich einen Diener genommen und war gut gekleidet.

Julian bemerkte, daß etwas Sonderbares im Salon vorging. Aller Augen richteten sich auf die Thür, und plötzlich trat ein halbes Schweigen ein. Der Lakai meldete den berühmten Baron von Tolly, auf den sich wegen der Wahlen aller Aufmerksamkeit richtete. Julian ging vor und sah ihn sehr gut. Der Baron hatte als Präsident einer Wahlversammlung den ingeniosen Einfall gehabt, die Stimmzettel der einen Partei verschwinden zu lassen und sie durch andere Zettel zu ersetzen, die einen ihm willkommenen Namen trugen. Dieses ausschlaggebende Manöver war von einigen Wählern bemerkt worden, die sich beeilten, dem Baron von Tolly zu gratulieren. Der Wieder-
mann war noch ganz blaß von dieser Staatsaktion. Böse Menschen hatten das Wort Zuchthaus fallen lassen. Herr de la Mole empfing ihn kalt, und der arme Baron empfahl sich bald.

„Er verläßt uns so schnell, um zu Herrn Comte¹² zu gehen“, sagte Graf Thalvet, und alles lachte.

Unter einigen stummen Würdenträgern und zumeist anrühigen, aber durchweg geistvollen Intriganten, die heute abend die Säle des Hauses La Mole füllten (man sprach davon, daß der Marquis ein

Ministerium bekommen sollte), machte der kleine Tanbeau seine ersten Versuche. Wenn es seinen Bemerkungen auch noch an Feinheit gebrach, so wußte er sich dafür, wie man sehen wird, durch die Kraft seiner Worte zu entschädigen.

„Warum verurteilt man diesen Menschen nicht zu zehn Jahren Gefängnis?“ sagte er in dem Augenblick, als Julian sich der Gruppe näherte. „In das tiefste Verließ müssen solche Reptile eingesperrt werden, man muß sie im Dunkel sterben lassen, sonst quillt ihr Gift über und sie werden gemeingefährlich. Was hat es für einen Zweck, ihn zu tausend Talern Strafe zu verurteilen? Er ist arm; schön; um so besser; aber seine Partei wird für ihn zahlen. Ihm gebühren fünfhundert Franken Geldstrafe und zehn Jahre in einem Verließ.“

„Ach, guter Gott, wer ist denn das Scheusal, von dem da diese Rede ist?“ dachte Julian, der den heftigen Ton und die ruckweisen Bewegungen seines Kollegen bewunderte. Das kleine längliche und magere Gesicht, das der Keffe des Akademikers hatte, sah in diesem Augenblicke geradezu abstoßend aus. Julian merkte bald, daß es sich um den größten Dichter des Zeitalters handelte. „Ha, Scheusal!“ rief er halblaut, während ihm Tränen des Edelmutes in die Augen traten. „Warte, du kleiner Halunke, das Geklätsch will ich dir heimzahlen! So sind also“, dachte er, „die Findelkinder der Partei, zu deren Führern der Marquis zählt! Und dieser berühmte Mann, den er verleumdet: wieviel Orden und Sinecuren hätte er nicht bekommen können, wenn er sich verkauft hätte. Nicht dem platten Ministerium des Herrn von Nerval, aber irgendeinem der leidlich reblichen Minister, die einander gefolgt sind.“

Der Abbé Pirard winkte Julian von weitem. Herr de la Mole hatte ein Wort mit ihm geredet. Als Julian, der in diesem Augenblicke mit niedergeschlagenen Augen dem Geseufze eines Bischofs zuhörte, endlich frei war und sich seinem Freunde zuwenden konnte, fand er ihn von dem abscheulichen kleinen Tanbeau mit Beschlag belegt. Dies kleine Untier verabscheute ihn als Quelle von Julians Gunst und machte ihm doch den Hof.

„Wann wird der Tod uns von diesem Otterngezüchte befreien?“ In solchen Ausdrücken von biblischer Wucht bewegte sich dieser kleine Literat soeben in bezug auf den ehrwürdigen Lord Holland. Sein Verdienst bestand darin, daß er über die Lebensgeschichte der Zeitgenossen gut Bescheid wußte und soeben einen kurzen Überblick über die Persönlichkeiten gegeben hatte, die unter der Regierung des neuen Königs von England zu Einfluß kommen konnten.

Der Abbé Pirard ging in den angrenzenden Salon, und Julian folgte ihm.

„Der Marquis liebt die Federfuchser nicht, ich sage Ihnen das, es ist seine einzige Abneigung. Wenn Sie sich auf Lateinisch oder Griechisch verstehen, wenn Sie in der persischen, ägyptischen Geschichte und so weiter bewandert sind, wird er Sie schätzen und fördern wie einen Gelehrten. Aber schreiben Sie nie eine Seite Französisch, und besonders nicht über Dinge, die über Ihre gesellschaftliche Stellung hinausgehen, er würde Sie sonst einen Schmierer nennen und Ihnen abhold werden. Wie, Sie wohnen im Hause eines großen Herrn und kennen das Wort des Herzogs von Castries über d'Alembert und Rousseau nicht? Der will über alles urteilen und hat doch keine tausend Taler Rente!“

„Alles lernst du“, dachte Julian, „hier wie im Seminar.“ Er besaß acht bis zehn Seiten eines Herzergusses; es war eine Art Nekrolog auf den alten Stabsarzt, der ihn, wie er sagte, zum Manne gemacht hatte. „Und dies kleine Heft“, sagte Julian sich, „ist immer verschlossen gewesen.“ Er ging auf sein Zimmer, verbrannte sein Manuskript und kehrte in den Salon zurück. Die geistreichen Salunken waren gegangen, nur die Leute mit den Ordenssternen blieben noch.

Ein Tisch wurde vollständig gedeckt hereingetragen, und man setzte sich. Unter den Tischgenossen waren sieben oder acht hochadlige, sehr fromme und sehr gezielte Damen im Alter von dreißig bis fünfunddreißig Jahren. Die Marschallin von Frebaques, eine glänzende Erscheinung, kam noch und entschuldigte sich wegen ihres späten Kommens. Es war nach Mitternacht, sie setzte sich neben die

Marquise. Julian war tief bewegt: sie hatte die Augen und den Blick von Frau von Renal.

Der Kreis um Fräulein de la Mole war noch ziemlich groß. Sie und ihre Freunde vertrieben sich die Zeit mit Wägen über den unglücklichen Grafen Thaler, den einzigen Sohn eines berüchtigten Juden, der zu Gelde gekommen war, indem er den Königen Geld lieh, um die Völker zu bekriegen. Als der Jude starb, hinterließ er seinem Sohn eine Monatsrente von hunderttausend Talern und einen nur zu bekannten Namen. Diese eigentümliche Lage hätte einen schlichten Charakter oder viel Willenskraft erfordert. Aber unglücklicherweise war der Graf nur ein Biedermann mit allerhand Prätentionen, die ihm seine Schmeichler eingeredet hatten.

Herr von Caylus behauptete, man hätte ihn auf die Absicht gebracht, sich um Fräulein de la Mole zu bewerben (um die sich schon der Marquis von Croisenois, künftiger Herzog mit hunderttausend Talern Rente, bemühte).

„Ach, beschuldigen Sie ihn doch nicht, irgend etwas zu beabsichtigen“, bemerkte Norbert mitleidig.

Was dem armen Grafen Thaler vielleicht am meisten fehlte, das war in der That die Fähigkeit, etwas zu wollen. In diesem Sinne wäre er würdig gewesen, auf dem Throne zu sitzen. Indem er von jedermann Rat annahm, hatte er doch beständig nicht den Mut, irgendetwas bis zum Ende zu befolgen.

Sein Gesichtsausdruck allein reichte hin, um ihr ein immerwährendes Vergnügen zu bereiten, meinte Fräulein Mathilde. Es lag ein sonderbares Gemisch von Erwartung und Enttäuschung darin, aber von Zeit zu Zeit konnte man deutliche Anwandlungen von Dünkel aus dem schneidigen Ton heraus hören, den der reichste Mann Frankreichs haben muß, besonders wenn er ganz gut aussieht und noch nicht sechsunddreißig Jahre alt ist. „Er ist auf schüchterne Art frech“, meinte Herr von Croisenois. Graf Caylus, Norbert und noch einige andere junge Leute mit Schnurrbärten zogen ihn auf, soviel sie wollten, ohne daß er es merkte, und schickten ihn endlich fort, als es ein Uhr war.

„Lassen Sie Ihre berühmten Araber um diese Zeit vor der Türe warten?“ fragte Norbert.

„Nein, es ist ein neues Gespann, das weit weniger kostspielig ist“, antwortete Herr von Thaler. „Das linke Pferd kostet mir fünftausend Franken, und das rechte ist nur hundert Louis wert. Aber glauben Sie mir, es wird nur bei Nacht angespannt. Sein Trab ist genau so wie der des andern.“

Norberts Bemerkung überzeugte den Grafen, daß es sich für einen Mann seines Ranges ziemte, ein Pferdefreund zu sein, und daß er die feinen nicht naß werden lassen dürfe. Er ging, und einen Augenblick nach ihm die anderen Herren, mit höhnischen Bemerkungen hinter seinem Rücken.

„So ist es mir vergönnt worden,“ dachte Julian, als er sie auf der Treppe lachen hörte, „mein Gegenteil zu sehen. Ich habe keine zwanzig Louis Rente und stand Seite an Seite neben einem Manne, der stündlich zwanzig Louis Rente hat, und doch machte man sich über ihn lustig . . . Dergleichen heißt von Neid.“

Fünfunddreißigstes Kapitel

Die Empfindlichkeit und eine vornehme frömmelnde Dame

Ein etwas lebendiger Gedanke erscheint dort als Ungeschliffenheit; so sehr ist man an unbetonte Worte gewöhnt. Wehe dem, der im Sprechen erfindlich ist! Faublas

Nach mehrmonatiger Probezeit hatte Julian vom Intendanten des Hauses soeben die dritte Quartaltaxe seines Gehaltes empfangen, und es stand jetzt folgendermaßen um ihn. Herr de la Mole hatte ihn zur Verwaltung seiner Güter in der Bretagne und Normandie herangezogen, und er machte häufiger Reisen dorthin. Auch war ihm die Führung der Korrespondenz über den berühmten Prozeß mit dem Abbé von Frilair anvertraut worden. Herr Birard hatte ihn darüber informiert.

Aus den kurzen Bemerkungen, die der Marquis auf die Ränder aller möglichen ihm zugesandten Papiere kritzelte, machte Julian Briefe, die fast alle unterzeichnet wurden.

In der Priesterschule klagten seine Lehrer oft über seine geringe Ausdauer, sahen ihn aber trotzdem als einen ihrer begabtesten Schüler an. Diese mannigfachen Arbeiten, die Julian mit dem Eifer des leidenden Ehrgeizes angriff, hatten ihn sehr bald seiner frischen Farben beraubt, die er aus der Provinz mitgebracht hatte. Seine Klasse war in den Augen seiner Mitschüler, der jungen Seminaristen, ein Verdienst. Er fand sie übrigens viel weniger böshaft und viel weniger kriecherisch vor dem Gelde als die in Besançon, und sie hielten ihn für brustkrank.

Der Marquis hatte ihm ein Pferd gegeben, und da er fürchtete, daß sie ihm bei seinen Spazierritten begegnen könnten, hatte er ihnen gesagt, diese Leibesübung wäre ihm vom Arzte verordnet worden. Der Abbé Pirard hatte ihn in verschiedene Gesellschaften von Jansenisten eingeführt. Julian war erstaunt; der Gedanke an Religion war in seinem Geiste unlöslich mit Heuchelei und Geldgier verbunden. Er bewunderte diese frommen und strengen Männer, die an keinen materiellen Vorteil dachten. Mehrere Jansenisten hatten ihn ins Herz geschlossen und gaben ihm Ratschläge. Eine neue Welt erschloß sich ihm. Er lernte bei den Jansenisten auch einen Grafen Altamira kennen, einen sechs Fuß hohen Mann, liberal und in seiner Heimat zum Tode verurteilt. Dabei war er sehr fromm. Dieser seltsame Gegensatz zwischen Gottesfurcht und Freiheitsliebe machte Julian stutzig.

Mit dem jungen Grafen stand er auf kühlem Fuße. Norbert hatte gefunden, daß Julian auf die Scherze einiger seiner Freunde zu lebhaft einging. Ein- oder zweimal hatte Julian eine Taktlosigkeit begangen, und seitdem hatte er sich vorgenommen, Fräulein de la Mole nie mehr anzureden. Man war stets von ausgesuchter Höflichkeit gegen ihn im Hause La Mole, aber er fühlte sich gesunken. Sein gesunder Provinzialwitz erklärte sich diese Tatsache mit dem bekannten Sprichwort: „Solange neu, solange treu.“ Vielleicht sah er auch

nur etwas klarer, als in den ersten Tagen, oder vielmehr, daß erste Entzücken über die Pariser Höflichkeit war verflogen.

Von dem Augenblicke an, wo er seine Arbeiten beendigt hatte, verfiel er der tödlichsten Langeweile. Daß ist die ausdörrende Wirkung der so bewundernswerten, aber so gemessenen Höflichkeit der höchsten Gesellschaft, welche die Stellung eines jeden nach seinem Range so scharf abzirfelt. Ein etwas empfindliches Herz fühlt bald das Gefünstelte heraus. Man kann der Provinz ohne Zweifel einen gewöhnlichen oder wenig höflichen Ton vorwerfen, aber man ereifert sich dort doch etwas bei Rede und Antwort. Julians Eigenliebe wurde im Hause La Mole nie verletzt, aber am Schlusse des Tages war ihm oft zum Weinen zumute. In der Provinz ist der Kellner gegen dich voller Theilnahme, wenn dir beim Betreten des Kaffeehauses etwas Unangenehmes passiert; aber wenn dieses Ereignis für deine Eigenliebe peinlich ist, wird er das Wort, das dich verletzt, zehnmal in seine Beileidsbezeugungen einflechten. In Paris ist man so rücksichtsvoll, beiseite zu gehen, um zu lachen, aber du bleibst ewig ein Fremder.

Wir übergehen eine Menge kleiner Begebenheiten, die Julian ins Lächerliche gezogen hätten, wenn er nicht gewissermaßen über dem Lächerlichen gestanden hätte. In seiner tollen Empfindlichkeit beging er tausend Ungeschicklichkeiten. Alle seine Vergnügungen waren Vorsichtsmaßregeln. Er schoß täglich mit Pistolen und gehörte zu den besten Schülern der ersten Fechtmeister. Statt wie früher zu lesen, wenn er einen freien Augenblick hatte, ging er in die Reitbahn und verlangte die verborbensten Pferde. Auf den Spazierritten mit dem Stallmeister wurde er fast regelmäßig abgeworfen.

Der Marquis fand ihn bequem wegen seines eisernen Fleißes, seiner Schweigsamkeit und seines Verstandes; nach und nach vertraute er ihm alle verwickelten Geschäfte an. Bisweilen machte der Marquis, wenn sein hoher Ehrgeiz ihm Rast ließ, mit großer Umsicht Geschäfte und spekulierte mit Glück, da er stets in der Lage war, das Neueste zu wissen. Er kaufte Häuser und Wälder, aber er konnte sich leicht erzürnen. Er gab hundert Louisdors hin und prozessierte um hundert

Franken. Reiche Leute von stolzer Gesinnung suchten in den Geschäften Unterhaltung, aber keine Resultate; der Marquis brauchte einen Stabschef, der seine Geldsachen einfach, klar und übersichtlich ordnete.

Frau de la Mole mokierte sich trotz ihres gemessenen Wesens doch zuweilen über Julian. Alles Unerwartete, das seine Quelle in Empfindlichkeit hat, ist der Schrecken jeder vornehmen Dame, es ist das Gegentheil der Konvenienz. Zwei- oder dreimal nahm der Marquis für ihn Partei. „Wenn er im Salon lächerlich erscheint, so triumphiert er dafür im Bureau.“ Julian glaubte seinerseits das Geheimnis der Marquise zu durchschauen. Sie geruhte für alles Interesse zu haben, sobald der Baron de la Joumate gemeldet wurde. Er war eine kalte Natur mit undurchdringlichen Zügen, groß, dünn, häßlich und tadellos gekleidet. Er brachte sein Leben im Schloß zu, und im allgemeinen sagte er nichts über nichts. Das war seine Art zu denken. Frau de la Mole wäre leidenschaftlich glücklich gewesen, und dies zum erstenmal in ihrem Leben, wenn sie ihn zum Gatten ihrer Tochter hätte machen können.

Sechshunddreißigstes Kapitel

Die Ausdrucksweise¹³

Ist Gedenhaftigkeit verzeihlich, so ist sie es in der ersten Jugend, denn dann ist sie die Ubertreibung einer sehr liebenswürdigen Eigenschaft. Sie muß die Farbe der Liebe, des Frohsinns, der Sorglosigkeit tragen. Aber Gedenhaftigkeit mit wichtiger Miene! Gedenhaftigkeit mit Ernst und Annäherung gepaart! Dieses Übermaß von Ueberheit war dem neunzehnten Jahrhundert vorbehalten. Und solche Leute wollen die Hydra der Revolution in Ketten schlagen!

Aus dem Pamphlet „Johannisberg“

Für einen Neuling aus der Provinz, der aus Stolz nie Fragen stellte, war Julians Benehmen nicht zu reich an großen Dummheiten. Eines Tages flüchtete er vor einem plötzlich niedergehenden Platzregen in ein Café in der Rue St.-Honoré. Ein Mann in einem Überzieher mit Biberpelzbesatz, der über Julians finsternen Blick

erstaunt war, starrte ihn genau so an wie einst der Liebhaber von Fräulein Amanda in Besançon. Julian hatte sich zu oft Borwürfe darüber gemacht, daß er jene erste Beleidigung hingenommen hatte, als daß er diesen Blick ertragen hätte. Er verlangte eine Erklärung. Der Mensch im Überzieher überhäufte ihn sofort mit den gemeinsten Schimpfworten; alle Besucher des Cafés umringten beide, die Passanten blieben vor der Thür stehen. Julian trug aus Provinzialvorsicht immer ein paar kleine Pistolen bei sich und umklammerte sie jetzt krampfhaft in der Tasche. Doch war er vernünftig genug, seinem Gegner von Minute zu Minute zuzurufen: „Ihre Adresse, mein Herr, ich verachte Sie!“

Die Beharrlichkeit, mit der er sich an diese sieben Worte klammerte, fiel der Menge schließlich auf.

„Schwere Not, der andere, der allein das Wort führt, soll ihm seine Adresse geben!“

Als der Mann im Überzieher diesen Zuruf immerzu hörte, warf er Julian fünf oder sechs Karten ins Gesicht. Zum Glück traf ihn keine wirklich, und er hatte sich gelobt, von seinen Pistolen nur dann Gebrauch zu machen, wenn er angerührt wurde. Der Mensch ging, sich von Zeit zu Zeit noch umbrehend und mit der Faust drohend, um ihm Beleidigungen zuzurufen.

Julian war in Schweiß gebadet. „So steht es in der Macht des geringsten Menschen, mich dermaßen aufzuregen!“ sagte er sich voller Wut. „Wie kann ich diese demütigende Empfindlichkeit nur töten?“

Woher einen Sekundanten nehmen? Er hatte keinen Freund. Er hatte mehrere Bekanntschaften gemacht, aber sie hatten sich nach sechs Wochen des Verkehrs regelmäßig gelöst. „Ich bin ungesellig und werde jetzt grausam dafür gestraft“, dachte er. Endlich kam er auf den Gedanken, einen früheren Leutnant vom Regiment 96, namens Levin, aufzusuchen, einen armen Teufel, mit dem er oft gefochten hatte. Gegen ihn war Julian aufrichtig.

„Ich will wohl Ihr Sekundant sein,“ sagte Levin, „aber ich mache eine Bedingung: wenn Sie Ihren Gegner nicht verwunden, so müssen Sie sich unverzüglich mit mir schlagen.“

„Einverstanden!“ sagte Julian voller Entzücken, und beide gingen zu Herrn von Beauvaisis nach der auf der Karte bezeichneten Adresse mitten im Faubourg St.-Germain. Es war um sieben Uhr morgens. Erst als Julian sich anmelden ließ, dachte er daran, daß dieser Herr der junge Verwandte von Frau von Renal sein könnte, der früher bei der Gesandtschaft in Rom oder Neapel war und dem Sänger Geronimo ein Empfehlungsschreiben mitgegeben hatte.

Julian gab einem großen Kammerdiener eine der ihm gestern zugeworfenen Karten und eine der seinigen.

Man ließ ihn und seinen Sekundanten volle Dreiviertelstunden warten. Endlich wurden sie in ein wundervoll elegantes Zimmer geführt. Sie fanden dort einen jungen Mann, der wie eine Puppe angezogen war; seine Züge waren von der Vollkommenheit und Ausdruckslosigkeit der griechischen Schönheit. Er hatte einen merkwürdig schmalen Kopf und das schönste blonde Haar, das mit großer Sorgfalt frisirt war; nicht ein Härchen lag anders als das andre. „Dieser verdammte Geß hat uns so lange warten lassen, um sich zu frisieren“, dachte der Leutnant. Der karierte Hausrock, die Morgenbeinkleider, die gestickten Pantoffeln, alles war tadellos und ausgesucht elegant. Das vornehme und leere Gesicht ließ auf wenige und korrekte Gedanken schließen; es war das Ideal eines Metternichschen Diplomaten. Napoleon wollte unter den Beamten, mit denen er zu tun hatte, auch keine Denker haben.¹⁴

Julian, dem sein Leutnant auseinandergesetzt hatte, daß dieses Wartenlassen, nachdem er ihm seine Karten roh ins Gesicht geschleudert hatte, eine neue Beleidigung wäre, trat schroff in das Zimmer. Er wollte unverschämt sein, gleichzeitig aber wünschte er auch den guten Ton nicht zu verletzen.

Er war so erstaunt über die sanften Manieren des Herrn von Beauvaisis, über sein gemessenes, würdevolles und selbstzufriedenes Aussehen wie über die bewundernswürdige Eleganz, die ihn umgab, daß er sofort jeden Gedanken an Unverschämtheit aufgab. Er war nicht sein Mann von gestern abend. Sein Erstaunen, statt einer groben Persönlichkeit ein so vornehmes Wesen zu finden, war so groß, daß

er keines Wortes mächtig war. Er zeigte eine der ihm gestern an den Kopf geworfenen Karten vor.

„Das ist allerdings mein Name,“ sagte der Modeged, dem Julians schwarzer Anzug um sieben Uhr morgens wenig Hochachtung einflößte. „Aber ich weiß nicht, auf Ehre . . .“

Die Ausdrucksweise dieser letzten Worte gab Julian einen Teil seiner schlechten Laune zurück. „Ich komme, um mich mit Ihnen zu schlagen, mein Herr“, sagte er und erklärte kurz den ganzen Vorgang.

Herr Karl von Beauvaisis war nach reiflichem Erwägen mit dem Schnitt von Julians schwarzem Rocke ganz zufrieden. „Es ist klar, er ist von Staub¹⁵,“ sagte er sich, indem er ihm zuhörte; „die Weste ist geschmackvoll, die Stiefel sind gut, aber andererseits dieser schwarze Anzug so früh am Morgen . . . Wahrscheinlich, um der Kugel besser zu entgehen“, dachte der Ritter von Beauvaisis.

Als er sich hierüber klar geworden war, wurde er wieder ausgefucht höflich und behandelte Julian fast wie seinesgleichen. Die Unterredung dauerte ziemlich lange, die Angelegenheit war verwickelt, aber schließlich konnte Julian sich dem Augenschein nicht verschließen. Der vornehme junge Herr, den er vor sich sah, hatte nicht die geringste Ähnlichkeit mit dem groben Gesellen, der ihn gestern beschimpft hatte.

Julian empfand einen unbezwinglichen Widerwillen dagegen, fortzugehen, und zog das Gespräch in die Länge. Die Selbstgefälligkeit des Ritters von Beauvaisis entging ihm nicht; so nämlich hatte er sich selbst genannt, als Julian ihn einfach mit Herr anredete.

Er bewunderte seine Gravität und seine bescheidene Gedenhaftigkeit, die ihn nicht einen Augenblick verließ. Er war erstaunt über sein sonderbares Anstoßen mit der Zunge beim Aussprechen der Worte . . . Aber schließlich lag in alledem nicht der geringste Anlaß, Streit mit ihm zu suchen.

Der junge Diplomat stellte sich mit vieler Grazie zum Duell zur Verfügung, aber der frühere Sechszundneunziger, der seit einer Stunde mit auseinandergespreizten Beinen dafuß und die Arme mit abgesperrten Ellbogen auf die Schenkel stemmte, entschied, daß

Julian nicht das Recht hätte, einen Streit mit jemandem vom Saune zu brechen, weil ihm seine Visitenkarten aus der Tasche gestohlen worden seien.

Sehr verstimmt ging Julian. Der Wagen des Ritters von Beauvais hielt gerade im Hof vor der Freitreppe und wartete. Julian blickte zufällig auf und erkannte in dem Kutscher seinen Mann von gestern abend.

Ihn sehen, an seinem langen Rock zerren, so daß er vom Sitze fiel, und ihn mit der Peitsche bearbeiten, war eins. Zwei Lakaien wollten ihren Kameraden verteidigen. Julian bekam ein paar Faustschläge: aber im Nu hatte er eine seiner Pistolen gespannt und schoß auf sie, so daß die beiden die Flucht ergriffen. Das alles war das Werk eines Augenblicks.

Der Ritter von Beauvais kam mit der scherzhaftesten Grazie die Treppe herunter und fragte im Tone eines großen Herrn mehrere Male: „Was gibts da? Was gibts da?“ Er war augenscheinlich sehr neugierig, aber die diplomatische Würde erlaubte ihm nicht, mehr Interesse zu zeigen. Als er erfuhr, worum es sich handelte, stritt der Hochmut in seinen Zügen noch mit der leicht spöttischen Kaltblütigkeit, die einen Diplomaten nie verlassen soll.

Der Leutnant vom Regiment 96 begriff, daß Herr von Beauvais Lust hatte, sich zuschlagen, und wollte seinem Freunde diplomatischerweise die Vorteile der Initiative wahren. „Der Schuß!“ rief er, „der ist doch ein Grund zum Duell.“ — „Das will ich meinen“, erwiderte der Diplomat.

„Ich jage diesen Schurken fort“, sagte er zu seinen Lakaien. „Vorwärts, ein anderer auf den Bod!“ Der Wagenschlag wurde geöffnet, und der Chevalier nötigte Julian und seinen Sekundanten einzusteigen. Man fuhr zu einem Freunde des Herrn von Beauvais, der einen sicheren Ort angab. Die Unterhaltung während der Fahrt war reizend, nur der Diplomat in seinem Hausrock sah sonderbar aus.

„Diese Herren“, dachte Julian, „sind auch hochadlig und doch nicht so langweilig wie die, welche bei Herrn de la Mole verkehren. Und ich weiß auch, warum,“ setzte er einen Augenblick später hinzu; „sie

erlauben sich Unanständigkeiten.“ Man sprach von der Tänzerin, die das Publikum am letzten Abend beim Ballett beklatscht hatte. Die Herren machten Andeutungen auf pikante Anekdoten, die Julian und seinem Freunde, dem Leutnant vom Regiment 96, völlig unbekannt waren. Julian war nicht so albern, zu tun, als ob sie ihm bekannt wären, sondern gab seine Unkenntnis freimütig zu. Diese Aufrichtigkeit gefiel dem Sekundanten des Chevaliers, und er erzählte die Anekdoten mit allen Einzelheiten und sehr gut.

Über etwas erstaunte Julian ungeheuer. Ein Ruhealtar, der zur Fronleichnamsprozession mitten auf der Straße errichtet wurde, hielt den Wagen einen Augenblick auf. Die Herren erlaubten sich allerlei Scherze. Der Pfarrer war, so sagten sie, der Sohn eines Erzbischofs. Niemals hätte jemand gewagt, beim Marquis de la Mole, der Herzog werden wollte, ein derartiges Wort fallen zu lassen.

Das Duell wurde im Handumdrehen ausgetragen. Julian erhielt einen Schuß in den Arm. Man verband ihn mit Taschentüchern, die mit Brantwein angefeuchtet wurden, und der Ritter von Beauvais bat Julian sehr höflich, ihm zu gestatten, daß er ihn in demselben Wagen, in dem sie gekommen waren, nach Hause bringen dürfte. Als Julian das Hotel de la Mole nannte, wechselte der junge Diplomat mit seinem Freunde einen Blick. Julians Droschke war auch da, aber er fand die Unterhaltung der beiden Herren bei weitem amüsanter als die des braven Sechszundneunzigers.

„Mein Gott,“ dachte er, „ein Duell — ist es nur das! Wie froh bin ich, diesen Kutscher wiedergefunden zu haben! Wie groß wäre mein Unglück, wenn ich zum zweitenmal eine Beleidigung im Café hätte ertragen müssen.“ Die amüsante Unterhaltung war kaum einen Augenblick unterbrochen worden. Julian begriff nun, daß die diplomatische Geziertheit doch zu etwas gut ist.

„Die Langeweile ist also nicht allen Leuten von vornehmer Geburt eigen,“ sagte er sich. „Diese da scherzen über die Prozession am Fronleichnamsfeste und wagen höchst anrühliche Anekdoten mit sehr drastischen Einzelheiten zu erzählen. Nur das politische Räsönieren liegt ihnen gänzlich fern, aber dieser Mangel wird durch die

Anmut ihres Tones und ihre äußerst treffenden Ausdrücke mehr als aufgewogen.“ Julian fühlte eine lebhafte Zuneigung zu ihnen. „Wie glücklich wäre ich, wenn ich sie öfter sehen könnte“, dachte er.

Raum hatte man sich getrennt, als der Ritter von Beauvaisis Erkundigungen über seinen Gegner einzog: sie waren nicht sehr glänzend!

Er war sehr begierig, seinen Mann kennen zu lernen; aber konnte er ihm anständigerweise einen Besuch machen? Die wenigen Auskünfte, die er erhalten hatte, waren nicht ermutigend.

„Das ist eine schreckliche Geschichte!“ sagte er zu seinem Sekundanten. „Ich kann unmöglich zugeben, daß ich mich mit einem simplen Sekretär des Herrn de la Mole geschlagen habe, noch dazu, weil mein Kutscher mir meine Visitenkarten gestohlen hat.“

„Sicherlich gibt das alles Anlaß zur Lächerlichkeit.“

Noch am selben Abend erzählte der Ritter von Beauvaisis und sein Freund aller Welt, daß Herr Sorel der natürliche Sohn eines intimen Freundes des Marquis de la Mole und im übrigen ein ausgezeichnete junger Mann sei. Diese Fabel fand allgemein Glauben. Sobald sie Wurzel geschlagen hatte, würdigte der Diplomat und sein Freund den Verwundeten während der vierzehn Tage, wo er das Zimmer hüten mußte, einiger Besuche. Julian gestand ihnen, daß er nur einmal in seinem Leben in der Oper gewesen sei.

„Aber das ist ja entsetzlich. Man geht nie wo anders hin. Ihr erster Ausgang muß zum ‚Grafen Orty‘ sein.“

In der Oper stellte der Ritter von Beauvaisis ihn dem berühmten Sänger Geronimo vor, der damals einen Riesenerfolg hatte.

Julian machte dem Chevalier fast den Hof; dieses Gemisch von Selbstachtung, geheimnisvoller Wichtigtuerei und jugendlicher Blasiertheit bezauberte ihn. Zum Beispiel stieß der Chevalier etwas mit der Zunge an, weil er die Ehre hatte, oft mit einem großen Herrn zu verkehren, der stotterte. Julian hatte noch nie einen Menschen gesehen, dessen amüsanter komische Seiten sich so mit jener Vollkommenheit der Formen paarten, die der arme Provinziale sich zum Muster nehmen soll.

Als er in der Oper mit dem Chevalier gesehen wurde, begann man von ihm zu sprechen.

„Nun,“ sagte eines Tages Herr de la Mole zu ihm, „Sie sind also der natürliche Sohn eines reichen Edelmanns aus der Franche-Comté, der mein intimer Freund ist!“

Der Marquis schnitt Julian das Wort ab, als er sich dagegen verwahren wollte, daß er zur Verbreitung dieses Gerüchtes irgendwie beigetragen hätte.

„Herr von Beauvaisis hat sich nicht mit dem Sohne eines Sägemüllers schlagen wollen.“

„Ich weiß, ich weiß,“ entgegnete der Marquis; „es ist jetzt an mir, diesem Gerücht eine Bestätigung zu geben, denn es paßt mir. Aber ich habe eine Bitte an Sie, die Ihnen nur eine kleine halbe Stunde Zeit kosten wird. Gehen Sie allabendlich um halb zwölf ins Vestibül der Großen Oper, und sehen Sie zu, wie die schöne Welt herauskommt. Sie haben hin und wieder noch Provinzialmanieren; Sie müssen das los werden. Ubrigens ist es auch nicht übel, die großen Persönlichkeiten, an die ich Ihnen eines Tages einen Auftrag geben könnte, wenigstens von Ansehen zu kennen. Gehen Sie ins Theaterbureau und geben Sie sich dort bekannt; Sie haben freien Eintritt.“

Siebenunddreißigstes Kapitel

Ein Sichtsfall

Und ich wurde befördert, nicht meiner Verdienste wegen, sondern weil mein Herr die Sicht hatte. Bertolotti

Der Leser ist über diesen freien und fast freundschaftlichen Ton vielleicht erstaunt; wir haben zu berichten vergessen, daß der Marquis seit etwa sechs Wochen durch die Sicht ans Haus gefesselt war.

Fräulein de la Mole war mit ihrer Mutter in Syères bei der Mutter der Marquise. Graf Norbert sah seinen Vater nur für Augenblicke; sie standen sehr gut miteinander, hatten sich aber nichts zu sagen.

Herr de la Mole, auf Julian allein angewiesen, war erstaunt, ihn voller Ideen zu finden. Er ließ sich die Zeitungen vorlesen. Bald war der junge Sekretär imstande, die interessanten Partien herauszufinden. Eine neue Zeitung verabscheute der Marquis; er hatte geschworen, sie nie zu lesen, und sprach alle Tage davon. Julian lachte. Von der Gegenwart angeekelt, ließ der Marquis sich von ihm aus Livius vorlesen; die Übersetzung aus dem Stegreif machte ihm Spaß.

Eines Tages sagte der Marquis in seiner übertriebenen Höflichkeit, die Julian oft unangenehm war:

„Erlauben Sie mir, mein lieber Sorel, daß ich Ihnen einen blauen Anzug verehere. Wenn er Ihnen willkommen ist und Sie darin zu mir kommen wollen, so werden Sie in meinen Augen der jüngere Bruder des Grafen von Chaulnes sein, das ist der Sohn meines Freundes, des alten Herzogs.“

Julian verstand nicht recht, worum es sich handelte; am selben Abend versuchte er einen Besuch in dem blauen Anzuge. Der Marquis behandelte ihn wie seinesgleichen. Julians Herz konnte die wahre Höflichkeit herausfühlen, aber er verstand sich noch nicht auf die Nuancen. Ehe der Marquis auf diesen Einfall kam, hätte er geschworen, daß es unmöglich wäre, mit noch mehr Rücksicht von ihm behandelt zu werden. „Welch bewundernswertes Talent!“ sagte er sich. Als er sich erhob, um zu gehen, sprach der Marquis sein Bedauern aus, daß er ihn seiner Sicht wegen nicht bis zur Thür begleiten könnte.

Julian hatte einen sonderbaren Gedanken. „Macht er sich vielleicht über mich lustig?“ dachte er. Er ging zum Abbé Pirard, um sich Rat zu holen, aber dieser war weniger höflich als der Marquis; er pfiß und sprach von andern Dingen. Am nächsten Morgen erschien Julian vor dem Marquis wieder im schwarzen Anzug mit seiner Briefmappe und den zu unterzeichnenden Briefen; er wurde in alter Weise empfangen. Am Abend, als er im blauen Anzug kam, war der Ton völlig anders und ganz genau so höflich wie am Abend zuvor.

„Daß Sie sich bei den Besuchen nicht zu sehr langweilen, die Sie so gütig sind, einem armen kranken Greise zu machen, sollten Sie mir doch auch von all den kleinen Ereignissen Ihres Lebens berichten, aber ehrlich und ohne an etwas andres zu denken, als sie klar und amüßant zu erzählen. Denn man muß sich amüsieren,“ setzte der Marquis hinzu; „es ist das einzig Wahre im Leben. Ein Mensch kann mir nicht alle Tage das Leben im Kriege retten oder mir eine Million schenken, aber wenn ich Ribarol hier neben meinem Lehnstuhl hätte, so würde er mir täglich eine Stunde Schmerz und Langeweile nehmen. Ich habe ihn einst wohl gekannt; es war in Hamburg während der Emigrationszeit.“

Und der Marquis erzählte Julian Ribarols Anekdoten mit den Hamburgern, die sich zu viert zusammentaten, um einen Witz zu verstehen.

Herr de la Mole wollte den kleinen Priester, auf dessen Gesellschaft er angewiesen war, etwas aufmuntern. Er stachelte Julians Ehrgeiz an. Da die Wahrheit von ihm verlangt wurde, entschloß er sich, alles zu sagen. Aber zweierlei verschwieg er: seine leidenschaftliche Bewunderung für einen Mann, den der Marquis nicht leiden konnte, und seinen vollkommenen Unglauben, der einem künftigen Pfarrer nicht gut stand. Sein kleiner Handel mit dem Ritter von Beauvaisis kam ihm dabei sehr zustatten. Der Marquis lachte bis zu Tränen über die Szene im Café in der Rue Saint-Honoré mit dem Kutscher, der ihn mit schmutzigen Schimpfworten überhäufte. Es war dies eine Zeit der vollkommensten Freimütigkeit in den Beziehungen zwischen Herrn und Diener.

Herr de la Mole begann sich für diesen eigenartigen Charakter zu interessieren. Anfangs leistete er Julians Absonderlichkeiten Vorschub, um sich darüber zu amüsieren; bald jedoch fand er mehr Gefallen daran, die falschen Manieren des jungen Mannes unmerklich zu verbessern. „Die anderen Provinzialen, die nach Paris kommen, bewundern alles,“ dachte der Marquis; „dieser haßt alles. Sie sind affektiert, er ist es zu wenig, und die Einfältigen halten ihn für einfältig.“

Der Sichtenfall zog sich dank des strengen Winters in die Länge und dauerte fast drei Monate.

„Man hängt sein Herz doch an einen schönen Wachtelhund,“ sagte sich der Marquis, „warum schäme ich mich so, das meine an diesen kleinen Abbé zu hängen? Er ist ein Original; ich behandle ihn wie einen Sohn; nun gut, welche Ungelegenheit könnte mir daraus entstehen? Wenn diese Laune von Dauer ist, kostet sie mir höchstens das Legat eines Diamanten von fünfshundert Louisdors in meinem Testament.“

Als der Marquis den festen Charakter seines Schüplings einmal erkannt hatte, bedachte er ihn täglich mit einem neuen Auftrage. Julian bemerkte mit Schrecken, daß es diesem großen Herrn passierte, ihm widersprechende Weisungen über denselben Gegenstand zu geben. Das konnte ihn ernstlich kompromittieren. Er arbeitete mit ihm fortan nie ohne ein Register, in dem er die Entscheidungen bemerkte und vom Marquis unterschreiben ließ. Auch hatte er sich einen Schreiber genommen, der die Entscheidungen über jede Angelegenheit in ein besonderes Buch abschrieb, in das auch die Abschrift aller Briefe eingetragen wurde.

Diese Idee erschien dem Marquis zuerst im höchsten Grade langweilig und lächerlich. Aber in weniger als zwei Monaten verspürte er die Vorteile davon. Julian schlug ihm vor, einen Beamten aus einem Bankgeschäft anzunehmen, der über alle Einnahmen und Ausgaben der Güter, die Julian zu verwalten hatte, doppelt Buch führen sollte. Diese Maßnahme klärte den Marquis über den Stand seiner eigenen Angelegenheiten derart auf, daß er sich das Vergnügen machen konnte, zwei oder drei neue Spekulationen zu unternehmen, ohne seinen Namensleiher nötig zu haben, der ihn betrog.

„Nehmen Sie dreitausend Franken für sich,“ sagte er eines Tages zu seinem jungen Sekretär.

„Herr Marquis — man könnte mich verleumben!“

„Was wollen Sie aber?“ erwiderte der Marquis mißlaunig.

„Daß Sie gütigst einen Beschluß fassen, in dem Sie mir dreitausend Franken zuschreiben und dieß eigenhändig in das Register

eintragen. Schließlich war es der Abbé Pirard, der die Idee zu diesem ganzen Rechnungswesen hatte.“ Der Marquis schrieb den Beschluß mit der gelangweilten Miene des Marquis von Moncade, als sein Verwalter, Herr Poisson, mit ihm abrechnete.

Abends, wenn Julian im blauen Anzug erschien, war niemals von Geschäften die Rede. Die Gunstbeweise des Marquis waren so schmeichelhaft für die stets leidende Eigenliebe unseres Helden, daß er bald gegen seinen Willen eine gewisse Anhänglichkeit für diesen lebenswürdigen Greis empfand. Julian war nicht empfindsam, was man in Paris darunter versteht, aber er war auch kein Ungeheuer, und niemand hatte seit dem Tode des alten Stabsarztes so gütig mit ihm gesprochen. Er bemerkte zu seinem Erstaunen, daß der Marquis seine Eigenliebe aus Höflichkeitsrücksichten schonte, was bei dem alten Feldscher nie der Fall gewesen war. Er erkannte auch, daß der Stabsarzt stolzer auf sein Kreuz war als der Marquis auf sein blaues Ordensband. Der Vater des Marquis war ein großer Herr gewesen.

Eines Tages nach der geschäftlichen Morgenbesprechung, die im schwarzen Anzug stattfand, unterhielt Julian den Marquis so gut, daß er ihn zwei Stunden lang zurückhielt und ihm durchaus einige Banknoten aufdrängen wollte, die ihm sein Namensleihen von der Börse gebracht hatte.

„Ich hoffe, Herr Marquis, daß es nicht gegen den tiefen Respekt verstößt, den ich Ihnen schulde, wenn ich Sie untertänigst bitte, mir ein Wort zu erlauben.“

„Sprechen Sie, mein Freund!“

„Wollen der Herr Marquis gnädigst erlauben, daß ich dies Geschenk ausschlage. Es ist nicht für den Mann im schwarzen Rock bestimmt und würde gewiß die Stellung beeinträchtigen, die Sie dem Mann im blauen Anzug in Ihrer Güte zugestanden haben.“ Damit grüßte er respektvoll und ging hinaus, ohne sich umzusehen.

Dieser Zug belustigte den Marquis; er erzählte ihn am Abend dem Abbé Pirard.

„Ich muß Ihnen endlich etwas gestehen, mein lieber Abbé. Ich kenne Julians Herkunft, und ich ermächtige Sie, diese vertrauliche

Mittheilung nicht geheimzuhalten.“ — „Sein Benehmen an diesem Morgen war vornehm,“ dachte der Marquis. „Das macht mein Einfluß.“

Nach einiger Zeit konnte der Marquis endlich wieder ausgehen.

„Gehen Sie auf zwei Monate nach London,“ sagte er zu Julian. „Die Briefe, die ich erhalte, werden Ihnen, mit meinen Bemerkungen versehen, mit Extrapost oder gewöhnlicher Post zugehen. Sie schreiben die Antworten und schicken Sie mir zurück, indem Sie in jeden Brief die Antwort hineinlegen. Ich habe ausgerechnet, daß die Verspätung nur fünf Tage betragen kann.“

Als Julian mit der Post nach Calais fuhr, wunderte er sich über die wichtigen Geschäfte, derentwegen er hinübergeschickt wurde.

Wir brauchen nicht zu sagen, mit welchem Gefühl von Haß und fast Abscheu er den englischen Boden betrat. Man kennt seine wahnsinnige Leidenschaft für Bonaparte. Er sah in jedem Offizier einen Sir Hudson Lowe, in jedem großen Herrn einen Lord Bathurst, der die Schändlichkeiten von St. Helena befohlen hatte und zur Belohnung dafür zehn Jahre lang ein Ministerportefeuille trug. In London lernte er endlich vollkommene Indifferenz. Er hatte sich mit einigen jungen Russen aus vornehmer Familie befreundet, die ihn darin einweihten.

„Sie sind zu Großem vorherbestimmt, mein lieber Sorel“, sagten sie ihm. „Sie haben von Natur die kalte Miene der meilenweiten Distanz vom Eindruck des Augenblicks, um die wir uns so sehr bemühen.“

„Sie haben Ihr Jahrhundert nicht verstanden,“ sagte ihm der Prinz Korasoff; „tun Sie immer das Gegenteil von dem, was man von Ihnen erwartet; das ist, auf Ehre, die einzige Religion der Zeit. Seien Sie nicht toll noch geziert, denn sonst erwartet man von Ihnen Tollheiten und Geziertheiten, und die Vorschrift würde nicht mehr erfüllt.“

Mit besonderem Ruhm bedeckte sich Julian eines Tages in dem Salon des Herzogs von Fitz-Folke, der ihn und den Prinzen Korasoff zum Essen eingeladen hatte. Man wartete eine Stunde lang.

Die Art, wie Julian sich unter den zwanzig wartenden Personen aufführte, wird noch heute von den jungen Gesandtschaftssekretären Londons erzählt. Seine Miene war unbezahlbar.

Er wollte trotz seiner Freunde, der Dandys, den berühmten Philipp Bane sehen, den einzigen Philosophen, den England seit Locke hervorgebracht hat. Er fand ihn seit sieben Jahren im Gefängnis. „Die Aristokratie spaßt in diesem Lande nicht“, dachte Julian. „Mehr noch, Bane ist entehrt, geschändet und so weiter.“ Julian fand ihn heiter, die Wut der Aristokraten nahm ihm die Langeweile. „Das ist der einzige frohe Mann, den ich in England gesehen habe“, sagte Julian sich, als er aus dem Gefängnis kam. „Der Gedanke, der den Tyrannen am nützlichsten ist, ist der Gottesgedanke“, hatte ihm Bane gesagt. Wir unterdrücken den Rest des Systems als zynisch.

Bei seiner Rückkehr fragte ihn Herr de la Mole: „Welche amüsante Idee haben Sie mir aus England mitgebracht?“ Er schwieg.

„Welche Idee, ob amüsant oder nicht, haben Sie mitgebracht?“ wiederholte der Marquis lebhaft.

„Erstens“, sagte Julian: „der vernünftigste Engländer ist eine Stunde am Tage verrückt; er wird vom Dämon des Selbstmordes geplagt, welcher der eigentliche Gott des Landes ist. Zweitens: Geist und Genie verlieren fünf und zwanzig Prozent ihres Wertes, wenn man sie nach England exportiert; und drittens, nichts auf der Welt ist so schön, bewundernswert und rührend, wie die englischen Landschaften.“

„Und ich“, sagte der Marquis: „Erstens, warum sagen Sie auf dem Ball beim russischen Botschafter, daß es in Frankreich dreihunderttausend junge Leute von fünf und zwanzig Jahren gibt, die leidenschaftlich den Krieg wünschen? Glauben Sie, daß das für die Könige angenehm ist?“

„Man weiß nicht, was man mit unseren großen Diplomaten reden soll“, antwortete Julian. „Sie haben die Manie, ernsthaftes Diskussionen zu führen. Wenn man sich nur an die Gemeinplätze der Zeitungen hält, gilt man für albern. Wenn man sich etwas Wahres und Neues erlaubt, sind sie erstaunt, und am andern Morgen um

sieben Uhr lassen sie einem durch den ersten Botschaftssekretär sagen, daß man sich unpassend benommen hätte.“ — „Nicht übel“, lachte der Marquis. „Im übrigen wette ich, Herr Tieffinn, daß Sie nicht erraten haben, weswegen Sie in England gewesen sind.“

„Entschuldigen Sie,“ erwiderte Julian, „ich bin dort gewesen, um einmal wöchentlich beim Botschafter des Königs zu speisen, welcher der höflichste Mensch von der Welt ist.“

„Sie sind dort gewesen, um sich dies rote Bändchen zu holen“, sagte der Marquis. „Ich will nicht, daß Sie Ihren schwarzen Rod ausziehen, und ich bin doch an den amüsanteren Ton gewöhnt, auf den ich mit dem Manne im blauen Anzug gekommen bin. Bis auf weiteres merken Sie sich dies: Wenn ich diesen Orden sehe, sind Sie der jüngste Sohn meines Freundes, des Herzogs von Chaulnes, der, ohne es zu ahnen, seit sechs Monaten in der Diplomatie verwendet wird. Verstehen Sie wohl,“ setzte der Marquis sehr ernst hinzu, indem er seine Dankesbezeugungen unterbrach, „ich will Sie durchaus nicht aus Ihrer Laufbahn herausreißen. Es ist das immer ein Fehler und Unglück, sowohl für den Beschützer wie für den Schütling. Wenn meine Prozesse Ihnen langweilig werden, oder wenn Sie mit nicht mehr behagen, werde ich Ihnen eine gute Pfarre verschaffen, wie unserm Freund, dem Abbé Pirard, und weiter nichts“, setzte der Marquis in trockenem Ton hinzu.

Dieses Kreuz sagte Julians Stolge zu, er sprach viel mehr, er fühlte sich weniger oft verletzt und seltener als Zielscheibe für gewisse Bemerkungen, die eine wenig schmeichelhafte Erklärung zulassen und die bei lebhafter Unterhaltung doch jedermann entschlüpfen können.

Diesem Orden dankte er einen sonderbaren Besuch; es war der des Barons von Valenod, der nach Paris kam, um dem Minister für seine Erhebung in den Adelsstand zu danken und sich mit ihm zu verständigen. Er war Bürgermeister von Verrières geworden und an Herrn von Rénals Stelle getreten.

Julian hätte laut auflachen mögen, als Herr Valenod ihm erzählte, daß Herr von Rénal sich als Jakobiner entpuppt hätte.

Tatsache war, daß der neue Baron bei der bevorstehenden Neuwahl der Kandidat des Ministeriums war, und bei der großen Wahlversammlung des Departements war Herr von Rénal, der in Wahrheit Legitimist war, von den Liberalen aufgestellt worden.

Umsonst versuchte Julian, etwas über Frau von Rénal zu erfahren; der Baron schien sich ihrer alten Rivalität zu erinnern und hüllte sich in undurchbringliches Schweigen. Schließlich bat er Julian um die Stimme seines Vaters bei den in Aussicht stehenden Wahlen. Julian versprach zu schreiben.

„Sie sollten mich dem Herrn Marquis de la Mole vorstellen, Herr Chevalier!“

„Wirklich, ich sollte es,“ dachte Julian, „aber solch einen Schurken?“ . . .

„Offen gestanden,“ antwortete er, „ich stelle im Hause La Mole zu wenig vor, um jemanden einführen zu können.“ Julian pflegte dem Marquis alles zu sagen. Am Abend erzählte er ihm von Valenods Wunsch und seinem Treiben seit 1814.

„Nicht nur“, sagte der Marquis mit sehr ernster Miene, „stellen Sie mir den neuen Baron morgen vor, sondern ich werde ihn auch für übermorgen zum Diner einladen; er wird einer unserer neuen Präfekten sein.“

„In diesem Falle“, erwiderte Julian kalt, „bitte ich um die Stelle des Armenhausdirektors für meinen Vater.“

„Sehr gut“, entgegnete der Marquis belustigt. „Ich war auf Moralitäten gefaßt. Sie machen sich.“

Herr von Valenod erfuhr durch Julian, daß der Inhaber des Lotteriebureaus in Verrières gestorben sei. Julian machte sich den Spaß, diese Stelle an Herrn von Cholin zu vergeben, den alten Dummkopf, dessen Bittschrift er damals im Zimmer des Herrn de la Mole gefunden hatte. Der Marquis lachte herzlich über die Bittschrift, von der Julian ihm erzählte, während er ihn den Brief an den Finanzminister, in dem er um diese Stelle bat, unterzeichnen ließ.

Kaum war Herr von Cholin ernannt, so erfuhr Julian, daß der Departementsauschuß diese Stelle für Herrn Gros, den berühmten Geometer, erbeten hatte; dieser hochherzige Mensch hatte nur vierzehnhundert Franken Einnahme und ließ dem Inhaber jedes Jahr sechshundert Franken, um ihn in der Erziehung seiner Kinder zu unterstützen. Julian war erstaunt darüber, was er angerichtet hatte.

„Es ist nichts,“ sagte er sich, „ich muß noch durch ganz andere Ungerechtigkeiten hindurch, wenn ich ans Ziel will, und sie noch unter schönen gefühlvollen Worten zu verbergen wissen! Armer Herr Gros, er hätte den Orden verdient, und ich, der ihn bekam, ich muß im Sinne der Regierung handeln, die ihn mir verlieh.“

Achtunddreißigstes Kapitel

Welcher Orden ist eine Auszeichnung?

Dein Wasser erquidit mich nicht, sagt das dürstende Genie. Darum ist der Dür-Bektir der erfrischendste Brunnen der Welt.

Belleco

Eines Tages kam Julian von dem reizenden Gute Villequier am Ufer der Seine zurück, für das Herr de la Mole stets besonderes Interesse hatte, denn es war von all seinen Gütern das einzige, das dem berühmten Bonifaz de la Mole gehört hatte. Er fand die Marquise und ihre Tochter zu Hause, sie waren von Sphères zurückgekommen.

Julian war jetzt ein Dandy und verstand sich auf die Kunst, in Paris zu leben. Er war gegen Fräulein de la Mole von vollkommener Kälte und schien nicht die geringste Erinnerung an die Zeiten bewahrt zu haben, wo sie sich so fröhlich nach den Einzelheiten seines Herunterfallens vom Pferde erkundigte.

Fräulein de la Mole fand ihn größer und blässer geworden. Seine Haltung und seine Bewegungen hatten nichts Provinziales mehr an sich, nicht so seine Unterhaltung; es war noch zu viel Ernst, zu viel Positives darin. Trotz dieser vernünftigen Eigenschaften lag nichts Unterwürfiges in seinen Gesprächen; dazu war er zu stolz;

man fühlte nur, daß er noch zu vielerlei als wichtig betrachtete. Aber man sah, daß er der Mann war, seine Meinung zu verfechten.

„Es fehlt ihm an Leichtigkeit, aber nicht an Geist“, sagte Fräulein de la Mole zu ihrem Vater, als sie mit ihm über den Orden scherzte, den er Julian gegeben hatte. „Mein Bruder hat Sie seit Monaten darum gebeten, und er ist ein La Mole.“

„Ja, aber Julian hat Einfälle, das hat der La Mole, von dem Sie sprechen, nicht.“

Der Herzog von Reß wurde gemeldet.

Mathilde fühlte sich von einem unüberwindlichen Gähncrampf befallen, als sie die alten Vergoldungen und die alten Freunde des väterlichen Salons wieder sah. Sie machte sich ein trostlos langweiliges Bild von dem Leben, das ihrer in Paris wieder harrte, trotzdem sie dieses Paris in Syères vermißt hatte.

„Und doch bin ich neunzehn Jahre“, dachte sie. „Es ist das Alter des Glücks, sagen alle diese Tröpfe in Goldschnitt!“ Sie betrachtete acht bis zehn neue Gedichtbände, die sich während ihrer Reise nach der Provence auf der Konsole des Salons angeammelt hatten. Sie hatte das Unglück, mehr Geist zu haben, als die Herren von Croisenois, von Cahus, von Luz und ihre anderen Freunde. Sie wußte schon im voraus, was sie ihr alles sagen würden über den schönen Himmel der Provence, die Poesie, den Süden und so weiter. Ihre schönen Augen, in denen die tiefste Langeweile lag, ja, mehr noch, die Hoffnungslosigkeit, irgendein Vergnügen zu finden, blieben auf Julian haften. Er war wenigstens nicht das Ebenbild der anderen.

„Herr Sorel,“ sagte sie mit dem kurzen, lebhaften und so ganz unweiblichen Tone, dessen sich die jungen Damen der höchsten Gesellschaft zu bedienen pflegen, „Herr Sorel, kommen Sie heute Abend auf den Ball bei Herrn von Reß?“

„Gnädiges Fräulein, ich habe nicht die Ehre, dem Herrn Herzog vorgestellt zu sein.“ (Man hätte meinen können, daß dieser Titel und diese Worte dem Munde des stolzen Provinzials wehtaten.)

„Er hat meinem Bruder aufgetragen, Sie bei ihm einzuführen, und wenn Sie hinkommen würden, hätten Sie mir näheres über

Billequier erzählen können; es ist die Rede davon, daß wir im Frühjahr hingehen. Ich möchte wissen, ob das Schloß wohnlich ist und die Umgegend so reizend wie man sagt. Es gibt ja so manchen unverdienten Ruf.“ Julian schwieg.

„Kommen Sie mit meinem Bruder auf den Ball“, schloß sie in sehr trockenem Tone.

Julian verneigte sich respektvoll. „Also selbst auf dem Ball bin ich sämtlichen Familienmitgliedern Bericht schuldig. Aber werde ich nicht als Verwalter bezahlt? Gott weiß,“ brummte er weiter, „ob das, was ich der Tochter sage, den Plänen des Vaters, der Mutter oder des Bruders nicht zuwiderläuft. Es ist der wahre souveräne Fürstenhof. Man muß eine vollkommene Null sein und trotzdem niemandem Anlaß zur Klage geben.“

„Wie dieses große Mädchen mir mißfällt“, dachte er, als er Fräulein de la Mole gehen sah. Ihre Mutter hatte sie gerufen, um sie mehreren befreundeten Damen vorzustellen. „Sie übertreibt alle Moden, ihr Kleid fällt ihr von den Schultern . . . sie ist noch blässer, als vor ihrer Reise . . . Ihre Haare sind geradezu farblos, so blond sind sie. Man möchte meinen, daß das Licht hindurchscheint . . . Welcher Hochmut in ihrer Art zu grüßen und im Blick! Als ob sie eine Königin wäre!“ Fräulein de la Mole rief ihren Bruder, als er gerade den Salon verlassen wollte.

Graf Norbert kam auf Julian zu.

„Mein lieber Sorel,“ sagte er, „wo soll ich Sie um Mitternacht zum Ball bei Herrn von Reß abholen? Er hat mir ausdrücklich aufgetragen, Sie mitzubringen.“

„Ich weiß wohl, wem ich so viel Güte verdanke“, antwortete Julian mit einer Verbeugung bis zur Erde. Da er an dem von Höflichkeit und selbst von Interesse zeugenden Tone, mit dem Norbert ihn beehrt hatte, nichts auszufehen fand, so nörgelte er in seiner üblen Laune an der Antwort, die er auf diese verbindliche Aufforderung gegeben hatte. Er fand einen Schatten von Gemeinheit darin.

Abends, als er auf den Ball kam, wurde er von der Pracht des Reßschen Hauses geblendet. Den Hof vor dem Eingang überspannte

in ungeheures hochrotes Segeltuch mit goldenen Sternen, es konnte nichts Eleganteres geben. Unter diesem Zeltbache war der Hof in einen Hain von Orangen und Lorbeerrosen verwandelt. Die Töpfe und Kübel waren so tief in die Erde versenkt, daß die Lorbeer- und Orangenbäume aus dem Boden zu wachsen schienen. Die Auffahrt für die Wagen war mit Sand bestreut.

Das Ganze erschien unserem Provinzler außerordentlich; er hatte keine Ahnung von solcher Pracht, und im Augenblick hatte seine bewegliche Einbildungskraft seine üble Laune meilenteit überflügelt. Im Wagen, als sie zum Ball fuhren, war Norbert glücklich, während er alles schwarz sah; kaum waren sie im Hofe, als sie die Rollen tauschten.

Norbert hatte nur Augen für einige Kleinigkeiten, die man bei all dieser Pracht nicht beachtet hatte. Er veranschlagte die Kosten von allem und jedem, und je höher die Gesamtsumme sich belief, desto schlechter wurde, wie Julian bemerkte, seine Laune. Er schien fast eifersüchtig zu werden. Julian hingegen war ganz geblendet. Er trat voller Bewunderung und vor Aufregung fast befangen in den ersten Saal, in dem getanzt wurde. Alles drängte sich an der Thür zum zweiten; die Menge war so groß, daß es ihm unmöglich war, weiter vorzudringen. Die Ausschmückung des zweiten Saales stellte die Alhambra von Granada vor.

„Sie ist die Ballkönigin, das muß man sagen“, meinte ein junger schnurrbärtiger Mann, dessen Schulter sich an Julians Brust drückte.

„Fräulein Fourmont, die den ganzen Winter die Schönste war,“ antwortete ihm sein Nachbar, „merkt, daß sie auf den zweiten Platz herabsinkt; sieh nur ihre sonderbare Miene!“

„Wirklich, sie läßt alle Mimen springen, um zu gefallen! Sieh nur dies graziöse Lächeln in dem Augenblick, wo sie im Kontertanz allein tanzt. Auf Ehre, unbezahlbar!“

„Fräulein de la Mole scheint vollständig Herrin der Freude über ihren Triumph, den sie wohl bemerkt. Man könnte sagen, sie fürchtet, dem zu gefallen, mit dem sie spricht.“

„Sehr gut, das ist die echte Verführungskunst!“ Julian machte vergebliche Anstrengungen, dieses verführerische Geschöpf zu sehen; sechs oder acht Herren, die größer waren als er, verdeckten sie ihm.

„Keine üble Koketterie, diese vornehme Zurückhaltung“, sagte der junge Herr mit dem Schnurrbart.

„Und diese großen blauen Augen, die sie so langsam niederschlägt, gerade wenn man glaubt, daß sie sich verraten werden“, erwiderte der Nachbar. „Meiner Treu, es gibt nichts Geschickteres.“

„Sieh mal, wie gewöhnlich die schöne Fourmont neben ihr aussieht“, bemerkte ein Dritter.

„Diese zurückhaltende Miene sagt: ‚Welche Liebenswürdige würdest du entfalten, wenn du der Mann wärest, der meiner würdig bist!‘“

„Und wer kann der himmlischen Mathilde würdig sein?“ sagte der erste. „Jrgendein souveräner Fürst, schön, geistreich und wohlgestaltet — ein Held im Kriege und höchstens zwanzig Jahre alt.“

„Der natürliche Sohn des Kaisers von Rußland, den man zugunsten dieser Heirat souverän machen würde, oder ganz einfach der Graf von Thaler, dieser befrachtete Bauer . . .“

Die Tür wurde frei, Julian konnte hineingehen.

„Da sie in den Augen dieser Puppen als etwas so Besonderes gilt, ist es der Mühe wert, daß ich sie mir daraufhin ansehe“, dachte er. „Ich werde dadurch lernen, was für diese Leute Vollkommenheit ist.“

Als er sie mit den Augen suchte, sah Mathilde ihn an. „Meine Pflicht ruft“, sagte Julian sich; aber nur noch in seinem Ausdruck war üble Laune. Die Neugier ließ ihn mit einem Vergnügen vorwärts eilen, das durch Mathildes tief ausgeschnittenes Kleid noch erhöht wurde, allerdings auf eine für ihre Eigenliebe wenig schmeichelhafte Weise. „Wie jugendlich ist ihre Schönheit“, dachte er. Fünf oder sechs junge Leute, unter denen er die, welche vorher an der Tür sprachen, wiedererkannte, standen zwischen ihm und ihr.

„Sie sind den ganzen Winter hier gewesen, Herr Sorel. Sie können mir gewiß sagen, ob dieser Ball der schönste der Saison ist?“

fragte sie ihn. Er antwortete nicht. „Diese Quadrille de Coulon scheint mir wunderschön, und die Damen tanzen sie vollendet.“ Die jungen Leute drehten sich um, um zu sehen, wer der glückliche junge Mann sei, von dem sie durchaus eine Antwort haben wollte. Sie fiel nicht ermutigend aus.

„Ich bin kein guter Richter, gnädiges Fräulein, ich bringe mein Leben am Schreibtisch zu, und dies ist der erste Ball von solcher Pracht, den ich sehe.“

Die jungen schnurrbärtigen Herren waren betroffen.

„Sie sind ein Weiser, Herr Sorel,“ erwiderte sie mit stärker markiertem Interesse; „Sie sehen alle diese Bälle, diese Feste wie ein Philosoph, wie J. J. Rousseau an. Diese Torheiten verwundern Sie, ohne Sie zu verführen.“

Das eine Wort raubte Julian alle Einbildungskraft und verscheuchte alle Illusionen aus seinem Herzen. Sein Mund nahm den Ausdruck einer vielleicht etwas übertriebenen Geringschätzung an.

„J. J. Rousseau“, antwortete er, „ist in meinen Augen ein Tor, wenn er sich erlaubt, die große Welt zu richten; er verstand sie nicht und trug das Herz eines emporgekommenen Lakaien hinein.“

„Er hat den ‚Contrat Social‘ geschrieben“, erwiderte Mathilde mit einem Ausdruck von Verehrung.

„Er hat die Republik und den Umsturz aller monarchischen Institutionen gepredigt, und dabei ist dieser Emporkömmling doch toll vor Freude, wenn ein Herzog seiner Nachmittagspromenade eine andere Richtung gibt, um einen seiner Freunde zu begleiten.“

„Ach ja, der Herzog von Luxembourg begleitete in Montmorency einen Herrn Coindet in der Richtung nach Paris. . .“ ergänzte Fräulein de la Mole mit der ganzen Wonne und Hingebung der ersten Schulgelehrsamkeit. Sie war außer sich vor Freude über ihr Wissen, ungefähr wie der Akademiker, der die Existenz des Königs Feretrius entdeckt hat. Julians Augen blieben streng und undurchdringlich. Mathilde war einen Augenblick voller Begeisterung gewesen, die Kälte ihres Partners ernüchterte sie beträchtlich. Sie war um so

mehr darüber erstaunt, als sie es gewöhnt war, jene Wirkung auf andre hervorzubringen.

In diesem Augenblick kam der Marquis von Croisenois dienstfertig auf sie zu. Er stand einen Augenblick drei Schritte vor ihr, ohne durch die Menge hindurchbringen zu können, und lächelte ihr über dies Hindernis zu. Neben ihm stand die junge Marquise von Rouvray, eine Cousine Mathildes, am Arm ihres Gatten, mit dem sie erst seit vierzehn Tagen verheiratet war. Der Marquis, gleichfalls sehr jung, war ganz so kindlich verliebt wie ein Mann, der eine von Notaren gemachte Konvenienzehe eingegangen ist und eine vollkommen schöne Frau findet. Herr von Rouvray wurde beim Tode eines sehr alten Onkels Herzog.

Der Marquis von Croisenois blickte Mathilde, da er nicht zu ihr durchbringen konnte, lachend an, während sie ihre himmelblauen Augen auf ihm und dem neben ihm stehenden Paare ruhen ließ. „Was gibt es Platteres“, dachte sie, „als diese ganze Gruppe. Da ist der Croisenois, der mich gern heiraten möchte; er ist sanft, höflich und hat ebenso tadellose Manieren wie Herr von Rouvray. Wenn diese Herren nicht so langweilig wären, so wären sie sehr liebenswürdig. Er würde mir auch mit solcher beschränkten und zufriedenen Miene auf dem Ball nachlaufen. Ein Jahr nach der Hochzeit wären meine Pferde, meine Kleider, mein Schloß in der Nähe von Paris so schön wie möglich, alles so wie es sein müßte, damit eine Emporgekommene, eine Gräfin von Roiville zum Beispiel, vor Reib pläht . . . Und dann? . . .“

Mathilde langweilte sich in der Aussicht auf ihre Zukunft. Schließlich hatte der Marquis von Croisenois sich bis zu ihr durchgearbeitet und sprach sie an, aber sie träumte und hörte ihn nicht. Der Schall seiner Stimme verlor sich für sie in dem Geschwirre des Balles. Mechanisch folgte sie Julian mit den Augen; er hatte sich respektvoll, aber stolz und unzufrieden zurückgezogen. In einer Ecke, fern von der umherströmenden Menge, erblickte sie den Grafen Altamira, der in seiner Heimat zum Tode verurteilt worden war, wie der Leser schon weiß. Eine seiner Vorfahrinnen hatte unter Ludwig XIV. einen

Prinzen Conti geheiratet, ein Umstand, der ihn etwas vor den Nachstellungen der Jesuiten schützte.

„Ich sehe, daß nur ein Todesurteil einen Mann auszeichnet,“ dachte Mathilde; „es ist das einzige, was sich nicht kaufen läßt . . . Ach, das ist eine gute Bemerkung, die ich mir da eben sage! Schade, daß sie mir nicht in einem Augenblick einfiel, wo ich damit hätte glänzen können!“ Mathilde hatte zu viel Geschmack, um einen vorher gemachten Witz in die Unterhaltung einzuflechten, aber sie war auch zu eitel, um über ihren Einfall nicht entzückt zu sein. Ihre anscheinend so gelangweilten Züge nahmen plötzlich einen glückstrahlenden Ausdruck an. Der Marquis von Croisenois, der immer noch redete, glaubte darin den Erfolg seiner Worte zu erkennen und verdoppelte seinen Redestrom.

„Was könnte ein Böswilliger an meiner Bemerkung aussetzen?“ dachte Mathilde. „Ich würde dem Kritiker sagen: der Titel Baron oder Vicomte läßt sich kaufen, ein Orden wird leicht vergeben; mein Bruder hat eben einen bekommen. Was hat er getan? Ein Rang ist zu bekommen. Zehn Dienstjahre oder den Kriegsminister zum Verwandten, und man ist Schwadronschef, wie Norbert. Ein großes Vermögen . . . das ist noch das Schwierigste und folglich auch das Verdienstvollste. 's ist drollig: das Gegenteil von dem, was die Bücher sagen . . . Nun gut, um vermögend zu werden, heiratet man Fräulein Rothschild . . . Wirklich, mein Witz ist tief durchdacht. Ein Todesurteil ist das einzige, worum man sich noch nicht beworben hat.“

„Kennen Sie den Grafen Altamira?“ fragte sie Herrn von Croisenois.

Sie machte einen so geistesabwesenden Eindruck, und diese Frage stand so außer Beziehung zu dem, was der arme Marquis seit fünf Minuten erzählte, daß seine Liebenswürdigkeit in Verblüffung umschlug. Und doch war er ein geistvoller Mann und galt für einen solchen.

„Mathilde hat ihre Eigentümlichkeiten,“ dachte er; „das ist unbequem, aber sie gibt ihrem Manne eine so schöne gesellschaftliche

Stellung! Ich weiß nicht, wie es der Marquis de la Mole anfängt; er hat Beziehungen zu den Besten aller Parteien; er ist ein Mann, der nicht untergehen kann. Ueberdies können Mathildes Eigentümlichkeiten für Genie gelten. Bei hoher Geburt und großem Vermögen ist Genie durchaus nichts Lächerliches, und welche Auszeichnung ist es dann! Sie hat zudem, wenn sie will, diese Mischung von Geist, Charakter und Schlagfertigkeit, welche die Liebenswürdigkeit vollkommen macht . . .“

Da es schwer ist, zweierlei auf einmal zu tun, antwortete der Marquis mit leerem Gesichtsausdruck, als ob er eine Lektion her sagte: „Wer kennt den armen Altamira nicht?“

Und er erzählte ihr die Geschichte seiner verfehlten, lächerlichen, unsinnigen Verschwörung.

„Höchst unsinnig,“ sagte Mathilde, wie zu sich selber sprechend; „aber er hat gehandelt. Ich will einen Mann sehen; bringen Sie ihn mir her!“ bat sie den höchst erschrockenen Marquis.

Graf Altamira war einer der ausgesprochensten Bewunderer der hochfahrenden und fast anmaßlichen Miene des Fräuleins de la Mole; in seinen Augen war sie eine der größten Schönheiten von Paris.

„Wie schön wäre sie auf einem Throne!“ sagte er zu Herrn von Croisenois und ließ sich ohne Zögern zu ihr führen.

Es fehlt nicht an Leuten in der Gesellschaft, denen nichts für schlechteren Ton gilt, als eine Verschwörung; das riecht nach Jakobinern. Und was gibt es Häßlicheres als Jakobinertum ohne Erfolg?

Mathilde tauschte mit Herrn von Croisenois spöttische Blicke über den Liberalismus des Grafen Altamira, hörte ihm aber mit Vergnügen zu.

„Ein Verschwörer auf dem Ball,“ dachte sie, „das ist ein hübscher Widerspruch.“ Dieser schien ihr mit seinem schwarzen Schnurrbart das Gesicht eines ruhenden Löwen zu haben, aber sie merkte bald, daß sein Geist in einer einzigen Richtung befangen war: im Kultus der Nützlichkeit.

Außer dem, was seinem Lande eine Konstitution geben konnte, fand der junge Graf nichts seiner Aufmerksamkeit würdig. Er ließ

Mathilde, die schönste Dame des Balles, mit Vergnügen sehen, als er einen peruvianischen General eintreten sah. Da er an Europa, so wie Metternich es eingerichtet hatte, verzweifelte, blieb dem armen Altamira nichts als die Hoffnung, daß die Südamerikanischen Staaten, wenn sie stark und mächtig sein würden, Europa die Freiheit zurückgeben könnten, die Mirabeau ihnen geschickt hat.¹⁶

Ein Schwarm junger schnurrbärtiger Herren hatte sich Mathilde genähert. Sie hatte wohl bemerkt, daß sie Altamira nicht bezaubert hatte, und war über sein Gehen beleidigt; sie sah sein Auge leuchten, als er mit dem peruvianischen General sprach. Fräulein de la Mole blickte die jungen Franzosen mit dem tiefen Ernst an, den keine ihrer Nebenbuhlerinnen nachahmen konnte. „Welcher unter ihnen“, dachte sie, „würde sich zum Tode verurteilen lassen, selbst wenn er alle Aussicht dazu hätte?“

Dieser eigentümliche Blick schmeichelte solchen, die wenig Geist hatten, und beunruhigte die anderen. Sie fürchteten irgendeinen pikanten Geistesblich, auf den schwer zu antworten war.

„Hohe Geburt bringt hundert Eigenschaften mit sich, deren Fehlen mich verletzen würde; ich sehe es an Julian“, dachte Mathilde; „aber sie verkümmert alle seelischen Eigenschaften, um dementwillen man zum Tode verurteilt werden könnte.“

In diesem Augenblick sagte jemand neben ihr: „Dieser Graf Altamira ist der zweite Sohn des Prinzen von San Nazaro-Pimentel. Es war ein Pimentel, der Konradin zu retten versuchte und 1268 enthauptet wurde. Es ist eine der vornehmsten Familien Neapels.“

„Sieh da,“ sagte Mathilde sich im stillen; „ein hübscher Beweis für meine Behauptung: hohe Geburt nimmt dem Charakter die Stärke, ohne die man sich nicht zum Tode verurteilen lassen kann. Ich scheine heute abend zum Unsinnreden aufgelegt. Da ich aber nur ein Weib bin wie die anderen, je nun, so muß ich tanzen!“ Sie gab den inständigen Bitten des Marquis von Croisenois nach, der sie seit einer Stunde um einen Galopp bat. Um sich über ihr Mißgeschick in der Philosophie zu trösten, wollte sie wenigstens unwiderstehlich sein; Herr von Croisenois war entzückt.

Aber weder der Tanz noch der Wunsch, einem der hübschesten hoffähigen Kavaliere zu gefallen, konnte Mathilde zerstreuen. Ihr Triumph war vollkommen. Sie war die Königin des Balles, sie jah es, aber sie blieb kalt.

„Was für ein schales Leben werde ich mit einem Menschen wie Croisenois führen!“ sagte sie sich, als er sie eine Stunde später auf ihren Platz zurückführte. „Wo werde ich nach den sechs Monaten meiner Abwesenheit ein Vergnügen finden,“ seufzte sie niedergeschlagen, „wenn nicht auf dem Ballo, der den Ehrgeiz aller Pariser Damen bildet! Und dazu werde ich noch von einer Gesellschaft, wie ich sie mit nicht besser wünschen kann, mit Huldigungen überhäuft. Es sind keine Bürgerlichen hier, außer einigen Pairs und ein oder zwei Julians. Und doch,“ setzte sie mit wachsender Schwermut hinzu, „alle Vorzüge hat mir das Schicksal gegeben, hohe Geburt, Vermögen, Jugend, nur das Glück nicht.“

„Am zweifelhaftesten sind von meinen Vorzügen noch die, von denen sie mir den ganzen Abend gesprochen haben. Esprit, den glaube ich, hab' ich, denn ich jage ihnen scheinbar allen Furcht ein. Wenn sie sich an ein ernstes Thema wagen, so sind sie nach fünf Minuten ganz außer Atem und tun, als machten sie eine große Entdeckung, wenn ich ihnen etwas seit einer Stunde wiederhole. Ich bin schön, ich bejühe diesen Vorzug, für den Frau von Staël alles geopfert hätte, und doch sterbe ich tatsächlich vor Langeweile. Ist Aussicht vorhanden, daß ich mich weniger langweilen werde, wenn ich meinen Namen mit dem des Marquis von Croisenois vertauscht habe?“

„Aber, mein Gott!“ fuhr sie fort, während sie fast hätte weinen mögen, „ist er nicht ein tadelloser Mann? Er ist das Musterstück der Erziehung unseres Jahrhunderts; man kann ihn nicht ansehen, ohne daß er etwas Liebenswürdigen oder Geistvolles zu sagen weiß; er ist tapfer . . . Aber dieser Sorel ist sonderbar“, schloß sie, und ihr Auge verlor seinen trüben Ausdruck und bligte vor Ärger. „Ich habe ihm gesagt, daß ich mit ihm zu sprechen hätte, und er geruht nicht wieder zum Vorschein zu kommen.“

Der Ball

Der Glanz der Toiletten, der Lichtschimmer, die Wohlgerüche, so viele schöne Arme und Schultern, Blumen, hinreißende Arien von Rossini und Gemälde von Ciceri! Ich bin außer mir.
Ugeris Reisen

„Du bist schlechter Laune,“ sagte die Marquise zu Fräulein de la Mole; „ich mache dich darauf aufmerksam, das sieht auf einem Balle nicht gut aus.“

„Ich habe etwas Kopfschmerzen,“ antwortete Mathilde mit geringschätzigter Miene; „es ist zu heiß hier.“

In diesem Augenblick fiel der alte Baron Tolly, wie um Mathildes Ausspruch zu bestätigen, in Ohnmacht und mußte hinausgetragen werden. Man sprach von einem Schlagfluß, der Zwischenfall war peinlich.

Mathilde kümmerte sich nicht darum. Es war bei ihr eine ausgemachte Sache, Greise oder Menschen, die etwas Trauriges erzählten, niemals zu beachten. Sie tanzte, um der Unterhaltung über den Schlagfluß zu entgehen, der gar keiner war, denn zwei Tage darauf erschien der Baron wieder auf der Bildfläche.

„Aber Herr Sorel kommt gar nicht!“ sagte sie sich nach dem Tanze. Sie suchte ihn fast mit den Augen, als sie ihn in einem andern Saal erblickte. Sonderbar! Er schien die Gleichgültigkeit und Kälte, die ihm sonst so natürlich waren, abgelegt zu haben; er sah nicht mehr englisch aus.

„Er unterhält sich mit dem Grafen Altamira, meinem zum Tode Verurteilten!“ sagte Mathilde sich. „Sein Auge glüht von düstrem Feuer; er sieht wie ein verkappter Prinz aus; sein Blick ist noch einmal so stolz wie sonst.“

Julian näherte sich dem Platze, wo sie stand, ohne das Gespräch mit Altamira abubrechen; sie sah ihm fest und forschend ins Gesicht und suchte in seinen Zügen nach jenen hohen Eigenschaften, die einen Mann würdig machen, zum Tode verurteilt zu werden.

„Ja,“ sagte er zum Grafen Altamira, als er bei ihr vorbei kam, „Danton war ein Mann!“

„O Himmel!“ sagte sich Mathilde, „vielleicht wäre er ein Danton. Aber er hat ein so edles Gesicht, und Danton war so abschreckend häßlich, ein Schlächter, glaube ich.“ Julian war noch nahe genug; sie rief ihn ohne Zaudern; sie war sich bewußt und stolz darauf, eine für ein junges Mädchen außerordentliche Frage zu stellen.

„War Danton nicht ein Schlächter?“ fragte sie ihn.

„Ja, in den Augen gewisser Leute“, antwortete Julian mit kaum verhelteter Verachtung und immer noch flammenden Augen. „Aber zum Unglück für wohlgeborene Menschen war er Advokat in Mery-sur-Seine; das heißt, gnädiges Fräulein,“ setzte er mit boshafter Miene hinzu, „er hat angefangen wie verschiedene Pairs, die Sie hier sehen. Freilich hatte Danton in den Augen der Schönheit einen ungeheuren Nachteil; er war sehr häßlich.“

Die letzten Worte stieß er schnell hervor und dies mit einer sonderbaren und gewiß nicht sehr höflichen Miene. Julian wartete einen Augenblick, den Oberkörper leicht vorgebeugt und mit stolz unterwürfigem Ausdruck. Er schien sagen zu wollen: „Ich werde bezahlt, um Ihnen zu antworten, und ich lebe von meinem Gehalt.“ Er würdigte Mathilde keines Blickes, und sie stand mit ihren schönen, weitgeöffneten Augen, die auf ihm ruhten, wie eine Skavin vor ihm. Endlich, als das Schweigen kein Ende nahm, blickte er sie an, wie ein Knecht seinen Herrn anblickt, um dessen Befehle entgegenzunehmen. Seine Augen begegneten dem vollen Blick Mathildes, der immer noch mit sonderbarem Ausdruck auf ihm lag; trotzdem ging er mit erschütterlicher Eile fort.

„Er, der in Wahrheit so schön ist,“ sagte Mathilde sich endlich, aus ihren Träumereien erwachend, „singt solch ein Loblied auf die Häßlichkeit! Niemals kommt er auf seine Person zurück. Er ist nicht wie Caylus oder Croisenois. Dieser Sorel hat etwas von der Art und Weise wie mein Vater, wenn er Napoleon auf dem Ballé so schön nachmacht.“ Sie hatte Danton ganz und gar vergessen. „Heute abend langweile ich mich entschieden!“ Sie ergriff den Arm ihres Bruders

und zwang ihn zu seinem großen Kummer, einen Rundgang durch den Saal mit ihr zu machen. Sie hatte den Einfall, Julians Unterhaltung mit dem zum Tode Verurtheilten zu verfolgen.

Das Gedränge war furchtbar. Dennoch gelang es ihr, sie einzuholen, als Altamira zwei Schritte vor ihr an ein Büfett herantrat, um sich Eis zu nehmen. Er sprach halb umgewandt mit Julian. Er erblickte einen betretenen Arm, der sich Eis von derselben Stelle nahm. Die Stiderei erregte scheinbar seine Aufmerksamkeit, denn er drehte sich ganz um, um die Person zu sehen, die zu dem Armel gehörte. Aber im Nu nahmen diese so edlen und treuherzigen Augen einen leicht verächtlichen Ausdruck an.

„Sehen Sie diesen Mann,“ sagte er ziemlich leise zu Julian, „es ist der Prinz Araceli, Gesandter von ***. Heute morgen hat er Ihren Minister des Auswärtigen, Herrn von Nerval, um meine Auslieferung gebeten. Sehen Sie, da unten sitzt er und spielt Whist. Herr von Nerval ist nicht abgeneigt, mich auszuliefern, denn wir haben Ihnen 1816 auch zwei oder drei Verschwörer ausgeliefert. Wenn man mich meinem König wieder schickt, werde ich binnen vier- undzwanzig Stunden gehenkt. Und einer von diesen netten schnurrbärtigen Herren wird mich aufgreifen.“

„Die Elenden!“ rief Julian halblaut.

Mathilde hatte keine Silbe ihres Gespräches verloren. Die Längeweile war verflogen.

„Nicht so elend, wie Sie meinen,“ erwiderte Altamira. „Ich habe Ihnen von mir gesprochen, um Ihnen ein lebhaftes Bild zu geben. Sehen Sie nur den Prinzen Araceli an: alle fünf Minuten wirft er einen Blick auf sein Goldnes Bließ; er freut sich immer wieder von neuem, daß er diesen Firtlesanz auf seiner Brust trägt. Der arme Mann ist im Grunde nur ein Anachronismus. Vor hundert Jahren war das Goldne Bließ eine hohe Auszeichnung, aber damals wäre es über sein Haupt weg vergeben worden. Heute muß man unter den Leuten von hoher Geburt schon ein Araceli sein, um sich darüber zu freuen. Er hätte eine ganze Stadt aufhängen lassen, um es zu bekommen.“

„Hat er es um einen solchen Preis bekommen?“ fragte Julian angstvoll.

„Nein, eigentlich nicht“, antwortete Altamira kalt. „Er hat vielleicht einige dreißig Großgrundbesitzer seines Landes, die für Liberale galten, in den Fluß werfen lassen.“

„Welch ein Ungeheuer!“ sagte Julian.

Fräulein de la Mole neigte ihren Kopf mit dem lebhaftesten Interesse vor, so daß ihre schönen Haare fast seine Schulter streiften.

„Sie sind noch sehr jung!“ antwortete Altamira. „Ich sagte Ihnen, daß ich eine verheiratete Schwester in der Provence habe; sie ist noch hübsch, jung und sanft, eine ausgezeichnete Familienmutter, sehr pflichttreu und fromm, doch nicht bigott.“

„Wo will er hinaus?“ dachte Fräulein de la Mole.

„Sie ist glücklich,“ fuhr der Graf Altamira fort; „und sie war es im Jahre 1815. Damals hielt ich mich bei ihr auf ihrem Gute bei Antibes verborgen; und in dem Augenblick, wo sie von der Hinrichtung des Marschalls Ney hörte, fing sie an zu tanzen.“

„Ist's möglich!“ rief Julian fassungslös.

„Das ist der Parteigeist,“ erwiderte Altamira; „es gibt keine wirklichen Leidenschaften mehr im neunzehnten Jahrhundert. Darum langweilt man sich in Frankreich auch so. Man begeht die größten Grausamkeiten, aber ohne Grausamkeit.“

„Um so schlimmer!“ sagte Julian. „Wenn man schon Verbrechen begeht, soll man wenigstens Vergnügen daran haben, und man kann sie aus diesem Grunde sogar ein wenig rechtfertigen.“

Fräulein de la Mole vergaß vollständig, was sie sich schuldig war; sie hatte sich fast zwischen Altamira und Julian gestellt. Ihr Bruder, der sie führte und gewohnt war, ihr zu gehorchen, sah nach der andern Seite des Saales und tat, um sich eine Haltung zu geben, als ob er durch die Menge zurückgedrängt würde.

„Sie haben recht,“ sagte Altamira; „man tut alles ohne Vergnügen und ohne Erinnerung, selbst die Verbrechen. Ich könnte Ihnen hier auf dem Balle zehn Leute zeigen, die als Mörder verdammt sein werden. Sie haben es vergessen, und die Welt auch¹⁷.“

„Es gibt viele, die bis zu Tränen geführt sind, wenn ihr Hund sich die Pfote bricht. Auf dem Père-la-Chaise, wo man Blumen auf ihr Grab wirft, wie Sie in Paris so scherzhaft sagen, belehrt man uns, daß sie alle Tugenden ritterlicher Helden in sich vereinigten, und spricht von den großen Taten ihrer Vorfahren unter Heinrich IV. Wenn ich trotz der guten Dienste des Prinzen Araceli nicht geehrt werde und mich meines Vermögens in Paris je erfreuen kann, so will ich Sie mit acht oder zehn geehrten und von Gewissensbissen freien Mördern zu Tische einladen.“

„Wir beide, Sie und ich, werden bei diesem Diner die einzigen nicht mit Blut befleckten sein, aber ich werde verachtet und fast gehaßt, ich bin ein blutdürstiges jakobinisches Ungeheuer, und Sie werden verachtet, weil Sie ein Mann aus dem Volke sind, der in die gute Gesellschaft eingedrungen ist.“

„Nichts ist wahrer“, sagte Fräulein de la Mole.

Altamira blickte sie erstaunt an; Julian würdigte sie keines Blickes.

„Sie müssen bedenken, daß die Revolution, an deren Spitze ich stand,“ fuhr Altamira fort, „nur darum gescheitert ist, weil ich nicht drei Köpfe fallen lassen und unseren Parteigängern nicht sieben oder acht Millionen überlassen wollte, zu denen ich den Schlüssel besaß. Mein König, der heute darauf brennt, mich zu hängen, und der mich vor dem Aufstand duzte, hätte mir das Großkreuz seines Ordens gegeben, wenn diese drei Köpfe gefallen und die Gelder aus diesen Klassen verteilt worden wären, denn so hätte ich wenigstens einen halben Erfolg gehabt, und mein Land hätte wohl oder übel eine Verfassung. . . So geht es in der Welt zu; es ist wie im Schachspiel.“

„Damals“, rief Julian mit glühenden Augen, „kannten Sie das Spiel nicht; aber jetzt . . .“

„Jetzt würde ich Köpfe fallen lassen, wollen Sie sagen, und ich würde nicht den Girondisten spielen, wie Sie mir neulich zu verstehen gaben. . . Ich werde Ihnen antworten,“ sagte Altamira mit trauriger Miene, „wenn Sie jemanden im Duell getötet haben, was noch viel weniger häßlich ist, als ihn durch den Henker hinrichten zu lassen.“

„Meiner Treu,“ sagte Julian, „wer den Zweck will, will auch die Mittel. Wenn ich, statt nur ein Atom zu sein, einige Macht hätte, würde ich drei Menschen hängen lassen, um viere das Leben zu retten.“

In seinen Augen leuchtete das Feuer des guten Gewissens und die Betrachtung der eiteln Urtheile der Menschen. Sein Blick begegnete dem Mathildes, die ganz nahe stand, und seine Betrachtung schien sich zu verdoppeln, statt sich in eine höfliche und zuvorkommende Miene zu verwandeln.

Sie fühlte sich tief verletzt, aber es lag nicht mehr in ihrer Macht, Julian zu vergessen; sie ging verdrossen fort und zog ihren Bruder mit sich.

„Ich muß Punsch trinken und viel tanzen,“ sagte sie sich; „ich will das bessere Theil erwählen und um jeden Preis Effect machen. Gut, da kommt der durch seine Unverschämtheit berühmte Graf von Ferbaques.“ Sie nahm seine Aufforderung an und tanzte mit ihm. „Wir wollen sehen,“ dachte sie, „wer von beiden unverschämter ist; aber damit ich mich recht über ihn lustig machen kann, muß ich ihn zum Reden bringen.“ Bald tanzten alle anderen Paare den Kontertanz nur noch der Form halber weiter; niemand wollte etwas von Mathildes pikanten Antworten verlieren. Herr von Ferbaques verlor die Ruhe; er fand statt guter Einfälle nur noch elegante Worte und schnitt Gesichter. Mathilde ließ ihre Laune an ihm aus und war grausam gegen ihn, sie machte ihn sich dadurch zum Feinde. Sie tanzte bis in den Tag hinein und brach dann tief erschöpft auf. Als sie im Wagen saß, benutzte sie ihre letzte Kraft dazu, sich traurig und unglücklich zu machen. Sie war von Julian verachtet worden und konnte ihn nicht verachten.

Julian war auf dem Gipfel des Glückes. Ohne sich dessen bewußt zu werden, war er entzückt von der Musik, den Blumen, den schönen Frauen, der allgemeinen Eleganz und am allermeisten von seiner eigenen Einbildungskraft, die ihm Auszeichnungen für sich und die Freiheit für alle vorgaukelte. „Welch ein schöner Ball!“ sagte er zum Grafen. „Es fehlt nichts.“

„Es fehlt der Gedanke“, antwortete Altamira. Und seine Züge verrieten jene Verachtung, die nur um so reizvoller ist, als man sieht, daß die Höflichkeit es sich zur Pflicht macht, sie zu verbergen.

„Sie haben es getroffen, Herr Graf. Nicht wahr, der Gedanke, und noch dazu ein verschwörerischer?“

„Ich bin hier meines Namens wegen. Aber man haßt das Denken in Ihren Salons. Es darf sich nicht über die Pointe eines Tangel-Couplets erheben, dann wird es belohnt. Aber ein denkender Mensch, dessen Einfälle energisch und neu sind, heißt zynisch. Wurde Courier nicht von einem Ihrer Richter so genannt? Sie haben ihn ins Gefängnis geworfen, ebenso Beranger. Alles, was sich bei Ihnen durch Geist etwas hervortut, wird von den Pfaffen der Strafpolizei überwiesen, und die gute Gesellschaft klatscht Beifall. Das kommt, weil Ihre veraltete Gesellschaft die Konvenienz über alles stellt. . . Sie werden sich nie über soldatische Tapferkeit hinausheben; Sie werden Murats haben, aber keine Washingtons. Ich sehe nur Eitelkeit in Frankreich. Ein Mann, der Einfälle hat, sagt leicht ein unvorsichtiges Wort, und der Herr des Hauses glaubt sich dadurch entehrt.“

In diesem Augenblicke hielt der Wagen des Grafen, in dem Julian zurückfuhr, vor dem Hotel de la Mole. Julian war ganz verliebt in seinen Verschwörer. Altamira hatte ihm das schöne, augenscheinlich aus tiefster Überzeugung stammende Kompliment gemacht: „Sie haben keine französische Leichtfertigkeit und verstehen das Nützlichkeitsprinzip.“ Zufällig hatte Julian gerade vor zwei Tagen das Trauerspiel „Marino Falieri“ von Casimir Delavigne gesehen.

„Hat Israel Bertuccio nicht mehr Charakter als alle diese edlen Venezianer?“ sagte sich unser rebellischer Plebejer; „und doch sind das Leute, deren Stammbaum sich bis ins Jahr 700 hinauf verfolgen läßt, also noch hundert Jahre über Karl den Großen hinaus, während der vornehmste Adel auf dem Valle des Herrn von Neß sich nur mit Mühe und Not bis zum 13. Jahrhundert nachweisen läßt. Und unter all diesen venezianischen Edlen von so hoher Geburt erinnert man sich nur des Israel Bertuccio.“

„Eine Verschwörung beseitigt alle Titel, welche die gesellschaftliche Willkür gegeben hat. Da nimmt ein Mensch im Sturme den Rang ein, den ihm seine Nichtachtung des Todes anweist. Selbst der Geist verliert seine Macht . . . Was wäre Danton heute im Jahrhundert der Valenod und Rénal? Nicht mal zweiter Staatsanwalt!

„Was sage ich? Er würde sich den Pfaffen verkauft haben und wäre Minister, denn schließlich hat der große Danton gestohlen. Auch Mirabeau hat sich verkauft. Napoleon hat in Italien Millionen gestohlen, ohne dies wäre er gleich an der Armut gescheitert, wie Pichegru. Nur La Fayette hat nie gestohlen. Muß man stehlen? Muß man sich verkaufen?“ dachte Julian. Diese Frage wich nicht von ihm. Er brachte den Rest der Nacht damit, die Geschichte der Revolution zu lesen.

Als er am andern Morgen in der Bibliothek seine Briefe schrieb, dachte er immer noch an nichts als an das Gespräch mit dem Grafen Altamira. „In der Tat,“ sagte er sich nach langem Grübeln, „wenn diese spanischen Liberalen das Volk durch Verbrechen bloßgestellt hätten, hätte man sie nicht mit dieser Leichtigkeit weggesetzt. Sie waren hochfahrende und schwaghafte Kinder . . . wie ich!“ rief er plötzlich aus, wie aus dem Schlafe erwachend.

„Was habe ich denn Großes getan, daß ich das Recht habe, über diese armen Teufel zu Gericht zu sitzen, die doch wenigstens einmal im Leben etwas gewagt und angefangen haben zu handeln? Ich bin wie einer, der von Tische aufsteht und sagt: ‚Morgen werde ich nicht essen, aber das soll mich nicht hindern, stark und lustig zu sein wie heute.‘ Wer weiß, was man auf halbem Wege zu einer großen Tat empfindet?“ . . . Aus diesen hohen Gedanken wurde er unverhofft aufgestört, als Fräulein de la Mole in der Bibliothek erschien. Die Bewunderung für die großen Eigenschaften Dantons, Mirabeaus und Carnots, die alle ungebrochen blieben, hatten ihn so mit Begeisterung erfüllt, daß er seine Blicke auf Fräulein de la Mole richtete, ohne an sie zu denken, ohne sie zu grüßen, ja, fast ohne sie zu sehen. Als seine großen, weit geöffneten Augen ihrer Gegenwart endlich inne wurden, erlosch ihr Glanz. Fräulein de la Mole nahm es voller Bitterkeit wahr.

Umsonst bat sie ihn um einen Band der Geschichte Frankreichs von Vélizy, die auf dem höchsten Regal stand, so daß Julian die größere der beiden Leitern holen mußte. Er hatte die Leiter bestiegen, den Band geholt und ihr gegeben, ehe er noch an sie denken konnte. Beim Forttragen der Leiter stieß er mit dem Ellenbogen in einen der Spiegel; das Klirren der Splitter, die auf das Parkett fielen, brachte ihn endlich zum Bewußtsein. Er beeilte sich, ein paar Entschuldigungen zu stammeln, er wollte höflich sein, aber er war eben nur höflich. Mathilde sah, daß sie ihn augenscheinlich gestört hatte, und daß er lieber weiter an das gedacht hätte, was ihn vor ihrem Erscheinen beschäftigte, als mit ihr zu sprechen. Nachdem sie ihn lange angesehen hatte, ging sie langsam. Julian sah ihr nach. Er genoß den Gegensatz zwischen ihrer schlichten jetzigen Toilette und der prachtvollen Eleganz des gestrigen Abends. Der Unterschied in ihrem Gesichtsausdruck war fast ebenso auffällig. Dieß junge Mädchen, das auf dem Ball des Herzogs von Rez so hochmütig ausgesehen hatte, schien in diesem Augenblick einen fast bittenden Blick zu haben. „Wirklich,“ sagte Julian bei sich, „dies schwarze Kleid läßt die Schönheit ihrer Figur noch mehr hervortreten. Sie hat eine königliche Haltung, aber warum ist sie in Trauer? Wenn ich jemand nach dem Grunde dieser Trauer frage, so werde ich am Ende eine Ungeschicklichkeit begehen.“ Julian hatte seine hohe Begeisterung ganz verloren. „Ich muß alle Briefe, die ich diesen Morgen geschrieben habe, noch einmal durchsehen; Gott weiß, was für Böcke und Schnitzer ich darin finden werde.“ Als er den ersten mit gespannter Aufmerksamkeit durchlas, hörte er neben sich das Knistern eines Seidenkleides. Er drehte sich schnell um; Fräulein de la Mole stand zwei Schritte hinter seinem Tisch und lachte. Diese zweite Unterbrechung verstimmte Julian.

Mathilde empfand ihrerseits lebhaft, daß sie diesem jungen Manne nichts war; ihr Lachen sollte nur ihre Verlegenheit bemänteln, und das gelang ihr.

„Sie denken augenscheinlich an etwas sehr Interessantes, Herr Sorel. Wohl an irgendeine merkwürdige Einzelheit der Verschwörung, die uns den Grafen Altamira nach Paris gebracht hat?

Sagen Sie mir, um was es sich handelt; ich brenne darauf, es zu wissen. Ich werde verschwiegen sein, das schwöre ich Ihnen.“ Sie war selbst erstaunt, als sie sich dies Wort aussprechen hörte. Was? Sie flehte einen Angestellten ihres Vaters an? Ihre Verlegenheit wuchs.

„Wer hat Sie denn“, setzte sie in leichtem Tone hinzu, „zu einem begeisterten Wesen, einem Propheten von Michelangelo gemacht, Sie, der sonst so kalt ist?“

Diese lebhafteste und indiscrete Frage verletzte Julian tief und gab ihm seine ganze Tollheit wieder.

„Hat Danton recht getan, zu stehlen?“ fragte er sie plötzlich und mit zusehends wilder werdendem Blicke. „Mussten die piemontesischen und spanischen Revolutionäre ihr Volk durch Verbrechen bloßstellen? Alle Stellen im Heere, alle Orden und Ehrenzeichen Leuten ohne Verdienst geben? Hätten die Leute, die diese Orden trugen, sich nicht vor der Rückkehr des Königs fürchten müssen? Musste man den Schatz in Turin der Plünderung preisgeben? Mit einem Worte, mein Fräulein“, sagte er, indem er mit furchtbarem Blick auf sie zutrat: „Soll der Mensch, der Dummheit und Verbrechen von der Erde vertilgen will, wie ein Sturmwind daherbrausen und Böses tun, wie es trifft?“

Mathilde erschraf. Sie konnte diesen Blick nicht ertragen und wich zwei Schritte zurück. Sie blickte ihn einen Augenblick an, dann schämte sie sich ihrer Furcht und verließ leichten Schrittes die Bibliothek.

Vierzigstes Kapitel

Die Königin Margarete

O Liebe, an welchem Wahnsinn lässest
Du uns Vergnügen finden!

Aus den Briefen einer portugiesischen Nonne

Julian las seine Briefe noch einmal. Als es zum Essen läutete, sagte er sich: „Wie lächerlich muß ich dieser Pariser Puppe erschienen sein! Welche Tollheit war's, ihr wirklich zu sagen, was ich dachte? Aber vielleicht war die Tollheit nicht so groß. Die Wahrheit war in diesem Falle meiner würdig.“

„Warum kommt sie mich auch über intime Dinge ausfragen? Diese Frage war unbescheiden von ihr. Sie hat gegen die Sitte verstoßen. Meine Gedanken über Danton gehören durchaus nicht zu dem Dienste, für den ihr Vater mich bezahlt.“

Als Julian in den Eßsaal trat, vergaß er seine schlechte Laune über der großen Trauer, in der er Fräulein de la Mole sah; dies setzte ihn um so mehr in Verwunderung, als sonst niemand von der Familie in Schwarz war.

Nach dem Essen verspürte er nichts mehr von der Begeisterung, die ihn den Tag über erfüllt hatte. Zum Glück war der lateinkundige Akademiker beim Essen. „Dieser Mann wird sich am wenigsten über mich aufhalten,“ dachte Julian, „wenn meine Frage über Fräulein de la Mole's Trauer, wie ich vermute, eine Ungeschicklichkeit ist.“

Mathilde sah ihn mit einem sonderbaren Ausdruck an. „Das ist wohl die Koketterie der hiesigen Damenwelt, so wie Frau von Ménéal sie mir geschildert hat“, sagte er sich. „Ich war heute morgen nicht liebenswürdig gegen sie; ich habe ihrem Einfall, mit mir zu plaudern, nicht nachgegeben. Dadurch steige ich in ihrer Achtung. Ohne Zweifel verliert der Teufel nichts dabei. Später wird sie sich durch hochmütige Geringschätzung schon zu rächen wissen. Ich traue ihr alles zu. Welcher Unterschied gegen das, was ich verloren habe! Welch reizende Natürlichkeit! Welche Unbefangenheit! Ich kannte ihre Gedanken früher als sie; ich sah sie entstehen; ich hatte nichts gegen mich, als die Furcht vor dem Tode ihrer Kinder. Es war eine vernünftige und natürliche Zuneigung, und hold für mich, wiewohl ich darunter litt. Ich bin ein rechter Tor gewesen! Die Ideen, die ich mir von Paris machte, haben mich dieses herrliche Weib nicht voll würdigen lassen. Großer Gott, welcher Unterschied! Und was finde ich hier? Nichts als frostige und hochmütige Eitelkeit, alle Schattierungen der Eigenliebe und weiter nichts!“

Man stand von Tische auf. „Daß mir nur nicht mein Akademiker weggeschnappt wird!“ sagte Julian sich. Er näherte sich ihm, als man in den Garten ging, machte ein sanftmütiges und unterwürfiges Gesicht und teilte seine Wut gegen den Erfolg von „Gernani“. ¹⁸

„Wenn wir noch in der Zeit der Verhaftsbefehle lebten . . .“, sagte er.

„Dann hätte er es nicht gewagt“, erwiderte der Akademiker mit einer Handbewegung frei nach Talma.

Als die Rede auf eine Blume kam, zitierte Julian einige Stellen aus Virgils „Georgica“ und fand, daß nichts den Versen des Abbé Desille gliche. Mit einem Worte, er schmeichelte dem Akademiker auf jede Weise. Darauf sagte er mit der gleichgültigsten Miene: „Ich vermute, daß Fräulein de la Mole einen Onkel beerbt hat; sie trägt ja Trauer.“

„Was!“ jagte der Akademiker, indem er plötzlich stehen blieb, „Sie gehören zum Hause und kennen ihre Verdrehtheit nicht? Es ist in der Tat sonderbar, daß ihre Mutter ihr dergleichen Dinge gestattet; aber, unter uns gesagt, glänzt man nicht gerade durch Charakterstärke in diesem Hause. Fräulein Mathilde besitzt sie für alle und regiert alle. Heute haben wir den 30. April!“ brach der Akademiker ab, indem er Julian beschämt ansah, und dieser lächelte, so verständnisinnig er konnte.

„Welchen Zusammenhang kann es zwischen der Beherrschung eines ganzen Hauses, dem Tragen eines schwarzen Kleides und dem 30. April geben? Ich muß noch viel linksicher sein, als ich dachte.“

„Ich muß Ihnen bekennen . . .“, sagte er zu dem Akademiker und sah ihn fragend an.

„Machen wir einen Gang durch den Garten“, schlug dieser vor und nahm mit Entzücken die Gelegenheit wahr, eine lange elegante Erzählung loslassen zu können.

„Was, sollte es möglich sein, daß Sie nicht wissen, was sich am 30. April 1574 ereignet hat?“

„Und wo?“ fragte Julian verwirrt.

„Auf dem Grèveplatz.“

Julian war so erstaunt, daß ihm dieses Wort nicht auf die Spur half. Die Neugier und die Erwartung irgendeiner tragischen Begebenheit, die so ganz zu seinem Charakter paßte, verließen seinen Augen jenen Glanz, den ein Erzähler so gern bei seinen Zuhörern

sieht. Der Akademiker war entzückt, ein jungfräuliches Ohr zu finden, und erzählte Julian lang und breit, auf welche Weise der schönste Jüngling seines Jahrhunderts, Bonifaz de la Mole, und Hannibal von Coconasso, ein piemontesischer Edelmann, sein Freund, am 30. April 1574 auf dem Gräbeplatz enthauptet wurden. „La Mole war der angebetete Liebhaber der Königin Margarete von Navarra, und beachten Sie,“ setzte der Akademiker hinzu, „daß sich Fräulein de la Mole Mathilde Margarete nennt. La Mole war zugleich Günstling des Herzogs von Alençon und Busenfreund des Königs von Navarra, des späteren Heinrich IV., des Gemahls seiner Gebieterin. Am Fastnachtstage des Jahres 1574 wollte der Hof mit dem unglücklichen König Karl IX., der im Sterben lag, in St. Germain. La Mole wollte die ihm befreundeten Prinzen entführen, da die Königin Katharina von Medici sie am Hofe gefangen hielt. Er ließ zweihundert Pferde unter die Mauern von St. Germain rücken; aber der Herzog von Alençon hatte keinen Mut, und La Mole wurde dem Henker überliefert.

„Aber was Fräulein Mathilde rührt, was sie mit selbst vor sechs oder sieben Jahren gestanden hat, als sie zwölf Jahre alt war, denn sie hat einen Kopf, einen Kopf! . . .“ seufzte der Akademiker, gen Himmel blickend, „was sie bei dieser politischen Katastrophe erschüttert hat, ist die Tatsache, daß die Königin Margarete von Navarra, die sich in einem Hause am Gräbeplatz verborgen hielt, es wagte, den Henker um das Haupt ihres Liebhabers bitten zu lassen. Und in der folgenden Nacht um Mitternacht nahm sie das Haupt mit in ihren Wagen und begrub es eigenhändig in einer Kapelle am Fuße des Montmartre.“¹⁹

„Ist's möglich!“ rief Julian gerührt.

„Fräulein Mathilde verachtet ihren Bruder, weil er, wie Sie sehen, nie an diese alte Geschichte denkt und am 30. April keine Trauer anlegt. Seit jener berühmten Hinrichtung tragen nämlich alle Männer der Familie zum Andenken an die Freundschaft von La Mole und Coconasso, der sich als Italiener Hannibal nannte, diesen Vornamen. Und“, setzte der Akademiker hinzu, indem er seine Stimme dämpfte,

„jener Coconasso war nach Karls IX. eigenem Ausspruch einer der grausamsten Mörder am 24. August 1572 . . .²⁰ Aber wie ist es möglich, mein lieber Sorel, daß Sie von alledem nichts wissen, wo Sie der Tischgenosse dieses Hauses sind?“

„Also deshalb hat Fräulein de la Mole ihren Bruder beim Essen zweimal Hannibal genannt. Ich glaubte mich verhöhrt zu haben.“

„Das war ein Vorwurf. Es ist sonderbar, daß die Marquise derartige Torheiten duldet . . . Der Gatte dieses großen Mädchens wird schöne Dinge erleben.“

Dieser Erklärung folgten fünf oder sechs satirische Redensarten. Die böshafte Freude, die in den Augen des Akademikers glänzte, berührte Julian peinlich. „Wir benehmen uns wie zwei Diensthofen, die über ihre Herrschaft klatschen“, dachte er. „Aber bei diesem Manne von der Akademie darf mich nichts verwundern.“ Eines Tages hatte Julian ihn zu Füßen der Marquise überrascht; er bat sie um eine Tabakdose für einen Neffen in der Provinz.

Eine kleine Kammerjungfer von Fräulein de la Mole, die ihm den Hof machte, wie ehemals Elisa, gab ihm am Abend zu verstehen, daß die Trauer ihrer Herrin nicht darauf berechnet sei, die Blicke auf sich zu ziehen. Dies seltsame Gebaren wurzelte in ihrem Charakter. Sie hatte eine wirkliche Liebe für jenen La Mole, den angebeteten Liebhaber der geistreichsten Königin ihres Jahrhunderts, der den Tod erlitt, weil er seine Freunde bestreiten wollte. Und was für Freunde! Den ersten Prinzen von Gebürt und Heinrich IV.!

An die vollkommene Natürlichkeit gewöhnt, die aus Frau von Mênals ganzem Wesen sprach, sah Julian bei allen Pariser Damen nichts als Affektiertheit, und wenn er nur im geringsten trüb gestimmt war, wußte er ihnen nichts zu sagen. Fräulein de la Mole machte eine Ausnahme. Er fing an, diese Art von Schönheit, die sich aus vornehmerem Auftreten ergibt, nicht mehr für Herzlosigkeit zu halten, und führte längere Gespräche mit Fräulein de la Mole, wenn sie nach dem Diner im Garten vor den offenen Salonfenstern auf und ab gingen, wie es bisweilen geschah.

Eines Tages erzählte sie ihm, daß sie sich mit der Lektüre von d'Aubigné und Brantôme beschäftigte. „Sonderbare Lektüre,“ dachte Julian; „und die Marquise gestattet ihr nicht einmal, die Romane von Walter Scott zu lesen!“

Eines Tages erzählte sie ihm mit freudestrahlenden Augen, die von der Aufrichtigkeit ihrer Bewunderung zeugten, folgenden Zug einer jungen Frau unter der Regierung Heinrichs III., den sie soeben in den Memoiren von l'Etoile gelesen hatte: Als sie ihren Gatten untreu fand, erdolchte sie ihn.

Julian fühlte sich in seiner Eigenliebe geschmeichelt. Ein so unworbenes Wesen, das, um mit dem Akademiker zu reden, das ganze Haus regierte, geruhte, sich mit ihm auf eine Weise zu unterhalten, die sich beinahe wie Freundschaft ausnahm.

„Ich habe mich geirrt,“ dachte er bald; „es ist nicht Vertraulichkeit, ich bin nur ein Vertrauter im Trauerspiel; es ist das Bedürfnis, zu reden. Ich gelte in dieser Familie für gelehrt. Ich will sogleich Brantôme, d'Aubigné, l'Etoile lesen. Dann könnte ich einige Anekdoten bestreiten, die mir Fräulein de la Mole erzählt. Ich will aus dieser Rolle des passiven Vertrauten heraustreten.“

Allmählich nahmen seine Gespräche mit diesem jungen Mädchen von so imponierendem und dabei so ungezwungenem Wesen einen interessanteren Charakter an. Er vergaß seine traurige Rolle als rebellischer Plebejer fast ganz. Er fand sie unterrichtet und selbst klug. Ihre Ansichten im Garten waren recht anders als die, welche sie im Salon äußerte. Einige Male war sie ihm gegenüber von einer Begeisterung und Offenherzigkeit, die einen vollkommenen Gegensatz zu ihrem gewöhnlich so hochmütigen und kühlen Benehmen bildeten.

„Die Kriege der Liga sind die heroischen Zeiten Frankreichs“, erklärte sie ihm eines Tages mit geistprühenden und vor Begeisterung glänzenden Augen. „Damals kämpfte jeder für eine bestimmte Sache, er kämpfte, um seiner Partei zum Siege zu verhelfen, und nicht, um ein Kreuz zu bekommen, wie zur Zeit Ihres Kaisers. Räumen Sie

ein, daß es dort weniger Selbstsucht und kleinliche Züge gab? Ich liebe dieses Jahrhundert.“

„Und Bonifaz de la Mole war sein Held“, entgegnete er.

„Wenigstens wurde er geliebt, wie es vielleicht süß ist, geliebt zu werden. Welche heutige Frau würde nicht davor zurückschauern, den Kopf ihres enthaupteten Liebhabers anzufassen?“

Frau de la Mole rief ihre Tochter. Heuchelei darf, wenn sie Zweck haben soll, sich nie verraten; und Julian hatte Fräulein de la Mole, wie man sieht, halb und halb zur Vertrauten seiner Bewunderung für Napoleon gemacht.

„Das ist der unendliche Vorteil, den sie vor uns haben“, sagte sich Julian, der allein im Garten geblieben war. „Die Geschichte ihrer Vorfahren erhebt sie über gewöhnliche Empfindungen, und sie brauchen nicht immer an ihren Unterhalt zu denken. Welch ein Elend,“ setzte er bitter hinzu, „ich bin unwürdig, über diese großen Dinge nachzudenken. Mein Leben ist nur eine Kette von Heucheleien, weil ich keine tausend Franken Rente habe, um mir Brot zu kaufen.“

„Wovon träumen Sie da?“ fragte ihn Mathilde, welche eilig zurückkehrte.

Julian war es überdrüssig, sich zu verachten. Stolz wie er war, äußerte er freimütig seine Gedanken. Er wurde tiefrot, als er einem so reichen Wesen gegenüber von seiner Armut sprach. Durch diesen stolzen Ton suchte er besonders hervorzuheben, daß er um nichts bat. Niemals war er Mathilde so hübsch erschienen; sie fand einen Ausdruck von Zartgefühl und Freimut bei ihm, der ihm sonst oft fehlte.

Fast einen Monat später ging Julian im Garten des Hauses La Mole nachdenklich auf und ab, aber seine Züge trugen nicht mehr den Ausdruck der Unempfindlichkeit und des philosophischen Hochmuts, den das beständige Gefühl seiner Niedrigkeit ihnen aufgeprägt hatte. Er hatte Fräulein de la Mole, die behauptete, beim Laufen mit ihrem Bruder sich den Fuß verstaucht zu haben, eben bis an die Tür des Salons zurückbegleitet.

„Sie hat sich auf eine sehr sonderbare Art auf meinen Arm gestützt“, dachte Julian. „Bin ich ein Geck, oder sollte es wahr sein,

daß sie Geschmach an mir gefunden hat? Sie hört mir mit so sanfter Miene zu, selbst wenn ich ihr alle Leiden meines Hochmutes bekenne! Sie, die gegen alle Welt so stolz ist! Man würde im Salon sehr erstaunt sein, wenn man diesen Gesichtsausdruck bei ihr sähe. Ganz gewiß, diese sanfte und gütige Miene hat sie sonst gegen niemand.“

Julian suchte diese sonderbare Freundschaft nicht zu überschätzen. Er verglich sie mit einem bewaffneten Frieden. Jeden Tag, wenn man sich wieder traf, fragte man sich, ehe man den beinahe vertraulichen Ton des vorhergehenden Abends wieder anschlug: „Werden wir heute Freunde oder Feinde sein?“ Julian hatte eingesehen, daß es alles verlieren hieß, wenn er sich von diesem stolzen Mädchen ein einziges Mal ungestraft beleidigen ließ. „Wenn ich doch mit ihr brechen muß,“ sagte er sich, „ist es da nicht besser, ich tue es gleich, indem ich ihr gegenüber meinen berechtigten Stolz wahre, als wenn ich mich gegen die Beweise von Verachtung wehre, die bald genug dem geringsten Verzicht auf das folgen würden, was ich meiner persönlichen Würde schulde?“

Mehrmales versuchte Mathilde an Tagen, wo sie schlecht gelaunt war, wieder den Ton einer großen Dame anzuschlagen; sie machte diese Versuche mit seltener Feinheit, aber Julian wies sie barsch ab.

Eines Tages unterbrach er sie heftig. „Hat Fräulein de la Mole irgendwelche Befehle für den Sekretär ihres Vaters?“ sagte er zu ihr. „Er muß auf ihre Befehle hören und sie mit Hochachtung ausführen. Im übrigen aber hat er kein Wort an sie zu richten. Er wird nicht bezahlt, um ihr seine Gedanken mitzuteilen.“

Diese Art der Aufführung und die sonderbaren Zweifel, die Julian beschlichen, enthoben ihn der Langeweile, die er sonst regelmäßig in diesem prunkvollen Saale empfand, wo man sich vor allem und jedem fürchtete und wo es nicht passend war, über irgend etwas zu scherzen.

„Es wäre spaßhaft, wenn sie mich liebte! Aber ob sie mich liebt oder nicht,“ setzte Julian hinzu, „ich habe zur Vertrauten ein geistreiches Mädchen, vor dem ich das ganze Haus zittern sehe, und mehr

als alle anderen den Marquis von Croisenois, einen so höflichen, sanften und tapferen jungen Mann, der in sich alle Vorteile der Geburt und des Reichthums vereinigt, von denen ein einziger mein Herz hoch erfreuen würde! Er ist wahnsinnig verliebt in sie, er muß sie heiraten. Wieviel Briefe hat mich Herr de la Mole nicht an die beiden Notare schreiben lassen, um den Ehekontrakt zustande zu bringen! Und ich, der ich mit der Feder in der Hand ein so untergeordnetes Wesen bin, ich triumphiere zwei Stunden später hier im Garten über diesen so liebenswürdigen jungen Mann; denn schließlich sind ihre Gunstbeweise auffallend und unmittelbar. Vielleicht haßt sie ihn auch als künftigen Gatten. Hochmütig genug ist sie dazu. Und die Aufmerksamkeiten, die sie mir erweist, empfangen sie als vertrauter Untergebener!

„Aber nein, entweder bin ich verrückt oder sie macht mir den Hof. Je kälter und ehrerbietiger ich mich gegen sie zeige, um so mehr kommt sie mir entgegen. Das könnte Absicht oder Getue sein, aber ich sehe ihre Augen aufleuchten, wenn ich unerwartet erscheine. Verstehen die Pariser Damen sich in diesem Maße zu verstellen? Doch was liegt daran? Ich habe den Schein für mich, genießen wir also den Schein. Mein Gott, wie schön sie ist! Wie gefallen mir ihre großen blauen Augen, wenn ich hineinblicken kann und sie auf mich ruhen, wie sie es oft tun! Welcher Unterschied zwischen diesem Frühling und dem des vergangenen Jahres, als ich unter dreihundert boshaften und schmutzigen Heuchlern lebte und mich in meinem Unglück nur durch Charakterstärke aufrechterhielt. Ich war beinahe ebenso schlecht wie sie.“

In den Tagen des Mißtrauens dachte Julian: „Dieses junge Mädchen macht sich über mich lustig. Sie ist mit ihrem Bruder im Bunde, um mich zum besten zu haben. Und doch scheint sie den Mangel an Energie bei diesem Bruder so zu verachten. Er ist brav, das ist aber auch alles, sagt sie. Er hat nicht einen von der Mode unabhängigen Gedanken. Ich bin immer gezwungen, ihn zu verteidigen. Sie ist ein junges Mädchen von neunzehn Jahren! Kann man in diesem Alter jeden Augenblick das vorheucheln, was man sich vorgenommen hat?“

„Anderszeit, wenn Fräulein de la Mole ihre großen blauen Augen mit einem gewissen, eigentümlichen Ausdruck auf mich richtet, geht Graf Norbert immer fort. Das macht mich argwöhnisch; müßte er nicht entrüstet sein, daß seine Schwester einen Bedienten ihres Hauses auszeichnet? Denn ich habe den Herzog von Chaulnes so von mir sprechen hören.“ Bei dieser Erinnerung verdrängte der Zorn jedes andere Gefühl. „Ist es Vorliebe für veraltete Ausdrücke bei diesem wahnsinnigen Herzog?“

„Zarwohl, sie ist hübsch“, fuhr Julian mit Tigerbliden fort. „Ich werde sie besitzen, dann nehme ich Reißhaus, und wehe dem, der mich in meiner Flucht aufhalten will!“ Dieser Gedanke ergriff allmählich Besitz von ihm. Er konnte an weiter nichts denken. Die Tage vergingen ihm wie Stunden. Jeden Augenblick, wenn er sich mit etwas Ernsthaftem zu beschäftigen suchte, irrten seine Gedanken ab; nach einer Viertelstunde kam er wieder zu sich, mit klopfendem Herzen, wüstem Kopf und dem einzigen Gedanken: „Liebt sie mich?“

Einundvierzigstes Kapitel

Die Macht eines jungen Mädchens

Ich bewundere ihre Schönheit, aber ich fürchte ihren Geist. M é r i m é e

Wenn Julian sich die Mühe gegeben hätte, zu beobachten, was in dem Salon vor sich ging, während er Mathildes Schönheit in den Himmel erhob oder sich über den angeborenen Hochmut ihrer Familie ereiferte, den sie um feinetwillen vergaß, so würde er erkannt haben, wodurch sie ihre Umgebung so beherrschte. Wenn jemand Fräulein de la Mole mißfiel, so wußte sie ihn durch einen so maßvollen, so gut gewählten und anscheinend so passenden Scherz, den sie im rechten Augenblick vorbrachte, derart zu treffen, daß die Wunde mit jedem Augenblick wuchs, je mehr man darüber nachdachte. Ja, nach und nach wurde sie für die gekränkte Eigenliebe furchtbar. Da sie auf vieles, was die übrige Familie heiß begehrte, gar nichts gab, erschien sie immer kalt in deren Augen. Die Salons

der Aristokratie gewähren einem die Freude, von ihnen sprechen zu können, wenn man sie verläßt, aber das ist auch alles; die Höflichkeit an sich hat nur in den ersten Tagen ihren eigenen Wert. Julian hatte dies wohl empfunden, nachdem das erste Entzücken, das erste Staunen vorüber war. „Höflichkeit“, sagte er sich, „ist nichts als der Mangel an Arger, den man über schlechte Manieren hat.“ Mathilde langweilte sich oft, vielleicht hätte sie sich überall gelangweilt. So war es denn eine Zerstreuung für sie und ein wirkliches Vergnügen, ein Epigramm zuzuspitzen.

Vielleicht hatte sie dem Marquis von Croisenois, dem Grafen Caylus und einigen anderen jungen Leuten vom höchsten Adel auch nur darum Hoffnungen gemacht, um ein paar amüsantere Opfer zu haben, als ihre Großeltern, den Akademiker und die sechs oder sieben untergeordneten Persönlichkeiten, die ihr den Hof machten. Sie waren für sie nichts als Zielscheiben für böshafte Bemerkungen.

Wir gestehen ungern, denn wir lieben Mathilde, daß sie von mehreren unter ihnen Briefe erhalten und sie bisweilen auch beantwortet hatte. Wir beeilen uns, hinzuzufügen, daß diese Persönlichkeit eine Ausnahme von den Sitten des Jahrhunderts macht. Im allgemeinen ist es nicht der Mangel an Vorsicht, den man den Schülerinnen des adligen Klosters Sacré-Coeur vorwerfen kann.

Eines Tages gab der Marquis von Croisenois ihr einen ziemlich bloßstellenden Brief zurück, den sie ihm tags zuvor geschrieben hatte. Durch diese kluge Vorsichtsmaßregel glaubte er seine Sache sehr gefördert zu haben. Aber Mathilde liebte in ihrem Briefwechsel gerade die Unflugheit. Es machte ihr Vergnügen, mit dem Schicksal zu spielen. Sie redete ihn sechs Wochen lang nicht an.

Die Briefe dieser jungen Leute belustigten sie; sie glichen sich alle, wie sie meinte. Es war immer die tiefste und schwermütigste Leidenschaft.

„Sie sind alle dieselben vollkommenen Menschen, stets bereit, nach Palästina zu pilgern,“ sagte sie zu ihrer Kusine. „Kennst du etwas Abgeschmackteres? Das sind also die Briefe, welche ich

mein ganzes Leben hindurch erhalten werde. Diese Briefe sollen sich nur alle zwanzig Jahre ändern, ja nach der Art der Beschäftigung, die gerade in Mode ist. Zur Zeit des Kaiserreichs müssen sie weniger farblos gewesen sein. Damals haben alle jungen Leute der großen Welt Taten gesehen oder mitgemacht, die wirklich groß waren. Der Herzog von N . . . , mein Onkel, ist bei Wagram gewesen.“

„Welcher Geist ist dazu nötig, um einen Säbelhieb auszuteilen? Und wenn ihnen das passiert ist, sprechen sie so oft davon,“ sagte Fräulein von Sainte-Héribité, Mathildes Cousine.

„Je nun, diese Geschichten machen mir Vergnügen. In einer wirklichen Schlacht zu sein, einer napoleonischen Schlacht, in der Zehntausende umgebracht wurden, das beweist Mut. Sich der Gefahr aussetzen, erhebt die Seele und rettet sie vor der Langeweile, in die meine armen Verehrer allesamt versunken sind; und diese Langeweile ist ansteckend. Wer von ihnen kommt auf die Idee, etwas Außerordentliches zu tun? Sie suchen meine Hand zu erlangen, eine schöne Heldentat! Ich bin reich, und mein Vater wird seinen Schwiegerjohn vorwärts bringen. Ach, wenn er doch nur einen ausfindig machte, der ein wenig amüfant wäre!“

Mathildes lebhafteste, kurze und anschauliche Art zu sprechen verbarb ihr, wie man sieht, den Ausdruck. Oft war ein Wort von ihr in den Augen ihrer so höflichen Freunde anstößig. Wenn sie weniger in Mode gewesen wäre, hätte man sich fast eingestanden, daß ihre Sprechweise für das weibliche Zartgefühl etwas zu drastisch war. Sie war ihrerseits oft sehr ungerecht gegen die hübschen Kavaliere, welche das Bois de Bologne bevölkern. Sie sah die Zukunft nicht mit Schrecken, das wäre ein lebhaftes Gefühl gewesen, sondern mit einem in ihrem Alter sehr seltenen Ekel. Was konnte sie sich wünschen? Vermögen, hohe Geburt, Esprit, die Schönheit, die man ihr nachrühmte und an die sie glaubte, alles hatte der Zufall mit vollen Händen über sie ausgeschüttet.

So stand es um die Gedanken der beneidetsten Erbin des Faubourg St. Germain, als sie an den Spaziergängen mit Julian

Gefchmack zu finden begann. Sie war erstaunt über seinen Stolz und bewunderte die Geschicklichkeit dieses Kleinbürgers. „Er wird es noch bis zum Bischof bringen, wie der Abbé Maturin,“ sagte sie sich.

Bald gab ihr der aufrichtige und durchaus nicht gespielte Widerstand, den unser Held vielen ihrer Ideen entgegensezte, zu denken. Sie sann darüber nach; sie erzählte ihrer Freundin die geringsten Einzelheiten der Unterhaltungen und fand, daß sie dieselben nie ganz genau wiedergeben konnte.

Ein Gedanke leuchtete ihr plötzlich ein: „Ich habe das Glück, zu lieben“, sagte sie sich eines Tages in einem Ausbruch ungeheurer Freude. „Ich liebe, ich liebe, das ist klar. Worin kann ein junges, schönes, geistvolles Mädchen in meinem Alter Sensationen finden, wenn nicht in der Liebe? Ich mag tun, was ich will, ich werde für Croisenois, Caylus und tutti quanti niemals Liebe empfinden. Sie sind vollkommen, zu vollkommen vielleicht; kurz, sie langweilen mich.“

Sie ging in ihrem Kopfe alle Schilderungen von Leidenschaften durch, die sie in „Manon Lescaut“, der „Neuen Heloise“, den „Briefen einer portugiesischen Nonne“ usw. gelesen hatte. Es handelte sich wohlverstanden nur um die große Leidenschaft. Die leichtfertige Liebe war eines Mädchens von ihrem Alter und ihrer Geburt unwürdig. Den Namen Liebe gab sie nur jenem heroischen Gefühl, dem man in Frankreich zur Zeit Heinrichs III. und Bassompierres begegnete. Diese Liebe wich nicht feige vor Hindernissen zurück, sondern führte im Gegenteil zu großen Thaten. „Welch ein Unglück für mich,“ dachte sie, „daß es heute keinen wirklichen Hof gibt, wie den Katharinas von Medici oder Ludwigs XIII.! Ich fühle mich dem Größten und dem Kühnsten gewachsen. Was würde ich nicht aus einem König machen, der ein Herz hat und zu meinen Füßen schmachete, wie Ludwig XIII.! Ich würde ihn nach der Vendée führen, wie der Baron Tolly so oft sagt, und von da würde er sein Königreich zurückerobern. Nichts mehr von Verfassung dann . . . und Julian sollte mir helfen. Was fehlt

ihm? Ein Name und Geld. Er würde sich einen Namen und ein Vermögen erwerben.

„Dem Croisenois fehlt nichts, und er wird sein Lebtag nichts als ein halb liberaler, halb legitimistischer Herzog sein, ein unentschiedener Mensch, der sich immer von den Extremen fernhält und folglich überall die zweite Rolle spielen wird.

„Welche große Tat wird in dem Augenblicke, wo man sie unternimmt, nicht zum Extrem? Erst wenn sie vollführt ist, erscheint sie dem Durchschnitt als möglich. Ja, die Liebe wird mit all ihren Wundern in meinem Herzen regieren; ich fühle es an dem Feuer, das mich durchglüht. Der Himmel war mir diese Günst schuldig. Dann hat er ein einziges Wesen nicht umsonst mit allen Vorzügen überhäuft. Mein Glück wird meiner würdig sein. Nicht jeder meiner Tage wird kalt dem andern gleichen. Es liegt schon darin Größe und Kühnheit, daß ich einen Mann zu lieben wage, der durch seine gesellschaftliche Stellung so weit unter mir steht. Laßt sehen, ob er auch künftig meiner wert sein wird. Bei der ersten Schwäche, die ich an ihm entdecke, verlasse ich ihn. Ein Mädchen von meiner Geburt und einem so ritterlichen Charakter, wie er mir zugesprochen wird (es war dies ein Wort ihres Vaters), darf sich nicht wie eine Lörin benehmen . . .

„Und würde ich nicht eine solche Rolle spielen, wenn ich den Marquis von Croisenois liebte? Wäre das nicht eine neue Auflage des Glückes meiner Cousinen, das ich so gründlich verachte. Alles, was dieser arme Marquis mir sagen würde, alles, was ich ihm zu antworten hätte, weiß ich im voraus. Was ist das für eine Liebe, die zum Gähnen reizt? Ebenfogut könnte ich fromm werden. Ich würde einen Kontrakt unterschreiben, wie meine jüngste Cousine, wo die Großeltern gerührt gewesen wären, wenn sie sich nicht über eine letzte Klausel geärgert hätten, die vom Notar der Gegenpartei noch am letzten Tage in den Kontrakt eingeschmuggelt worden war.“

Zweiundvierzigstes Kapitel

Wäre er ein Danton?

Das Bedürfnis nach Angst und Sorge war der Hauptcharakterzug der schönen Margarethe von Balois, meiner Tante, der späteren Gattin des Königs von Navarra, den wir gegenwärtig in Frankreich unter dem Namen Heinrich IV. regieren sehen. Das Bedürfnis zu spielen bildete das Charaktergeheimnis dieser lebenswichtigen Prinzessin; daher alle ihre Bemühnisse und Wiederherföhnungen mit ihren Brüdern schon im Alter von sechzehn Jahren. Und was kann ein junges Mädchen aufs Spiel setzen? Das Kostbarste, was sie hat, ihren Ruf, das Ansehen ihres ganzen Lebens.

Aus den Memoiren des Herzogs von Angoulême, natürlichen Sohnes von Karl IX.

Zwischen Julian und mir gibt es keinen unterzeichneten Vertrag, keinen Notar, alles ist heroisch, alles das Kind des Zufalls. Bis auf den Adel, der ihm fehlt, ist es die Liebe der Margarethe von Balois für den jungen La Mole, den trefflichsten Mann seiner Zeit. Ist es meine Schuld, wenn die jungen Leute vom Hofe solch große Anhänger des Herkömmlichen sind und bei dem bloßen Gedanken an das geringste etwas außergewöhnliche Abenteuer erbleichen? Eine kleine Reise nach Griechenland oder Afrika ist für sie der Gipfel der Waghalsigkeit, und dazu können sie nur zu mehreren reisen. Sobald sie sich allein sehen, fürchten sie sich, nicht vor der Lanze der Beduinen, aber davor, sich lächerlich zu machen, und diese Angst macht sie verrückt.

„Mein kleiner Julian hingegen mag am liebsten allein handeln. Niemals kommt diesem bevorzugten Wesen der Gedanke, Stütze oder Hilfe bei anderen zu suchen. Er verachtet die anderen, und darum verachte ich ihn nicht.

„Wenn Julian bei seiner Armut adlig wäre, würde meine Liebe nur eine gewöhnliche Dummheit sein, eine platte Mesalliance; ich danke dafür. Sie hätte nichts von dem, was die großen Leidenschaften auszeichnet, nichts von der Miesenhaftigkeit der zu überwindenden Schwierigkeit noch von der düstren Ungewißheit des Ausganges.“

Diese schönen Schlußfolgerungen hatten es Fräulein de la Mole dermaßen angetan, daß sie Julian am anderen Morgen, ohne es zu wollen, dem Marquis von Croisenois und ihrem Bruder gegenüber rühmte. Ihre Beredsamkeit ging so weit, daß sie sie verletzete.

„Nimm dich vor diesem jungen Manne in acht!“ rief ihr Bruder aus. „Er ist von großer Energie. Wenn eine Revolution ausbricht, wird er uns alle köpfen lassen.“

Sie hütete sich zu antworten und beeilte sich, ihren Bruder und den Marquis von Croisenois mit ihrer Furcht vor der Energie aufzuziehen. Diese Furcht ist im Grunde nur eine Furcht vor dem Unvorhergesehenen, die Furcht, den kürzeren zu ziehen, wenn man mit ihm zusammentrifft . . .

„Immer und immer, meine Herren, die Furcht vor der Lächerlichkeit, diesem Ungeheuer, das leider seit 1816 tot ist“, sagte sie.

„In einem Lande, das in zwei Parteien gespalten ist, hat die Lächerlichkeit ein Ende“, pflegte der Marquis de la Mole zu sagen. Seine Tochter verstand, was er meinte.

„So, meine Herren,“ sagte sie zu Julians Feinden, „werden Sie Ihr ganzes Leben lang Furcht haben, und nachher wird es von Ihnen heißen:

„Es war kein Wolf, es war sein Schatten nur.“

Mathilde verließ sie bald. Der Ausdruck ihres Bruders hatte ihr Schrecken eingesflößt, er beunruhigte sie sehr, aber am anderen Morgen sah sie ihn als das schönste Lob an.

„In diesem Jahrhundert, wo alle Energie tot ist, flößt seine Energie ihnen Angst ein. Ich werde ihm erzählen, was mein Bruder gesagt hat; ich will sehen, was er darauf antwortet. Aber ich werde einen der Augenblicke aussuchen, wo seine Augen leuchten, dann kann er mir nichts vorlügen.“

„Wäre er ein Danton?“ fuhr sie nach langem, unbestimmtem Sinnen fort. „Nun gut, wenn also eine Revolution ausbräche, welche Rolle würden dann wohl Croisenois und mein Bruder spielen? Es ist von vornherein klar: sie würden die höchste Resignation üben, sie würden sich wie heldenhafte Schafe abschlachten lassen, ohne ein

Wort zu sagen. Ihre einzige Furcht beim Sterben wäre die, sich geschmacklos zu benehmen. Mein kleiner Julian würde dem Jakobiner, der ihn festnehmen wollte, eine Kugel durch den Kopf jagen, wenn er auch noch so wenig Hoffnung hätte, sich zu retten. Er fürchtet sich nicht, geschmacklos zu sein!

Dies letzte Wort stimmte sie nachdenklich, es erweckte gewisse peinliche Erinnerungen in ihr und nahm ihr alle Kühnheit. Dies Wort gemahnte sie an ihre Witze mit den Herren von Caylus, von Croisenois, von Luz und ihrem Bruder, die Julian allesamt den Priester, das demütige und heuchlerische Wesen vorwarfen.

„Aber“, fuhr sie plötzlich mit freudestrahlenden Blicken fort, „die Bitterkeit und Häufigkeit ihrer Späße beweisen ihnen zum Troste, daß er der hervortragendste Mensch ist, den wir diesen Winter gesehen haben. Was schaden seine Fehler und Lächerlichkeiten? Es liegt etwas Großes in ihm, und darüber sind sie entsetzt, sie, die sonst so gut und nachsichtig sind. Gewiß, er ist arm, und er hat studiert, um Priester zu werden; sie sind Schwadronschefs und haben es nicht nötig, zu studieren; das ist bequemer.

Trotz aller Nachteile seines ewigen schwarzen Kodes und seiner Priestermiene, die er wohl haben muß, der arme Junge, wenn er nicht Hungers sterben will, flößt ihnen sein innerer Wert Furcht ein; nichts ist klarer. Und diese Priestermiene verliert er, sowie wir einige Augenblicke allein zusammen sind. Und wenn diese Herren irgend etwas sagen, was sie für fein und neu halten, fällt ihr erster Blick dann nicht auf Julian? Ich habe es wohl gemerkt. Und dennoch wissen sie sehr gut, daß er nie mit ihnen spricht, wenn sie ihn nicht fragen. Nur an mich richtet er das Wort, mich hält er für eine große Seele. Auf ihre Einwendungen antwortet er nur so viel, wie er muß, um höflich zu sein. Er ist gleich wieder in respektvoller Entfernung. Mit mir spricht er ganze Stunden lang und ist seiner Ideen nicht sicher, wenn ich die geringste Einwendung dagegen habe. Schließlich haben wir diesen Winter kein Ereignis gehabt, es handelte sich nur darum, die Aufmerksamkeit durch Worte auf sich zu lenken. Nun wohl, mein Vater, der ein bedeutender Mensch ist und den Glanz

unseres Hauses will, respektiert ihn. Alle anderen hassen ihn, niemand verachtet ihn, außer den frömmelnden Freundinnen meiner Mutter.“

Graf Caylus war ein großer Pferdeliebhaber oder spielte sich wenigstens als solchen auf, er verbrachte sein Leben in seinem Stalle und frühstückte oft sogar da. Diese große Passion gab ihm in Verbindung mit der Gewohnheit, niemals zu lachen, ein großes Ansehen unter seinen Freunden, er war der Löwe dieses kleinen Kreises.

Als man am nächsten Abend wieder hinter dem Lehnstuhl der Frau de la Mole versammelt saß und Julian nicht anwesend war, griff Herr von Caylus in Gemeinschaft mit Croisenois und Norbert die gute Meinung, die Mathilde von Julian hatte, lebhaft an, und dies ohne besondere Veranlassung, fast in demselben Augenblicke, als er Fräulein de la Mole erblickte. Sie verstand die Feinheit dieses Angriffes und war entzückt darüber.

„Siehe da,“ dachte sie, „sie haben sich alle gegen einen Mann von Geist verbündet, der keine zehn Louisdors Einnahme hat und ihnen nur antworten kann, wenn er gefragt wird. Sie fürchten sich vor dem schwarzen Rod. Wie würde es erst sein, wenn er Epauletten trüge?“

Niemals war sie in ihrem Witz glänzender gewesen. Schon bei den ersten Angriffen überschüttete sie Caylus und seine Verbündeten mit den feinsten Sarlasmen. Als das Witzfeuerwerk dieser glänzenden Offiziere erloschen war, sagte sie zu Herrn von Caylus:

„Wenn morgen ein Krautjunker aus den Bergen der Franche-Comté sich erinnert, daß Julian sein natürlicher Sohn ist, und ihm einen Namen und einige tausend Franken gibt, wird er in sechs Wochen einen Schnurrbart haben wie Sie, meine Herren; in sechs Monaten ist er Husarenoffizier wie Sie, meine Herren. Und dann ist die Größe seines Charakters nicht mehr lächerlich. Es bleibt Ihnen, Herr Herzog in spe, also nichts übrig, als die Zuflucht zu der alten schlechten Regel, daß der Hofadel vor dem Landadel den Vorrang hat. Aber was bleibt Ihnen, wenn ich Sie bis zum Äußersten treibe, wenn ich die Bosheit habe, Julian zum Sohne eines spanischen

Granden zu machen, der zu Napoleons Zeit in Besançon Kriegsgefangen war und ihn auf dem Totenbett reuig anerkennt?“

Alle diese Annahmen einer nicht legitimen Geburt wurden von Herrn von Caylus und von Croisenois für recht geschmacklos befunden; das war alles, was sie in Mathildes Schlußfolgerungen sahen.

Wenn Norbert auch noch so sehr unter der Herrschaft seiner Schwester stand, die Worte, die sie eben geäußert hatte, waren so unzweideutig, daß er eine ernste Miene aufzog, die, wie man gestehen muß, seinem gutmütigen, lachenden Angesichte recht schlecht stand. Er wagte einige Entgegnungen zu machen.

„Bist du krank, mein Freund?“ antwortete ihm Mathilde mit ernster Miene. „Es muß dir recht schlecht gehen, daß du mit auf meine Scherze moralisch kommst? Du und Moral? Willst du dich um eine Präseskenstelle bewerben?“

Mathilde hatte die pikante Miene des Grafen von Caylus, Norberts Verstimmung und die stille Verzweiflung des Herrn von Croisenois bald vergessen. Sie mußte sich über einen verhängnisvollen Gedanken klar werden, der ihre Seele erfüllte.

„Julian ist ziemlich aufrichtig gegen mich“, sagte sie sich. „In seinem Alter und in seiner schlechten Lage, noch dazu, wo ihn solch staunenswerter Ehrgeiz quält, bedarf er einer Freundin. Ich bin vielleicht diese Freundin, aber ich werde seiner Liebe nicht gewahr. Bei der Berwegenheit seines Charakters hätte er mir von seiner Liebe gesprochen.“

Diese Ungewißheit und dieser Kampf mit sich selbst, der Mathilde von nun an jeden Augenblick in Anspruch nahm, zumal sie bei jedem Gespräche mit Julian neue Gründe dafür fand, enthoben sie jeder Anwendung von Langeweile, der sie sonst so sehr ausgesetzt gewesen.

Als Tochter eines geistvollen Mannes, der Minister werden und der Geistlichkeit von großem Nutzen sein konnte, war Mathilde im Kloster Sacré-Coeur der Gegenstand der übertriebensten Schmeicheleien gewesen. Dieses Unglück läßt sich nie wieder gutmachen. Man

hatte ihr eingeredet, daß sie in Folge ihrer hohen Geburt, ihres großen Vermögens usw. glücklicher als andere sein müsse. Aus dieser Quelle stammt die Langeweile der Fürsten und alle ihre Torheiten. Mathilde war dem verhängnisvollen Einfluß dieser Idee nicht entgangen. Wieviel Geist ein Mensch auch haben mag, man ist mit zehn Jahren gegen die anscheinend so gut begründeten Schmeicheleien eines ganzen Klosters nicht gefeit.

Von dem Augenblick an, wo sie sich klar wurde, daß sie Julian liebte, langweilte sie sich nicht mehr. Alle Tage beglückwünschte sie sich zu dem Entschluß, eine große Leidenschaft gefaßt zu haben. „Diese Unterhaltung hat einige Gefahr“, dachte sie. „Um so besser, um so viel tausendmal besser!“

„Ohne große Leidenschaft bin ich in der schönsten Zeit des Lebens, im Alter von sechzehn bis zwanzig Jahren, vor Langeweile fast gestorben. Ich habe meine schönsten Jahre verloren; mein ganzes Vergnügen bestand darin, die Freundinnen meiner Mutter Unsinn reden zu hören, denn im Jahre 1792 in Koblenz sollen sie nicht ganz so ernsthaft gewesen sein, wie heute ihre Worte sind.“

Während diese großen Ungewißheiten in Mathildes Seele kämpften, verstand Julian ihre langen, auf ihn gerichteten Blicke nicht. Er empfand freilich die verdoppelte Kälte in den Manieren des Grafen Norbert und einen neuen Grad von Hochmut in denen der Herren von Cahus, von Luz und von Croisenois. Er war daran gewöhnt. Dieses Unglück passierte ihm einige Male nach einer Abendunterhaltung, bei der er sich mehr durch seinen Geist hervorgetan hatte, als es sich für seine Stellung geziemte. Ohne die besondere Bevorzugung von Mathildes Seite und ohne die Neugier, die ihm das Ganze einflößte, wäre er diesen eleganten schnurrbärtigen jungen Leuten niemals in den Garten gefolgt, wenn sie Fräulein de la Mole nach Tisch dorthin begleiteten.

„Ja, es ist unmöglich, es mir zu verhehlen,“ sagte Julian sich: „Fräulein de la Mole wirft mir recht eigentümliche Blicke zu. Aber selbst wenn ihre schönen blauen Augen mit der größten Selbstvergessenheit auf mir ruhen, lese ich auf ihrem Grunde doch immer noch

Kälte, Bosheit und lauernde Prüfung. Kann das Liebe sein? Welcher Unterschied gegen Frau von Mènals Blicke!"

Einmal nach Tische war Julian Herrn de la Mole in sein Arbeitszimmer gefolgt und kehrte dann schnell in den Garten zurück. Als er sich der Gruppe um Mathilde untersehens näherte, fing er ein paar sehr laut gesprochene Worte auf. Sie quälte ihren Bruder. Julian hörte seinen Namen zweimal deutlich fallen. Als er erschien, trat plötzlich Totensille ein, und man machte vergebliche Versuche, sie zu brechen. Fräulein de la Mole und ihr Bruder hatten sich zu sehr ereifert, als daß sie einen andern Gesprächsstoff hätten finden können. Die Herren von Caylus, von Croisenois, von Luz und einer ihrer Freunde schienen Julian von eifiger Kälte. Er entfernte sich.

Dreiundvierzigstes Kapitel

Ein Komplott

Unzusammenhängende Äußerungen, Ereignisse, die der Zufall zusammenführt, verwandeln sich in den Augen eines Menschen, der Einbildungskraft besitzt, in Beweise von größter Deutlichkeit, wenn er ein etwas feurigtes Gemüt besitzt. Schiller

Am nächsten Tage überraschte er Norbert und seine Schwester wieder, als sie von ihm sprachen. Sobald er erschien, entstand daselbe Todeschweigen wie am Abend zuvor. Sein Verdacht war ohne Grenzen. „Sollten diese liebenswürdigen jungen Menschen sich vorgenommen haben, mich lächerlich zu machen?“ fragte er sich. „Ich muß gestehen, daß dies viel wahrscheinlicher und viel natürlicher ist als die angebliche Leidenschaft des Fräuleins de la Mole für einen armen Teufel von Sekretär. Haben diese Leute zunächst überhaupt Leidenschaften? Maßführen ist ihre Stärke. Sie sind neidisch auf meine armselige Überlegenheit in Worten. Eifersucht ist eine ihrer Schwächen. Auf diese Weise erklärt sich alles. Fräulein de la Mole will mich überreden, daß sie mir wohlwill, ganz einfach, um ihrem Zukünftigen ein Schauspiel zu bereiten.“

Dieser grausame Verdacht änderte Julians ganze moralische Stellung und zerstörte die in seinem Herzen aufkeimende Liebe ohne Mühe. Seine Liebe beruhte lediglich auf der seltenen Schönheit Mathildes, oder besser auf ihrem königlichen Wesen und ihrer herrlichen Toilette. Insofern war Julian noch ein Emporkömmling. Eine schöne Dame der großen Welt ist, wie man versichert, dasjenige, was einem geistvollen Manne aus dem Volke, der in die ersten Gesellschaftskreise Eingang findet, am meisten imponiert. Es war durchaus nicht Mathildes Charakter, der Julian in der letzten Zeit bezaubert hatte. Er war vernünftig genug, einzusehen, daß er diesen Charakter keineswegs kannte. Alles, was er davon zu sehen bekam, konnte nur Schein sein.

Zum Beispiel hätte Mathilde um nichts in der Welt einen Sonntag die Messe versäumt; sie begleitete ihre Mutter fast täglich dorthin. Wenn irgendein Unvorsichtiger im Hause La Mole vergaß, wo er war, und sich den geringsten Scherz über die wahren oder angeblichen Interessen von Thron und Altar erlaubte, so legte Mathilde sofort ein eisiges Wesen an den Tag. Ihr sonst so pikanter Blick nahm plötzlich den ganzen fühllosen Hochmut eines alten Ahnenbildes an.

Aber Julian hatte sich vergewissert, daß sie in ihrem Zimmer stets zwei oder drei philosophische Werke von Voltaire hatte. Er selbst entwendete oft ein paar der prachtvoll gebundenen Bände der schönen Ausgabe und rückte die andern etwas auseinander, so daß das Fehlen des fortgenommenen nicht auffiel; aber er merkte bald, daß noch jemand anders den Voltaire las. Er brachte nun einen Seminarkniff zur Anwendung, indem er an den Bänden, von denen er vermutete, daß sie Fräulein de la Mole interessieren könnten, ein paar Haare befestigte. Sie waren oft für Wochen verschwunden.

Herr de la Mole ärgerte sich über seinen Buchhändler, der ihm alle möglichen falschen Memoiren schickte, und beauftragte Julian mit Anschaffung aller etwas pikanten Neuheiten. Damit dieses Gift sich aber nicht im Hause verbreitete, hatte der Sekretär Befehl, diese Bücher in einen besonderen Bücherschrank zu stellen, der im Zimmer

des Marquis stand. Er hatte bald die Gewißheit, daß diese Bücher, wenn sie sich im geringsten gegen die Interessen von Thron und Altar wandten, alsbald verschwunden waren. Norbert laß sie gewiß nicht.

Julian übertrieb die Bedeutung dieser Tatsache und glaubte von Fräulein de la Mole, daß sie die Zweizüngigkeit eines Machiavell hätte. Doch bildete diese vermeintliche Ruchlosigkeit einen Reiz mehr in seinen Augen, ja fast den einzigen moralischen Reiz, den sie für ihn hatte. Es war der Überdruß an Heuchelei und Tugendgeschwätz, der ihn zu diesem Extrem trieb. Seine Einbildungskraft erhitzte sich dabei mehr, als daß ihn die Liebe fortrieb. Erst nachdem er sich in Schwärmereien über Mathildes elegante Figur, ihren ausgezeichneten Geschmack in der Toilette, die Weiße ihrer Hände, die Schönheit ihrer Arme und die Ungezwungenheit aller ihrer Bewegungen ergangen hatte, fühlte er sich verliebt. Dann hielt er sie, um ihrem Reiz die Krone aufzusetzen, für eine Katharina von Medici. Nichts war für den Charakter, den er ihr verlieh, tief oder ruchlos genug. Es war das Ideal der Maslon, Frilair und Castanède, die er in seiner Jugend bewundert hatte. Es war ihm mit einem Wort das Ideal von Paris. Gab es je etwas Lachhafteres, als an die Tiefe und Schlechtigkeit des Pariser Charakters zu glauben?

„Es ist möglich, daß dieses Trio sich über mich lustig macht“, dachte Julian. Man kennt seinen Charakter schlecht, wenn man nicht schon den finsternen, kalten Ausdruck bemerkt, mit dem er Mathildes Blicken begegnete. Mit bitterer Ironie stieß er die Freundschaftsbezeugungen zurück, die Mathilde, darüber erstaunt, zwei- oder dreimal an ihn richtete.

Diese plötzliche Sonderbarkeit erregte das Herz der von Natur kalten, gelangweilten und für Wiß so empfänglichen jungen Dame so leidenschaftlich, wie es ihr nur möglich war. Aber es lag auch viel Stolz in Mathildes Charakter, und das Aufsteigen eines Gefühls, das ihr ganzes Glück von einem anderen abhängig machte, ward von dumpfem Trübsinn begleitet.

Julian hatte schon genug gelernt, seit er in Paris war, um zu unterscheiden, daß dies nicht der öde Trübsinn der Langeweile

war. Statt wie sonst auf Gesellschaften, Theater und Zerstreungen aller Art begierig zu sein, floh sie dieselben.

Von Franzosen gesungene Musik langweilte Mathilde tödlich; und dennoch bemerkte Julian, der es sich noch immer zur Pflicht machte, dem Herauskommen der vornehmen Welt aus der Oper beizuwohnen, daß sie sich so oft wie möglich dahin führen ließ. Er glaubte wahrzunehmen, daß sie etwas von dem vollkommenen Gleichmaß in allem, was sie tat, verloren hätte. Sie antwortete ihren Freunden oft mit Späßen, die durch die Energie ihrer Bosheit verlegend waren. Es schien ihm, als wenn sie den Marquis von Croisenois zur besonderen Zielscheibe nähme. „Dieser junge Mann muß das Geld wahnsinnig lieben, um dieses Mädchen, so reich sie auch sein mag, nicht sitzen zu lassen“, dachte Julian. Eine solche Verhöhnung der Manneswürde reizte ihn, und er war gegen sie von verdoppelter Kälte. Bisweilen ließ er es in seinen Antworten sogar an der nötigen Höflichkeit fehlen.

So entschlossen er war, sich durch Mathildes Gunstbeweise nicht in die Falle locken zu lassen, so waren diese doch an gewissen Tagen so auffällig, daß ihm allmählich die Augen aufgingen. Er fand sie jetzt so reizend, daß er zuweilen in Verwirrung geriet.

„Die Geschicklichkeit und Geduld dieser jungen Leute der großen Welt wird schließlich über meine geringe Erfahrung triumphieren,“ sagte er sich; „ich muß verreisen und alledem ein Ende machen.“ Der Marquis hatte ihm gerade die Verwaltung einer Anzahl von kleinen Gütern und Häusern im unteren Languedoc überlassen. Eine Reise war nötig, ungern gab ihm der Marquis Urlaub. Abgesehen von den Plänen seines hohen Ehrgeizes war er ihm zum anderen Ich geworden.

„Schließlich haben sie mich doch nicht gekriegt“, sagte Julian sich, als er sich zur Abreise rüstete. „Mögen die Scherze, die Fräulein de la Mole mit ihren Herren getrieben hat, ernst gemeint oder nur dazu bestimmt gewesen sein, mich vertrauensfelig zu machen, ich habe mich darüber lustiggemacht.“

„Wenn keine Verschwörung gegen den Zimmermannssohn dahintersteckt, so ist Fräulein de la Mole unerklärlich, aber zum mindesten ebensowehr für den Marquis von Croisenois wie für mich. Gestern zum Beispiel war ihre schlechte Laune ungeheuchelt, und ich habe das Vergnügen gehabt, durch die mir erwiesene Gunst einen jungen Mann aus dem Bau zu treiben, der ebenso vornehm und reich ist, wie ich plebejisch und arm bin. Das ist mein schönster Triumph, er wird mich im Postwagen aufheitern, wenn ich durch die Ebenen des Languedoc fahre.“

Er hatte seine Abreise geheimgehalten, aber Mathilde wußte besser als er, daß er am nächsten Morgen Paris für lange Zeit verlassen würde. Sie benutzte ein heftiges Kopfwehr, das in der erstickenden Hitze des Salons noch schlimmer wurde, und ging viel in den Garten. Ihren Bruder, den Marquis von Croisenois, Caylus, Luz und einige andere junge Herren, die im Hause La Mole gespeist hatten, verfolgte sie so lange mit ihren beißenden Witzern, bis sie gingen. Dann blickte sie Julian sonderbar an.

„Dieser Blick ist vielleicht Komödie,“ dachte Julian; „aber dieser gepreßte Atem und diese ganze Verwirrung nicht.“ „Wah,“ sagte er sich, „wer bin ich, um dies alles zu beurteilen! Hier stehe ich den größten Feinheiten und Listen der Pariser Damenwelt gegenüber. Diesen gepreßten Atem, der mich um ein Haar gerührt hätte, hat sie gewiß bei Leontine Fay studiert, die sie so liebt.“

Sie waren allein, die Unterhaltung stockte. „Rein, Julian fühlt nichts für mich“, sagte sich Mathilde tief unglücklich.

Als er Abschied von ihr nahm, drückte sie seinen Arm heftig.

„Sie werden heute abend einen Brief von mir erhalten,“ sagte sie mit so veränderter Stimme, daß der Ton kaum vernehmbar war.

Dieser Umstand rührte Julian sofort.

„Rein Vater“, fuhr sie fort, „weiß die Dienste, die Sie ihm leisten, richtig zu schätzen. Sie dürfen morgen nicht abreisen, finden Sie einen Vorwand!“ Damit lief sie fort.

Ihre Figur war reizend; es war unmöglich, einen niedlicheren Fuß zu haben; sie lief mit einer Grazie, die Julian entzückte; aber

wer würde erraten, was sein erster Gedanke war, als sie verschwunden war? Er war beleidigt über den gebieterischen Ton, mit dem sie ihm gesagt hatte: „Sie dürfen nicht.“ Auch Ludwig XV. fühlte sich sehr verletzt, als er im Sterben lag und sein Leibarzt das Wort müssen ungefehicht gebrauchte; und Ludwig XV. war doch kein Emporkömmling!

Eine Stunde darauf brachte ein Lakai ihm einen Brief, es war ganz einfach eine Liebeserklärung.

„Es ist nicht zu viel Affektiertheit im Stil“, sagte Julian sich, um die Freude zu dämpfen, die ihm die Barden zusammenzog und ihn wider Willen zum Lachen zwang.

„Also ich,“ rief er plötzlich aus, denn die Leidenschaft war zu groß, als daß er sich noch länger bezwingen konnte, „also ich armer Bauer habe eine Liebeserklärung von einer großen Dame!“

„Nun, für mich ist's nicht übel“, fuhr er fort, seine Freude nach Möglichkeit niederhaltend. „Ich habe die Würde meines Charakters zu wahren gewußt. Ich habe nicht gesagt, daß ich liebe.“ Er begann die Schriftzüge zu studieren. Fräulein de la Mole hatte eine hübsche kleine englische Handschrift. Er hatte eine Beschäftigung mit Außerlichkeiten nötig, um vor Freude nicht rasend zu werden.

„Ihre Abreise zwingt mich zu sprechen . . . Es übersteigt meine Kräfte, Sie nicht mehr zu sehen . . .“

Ein Gedanke kam ihm plötzlich wie eine Offenbarung. Er ließ ab, Mathildes Brief zu prüfen; seine Freude verdoppelte sich. „Ich siege über den Marquis von Croisenois,“ rief er aus, „ich, der nur ernste Dinge sagt! Und er ist doch so hübsch, er hat einen Schnurrbart und eine reizende Uniform, er weiß immer im rechten Augenblick ein geistreiches, feines Wort zu sagen.“

Julian schwelgte einen Augenblick in Wonne; toll vor Freude, irrte er planlos im Garten umher.

Später ging er in sein Bureau und ließ sich beim Marquis de la Mole anmelden, der glücklicherweise nicht aus war. Er zeigte ihm ein paar aus der Normandie eingegangene Schriftstücke, welche die

dortigen Prozesse betrafen, und bewies ihm ohne Mühe, daß er seine Reise nach dem Languedoc aufschieben mußte.

„Es freut mich, daß Sie nicht abreisen,“ sagte der Marquis, als sie die geschäftliche Besprechung beendet hatten, „ich sehe Sie gern.“

Julian ging, dieses Wort quälte ihn. „Und ich, ich will seine Tochter verführen! Vielleicht die Heirat mit dem Marquis von Croisenois vereiteln, die das Glück seiner Zukunft ist! Denn wenn er nicht Herzog wird, so will er doch wenigstens seine Tochter auf dem Herzogstuhl sitzen sehen.“

Julian dachte daran, nach dem Languedoc abzureisen, trotz Mathildes Brief, trotz der dem Marquis gegebenen Erklärung. Aber bald erlosch dieser letzte Funke von Pflichtgefühl.

„Wie gut bin ich,“ sagte er sich, „ich, der Plebejer, Mitleid mit einer so vornehmen Familie zu haben! Ich, den der Herzog von Chaulnes einen Bedienten nennt! Wie vermehrt der Marquis sein ungeheures Vermögen? Indem er Renten verkauft, wenn er im Schloß hört, daß anderen Tags wahrscheinlich ein Staatsstreich stattfindet. Und ich, den eine Stiefmütterliche Vorsehung auf die niedrigste Stufe der Gesellschaft gestellt hat, der ein edles Herz und keine tausend Franken Rente hat, das heißt kein Brot, ja wohl, buchstäblich kein Brot, ich sollte mir ein Vergnügen versagen, das sich mir bietet? Eine klare Quelle, die meinen brennenden Durst stillen kann in der Wüste der Mittelmäßigkeit, die ich qualvoll durchwandere! Meiner Treu! Das wäre recht dumm; jeder ist sich selbst der Nächste in dieser Wüste des Egoismus, die sich das Leben nennt!“

Und er erinnerte sich gewisser verächtlicher Blicke der Marquise de la Mole und besonders ihrer Freundinnen. Die Freude, über den Marquis von Croisenois zu triumphieren, tat den Rest, um seine Tugendwandlung bald gänzlich zu ertöten. „Wie gern möchte ich, daß er sich ärgert“, dachte Julian. „Mit welcher Sicherheit würde ich ihm jetzt einen Degenstich versetzen!“ Dabei machte er die Bewegung eines Seitendstoßes. „Bother war ich ein armseliger Schulschütz, der sein bißchen Mut schmachlich vertat, nach diesem Brief bin ich seinesgleichen.“

„Ja,“ sagte er sich mit unendlicher Wonne und jedes Wort langsam aussprechend, „meine und des Marquis Verdienste sind gewogen, und der arme Zimmererssohn aus dem Jura hat den Sieg davongetragen.“

„Gut,“ rief er aus, „das ist ein Gedanke! In diesem Sinne werde ich die Antwort abfassen. — Glauben Sie nicht, Fräulein de la Mole, daß ich meinen Stand vergesse. Ich werde es Ihnen immer wieder vorhalten und fühlbar machen, daß Sie einen Nachkommen des berühmten Guy von Croisenois, der Ludwig dem Heiligen zum Kreuzzug folgte, an den Sohn eines Sägemüllers verraten.“ Julian konnte sich in seiner Freude nicht mehr halten, er mußte in den Garten gehen. Sein Zimmer, in das er sich eingeschlossen hatte, schien ihm zu eng zum Atmen.

„Ich, der arme Bauer aus dem Jura,“ wiederholte er sich unaufhörlich, „ich, der ich dazu verurteilt bin, ewig diesen traurigen schwarzen Kittel zu tragen! Ja, zwanzig Jahre früher hätte ich Uniform getragen wie sie! Damals wäre ein Mann wie ich gefallen oder mit sechsunddreißig Jahren General gewesen!“

Dieser Brief, den er in der Hand preßte, gab ihm den Wuchs und die Haltung eines Helden. „Jetzt freilich“, sagte er sich, „hat man mit vierzig Jahren in diesem schwarzen Rock ein Einkommen von hunderttausend Franken und das blaue Band wie der Bischof von Beaubais.“

„Nun gut,“ setzte er mit mephistophelischem Lächeln hinzu, „ich habe mehr Geist als sie, ich weiß die Uniform meines Jahrhunderts zu wählen.“

Und er fühlte seinen Ehrgeiz und seine Liebe zum geistlichen Stand sich verdoppeln. „Wie viele Kardinäle sind noch niedriger geboten als ich und haben doch regiert, mein Landsmann Grandvella zum Beispiel!“

Nach und nach legte sich Julians Aufregung, und die Vorsicht gewann die Oberhand. Er sagte sich mit seinem Meister Tartuffe, dessen Rolle er auswendig kannte:

„Man kann den Worten trau'n, so ehrlich scheint die List;

— — — — —
Doch sei'n sie noch so süß, es soll mich nichts betören,
Wenn nicht der Gunstbeweis, nach dem ich längst begehrt,
Für alles gut mir sagt, was ihre Lippe schwört.“²¹

„Tartuffe wurde auch durch eine Frau zugrunde gerichtet . . . und er hätte etwas Besseres verdient . . . Meine Antwort kann andern gezeigt werden . . . Wofür es folgendes Rezept gibt“, fuhr er fort, jedes Wort langsam betonend und mit kaum verhaltener Wildheit hervorstoßend: „Wir fangen sie mit den lebhaftesten Ausdrücken aus dem Briefe der göttlichen Mathilde an . . . Ja, aber vier Lakaien des Herrn von Croisenois werden sich auf mich stürzen und mir das Original entreißen. Nein doch, ich bin gut bewaffnet und habe, wie bekannt, die Gewohnheit, auf Lakaien zu schießen. Nun gut, einer von ihnen hat Mut, er wirft sich auf mich. Man hat ihm hundert Napoleondors versprochen. Ich töte oder verwunde ihn; das ist's, was man will. Man wirft mich mit Fug und Recht ins Gefängnis, ich erscheine vor der Strafpolizei, und man schickt mich bei aller Billigkeit und Gerechtigkeit der Richter nach Poissy, um Herrn Fontan und Magalon Gesellschaft zu leisten. Da liege ich dann mit vierhundert Lumpen durcheinander . . . Und ich werde Mitleid mit diesen Leuten haben,“ rief er aus, indem er ungestüm aufsprang. „Haben sie denn welches für die Leute des dritten Standes, wenn sie sie in Händen haben?“ Dieses Wort war der letzte Seufzer seiner Dankbarkeit gegen Herrn de la Mole, die ihn ganz gegen seinen Willen immer noch quälte.

„Sachte, Ihr Herren Edelleute, ich verstehe diesen kleinen Zug von Machiavellismus; der Abbé Maslon oder Herr Castanède vom Seminar würden es nicht besser gemacht haben. Sie werden mit den herausfordernden Brief fortnehmen, und ich werde die Fortsetzung zum Obersten Caron in Kolmar bilden.“

„Einen Augenblick, meine Herren; ich werde den verhängnisvollen Brief in einem versiegelten Paket beim Abbé Pirard deponieren. Er ist ein ehrlicher Mann, ein Jansenist, und in dieser

Eigenschaft vor den Verführungen des Geldes sicher. Ja, aber er öffnet alle Briefe . . . ich werde diesen an Fouqué schicken."

Man muß zugeben, Julians Blick war wild, sein Ausdruck abschaulich, er atmete das reine Verbrechen. Er war der unglückliche Mensch im Kampfe mit der ganzen Gesellschaft.

"Zu den Waffen!" rief Julian. Und mit einem Satz war er die Stufen der Freitreppe hinunter. Er trat in die Bude des Straßenschreibers; er jagte ihm Furcht ein. "Schreiben Sie dies ab", gebot er und reichte ihm Fräulein de la Moles Brief.

Während der Schreiber arbeitete, schrieb er selbst an Fouqué; er bat ihn, ein kostbares Dokument für ihn aufzubewahren. "Aber," sagte er innehaltend, "das schwarze Postkabinett wird meinen Brief öffnen und euch den wiedergeben, den ihr sucht . . . Nein, meine Herren!"

Er ging und kaufte bei einem protestantischen Buchhändler eine große Bibel, versteckte Mathildes Brief geschickt in dem Deckel, ließ das Ganze einpacken, und sein Paket ging mit der Eilpost ab, an einen von Fouqués Arbeitern adressiert, dessen Namen in Paris niemand kannte. Das getan, lehrte er fröhlich ins Haus La Mole zurück. "Nun zu uns!" rief er, sich in seinem Zimmer einschließend und seinen Rock abwerfend.

"Was, gnädiges Fräulein," schrieb er an Mathilde, "Fräulein de la Mole schickt durch die Hand Arsènes, ihres Vaters Lakaien, einen höchst verführerischen Brief an einen armen Zimmermannssohn aus dem Jura, ohne Zweifel, um mit seiner Einfalt zu spielen . . ." Und er schrieb die unzweideutigsten Sätze aus dem eben erhaltenen Briefe ab.

Der seine hätte der diplomatischen Vorsichtigkeit eines Ritters von Beauvais's Ehre gemacht. Es war erst zehn Uhr; Julian ging in seinem Glückstaumel und seinem für einen armen Teufel so neuen Machtgefühl in die Oper. Er hörte seinen Freund Geronimo singen. Niemals hatte ihn Musik so begeistert. Er fühlte sich als Gott.

Gedanken eines jungen Mädchens

Welche Rattlosigkeit! Welche schlaflosen Nächte! Großer Gott, werde ich mich verächtlich machen? Er wird mich auch verachten; aber er geht fort, er verläßt mich.

Misreb de Russel

Mathilde hatte nicht ohne innere Kämpfe geschrieben. Welcher Art ihr Interesse für Julian zu Anfang auch gewesen sein mochte, bald besiegte es den Stolz, der, solange sie sich kannte, allein in ihrem Herzen regiert hatte. Diese hohe, kalte Seele fühlte sich zum ersten Male durch ein leidenschaftliches Gefühl hingerissen. Aber wenn es auch ihren Stolz niederhielt, so war es doch den Gewohnheiten des Stolzes noch treu. Zwei Monate voller Seelenkämpfe und neuer Empfindungen gaben ihrem Innern sozusagen ein ganz neues Gepräge.

Mathilde glaubte das Glück mit Händen zu greifen. Diese Aussicht, die über mutige Seelen, wenn sie mit höherem Geist gepaart sind, alles vermag, hatte lange mit ihrer Würde und all ihrem gewöhnlichen Pflichtgefühl zu kämpfen. Eines Morgens kam sie um sieben Uhr zu ihrer Mutter und bat sie um die Erlaubnis, sich nach Billequier zurückziehen zu dürfen. Die Marquise würdigte sie keiner Antwort und riet ihr, sich zu Bett zu legen. Es war die letzte Kraftanstrengung der gewöhnlichen Klugheit und der Achtung vor überkommenen Anschauungen.

Die Furcht, etwas Falsches zu tun und die geheiligten Ideen der Caylus, Luz und Croisenois zu verletzen, hatte wenig Macht über ihre Seele; solche Wesen schienen ihr nicht dazu geschaffen, sie zu verstehen; sie würde sie um Rat gefragt haben, wenn es sich um den Ankauf eines Wagens oder eines Gutes gehandelt hätte. Ihre einzige wahre Furcht war, daß Julian unzufrieden mit ihr sein könnte.

Sie verabscheute jeden Mangel an Charakter, es war dies das einzige, was sie an den schönen jungen Leuten ihrer Umgebung

auszusetzen hatte. Je mehr sie sich über alles, was der Mode nicht folgte, mit Grazie lustig machten, desto mehr verloren sie in ihren Augen.

Sie waren tapfer, aber das war auch alles. „Und wieso überhaupt tapfer?“ fragte sie sich. „Im Duell. Das Duell ist nur noch eine Zeremonie. Alles weiß man im voraus, selbst was man sagen muß, wenn man fällt. Wenn man auf dem Rasen liegt, legt man die Hand aufs Herz, verzeiht seinem Gegner großmütig und schickt noch einen Gruß an seine Dame, oft nur eine erdachte, oder eine, die am Todestage auf den Ball geht, um jeden Verdacht abzulenken. Mutig reitet man der Gefahr entgegen an der Spitze einer von Stahl blinkenden Schwadron, aber die einsame, unverhoffte, in ihrer Art einzige, wirklich häßliche Gefahr?“

„Ach!“ seufzte Mathilde, „am Hofe Heinrichs III. gab es noch Männer, die von Charakter so groß waren wie von Geburt. Ja, wenn Julian bei Jarnac oder Moncontour gedient hätte, wäre ich nicht mehr in Zweifel. In dieser männlichen und kraftvollen Zeit waren die Franzosen keine Puppen. Der Tag der Schlacht war fast stets der Tag der geringsten Ratlosigkeit. Ihr Leben war nicht, wie das einer ägyptischen Mumie, in eine ewig gleiche und allen gemeinsame Schale eingezwängt. Ja,“ fuhr sie fort, „damals gehörte mehr wahrer Mut dazu, des Abends um elf Uhr allein das Hotel de Soissons zu verlassen, wo Katharina von Medici wohnte, als heutigentags nach Algier zu reisen. Das Leben eines Mannes war damals eine Kette von Zufällen. Jetzt hat die Kultur den Zufall verjagt, es gibt nichts Unerwartetes mehr. Kommt es in der Ideenwelt zum Vorschein, so gibt es nicht spitze Bemerkungen genug darüber; zeigt es sich in der Welt der Tatsachen, so ist keine Feigheit zu groß für unsere Furcht. Welche Torheit wir in dieser Furcht auch tun, sie wird entschuldigt. Entartetes, langweiliges Jahrhundert! Was würde Bonifaz de la Mole sagen, wenn er sein abgeschlagenes Haupt aus dem Grabe erhöbe und sehen könnte, wie im Jahre 1793 siebenzehn seines Namens sich wie Schafe gefangen nehmen ließen, um zwei Tage später guillotiniert zu werden? Der Tod war sicher, aber

es wäre schlechter Ton gewesen, sich zu verteidigen und wenigstens einen oder zwei Jakobiner zu töten. Ach, in Frankreichs Heldenzeiten, im Jahrhundert des Bonifaz de la Mole, würde Julian der Reiterführer gewesen sein, und mein Bruder der junge Priester mit den untadeligen Sitten, der Klugheit in den Augen und der Weisheit im Munde!"

Einige Monate vorher war Mathilde daran verzweifelt, je ein von der allgemeinen Schablone irgendwie abweichendes Geschöpf zu finden. Sie hatte etwas Vergnügen daran gefunden, an einige junge Leute zu schreiben. Diese so unpassende und für ein junges Mädchen so unvorsichtige Kühnheit konnte sie in den Augen des Herrn von Croisenois, des Herzogs von Chaulnes, seines Vaters, und des ganzen Hauses Chaulnes entehren, denn wenn die geplante Heirat aufgegeben wurde, hätte jedermann nach dem Warum gefragt. Damals hatte Mathilde an den Tagen, wo sie geschrieben hatte, nicht schlafen können. Aber diese Briefe waren nur Antworten gewesen.

Hier wagte sie zu sagen, daß sie liebte. Sie schrieb zuerst (welch schreckliches Wort!) an einen Mann der unteren Gesellschaftsklassen.

Würde dieser Umstand entdeckt, so brachte er ihr mit Sicherheit ewige Schande. Welche von den Damen, die bei ihrer Mutter verkehrten, würde gewagt haben, ihre Partei zu nehmen? Welche Phrase hätte man ihnen einlernen können, um den Schlag der schauderhaften Verachtung der Gesellschaft zu parieren? Sprechen war schon abscheulich, aber schreiben! „Es gibt Dinge, die man nicht schreibt“, rief Napoleon aus, als er die Kapitulation von Baylen vernahm. Und gerade Julian hatte ihr dies Wort erzählt, als ob er ihr im voraus eine Lehre geben wollte.

Aber das alles war noch gar nichts, Mathildes Angst hatte noch andere Ursachen. Sie vergaß die schreckliche Wirkung ihres Benehmens auf die Gesellschaft, die unauslöschliche Schande und Verachtung, die ihr drohte, denn sie tat ihrer Kaste einen Schimpf an; aber sie schrieb an ein Wesen von ganz anderer Art als die Croisenois, Luz und Caylus.

Es war die Tiefe und Unergründlichkeit von Julian's Charakter, die selbst beim Anknüpfen eines gewöhnlichen Verhältnisses erschrecken mußte. Und nun war sie im Begriffe, ihn zu ihrem Liebhaber zu machen, vielleicht sogar zu ihrem Herrn!

„Was wird er alles beanspruchen,“ dachte sie, „wenn er alles über mich vermag! Nun, ich werde mit Medea sagen: In mitten aller Gefahren habe ich immer noch mich.“

Julian hatte keine Achtung vor der Noblesse des Geblüts, so glaubte sie. Mehr noch, vielleicht liebte er sie nicht einmal!

In diesen letzten Augenblicken des grausamsten Zweifels regte sich ihr weiblicher Stolz. „Es soll alles apart sein in dem Schicksal eines Mädchens, wie ich es bin!“ rief sie ungeduldig aus. Dann kämpfte der ihr von Kindheit an eingeflößte Stolz mit der Tugend. In diesem Augenblicke war es, wo Julian's Abreise alles entschied. (Solche Charaktere sind glücklicherweise höchst selten!)

Am späten Abend war Julian so böshaft, einen schweren Koffer zum Portier hinunterbringen zu lassen. Er rief den Hausdiener herbei, der Mathildes Kammerzofe den Hof machte. „Dieses Manöver kann ergebnislos sein,“ sagte er sich, „aber wenn es gelingt, glaubt sie mich abgereist.“ Sehr belustigt über diesen Spaß, schlief er ein. Mathilde schloß kein Auge.

Am anderen Morgen sehr früh verließ Julian unbemerkt das Haus, kam aber vor acht Uhr zurück.

Kaum war er in der Bibliothek, als Fräulein de la Mole in der Thür erschien. Er übergab ihr seine Antwort. Er dachte, es sei seine Pflicht, mit ihr zu sprechen; wenigstens war nichts bequemer als dies; aber Mathilde wollte ihn nicht hören und verschwand wieder. Julian war entzückt darüber, er wußte nicht, was er ihr sagen sollte.

„Wenn dies alles nicht ein abgekartetes Spiel mit dem Grafen Norbert ist, so müssen es meine kalten Blicke gewesen sein, an denen sich die barocke Liebe entzündet hat, die dieses hochgeborene Mädchen für mich zu empfinden geruht. Ich müßte dümmer sein, als erlaubt ist, wenn ich mich je dazu hinreißen ließe, an dieser großen blonden

Puppe Geschmack zu finden.“ Diese Überlegung machte ihn kälter und berechnender, als er je gewesen war.

„In dem bevorstehenden Kampfe“, fuhr er fort, „wird ihr Geburtsstolz sich wie die steile Höhe einer militärischen Position zwischen ihr und mir erheben. Über sie werden wir manövrieren müssen. Ich habe sehr schlecht getan, in Paris zu bleiben; dieser Aufschub meiner Abreise erniedrigt mich und setzt mich in Gefahr, wenn dies alles nur ein Spiel ist. Welche Gefahr lag darin, abzureisen? Ich machte mich über sie lustig, wenn sie sich über mich lustig machten; und wenn ihr Interesse für mich ungeheuchelt ist, hätte ich es verdoppelt.“

Mathildes Brief hatte seiner Eitelkeit derart geschmeichelt, daß er aus Vergnügen über dieses Abenteuer ganz vergessen hatte, die Zweckmäßigkeit seiner Reise ernstlich zu erwägen.

Es war ein Verhängnis seines Charakters, äußerst empfindlich gegen seine Fehler zu sein. Er war über diesen sehr erbozt und dachte fast gar nicht mehr an den unglaublichen Sieg, der dieser kleinen Schlappe vorangegangen war, als gegen neun Uhr Fräulein de la Mole auf der Schwelle der Bibliothekstür erschien, ihm einen Brief zuwarf und wieder davonlief.

„Es scheint, dies wird ein Roman in Briefen“, sagte er, den letzten aufhebend. „Der Feind macht eine falsche Bewegung, ich werde Kälte und Tugend zeigen.“

Er wurde um eine entscheidende Antwort gebeten, und dies mit einem Hochmut, der seine innere Fröhlichkeit noch erhöhte. Er machte sich den Spaß, die Personen, die sich über ihn lustig machen wollten, in einem zwei Seiten langen Brief zum besten zu haben, und zum Scherz zeigte er auch noch am Schlusse des Briefes seine Abreise für den nächsten Morgen an.

Als der Brief fertig war, dachte er: „Ich kann ihn ihr im Garten geben“, und ging hinunter.

Er sah nach Fräulein de la Mole's Fenster, das im ersten Stock neben dem Schlafgemach ihrer Mutter lag. Doch befand sich ein

großer Zwischenstod darunter, und das Zimmer lag so hoch, daß er von dem Fenster aus nicht gesehen werden konnte, als er mit dem Briefe in der Hand in der Lindenallee einherging. Das dicke Blätterdach der gut beschnittenen Linden verhinderte die Aussicht. „Nicht doch,“ sagte Julian sich ärgerlich, „ich begehe wieder eine Unvorsichtigkeit! Wenn man sich vorgenommen hat, mich zum besten zu haben, und ich lasse mich mit einem Briefe in der Hand sehen, so leiste ich meinen Feinden Vorschub.“

Robert's Zimmer war genau über dem seiner Schwester, und wenn Julian aus dem von geklappten Lindenzweigen gebildeten Laubdach heraustrat, konnten der Graf und seine Freunde alles verfolgen.

Fräulein de la Mole erschien hinter ihren Fensterscheiben, er zeigte seinen Brief halb und sie nickte. Julian eilte wieder in sein Zimmer hinauf und begegnete der schönen Mathilde zufällig auf der Haupttreppe; sie ergriff den Brief mit der größten Leichtigkeit und lachenden Augen.

„Welche Leidenschaft lag in den Augen der armen Frau von Rénal,“ sagte sich Julian, „wenn sie, selbst ein halbes Jahr nach dem Beginn unserer Beziehungen, einen Brief von mir in Empfang zu nehmen wagte. Wie im Leben, glaube ich, hat sie mich mit lachenden Augen angesehen.“

Über das, was er sonst noch dachte, wurde er sich nicht so klar; schämte er sich vielleicht der Nichtigkeit der Gründe? „Aber auch welch ein Unterschied,“ fuhr er in Gedanken fort, „in der Eleganz des Morgenkleides, in der Eleganz des Auftretens! Wenn man Fräulein de la Mole auf dreißig Schritt Entfernung sieht, kann ein Mann von Geschmack ihr den Rang ansehen, den sie einnimmt; das nenne ich ein ausdrückliches Verdienst! . . .“

Auch im Scherze gestand Julian sich noch nicht alle seine Gedanken ein. Frau von Rénal hatte ihm keinen Marquis von Croisenois zu opfern. Er hatte nur den unfeinen Unterpräfelten Charcot zum Nebenbuhler, der sich von Maugiron nannte, weil es keine Maugiron's mehr gibt.

Um fünf Uhr erhielt Julian einen dritten Brief, er wurde ihm durch die Bibliothekstür zugeworfen. „Fräulein de la Mole entflieht noch immer. Welche Manie zu schreiben,“ sagte er sich lachend, „wenn man sich so bequem sprechen kann. Der Feind will Briefe von mir haben, das ist klar, und zwar mehrere!“ Er beeilte sich keineswegs, diesen zu öffnen. „Wieder elegante Phrasen“, dachte er; aber er erbleichte, als er ihn las. Es waren nur acht Zeilen:

„Ich muß Sie sprechen, ich muß Sie diesen Abend sprechen. Wenn es ein Uhr nach Mitternacht schlägt, gehen Sie in den Garten. Nehmen Sie die große Leiter des Gärtners neben dem Brunnen, stellen Sie sie gegen meine Fenster und steigen Sie bei mir ein. Es ist Mondschein, aber das tut nichts.“

Fünfundvierzigstes Kapitel

Ist es ein Komplott?

Ach, wie grausam ist die Zwischenzeit zwischen einem großen Plan und seiner Ausführung! Welch leere Schreden, welche Unentschlossenheit! Es handelt sich um das Leben, es handelt sich um weit mehr: um die Ehre!

Schiller

Die Sache wird ernst“, dachte Julian, „und ein wenig zu durchsichtig“, fuhr er nach einigem Bedenken fort. „Wie, dieses schöne Fräulein kann mich in der Bibliothek Gottlob mit größter Ungeniethheit sprechen; der Marquis kommt aus Furcht, daß ich ihm Rechnungen zeige, ja nie dahin! Herr de la Mole und der Graf Norbert, die einzigen Personen, die überhaupt hinkommen, sind fast den ganzen Tag abwesend, man kann leicht aufpassen, wann sie nach Hause kommen; und die erhabene Mathilde, für deren Hand ein souveräner Prinz nicht zu gut wäre, will, daß ich eine so abscheuliche Unvorsichtigkeit begehe?

„Es ist klar, man will mich verderben oder zum besten haben. Erst hat man mir durch meine Briefe beikommen wollen, aber es fand sich, daß sie vorsichtig waren, und so brauchen sie eine Handlung, die

klarer ist als der Tag. Diese hübschen Herrchen halten mich für zu dumm oder zu gedekhaft. Teufel, bei hellem lichtem Mondschein auf einer Leiter fünfundzwanzig Fuß hoch in die erste Etage hinaufzuklettern — man hätte Muße, mich zu sehen, selbst aus den Nachbarhäusern. Wie schön werde ich mich auf meiner Leiter ausnehmen!“ Julian ging auf sein Zimmer und packte pfeifend seinen Koffer. Er war entschlossen, abzureisen und nicht einmal zu antworten.

Aber dieser weise Entschluß gab seinem Herzen keinen Frieden. „Wenn sie nun“, sagte er sich plötzlich, als sein Koffer zu war, „zufällig ehrlich handelt, so spiele ich in ihren Augen die Rolle eines vollendeten Feiglings. Ich bin nicht von hoher Geburt, ich muß große Eigenschaften haben, bare Münze ohne gefällige Voraussetzungen, bewiesen durch sprechende Taten . . .“

Er dachte eine Viertelstunde nach. „Warum soll ich es leugnen“, sagte er endlich, „ich werde in ihren Augen ein Feigling sein. Ich verliere nicht allein die glänzendste Erscheinung der hohen Gesellschaft, wie man sie allgemein auf dem Ball des Herzogs von Neß nannte, sondern auch das göttliche Vergnügen, den Marquis von Croisenois, eines Herzogs Sohn und selbst künftigen Herzog, mit geopfert zu sehen. Ein reizender junger Mann, der alle Eigenschaften besitzt, die mir abgehen: Schlagfertigkeit, Geburt, Vermögen . . .“

„Die Reue wird mich mein Leben lang verfolgen, nicht ihretwegen — es gibt ja so viele Maitressen!“

. . . . „Doch es gibt nur eine Ehre!“

sagt der alte Don Diego, und hier schrecke ich klar und einfach vor der ersten Gefahr zurück, die sich bietet, denn das Duell mit Herrn von Beauvaisis war nur ein Spaß. Dies ist etwas ganz anderes. Ich könnte von einem Diener niedergeschossen werden, doch das ist die geringste Gefahr; ich kann entehrt werden.“

„Die Sache wird ernst, mein Junge“, setzte er mit spöttischem Tone in Gascoigner Mundart hinzu. „Da gibt es Ahre zu holen. Niemals wird einem armen Teufel, den der Zufall auf eine so niedere Gesellschaftsstufe gestellt hat, wieder solche Gelegenheit geboten. Ich werde das Glück kosten — aber ein Glück zweiten Ranges . . .“

Er dachte lange nach, während er mit hastigen Schritten das Zimmer durchmaß und von Zeit zu Zeit plötzlich Halt machte. In seinem Zimmer war eine prachtvolle Marmorbüste von Richelieu aufgestellt, die seine Blicke unwillkürlich auf sich zog. Es war, als ob diese Büste ihn streng ansehe, als ob sie ihm einen Mangel an jenem Wagemut vorwerfen wolle, der dem französischen Charakter angeboren sein soll. „Hätte ich zu deiner Zeit gezögert, großer Mann?“

„Schlimmstenfalls,“ sagte sich Julian endlich, „wenn dies alles eine Falle sein sollte, so ist es sehr kompromittierend und schmutzig für eine junge Dame. Man weiß, daß ich keiner von denen bin, die den Mund halten. Man müßte mich also töten. Das war im Jahre 1574, zur Zeit des Bonifaz de la Mole gut, aber niemals würde man es heute wagen. Die Menschen sind nicht mehr dieselben. Fräulein de la Mole wird so beneidet: vierhundert Salons klängen morgen von ihrer Schande wieder, und mit welchem Vergnügen!

„Die Diener schwätzen unter sich schon über die mir erwiesenen Gunstbezeugungen, ich weiß es, ich habe sie gehört . . .

„Andererseits ihre Briefe . . . Sie können glauben, daß ich sie bei mir habe. Wird sie in ihrem Zimmer überrascht, so könnte man sie mit fortnehmen. Ich würde mit drei, vier Männern zu tun haben, was weiß ich? Aber diese Männer, wo werden sie sie hernehmen? Wo diskrete Untergebene in Paris finden? Die Justiz lößt ihnen Furcht ein . . . Teufel! Caylus, Croisenois und Luz selber! Dieser Augenblick und das dumme Gesicht, das ich in ihrer Mitte machen würde, das ist's, was sie dazu verlockt haben wird. Hüte dich vor Abälards Schicksal, Herr Sekretär!

„Nun gut, posttausend meine Herren! Sie werden meine Zeichen tragen, ich schlage sie ins Gesicht, wie Cäsars Soldaten bei Pharsalus . . . Und die Briefe kann ich an einen sichern Ort bringen.“ Julian nahm Abschriften, versteckte die von den beiden letzten in einen der schönen Voltairebände der Bibliothek und trug die Originale selbst zur Post.

Als er zurück war, sagte er sich plötzlich voller Überraschung und Schreden: „In welche Torheit stürze ich mich!“ Er hatte das Vorhaben

der kommenden Nacht eine Viertelstunde nicht vor Augen gehabt.
„Aber wenn ich zurückschreie, werde ich mich künftig selbst verachten. Ich werde mein Leben lang zweifeln, ob ich dieser That gewachsen war, und für mich ist solch ein Zweifel das grausamste Unglück. Habe ich es nicht an Amandas Liebhaber erprobt? Ich glaube, ich würde mir eher ein offenes Verbrechen verzeihen; ist es einmal zugestanden, so würde ich nicht mehr daran denken. — Was, ich soll einen Mann, der einen der besten Namen Frankreichs trägt, zum Nebenbuhler haben und ihm frohen Herzens das Feld räumen? Im Grunde ist es eine Feigheit, nicht hinzugehen. Dies Wort entscheidet alles!“ rief Julian aufspringend. . . . „Zudem ist sie so hübsch! Wenn dies kein Verrat ist, welche Tollheit begeht sie dann für mich! . . . Wenn es eine Mystifikation ist, Postausend, meine Herren, so hängt es nur von mir ab, Ernst zu machen, und das werde ich tun!

„Aber wenn sie mich am Arme packen, in dem Augenblick, wo ich ins Zimmer komme? Sie können eine sinnreiche Vorrichtung angebracht haben! . . . Es ist wie im Duell,“ sagte er sich lachend.

„Paraden gibt es gegen alles, wie mein alter Fechtmeister sagt, aber der liebe Gott will, daß es ein Ende nimmt, und läßt einen von beiden das Parieren vergessen. Schließlich kann ich ihnen hiermit antworten“, sagte er und zog seine Pistolen aus der Tasche; und obgleich das Zündhütchen noch frisch war, setzte er ein neues auf.

Julian hatte noch mehrere Stunden Zeit, und um etwas zu tun, schrieb er an Fouqué:

„Lieber Freund, öffne den beigegeführten Brief nur im Fall eines Unglücks, wenn du hörst, daß mir etwas Besonderes zugestoßen ist. Dann streiche die Eigennamen in dem Manuskript, das ich dir schide, und laß acht Abschriften davon machen, die du an die Zeitungen in Marseille, Bordeaux, Lyon, Brüssel usw. schickst; zehn Tage später laß das Manuskript drucken, schide das erste Exemplar an den Marquis de la Mole und vierzehn Tage später wirf die anderen nachts auf die Straßen von Verrières.“

Die kleine Rechtfertigungsschrift, die Julian in Erzählungsform niedergeschrieben hatte und die Fouqué nur im Fall eines Unglücks

öffnen sollte, war für Mathilde so wenig kompromittierend wie möglich, schilderte aber doch ziemlich getreu seine Lage.

Julian hatte sein Paket eben fertig, als es zum Essen läutete; sein Herz klopfte. Seine Einbildungskraft, die noch bei der eben entworfenen Erzählung weilte, erfüllte ihn ganz mit tragischen Vorgefühlen. Er sah sich von Bedienten ergriffen, geknebelt und mit einem Knebel im Mund in den Keller geschleppt. Dort wurde er von einem Bedienten bewacht, und wenn die Ehre der vornehmen Familie es erforderte, daß das Abenteuer ein tragisches Ende nahm, so war es leicht, ihm ein Gift beizubringen, das keine Spuren hinterließ; dann sagte man, er sei an einer Krankheit gestorben und brachte ihn tot in sein Zimmer zurück.

Von seiner eignen Erzählung ergriffen wie ein dramatischer Schriftsteller, hatte er wirklich Furcht, als er ins Speisezimmer trat. Er sah alle die Diener in großer Divree an und studierte ihre Physiognomien. „Wer unter ihnen ist für den nächtlichen Handstreich ausersuchen?“ fragte er sich. „In dieser Familie sind die Erinnerungen an den Hof Heinrichs III. so lebendig und werden so oft in Erinnerung gebracht, daß sie, wenn sie sich beschimpft glauben, energischer sein werden, als andere Personen ihres Ranges.“ Er blickte Fräulein de la Mole an, um die Pläne ihrer Familie in ihren Augen zu lesen; sie war bleich und hatte einen ganz mittelalterlichen Gesichtsausdruck. Nie war sie ihm so großartig, so wahrhaft schön und imponant vorgekommen. Er wurde fast verliebt in sie. „Pallida morte furura“, sagte er sich. (Ihre Blässe zeugt von ihren großen Plänen.)

Nach dem Essen ging er auffällig lange im Garten spazieren, vergebens! Fräulein de la Mole erschien nicht. Sie sprechen zu können, hätte sein Herz in diesem Augenblick sehr erleichtert.

Warum es nicht gestehen? Er hatte Furcht. Da er entschlossen war, zu handeln, überließ er sich diesem Gefühl ohne falsche Scham. „Vorausgesetzt, daß ich im Augenblick der That den nötigen Mut habe,“ sagte er sich, „was tut es dann, was ich jetzt fühle?“ Er ging die Stelle rekonoszieren und prüfte die Schwere der Leiter.

„Dies Instrument“, lachte er, „scheint vom Schicksal dazu bestimmt, mir zu dienen, hier wie in Verrières. Aber welcher Unterschied!“ seufzte er. „Damals brauchte ich der Person, für die ich mich in Gefahr begab, nicht zu mißtrauen! Welcher Unterschied auch in der Gefahr! Ich konnte in dem Garten des Herrn von Rénal getödet werden, aber es war keine Unehre für mich. Man hätte meinen Tod leicht unerklärlich gemacht. Und hier? Welche abscheulichen Geschichten wird man nicht in den Salons der Chaulnes, Cahlus, Rez und schließlich überall erzählen. Ich werde für die Nachwelt ein Ungeheuer sein . . . Vielleicht zwei oder drei Jahre lang!“ setzte er über sich selbst lachend hinzu. Aber ein Gedanke schmetterte ihn nieder. „Und wo wird man mich rechtfertigen? Wenn Fouqué meine posthume Denkschrift druckt, so ist das nur eine Niedertracht mehr. Wie? Ich werde in einem Hause aufgenommen, und zum Dank für die Gastfreundschaft, für die Güte, mit der man mich überschüttet, lasse ich ein Pamphlet darüber drucken, was in diesem Hause vorgeht. Ich greife die Ehre der Frauen an — ach, tausendmal lieber wollen wir die Narren sein!“

Dieser Abend war schrecklich.

Sechshundvierzigstes Kapitel

Eine Stunde hinter Mitternacht

Der Garten war sehr groß und vor wenigen Jahren mit vollendetem Geschmac angelegt. Über die Bäume waren mehr als hundertjährig. Es lag etwas Ländliches darin.

Raffinger

Er wollte einen Widerruf an Fouqué schreiben, als es elf Uhr schlug. Er schloß seine Thür geräuschvoll zu, als ob er sich einschloße, und schlich dann heraus, um zu erkunden, was im Hause vor sich ging, namentlich im vierten Stock, wo die Diensthoten wohnten. Es war nichts besonderes los. Eine von Mathildes Kammerzofen gab eine Gesellschaft, die Diensthoten tranken sehr vernügt Punsch. „Die, welche so lachen, werden sich an dem

nächtlichen Anschlag nicht beteiligen," dachte Julian; „sie würden dann ernster sein.“

Endlich ging er in den Garten und verberg sich in einer dunklen Ecke. „Wenn sie die Absicht haben, sich von den Dienern des Hauses nicht erblicken zu lassen, so werden sie die Leute, die mich greifen sollen, über die Gartenmauer klettern lassen," dachte Julian.

„Wenn Herr von Croisenois das Ganze mit der nötigen Kaltblütigkeit auffaßt, so wird er es für die junge Dame, die er heiraten will, weniger compromittierend finden, wenn ich überrascht werde, ehe ich in ihr Zimmer komme.“

Er unternahm eine sehr gründliche militärische Refognoszierung. „Meine Ehre steht auf dem Spiel," dachte er; „wenn ich eine Dummheit mache, gereicht es mir in meinen eigenen Augen nicht zur Entschuldigung, wenn ich mir sage: ich habe nicht daran gedacht.“

Der Himmel war zum Verzweifeln klar. Gegen elf Uhr ging der Mond auf, gegen halb eins schien er voll auf die Seite des Hauses, die nach den Garten zu lag.

„Sie ist verrückt," sagte Julian sich, als es eins schlug; im Fenster des Grafen Norbert war noch Licht. In seinem ganzen Leben hatte Julian sich noch nicht so gefürchtet; er sah nur die Gefahren des Unternehmens und empfand nicht die geringste Begeisterung dafür.

Er nahm die riesige Leiter zur Hand, wartete noch fünf Minuten, um Zeit zu einem Gegenbefehl zu lassen, und stellte die Leiter fünf Minuten nach eins an Mathildes Fenster. Er stieg leise hinauf, die Pistole in der Hand und ganz erstaunt, nicht angegriffen zu werden. Als er das Fenster erreichte, öffnete es sich geräuschlos:

„Da sind Sie, mein Herr," sagte Mathilde tief bewegt; „ich verfolge seit einer Stunde Ihre Bewegungen.“

Julian war sehr verlegen, er wußte nicht, was er tun sollte, denn er fühlte nicht die geringste Liebe. In seiner Verlegenheit dachte er etwas wagen zu müssen und versuchte Mathilde zu küssen.

„Pfui!" rief sie, ihn zurückstoßend.

Sehr befriedigt, abgewiesen zu werden, beeilte er sich, Umschau zu halten: der Mond schien so grell, daß er tiefschwarze Schatten in

Fräulein de la Moles Zimmer warf. „Es können dort ganz gut Menschen versteckt sein, ohne daß ich sie sehe“, dachte er.

„Was haben Sie da in Ihrer Seitentasche?“ fragte Mathilde voller Freude, einen Gesprächsstoff gefunden zu haben. Sie litt seltsam; alle Gefühle der Zurückhaltung und Schüchternheit, die einem wohlherzogenen jungen Mädchen angeboren sind, hatten wieder Besitz von ihr ergriffen und unterwarfen sie den größten Qualen.

„Ich habe allerhand Waffen und Pistolen bei mir“, antwortete Julian, ebenso befriedigt, etwas zu sagen zu haben.

„Die Leiter muß zurückgezogen werden“, sagte Mathilde.

„Sie ist riesengroß und kann die Scheiben vom Salon unten oder vom Zwischenstod zerschlagen.“

„Man braucht sie nicht zu zerschlagen“, erwiderte Mathilde, indem sie vergeblich versuchte, den gewöhnlichen Unterhaltungston zu treffen. „Ich glaube, Sie könnten die Leiter hinunterlassen, wenn Sie einen Strid an die erste Sprosse befestigen. Ich habe immer einen Vorrat von Striden bei mir.“

„Und das ist ein verliebtes Weib!“ dachte Julian. „Sie wagt zu sagen, daß sie liebt, und ihre Kaltblütigkeit und Klugheit in den Vorsichtsmaßregeln zeigt mir noch deutlicher, daß ich nicht über Herrn von Croisenois triumphieren werde, wie ich in meiner Einfalt glaubte, sondern daß ich ganz einfach sein Nachfolger werde. Doch was sichts das mich an? Liebe ich sie denn? Ich triumphiere über den Marquis in dem Sinne, daß er sich wütend ärgern wird, einen Nachfolger zu bekommen, und mehr noch, daß ich es bin. Wie hochmütig sah er mich gestern im Café Tortoni an, wo er sich stellte, als ob er mich nicht erkannte! Und mit welchem böshaften Ausdruck grüßte er mich nachher, als er nicht mehr anders konnte!“

Julian hatte den Strid an der obersten Sprosse befestigt und ließ die Leiter sackte nieder, indem er sich weit über den Balkon lehnte, um keine Scheibe zu zertrümmern. „Ein schöner Augenblick, um mich zu töten“, dachte er, „wenn jemand in Mathildes Zimmer versteckt ist“; aber tiefes Schweigen herrschte nach wie vor.

Die Leiter berührte die Erde; es gelang Julian, sie längs der Mauer in ein Beet exotischer Blumen zu legen.

„Was wird meine Mutter sagen,“ sagte Mathilde, „wenn sie ihre schönen Blumen ganz zertrümmert sieht! . . . Sie müssen den Strich nachwerfen“, sagte sie mit größter Kaltblütigkeit. „Wenn man ihn bis zum Balkon hinauf verfolgen könnte, würde man sich diesen Umstand schwer erklären.“

„Und wie soll ich wieder fortkommen?“ fragte Julian in scherzhaftem Tone und mit kreolischem Akzent. (Eine der Kammerzofen des Hauses war in St. Domingo geboren.)

„Sie? Sie gehen durch die Türe!“ sagte Mathilde, entzückt über diesen Einfall.

„Ach, dieser Mann ist meiner ganzen Liebe würdig“, dachte sie.

Julian ließ den Strich in den Garten fallen; Mathilde preßte seinen Arm. Er glaubte sich von einem Feind gepackt und drehte sich hastig um, einen Dolch zückend. Sie hatte geglaubt, ein Fenster öffnen zu hören. Unbeweglich blieben sie stehen, ohne zu atmen. Der Mond beleuchtete sie voll. Das Geräusch wiederholte sich nicht; es war also kein Grund zur Besorgnis mehr.

Jetzt fing die Verlegenheit wieder an, sie war auf beiden Seiten groß . . . Julian vergewisserte sich, ob die Türe gut verriegelt war, er hätte am liebsten auch unter das Bett gesehen, aber er wagte es nicht; es hätten zwei oder drei Lakaien darunter liegen können. Endlich sah er aus Furcht vor künftigen Selbstvorwürfen über seine Unvorsichtigkeit doch nach.

Mathilde war allen Ängsten der Schüchternheit widerstandslos preisgegeben; ihr graute vor der Lage, in die sie sich gebracht hatte.

„Was haben Sie mit meinen Briefen gemacht?“ fragte sie endlich.

„Welche gute Gelegenheit, diese Herren, wenn sie uns behorchen, irrezuführen und den Kampf zu vermeiden“, dachte Julian.

„Der erste ist in einer großen protestantischen Bibel versteckt, welche die Post gestern abend weit von hier entführt hat.“

Er betonte diese Einzelheiten, so daß die Personen, die etwa in den beiden großen Mahagonischränken versteckt waren, die er nicht zu untersuchen gewagt hatte, ihn hören konnten.

„Die beiden andern sind auf der Post und werden denselben Weg wandern, wie der erste.“

„Ach, großer Gott, wozu alle diese Vorsichtsmaßregeln!“ rief Mathilde erschrocken.

„Warum soll ich lügen?“ dachte Julian und gestand seinen ganzen Verdacht.

„Daher also die Kälte in deinen Briefen!“ schrie Mathilde, mehr mit dem Ausdruck der Tollheit, als der Zärtlichkeit. Diese Nuance entging Julian; das „du“ raubte ihm allen Verstand, oder wenigstens erlösch doch sein Verdacht; er wagte, dieses schöne Mädchen, das ihm so viel Respekt einflößte, in seine Arme zu schließen und fand nur halben Widerstand. Sein Gedächtnis half ihm wie damals in Besançon bei Amanda Binet aus der Verlegenheit, und er sagte einige der schönsten Phrasen aus der neuen Heloise auf.

„Du bist ein Mannesherz,“ antwortete sie ihm, ohne viel auf seine Worte zu hören; „ich wollte deine Tapferkeit erproben, ich gestehe es. Dein Entschluß ist bei diesem Verdacht noch mannhafter, als ich glaubte.“

Mathilde zwang sich, ihn du zu nennen; ihre Gedanken waren augenscheinlich mehr bei dieser ungewohnten Anredeweise, als bei dem, was sie sagte. Dieses „du“, das so gar nicht zärtlich klang, machte Julian durchaus keine Freude. Er wunderte sich, daß er sich gar nicht glücklich fühlte, und um es zu werden, nahm er seine Zuflucht zum Verstande. Er sah sich von diesem so stolzen Mädchen, das nie ohne Einschränkungen lobte, hoch geachtet; indem er sich dies begreiflich machte, empfand er das Glück der Eigenliebe. Freilich, jene seelische Wollust, wie er sie bei Frau von Rênal bisweilen gefunden hatte, war es nicht. Nichts Zärtliches lag in den Gefühlen dieses ersten Augenblicks. Es war das höchste Glück des Ehrgeizes, und Julian war vor allem ehrgeizig. Er fing wieder von den Leuten an, die ihm verdächtig waren, und von den Vorsichtsmaßregeln, die er

erfonnen. Und während er sprach, dachte er über Mittel und Wege nach, wie er seinen Sieg ausnützen könnte.

Mathilde, die noch sehr verlegen war und über ihren Schritt niedergeschmettert schien, war anscheinend entzückt, einen Gesprächsstoff zu finden. Sie sprachen davon, wie und auf welche Weise sie sich wiedersehen könnten. Julian schwelgte im Selbstgefühl seines Mutes und Geistes, von dem er in diesem Gespräch erneute Proben ablegte. Sie hatten mit sehr geweckten Leuten zu tun; der kleine Lanbeau war sicher ein Spion, aber Mathilde und er waren auch nicht ungeschickt.

Was war einfacher, als sich in der Bibliothek zu treffen, um alles zu verabreden?

„Ich kann mich, ohne Verdacht zu erregen, fast in allen Teilen des Hauses sehen lassen,“ sagte Julian, „beinahe sogar im Schlafzimmer von Frau de la Mole.“ Man mußte in der That durch dieses Zimmer, um in das von Fräulein de la Mole zu gelangen. Wenn Mathilde es besser fände, daß er immer mit Hilfe einer Leiter käme, so würde er sich dieser kleinen Gefahr mit Wonne aussetzen.

Als Mathilde ihn so sprechen hörte, fiel ihr sein triumphierender Ausdruck auf. „Ist er denn mein Gebieter?“ fragte sie sich und war bereits der Reue preisgegeben. Ihre Vernunft ließ sie erschauern vor der unglaublichen Torheit, die sie begangen hatte. Hätte sie gekonnt, sie würde sich und Julian vernichtet haben. Und wenn sie ihre Reue für Augenblicke niederzwang, so machte das Gefühl der Schüchternheit und der leidenden Schamhaftigkeit sie tief unglücklich. Diesen entsetzlichen Zustand hatte sie nicht im mindesten vorausgesehen.

„Ich muß aber doch mit ihm sprechen,“ sagte sie sich endlich; „es scheidt sich, daß man mit seinem Liebhaber spricht.“

So erzählte sie ihm denn, um eine Pflicht zu erfüllen, und mit einer Härlichkeit, die mehr in ihren Worten, als im Ton ihrer Stimme lag, von ihren verschiedenen Entschlüssen, die sie in bezug auf ihn in den letzten Tagen gefaßt hatte.

Sie hatte sich vorgenommen, wenn er es wagen würde, auf der Leiter zu ihr zu kommen, wie sie es ihm vorgeschrieben hatte, sich ihm ganz zu eigen zu geben. Aber niemals wurden so zarte Dinge in einem so kalten und höflichen Tone gesagt!

Bis jetzt war dieses Stelldichlein eifrig. Das hieß die Liebe verhaßt machen. Welch moralische Lektion für ein unbesonnenes junges Mädchen! War es der Mühe wert, sich die Zukunft für einen solchen Augenblick zu verderben?

Nach langem Schwanken, das einem oberflächlichen Beobachter als Zeichen entschiedensten Hasses hätte erscheinen können — so sehr sträubten sich die Gefühle, die ein Weib sich selbst schuldet, selbst einem so festen Willen nachzugeben —, wurde Mathilde schließlich doch seine liebenswürdige Geliebte.

In Wahrheit waren diese Freuden etwas gewollt; die leidenschaftliche Liebe war noch weit mehr ein nachgeahmtes Vorbild als Wirklichkeit. Fräulein de la Mole glaubte eine Pflicht gegen sich selbst wie gegen ihren Liebhaber zu erfüllen. „Der arme Junge“, sagte sie sich, „ist von vollendeter Tapferkeit gewesen, er muß beglückt werden, oder mir fehlt es an Charakter.“ Aber sie hätte sich aus der grausamen Zwangslage, in der sie sich befand, mit ewigen Leiden freikaufen mögen.

Trotz der schrecklichen Gewalt, die sie sich antat, blieb sie vollständig Herrin ihrer Worte. Keine Reue, kein Vorwurf trübte diese Nacht, die Julian eher sonderbar, als glücklich vorkam. Welcher Unterschied, großer Gott, gegen seine letzten vierundzwanzig Stunden in Verrières! „Diese schönen Pariser Manieren besitzen das Geheimnis, alles zu verderben, selbst die Liebe“, sagte er sich in seiner bodenlosen Ungerechtigkeit.

Diesen Betrachtungen überließ er sich in dem großen Mahagoni-Wandschrank, in den er beim ersten Geräusch im Nebenzimmer, wo Frau de la Mole schlief, sich hatte verstecken müssen. Mathilde ging mit ihrer Mutter zur Messe, die Kammerfrauen verließen das Zimmer bald, und Julian konnte, ehe sie zurückkamen, um ihre Arbeit fertig zu machen, leicht das Weite suchen.

Er stieg zu Pferde und suchte die einsamsten Waldwinkel in der Umgegend von Paris auf. Er war viel mehr erstaunt als glücklich. Das Glück, das hin und wieder seine Seele durchzog, war wie das eines jungen Unterleutnants, der zum Lohn für eine erstaunliche That vom Höchstkommmandierenden mit einem Sprung zum Obersten befördert worden ist; er fühlte sich zu schwindelnder Höhe emporgetragen. Alles, was gestern noch hoch über ihm stand, war jetzt seinesgleichen oder unter ihm. Allmählich wuchs sein Glück, je weiter er ritt.

Wenn Mathildes Seele so ganz aller Zärtlichkeit bar gewesen war, so lag das, so sonderbar es klingen mag, daran, daß sie in ihrem ganzen Benehmen gegen ihn eine Pflicht erfüllt hatte. In allem, was diese Nacht geschehen war, war nichts Unvorhergesehenes für sie als der Jammer und die Scham, die sie an Stelle der in den Romanen gepriesenen Glückseligkeit gefunden hatte.

„Sollte ich mich getäuscht haben? Liebe ich ihn nicht?“ fragte sie sich.

Siebenundvierzigstes Kapitel

Ein alter Degen

I now mean to be serious — it is time,
Since laughter now-a-days is deem'd too serious.
A jest at vice by virtue 's called a crime.

Byron, Don Juan, C. 13

Sie erschien nicht zum Mittagessen. Am Abend kam sie einen Augenblick in den Salon, sah Julian aber nicht an. Dies Benehmen schien ihm sonderbar. „Aber,“ dachte er, „ich kenne ihre Gewohnheiten nicht, sie wird mir ihre guten Gründe dafür sagen.“ Immerhin war er von der äußersten Neugier geplagt und musterte Mathildes Gesichtsausdruck mit prüfenden Blicken. Er konnte sich nicht verhehlen, daß sie hart und böse dreinblickte. Offenbar war es nicht dasselbe Weib, das in der letzten Nacht eine übermenschliche Wonne empfunden oder auch geheuchelt hatte; denn ihre Freudeausbrüche waren zu übermäßig, um wahr zu sein.

Am nächsten und übernächsten Tage dieselbe Kälte ihrerseits; sie sah ihn nicht an, sie bemerkte gar nicht, daß er vorhanden war. Julian wurde von nagender Ungewißheit verzehrt; das Triumphgefühl, das ihn am ersten Tage besetzt hatte, lag tausend Meilen hinter ihm. „Ist sie etwa zur Tugend zurückgekehrt?“ fragte er sich. Aber das war ein zu spießbürgerliches Wort für die hochmütige Mathilde.

„In gewöhnlichen Lebenslagen glaubt sie nicht an Religion,“ dachte Julian, „sie liebt sie nur als etwas für ihre Kasteninteressen Förderliches. Aber kann sie die Sünde, die sie begangen hat, nicht aus einfachem Hartgefühl heftig bereuen?“ Julian glaubte ihr erster Liebhaber zu sein.

„Aber,“ sagte er sich in anderen Momenten, „man muß zugeben, daß nichts Einfaches, Naives, Zärtliches in ihrer ganzen Wesensart ist; niemals habe ich sie hochmütiger gesehen. Sollte sie mich verachten? Es wäre ihrer würdig, sich gereuen zu lassen, was sie für mich getan hat, nur weil ich niedrig geboren bin.“

Während Julian so in seinen aus Büchern und den Erinnerungen von Verrières geschöpften Vorurteilen der Chimäre einer zärtlichen Geliebten nachjagte, die von dem Augenblick an, wo sie ihren Liebhaber beglückt hat, nicht mehr an ihr eigenes Dasein denkt, war Mathildes Eitelkeit wütend auf ihn.

Da sie sich seit zwei Monaten nicht mehr langweilte, fürchtete sie auch die Langeweile nicht mehr, und so hatte Julian, ohne es im geringsten zu ahnen, seinen größten Vorteil eingebüßt.

„Ich habe mir einen Herrn gegeben“, sagte sich Fräulein de la Mole voll schwärzesten Kummers. „Er ist freilich voll Ehrgefühl, aber wenn ich seine Eitelkeit zum äußersten bringe, wird er sich rächen und die Art unserer Beziehungen bekannt geben.“ Mathilde hatte nie einen Liebhaber gehabt, und in dieser Lebenslage, die selbst den trockensten Seelen einige holde Illusionen verleiht, war sie den bittersten Gedanken preisgegeben.

„Er hat eine ungeheure Macht über mich, weil er mich durch Schrecken regiert und mich aufs furchtbarste strafen kann, wenn ich ihn zum äußersten bringe.“ Dieser bloße Gedanke genügte, um

Fräulein de la Mole zu veranlassen, ihn zu verletzen. Mut war die erste Eigenschaft ihres Charakters. Nichts konnte sie ein wenig aufregen und sie von einem immer wieder auftauchenden Rest von Bangeweile heilen, als der Gedanke, daß sie mit ihrer ganzen Existenz ein gewagtes Spiel trieb.

Als sie Julian am dritten Tage noch immer keines Blickes würdigte, folgte er ihr nach dem Essen, augenscheinlich gegen ihren Willen, in das Billardzimmer.

„Nun, mein Herr, Sie glauben wohl gewaltige Rechte über mich zu haben?“ sagte sie ihm mit kaum verhehltem Zorn. „Sie wollen mich sprechen, und ich zeige es Ihnen doch deutlich genug, daß ich es nicht will. Wissen Sie, das hat sich noch niemand gegen mich herausgenommen!“

Nichts war scherzhafter als das nun folgende Gespräch der beiden Liebenden; ohne es zu ahnen, waren sie vom lebhaftesten Haß gegen einander befeelt. Da keiner von ihnen einen ausdauernden Charakter besaß und sie außerdem die Gewohnheiten der guten Gesellschaft hatten, so dauerte es nicht lange, bis sie sich unzweideutig erklärten, daß es zwischen ihnen für immerdar aus sei.

„Ich schwöre Ihnen ewige Geheimhaltung“, sagte Julian. „Ich würde selbst schwören, daß ich Sie nie wieder anreden will, wenn Ihr Ruf nicht durch diese auffallende Veränderung meines Benehmens litte.“ Damit grüßte er respektvoll und ging.

Er vollzog ohne allzugroße Selbstüberwindung, was er für seine Pflicht hielt; er war weit entfernt, sich für sehr verliebt in Fräulein de la Mole zu halten. Zweifellos liebte er sie vor drei Tagen nicht, als er in dem großen Mahagonischrank versteckt war. Aber alles änderte sich schnell in seiner Seele, sobald er sich für immer mit ihr entzweit sah.

Sein grausames Gedächtnis führte ihn die geringsten Kleinigkeiten jener Nacht, die ihn in Wirklichkeit so kalt gelassen hatte, wieder vor Augen. Schon in der Nacht nach der Erklärung ihres ewigen Bruches glaubte Julian verrückt zu werden, weil er sich gestehen mußte, daß er Fräulein de la Mole liebe.

Furchtbare Kämpfe folgten dieser Entdeckung, alle seine Gefühle waren verwirrt.

Drei Tage danach hätte er Herrn von Croisenois, statt stolz gegen ihn zu sein, fast tränenden Auges umarmt.

Das anhaltende Unglück ließ einen Strahl von Vernunft in seine Seele fallen; er beschloß, nach dem Languedoc zu reisen, packte seinen Koffer und ging zur Post.

Er fiel beinahe um, als er auf dem Postbureau erfuhr, daß ganz zufälligerweise ein Platz in der Post nach Toulouse für den nächsten Tag frei war. Er bestellte ihn und ging wieder nach Hause, um dem Marquis seine Abreise zu melden.

Herr de la Mole war fort. Mehr tot als lebendig ging Julian in die Bibliothek, um dort auf ihn zu warten. Wie ward ihm, als er Fräulein de la Mole dort fand!

Als sie ihn kommen sah, nahm sie eine böshafte Miene an, die nicht mißzuverstehen war.

Durch sein Unglück hingerissen und durch die Ubertaschung verwirrt, war Julian so schwach, sie im zärtlichsten Tone, der ihm aus der Seele kam, zu fragen: „Sie lieben mich also nicht mehr?“

„Ich verabscheue mich, daß ich mich dem ersten besten hingegeben habe!“ sagte Mathilde, Wuttränen über sich selbst vergießend.

„Dem ersten besten!“ schrie Julian und stürzte sich auf einen alten Degen aus dem Mittelalter, der in der Bibliothek als Merkwürdigkeit aufbewahrt wurde. Sein Schmerz, den er schon für übermäßig hielt, als er Fräulein de la Mole ansprach, verhundertfachte sich beim Anblick der Tränen, die er sie aus Scham vergießen sah. Er wäre überglücklich gewesen, sie töten zu können.

In dem Augenblick, wo er den Degen nicht ohne Mühe aus seiner alten Scheide riß, trat Mathilde stolz auf ihn zu; die Neuheit dieses Eindrucks entzündete sie; ihre Tränen waren versiegt.

Der Gedanke an seinen Wohltäter, den Marquis de la Mole, erhob sich zwischen beiden. „Ich seine Tochter töten!“ sagte er sich, „wie grauenvoll.“ Er machte eine Bewegung, um den Degen

fortzuwerfen. „Gewiß“, dachte er, „wird sie laut auflachen, wenn sie diese Operettengeste sieht!“

Dieser Gedanke gab ihm seine kalte Besinnung wieder. — Er betrachtete die Klinge des alten Degens neugierig, als ob er einen Rostfleck darauf suchte, steckte sie dann wieder in die Scheide und hängte die Waffe mit der größten Ruhe wieder an den vergoldeten Bronzenagel.

Diese ganze Bewegung, so langsam sie zum Schluß war, dauerte kaum eine Minute. Fräulein de la Mole sah ihn erstaunt an. „Ich wäre also ums Haar von meinem Liebhaber getötet worden“, sagte sie sich. Dieser Gedanke versetzte sie in die schönsten Zeiten Karls IX. und Heinrichs III. zurück. Sie stand unbeweglich vor Julian, der den Degen zurückgehängt hatte; jetzt sprach kein Haß mehr aus ihren Blicken.

Man muß zugeben, daß sie in diesem Augenblick sehr verführerisch ausah; sicherlich hat nie ein Weib weniger wie eine Pariser Puppe ausgesehen. (Dieses Wort war der größte Vorwurf, den Julian den Damen der Hauptstadt machte.)

„Ich werde in meine Schwäche für ihn zurückfallen“, dachte Mathilde, „und dann wird er sich erst recht für meinen Herrn und Gebieter halten; gerade bei einem Rückfall, nachdem ich so energisch mit ihm geredet habe!“ Und sie entfloh.

„Mein Gott, wie schön sie ist“, dachte Julian, als er sie laufen sah. „Und dieses holde Wesen hat sich vor noch nicht acht Tagen mit solcher Leidenschaft in meine Arme geworfen . . . Diese Augenblicke werden nun nie wiederkehren; es ist meine Schuld! Und in dem Augenblick einer so außerordentlichen und für mich so belangreichen Tat war ich nicht empfänglich dafür! . . . Man muß gestehen, ich bin mit einem recht platten und unglücklichen Charakter geboren!“

Der Marquis erschien; Julian beeilte sich, ihm seine Abreise zu melden.

„Wohin?“ fragte er.

„Nach dem Vanguedoc.“

„Nicht doch, wenn ich bitten darf. Ich habe Sie für wichtigere Missionen ausersehen, und wenn Sie reisen, wird es nach dem Norden sein. . . Ja, um mich militärisch auszudrücken, muß ich Ihnen sogar Hausarrest erteilen; Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie das Haus nie länger als zwei bis drei Stunden verließen: ich könnte Sie von einem Augenblick zum andern nötig haben.“

Julian verbeugte sich und ging, ohne ein Wort zu sagen; den Marquis sehr erstaunt zurücklassend. Er war außerstande, etwas zu antworten, und schloß sich in sein Zimmer ein. Da konnte er sich ohne Rückhalt über die Bitterkeit seines Schicksals beklagen.

„Also,“ dachte er, „nicht einmal fortgehen kann ich! Gott weiß, wieviel Tage der Marquis mich in Paris behalten wird; großer Gott, was wird aus mir! Und nicht einen Freund, den ich um Rat fragen könnte. Der Abbé Pirard ließe mich nicht den ersten Satz vollenden; der Graf Altamira würde mir vorschlagen, mich bei einer Verschwörung zu beteiligen!

„Und doch bin ich verrückt, ich fühle es, ich bin verrückt! Wer wird mich leiten, was wird aus mir?“

Achtundvierzigstes Kapitel

Graufame Augenblicke

Und sie gesteht es mir! Bis in die kleinsten Einzelheiten malt sie es aus! Ihr schönes Auge ruht auf mir und ländet mir eine Liebe, die sie für einen andern fühlte! *SCHILLER*

Gräulein de la Mole war selig; sie dachte an nichts als an das Glück, fast umgebracht zu sein! Sie sagte sich sogar: „Er ist wert, mein Geliebter zu sein, weil er mich fast getötet hat. Wie viele von den schönen jungen Leuten der Gesellschaft müßte man in einen Topf gießen, um solch einen Ausbruch der Leidenschaft zu bekommen!

„Man muß gesehen, er war sehr hübsch in dem Augenblick, als er auf den Stuhl stieg, um den Degen genau so malerisch wieder aufzuhängen, wie der Tapezierer ihn befestigt hatte. Alles in allem bin ich nicht so töricht gewesen, ihn zu lieben.“

Wenn sich in diesem Augenblick irgend ein anständiges Mittel geboten hätte, wieder anzuknüpfen, so hätte sie es mit Freuden ergriffen. Julian hatte sich in seinem Zimmer doppelt eingeschlossen und rang mit der heftigsten Verzweiflung. In seinen wahnsinnigen Ideen dachte er daran, sich ihr zu Füßen zu werfen. Wenn er, statt sich an diesem abgelegenen Orte versteckt zu halten, im Hause oder Garten umhergeirrt wäre, um sich keine Gelegenheit entgehen zu lassen, so hätte sein schreckliches Unglück vielleicht in einem einzigen Augenblick in das heißeste Glück umschlagen können.

Aber die Geschicklichkeit, deren Mangel wir ihm vorwerfen, hätte auch jenen herrlichen Augenblick ausgeschlossen, wo er den Degen ergriff und in Mathildes Augen so reizend aussah. Diese für Julian günstige Laune hielt den ganzen Tag bei ihr an. Mathilde machte sich ein reizendes Bild von den kurzen Augenblicken, wo sie ihn geliebt hatte, und wünschte sie zurück.

„In der That,“ sagte sie sich, „hat meine Leidenschaft für diesen armen Jungen in seinen Augen nur von ein Uhr mitternachts gedauert, wo ich ihn mit seinen Pistolen in der Rocktasche auf der Leiter ankommen sah, bis zum anderen Morgen um acht Uhr. Eine Viertelstunde später, als ich in St. Valère die Messe hörte, fingen meine Bedenken an, er könnte sich für meinen Gebieter halten und versuchen, mich durch Furcht zum Gehorsam zu zwingen.“

Nach dem Essen wich Fräulein de la Mole ihm nicht mehr aus, vielmehr redete sie ihn an und forderte ihn auf, sie in den Garten zu begleiten; er gehorchte. Diese Prüfung fehlte ihm noch. Mathilde gab unbewußt der Liebe nach, die sie wieder für ihn empfand. Sie fand ein großes Vergnügen daran, an seiner Seite zu gehen; neugierig betrachtete sie die Hände, die am Morgen den Degen ergriffen hatten, um sie zu töten.

Nach solcher That, nach allem, was geschehen war, konnte von ihrer früheren Unterhaltung keine Rede mehr sein.

Nach und nach fing Mathilde an, ihm mit einiger Vertraulichkeit von ihrem Herzenszustand zu sprechen. Sie fand eine sonderbare Wollust an dieser Art Unterhaltung; sie schilderte ihm schließlich

sogar ihre vorübergehende Begeisterung für Herrn von Croisenois und Herrn von Caylus . . .

„Was, für Herrn von Caylus auch?“ rief Julian aus. Die ganze bittere Eifersucht eines verlassenen Liebhabers sprach aus diesen Worten. Mathilde beurteilte seinen Ausbruch richtig und war keineswegs beleidigt darüber.

Sie fuhr fort, Julian zu quälen, indem sie ihm ihre vergangenen Gefühle mit dem Tone der größten Wahrhaftigkeit auf das Anschaulichste schilderte. Er sah, daß sie das vor Augen hatte, was sie schilderte, und er wurde zu seinem Schmerze gewahr, daß sie beim Erzählen Entdeckungen in ihrem eigenen Herzen machte.

Daß Unglück der Eifersucht kann nicht größer sein! Der Verdacht, daß ein Nebenbuhler geliebt wird, ist schon grausam genug, aber sich die Liebe, die er einflößt, von dem angebeteten Weibe haarfein gestehen zu lassen, ist der Gipfel des Unglücks. Ach, wie wurde Julian jetzt für die Aufwallung von Stolz gestraft, in der er sich den Herren von Caylus und von Croisenois vorgezogen hatte! Mit welchem heimlichen und tief empfundenen Kummer übertrieb er sich ihre geringsten Vorzüge! Mit welcher glühender Aufrichtigkeit verachtete er sich selbst!

Mathilde erschien ihm anbetungswürdig; Worte sind zu schwach, um das Übermaß seiner Bewunderung auszudrücken. An ihrer Seite schreitend, verschlang er mit den Blicken ihre Hände, ihre Arme, ihren königlichen Wuchs. Er war vor Liebe und Kummer verneigt und nahe daran, ihr zu Füßen zu fallen und Gnade zu schreien.

„Und dieses schöne, über alles erhabene Mädchen, das mich einmal geliebt hat, wird ohne Zweifel bald den Herrn von Caylus lieben!“

Julian konnte an Fräulein de la Moles Aufrichtigkeit nicht zweifeln; der Ausdruck der Wahrhaftigkeit in allem, was sie sagte, war zu offenbar. Und damit gar nichts an seinem Unglück fehlte, sprach Mathilde von den Gefühlen, die sie für Herrn von Caylus gehegt hatte, so eingehend, daß es bisweilen schien, als liebe sie ihn noch. Ihr Ausdruck verriet ihre Liebe; Julian sah es ganz klar. Hätte man geschmolzenes Blei in seine Brust gegossen, er hätte weniger

gelitten. Wie hätte der arme Junge in diesem Übermaß von Kummer auch ahnen können, daß Mathilde de la Mole nur deshalb so viel Freude daran fand, sich ihrer alten Liebesgefühle für Herrn von Caplus oder Luz zu erinnern, weil sie mit ihm sprach?

Julians Seelenqual spottete jeder Beschreibung. In derselben Lindenallee, wo er vor wenigen Tagen auf den Schlag der ersten Stunde nach Mitternacht gewartet hatte, um in ihr Zimmer zu dringen, mußte er sich jetzt die Einzelheiten einer für einen anderen empfundenen Liebe anvertrauen lassen. Es war die höchste Pein, die ein Menschenherz ertragen kann.

Diese Art grausamer Intimität dauerte acht lange Tage. Mathilde schien ihn bald zu suchen, bald floh sie die Gelegenheit, mit ihm zu sprechen, und der Gegenstand der Unterhaltung, zu dem sie alle beide mit einer Art grausamer Wollust zurückzukehren schienen, war die Beschreibung der Gefühle, die sie für andere empfunden hatte. Sie erzählte ihm von den Briefen, die sie geschrieben hatte, sie entsann sich ihres Wortlautes und sagte ihm ganze Sätze auf. Die letzten Tage schien sie Julian mit böshafter Freude anzusehen. Seine Schmerzen bereiteten ihr einen lebhaften Genuß.

Man sieht, daß Julian keine Lebenserfahrung hatte; er hatte nicht einmal Romane gelesen. Wenn er etwas weniger linksich gewesen wäre und diesem von ihm so angebeteten Mädchen, das ihm so sonderbare Sachen anvertraute, kaltblütig gesagt hätte: „Geben Sie's nur zu, wenn ich auch nicht so vornehm bin, wie alle diese Herren, so bin ich es doch, den Sie lieben“, so wäre sie vielleicht glücklich gewesen, erraten zu sein, wenigstens hätte der Erfolg ganz und gar von der Anmut abgehangen, mit der Julian diesen Gedanken ausgedrückt hätte, und von dem Augenblick, den er wählte. Auf jeden Fall hätte er einer Situation, die in Mathildes Augen langweilig zu werden begann, ein Ende gemacht, und dies in einer für ihn vorteilhaften Weise.

„Und Sie, die ich an bete, lieben mich nicht mehr?“ fragte Julian, ganz versunken in Liebe und Kummer. Das war ungefähr die größte Dummheit, die er begehen konnte.

Dies Wort zerstörte im Nu das ganze Vergnügen, das Fräulein de la Mole daran gefunden hatte, ihm von ihrem Herzenszustand zu sprechen. Sie begann sich darüber zu wundern, daß er nach allem, was vorgefallen war, sich durch ihre Erzählungen nicht beleidigt fühlte; in dem Augenblick, als er ihr dies dumme Wort sagte, bildete sie sich sogar ein, daß er sie nicht mehr liebte. „Der Stolz hat seine Liebe sicher erstickt“, sagte sie sich. „Er ist nicht der Mann dazu, sich Leute wie Caylus, Luz und Croisenois ungestraft vorziehen zu sehen, zumal er gesteht, daß sie ihm weit überlegen sind. Nein, ich werde ihn nicht mehr zu meinen Füßen sehen.“

In den letzten Tagen hatte Julian in der Naivität seines Kummers manch lobendes Wort über die glänzenden Eigenschaften dieser Herren fallen lassen; er hatte sie sogar übertrieben. Dieser Zug war Fräulein de la Mole nicht entgangen, sie war erstaunt darüber, ohne die Ursache zu erraten. Julians leidenschaftliche Seele lobte einen Rivalen, den er geliebt glaubte, aus Mitgefühl mit seinem Glücke.

Sein ebenso aufrichtiges wie dummes Wort sollte mit einem Schlage alles ändern: Mathilde war nun sicher, geliebt zu sein, und verachtete ihn gründlich. Sie ging mit ihm spazieren, als er diese ungeschickte Äußerung tat: nun ließ sie ihn stehen, und ihr letzter Blick drückte die tiefste Verachtung aus. In den Salon zurückgekehrt, sah sie ihn den Rest des Abends nicht mehr an. Am nächsten Morgen erfüllte diese Verachtung ihr ganzes Sinnen und Denken. Acht Tage lang hatte es ihr so viel Freude bereitet, Julian als ihren intimen Freund zu behandeln; jetzt war ihr sein Anblick unangenehm, ja, sie ging in ihrem Empfinden bis zum Abscheu; nichts vermöchte das Übermaß der Verachtung auszudrücken, das sie empfand, wenn er ihr unter die Augen kam.

Julian hatte nichts von dem verstanden, was seit acht Tagen in Mathildes Herzen vorging, aber er merkte die Verachtung. Er war verständig genug, sich so selten wie möglich zu zeigen, und sah sie niemals an.

Aber nicht ohne tödlichen Kummer beraubte er sich so ihrer Gegenwart. Er glaubte zu fühlen, daß sich sein Unglück dadurch noch vergrößerte. „Der Mut eines Mannesherzens kann nicht weiter gehen“, sagte er sich. Er verbrachte sein Leben an einem kleinen Giebel-fenster des Hauses, dessen Laden sorgfältig geschlossen war; von da konnte er Fräulein de la Mole wenigstens sehen, wenn sie in den Garten ging.

Aber wie geschah ihm, wenn er sie nach Tisch mit Herrn von Caplus, von Luz oder einem anderen Spazierengehen sah, für den geschwärmt zu haben sie ihm gestanden hatte?

Julian hatte keine Ahnung von einem solchen Abgrund von Schmerz; er hätte laut ausschreien mögen; seine so feste Seele war endlich in ihren Grundfesten erschüttert.

Jeder nicht auf Fräulein de la Mole bezügliche Gedanke war ihm verhaßt, er war unfähig, die einfachsten Briefe zu schreiben.

„Sie werden toll“, sagte ihm der Marquis.

Julian zitterte, irrte zu sein; er schützte Krankheit vor und fand Glauben. Zum Glück für ihn scherzte der Marquis bei Tisch über seine bevorstehende Reise; Mathilde verstand, daß sie recht lang werden konnte. Es waren schon mehrere Tage verflossen, seit Julian ihr auswich, und die jungen, glänzenden Herren, die alles hatten, was diesem blassen, finsternen Wesen abging, das sie einst geliebt hatte, waren nicht mehr imstande, sie ihren Träumereien zu entreißen.

„Ein gewöhnliches Mädchen“, sagte sie sich, „hätte sich den geliebten Mann unter diesen jungen Leuten ausgesucht, die im Salon aller Blicke auf sich ziehen; aber es ist ein Zeichen von Genie, sich nicht in dem ausgefahrenen Geleise des Durchschnitts zu bewegen.“

„Als Gefährtin eines Mannes wie Julian, dem nichts fehlt als das Vermögen, das ich habe, werde ich fortwährend die Aufmerksamkeit auf mich ziehen und nicht unbemerkt durchs Leben gehen. Ich bin weit entfernt, fortwährend eine Revolution zu fürchten, wie meine Cousinen, die aus Furcht vor dem Volke nicht einmal einen

Postillon auszuschnelten wagen, der sie schlecht fährt; ich würde sicher sein, eine Rolle zu spielen, und eine große Rolle, denn der Mann, den ich mir erwählt habe, hat Charakter und Ehrgeiz ohne Grenzen. Was fehlt ihm? Freunde, Geld? Ich gebe sie ihm.“ Aber in ihren Gedanken behandelte sie Julian etwas als untergeordnetes Wesen, von dem man sich lieben läßt, wenn man will.

Neunundvierzigstes Kapitel

Die italienische Oper

O how this spring of love resembleth
The uncertain glory of an April day,
Which now shows all the beauty of the sun,
And by and by a cloud takes all away!

Shakespeare

Mit der Zukunft und der besonderen Rolle, die sie spielen würde, ganz beschäftigt, kam Mathilde bald dahin, sich nach den trockenen, metaphysischen Gesprächen zurückzusehen, die sie oft mit Julian geführt hatte. Bisweilen auch wünschte sie, von so hohen Gedanken ermüdet, die Augenblicke des Glücks zurück, die sie bei ihm gefunden hatte. Aber diese letzten Erinnerungen kehrten nie ohne Gewissensbisse wieder, von denen sie in gewissen Augenblicken erfüllt war.

„Wenn man eine Schwäche für jemanden hat,“ sagte sie sich, „so darf ein Mädchen wie ich seine Pflichten nur um eines verdienstvollen Mannes willen vergessen; man soll nicht sagen können, daß sein schöner Schnurrbart oder die Grazie, mit der er zu Pferde sitzt, mich verführt hätten, vielmehr seine tiefen Gespräche über die Zukunft Frankreichs und seine Gedanken über die Ähnlichkeit der Ereignisse, die auf uns herabdrohen, mit der englischen Revolution von 1688. Ich bin verführt worden,“ antwortete sie auf ihre Gewissensbisse; „ich bin ein schwaches Weib, aber wenigstens bin ich nicht wie eine Puppe durch äußere Vorzüge gestrauchelt.“

„Wenn eine Revolution ausbricht, warum sollte Julian Sorel dann nicht die Rolle eines Roland spielen und ich die von Madame

Roland? Ich liebe diese Rolle mehr als die der Frau von Staal: unsittlicher Lebenswandel wird in unserem Zeitalter ein Hindernis sein. Man soll mir gewiß keine zweite Schwäche vorwerfen, ich stirbe vor Scham.“

Man muß gestehen, daß Mathildes Träumereien nicht alle so ernst waren, wie die soeben wiedergegebenen Gedanken. Sie blickte Julian oft an und fand eine bezaubernde Anmut in seinen geringsten Handlungen.

„Zweifellos“, sagte sie sich, „ist es mir gelungen, ihm den Gedanken an vermeintliche Rechte von Grund auf auszutreiben. Der Schmerz und die tiefe Leidenschaft, mit der mir der arme Junge vor acht Tagen seine Liebe gestand, beweist es ja auch. Ich muß zugeben, daß es recht sonderbar von mir war, mich über ein Wort zu ärgern, in dem so viel Respekt und Leidenschaft lag. Bin ich nicht sein Weib? Es war so natürlich, daß er es sagte, und ich muß gestehen, auch sehr liebenswürdig. Julian liebte mich noch nach diesen ewigen Gesprächen, in denen ich ihm auf wirklich recht grausame Weise immer nur von der alten Liebe erzählte, die ich aus Verzweiflung über mein langweiliges Leben für ein paar junge Leute der Gesellschaft empfand, auf die er so eifersüchtig ist. Ach, wenn er wüßte, wie ungesund sie mir sind! Und wie verkümmert sie neben ihm aussehen, einer genau wie der andere!“ In diese Gedanken verloren, zeichnete Mathilde allerhand Striche auf ein Blatt ihres Albums. Eines der entstandenen Profile erstaunte und entzückte sie, es glich Julian auffallend. „Das ist die Stimme des Himmels, ein Wunder der Liebe!“ rief sie außer sich vor Freude; „unbewußt habe ich sein Bild gezeichnet.“

Sie eilte auf ihr Zimmer, schloß sich ein und versuchte ernsthaft und mit großem Fleiße, Julians Bild zu zeichnen, aber es gelang ihr nicht; das zufällig entstandene Bild blieb immer noch das ähnlichste. Mathilde war entzückt darüber, sie sah darin den Beweis großer Leidenschaft und trennte sich von ihrem Album erst sehr spät, als die Marquise sie rufen ließ, um in die italienische Oper zu gehen. Sie hatte nur einen Gedanken, Julian mit den Augen

zu suchen, damit ihre Mutter ihn auffordern könnte, sie zu begleiten.

Er erschien nicht, die Damen hatten nur langweilige Durchschnittsmenschen in ihrer Loge. Während des ersten Aktes träumte Mathilde von dem Manne, den sie liebte mit der überschwenglichsten Leidenschaft, aber im zweiten Akte packte sie eine Liebesregel, deren Melodie, wie wir gestehen müssen, eines Cimarosa würdig war. „Ich muß mich für das Übermaß von Anbetung, das ich für ihn empfinde, strafen; ich liebe ihn zu sehr“, sang die Heldin der Oper.

Von dem Augenblick an, wo Mathilde diese herrliche Arie gehört hatte, verschwand die ganze Welt vor ihren Augen. Wenn man mit ihr sprach, antwortete sie nicht; ihre Mutter schalt, kaum konnte sie es über sich gewinnen, sie anzusehen. Sie geriet in ihrer Ekstase in einen Grad von Überspannung und Leidenschaft, der Julians heftigsten Gefühlen für sie entsprach. Dies Lied voll göttlicher Grazie, das zu der Liebesregel gesungen wurde, schien ihr auf ihre Lage so sonderbar zu passen und verfolgte sie in jedem Augenblick, wo sie nicht an Julian selbst dachte. Dank ihrer Liebe zur Musik war ihr an diesem Abend zumute, wie es Frau von Ménéal immer war, wenn sie an Julian dachte. Die Verstandesliebe hat jedenfalls mehr Geist als die wahre Sinnenliebe, aber sie hat nur Augenblicke der Begeisterung, sie kennt sich zu gut und richtet sich unaufhörlich; weit entfernt, die Gedanken zu verwirren, ist sie nur auf Gedanken gebaut.

Nach Hause zurückgekehrt, behauptete Mathilde Fieber zu haben und brachte, was Frau de la Mole auch sagen mochte, einen Teil der Nacht am Klavier zu. Sie sang die Worte der berühmten Arie, die sie so entzückt hatte:

„Devo punirmi, devo punirmi,
Se troppo amai“ usw.

Das Resultat dieser tollen Nacht war, daß sie über ihre Liebe zu triumphieren glaubte.

(Diese Seite wird dem unglücklichen Autor in mehr als einer Hinsicht schaden. Kalte Seelen werden ihn der Unansständigkeit zeihen. Er tut den jungen Damen, die in den Pariser Salons glänzen, nicht

den Schimpf an, zu behaupten, daß auch nur eine von ihnen solcher Tollheiten fähig sei, wie sie Mathildes Charakter herabsetzen. Diese Figur beruht ganz auf Einbildung und steht selbst als solche ganz außerhalb der sozialen Gewohnheiten, die der Zivilisation des neunzehnten Jahrhunderts unter allen Jahrhunderten einen so hervorragenden Rang anweisen werden. An Klugheit fehlt es den jungen Damen, welche die Bierge der Bälle dieses Winters waren, keineswegs. Ich glaube auch nicht, daß man ihnen vorwerfen kann, ein glänzendes Vermögen, Pferde, schöne Güter und was sonst eine angenehme Stellung in der Welt sichert, allzusehr zu verachten. Weit entfernt, nur Langeweile in diesen Vorzügen zu sehen, sind sie gewöhnlich sehr dafür eingenommen, und wenn überhaupt Leidenschaft in den Herzen lebt, so sind sie für sie entbrannt.

Ebensowenig ist es die Liebe, die das Glück junger, begabter Leute wie Julian ausmacht. Sie klammern sich mit unüberwindlicher Zähigkeit an eine Clique an, und wenn diese Clique Glück hat, so regnen alle Vorteile der Gesellschaft auf sie herab. Wehe dem studierten Manne, der keiner Clique angehört, man wird ihm auch die kleinsten, unsichersten Erfolge vorwerfen, und die hohe Tugend triumphiert, indem sie ihn beraubt. . . Ja, mein Herr, ein Roman ist ein Spiegel, der sich auf einer Landstraße bewegt. Bald spiegelt er das Blau des Himmels wider, bald den Schlamm und die Pfützen des Weges. Und der Mensch, der den Spiegel in seinem Korbe trägt, wird von Ihnen der Immoralität bezichtigt. Sein Spiegel zeigt den Schmutz, und Sie klagen den Spiegel an. Klagen Sie lieber die Straße an, auf der sich die Pfütze befindet, oder besser den Straßeninspektor, der das Wasser sich aufstauen und die Pfütze sich bilden läßt.

Jetzt, wo wir uns darüber einig sind, daß Mathildes Charakter in unserem ebenso klugen wie tugendhaften Jahrhundert unmöglich ist, fürchte ich weniger, anzustoßen, wenn ich die Erzählung von den Torheiten dieses liebenswürdigen Mädchens fortsetze.)

Den ganzen folgenden Tag über lauerte sie auf Gelegenheit, sich ihrer Herrschaft über ihre tolle Leidenschaft zu versichern. Ihr

Hauptziel war, Julian in allem zu mißfallen, aber keine seiner Bewegungen entging ihr.

Julian war zu unglücklich und vor allen Dingen zu aufgereg, um ein so kompliziertes Manöver der Leidenschaft zu erraten; noch weniger erkannte er, welche Vorteile es für ihn barg; er ward sein Opfer; niemals war sein Schmerz vielleicht so grenzenlos gewesen. Seine Handlungen waren so wenig der Vernunft unterworfen, daß wenn irgendein grämlicher Philosoph ihm gesagt hätte: „Denken Sie daran, schnell aus der Ihnen günstigen Stimmung Vorteil zu ziehen; in dieser Art Verstandesliebe, wie man sie in Paris findet, kann ein bestimmter Zustand nur zwei Tage dauern“ — so hätte er ihn nicht verstanden. Aber so exaltiert Julian war, er hatte doch Ehrgefühl. Seine erste Pflicht war Verschwiegenheit, das begriff er. Sich Rath holen und seine Qualen dem ersten besten erzählen, wäre ein Glück gewesen, wie wenn ein Unglücklicher, der eine glühende Wüste durchwandert, vom Himmel mit einem eiskalten Wassertropfen erquidigt wird. Er erkannte die Gefahr, er fürchtete mit einem Tränenstrom zu antworten, wenn ein Inbiskreter ihn fragen würde; er schloß sich in sein Zimmer ein.

Er sah Mathilde lange im Garten spazierengehen; als sie ihn endlich verließ, ging er hinunter und näherte sich dem Rosenstrauch, von dem sie eine Blume gepflückt hatte.

Die Nacht war finster, er konnte sich seinem Schmerze ganz hingeben, ohne zu fürchten, gesehen zu werden. Es war ihm klar, daß Mathilde einen dieser jungen Offiziere liebte, mit denen sie so vergnügt gesprochen hatte. Sie hatte ihn geliebt, aber sie hatte seine geringen Vorzüge erkannt.

„Und wirklich, ich habe wenige,“ sagte Julian sich aus vollster Überzeugung; „ich bin im ganzen ein höchst plattes und gewöhnliches Wesen, sehr langweilig für mich selbst.“ Alle seine guten Eigenschaften, alles, was er sonst mit Begeisterung geliebt hatte, war ihm tödlich zuwider, und in diesem Zustande umgekehrter Einbildungskraft wollte er das Leben beurteilen! Das ist der Irrtum eines bedeutenden Mannes.

Mehrmals kam ihm der Gedanke an Selbstmord, er erschien ihm als verlockendes Bild, als köstliche Ruhe; es war das Glas Eiswasser, das dem vor Durst und Hitze Verschmachtenden in der Wüste gereicht wird.

„Mein Tod wird ihre Verachtung gegen mich noch mehrern!“ rief er aus. „In welcher Erinnerung bliebe ich ihr!“

Ein menschliches Wesen, das in diesen letzten Abgrund des Unglücks gestürzt ist, hat keine andre Zuflucht mehr, als den Mut. Julian hatte nicht Geist genug, um sich zu sagen: „Ich muß etwas wagen“; aber als er zu Mathildes Fenster aufblickte, sah er durch die Läden, wie sie das Licht auslöschte. Er stellte sich im Geiste dieses holde Zimmer vor, das er nur einmal in seinem Leben gesehen hatte; weiter ging seine Phantasie nicht.

Es schlug ein Uhr; den Ton der Glocke hören und sich sagen: „Ich werde auf der Leiter hinauffleigen!“ war ein.

Das war der Blitz des Genies, die guten Gründe strömten in Menge zu. „Kann ich unglücklicher werden?“ fragte er sich. Er lief nach der Leiter, der Gärtner hatte sie angeketten; mit dem Hahne einer seiner kleinen Pistolen zerbrach er ein Glied der Kette, welche die Leiter hielt, hatte sie in wenigen Minuten aufgerichtet und stellte sie gegen Mathildes Fenster.

„Sie wird böse werden und mich mit Verachtung überschütten“, jagte er sich. „Aber was tut das? Ich raube ihr einen Fuß, einen letzten Fuß, gehe in mein Zimmer und schieße mich tot . . . Meine Lippen sollen ihre Wangen berühren, ehe ich sterbe!“

Er flog die Leiter hinauf und klopfte an den Laden. Nach einigen Augenblicken hört ihn Mathilde, sie will den Laden öffnen, aber die Leiter steht dagegen; Julian klammert sich an einen eisernen Haken, der dazu dient, den Laden offen zu halten, und gibt der Leiter, auf die Gefahr hin, tausendmal hinunterzustürzen, einen heftigen Stoß, so daß sie sich etwas verschiebt. Mathilde kann den Laden öffnen. Mehr tot als lebendig stürzt er ins Zimmer.

„Also du bist es!“ ruft sie und wirft sich in seine Arme

Wer beschriebe das Übermaß von Glück, das Julian empfand? Mathilde's Glück war fast gleich groß. Sie sprach mit ihm gegen sich selbst, schuldigte sich bei ihm an.

„Strafe mich für meinen abcheulichen Stolz“, sagte sie, ihn in die Arme pressend, als wollte sie ihn ersticken. „Du bist mein Herr, ich bin deine Sklavin; auf den Knien muß ich dich um Vergebung bitten, daß ich mich gegen dich empören wollte.“ Sie entzog sich seiner Umarmung, um ihm zu Füßen zu sinken. „Ja, du bist mein Herr,“ sagte sie, von Glück und Liebe trunken; „herrsche immerdar über mich, strafe deine Sklavin hart, wenn sie sich auflehnen will.“

Dann wieder entreißt sie sich seinen Armen, steckt das Licht an, und Julian hat die größte Mühe, sie daran zu hindern, sich einen Teil ihrer Haare abzuschneiden.

„Ich will mich daran erinnern,“ sagt sie, „daß ich deine Magd bin. Wenn je wieder solch verwünschter Stolz mich irreführen sollte, so zeige mir diese Haare und sage: ‚Es handelt sich nicht mehr um Liebe, es handelt sich nicht mehr darum, welches Gefühl deine Seele im Augenblick erfüllt; du hast geschworen zu gehorchen, gehorche auf deine Ehre!‘“

Aber es ist klüger, die Beschreibung eines solchen Grades von Taumel und Seligkeit zu unterdrücken.

Julians Mannestugend kam seinem Glücke gleich.

„Ich muß auf der Leiter wieder herunter“, sagte er zu Mathilde, als er den ersten Schimmer des Tageslichts auf den fernen Schornsteinen im Osten des Gartens sah. „Das Opfer, das ich mit auferlege, ist Ihrer würdig; ich beraube mich einiger Stunden des höchsten Glücks, das eine menschliche Seele genießen kann; es ist ein Opfer, das ich Ihrem Kufe bringe; wenn Sie mein Herz kennen, wissen Sie, welche Gewalt ich ihm antue. Werden Sie immer das für mich sein, was Sie mir jetzt sind? Aber die Ehre spricht, das genügt. Wissen Sie, seit unserer ersten Zusammenkunft hat sich der Verdacht nicht nur gegen Diebe gerichtet. Herr de la Mole hat eine Wache im Garten aufstellen lassen, Herr von Croisenois ist von Spionen umgeben; man weiß, was er jede Nacht tut . . .“

Bei diesem Gedanken lachte Mathilde laut auf. Ihre Mutter und eine Kammerfrau wachten auf, und sie wurde plötzlich durch die Thür hindurch angerebet. Julian sah sie an; sie erbleichte, während sie die Kammerfrau schalt, und würdigte ihre Mutter keiner Antwort.

„Aber wenn sie auf den Gedanken kommen, das Fenster zu öffnen, sehen sie die Leiter“, sagte er.

Er schloß sie noch einmal leidenschaftlich in seine Arme, stürzte nach der Leiter und war, mehr gleitend als kletternd, in einem Augenblick auf der Erde.

Drei Sekunden später war die Leiter in der Lindenallee und Mathildes Ehre gerettet. Als Julian wieder zu sich kam, fand er sich voller Blut und fast nackend, er hatte sich bei seinem waghalsigen Herabrutschen von der Leiter verletzt.

Das Übermaß von Glück hatte ihm die ganze Energie seines Charakters wiedergegeben; wenn er in diesem Augenblick auf zwanzig Männer gestoßen wäre, er hätte sie allein angegriffen; das wäre eine Freude mehr für ihn gewesen. Glücklicherweise wurde seine Krieger-tugend nicht auf die Probe gestellt; er brachte die Leiter wieder an ihren Ort, legte sie wieder an die Kette und vergaß nicht, die Spuren, die sie in dem exotischen Blumenbeet unter Mathildes Fenster zurückgelassen, zu verwischen. Als er in der Dunkelheit mit der Hand über den weichen Boden strich, um sich zu vergewissern, daß jede Spur verwischt sei, fühlte er etwas auf seine Hand fallen, es war eine große Locke von Mathildes Haar, die sie sich abgeschnitten hatte und ihm zuwarf.

Sie war am Fenster.

„Das schickt dir deine Sklavin,“ sagte sie ziemlich laut, „es ist das Zeichen meiner ewigen Dankbarkeit. Ich verzichte darauf, die Vernunft regieren zu lassen; sei du mein Herr!“

Julian war überwältigt und nahe daran, die Leiter zurückzuholen und wieder hinaufzusteigen. Aber schließlich behielt die Vernunft die Oberhand.

Von dem Garten wieder ins Haus zu kommen war keine leichte Sache. Es gelang ihm, eine Kellertür zu erbrechen. In das Haus

gefangt, mußte er die Thür seines Zimmers so leise wie möglich eindrücken.

In seiner Verwirrung hatte er alles in dem kleinen Zimmer liegen lassen, das er so schnell verlassen mußte, selbst den Zimmerschlüssel, der in seiner Rocktasche steckte. „Hoffentlich“, dachte er, „denkt sie daran, diese sterblichen Überreste zu verstecken!“

Endlich trug die Müdigkeit den Sieg über sein Glück davon; als die Sonne aufging, fiel er in tiefen Schlaf. Der Schall der Frühstücksglocke vermochte ihn kaum zu wecken.

Er erschien im Eßzimmer, bald nach ihm Mathilde. Sein Stolz schwelgte einen Augenblick, als er einen Strom von Liebe aus den Augen dieser schönen und mit Huldigungen so übersättigten Dame hervorbrechen sah; aber seine Klugheit hatte bald allen Grund, zu erschrecken.

Mathilde hatte unter dem Vorwande, daß ihr die Zeit zum Frisieren gefehlt hätte, ihre Haare so geordnet, daß Julian die Größe des Opfers, das sie ihm in der letzten Nacht durch Abschneiden der Haare gebracht hatte, auf den ersten Blick erkannte. Wenn ein so schönes Gesicht überhaupt durch etwas verdorben werden konnte, so hatte es Mathilde erreicht: eine ganze Seite ihrer schönen aschblonden Haare war einen halben Zoll vom Kopfe abgeschnitten.

Mathildes Benehmen beim Frühstück entsprach ganz dieser ersten Unvorsichtigkeit. Man hätte sagen können, daß sie absichtlich jedermann ihre tolle Leidenschaft für Julian zeigen wollte. Glücklicherweise waren Herr und Frau de la Mole an diesem Tage mit einer bevorstehenden Austeilung des blauen Ordensbandes sehr beschäftigt, bei der Herr von Chaulnes übergangen war. Am Ende der Mahlzeit geschah es, daß Mathilde ihn ihren Gebieter nannte. Er errötete bis in die Haarwurzeln.

War es Absicht oder Zufall, Frau de la Mole ließ Mathilde diesen Tag keinen Augenblick allein. Trotzdem fand sie am Abend, als sie vom Speisezimmer in den Salon gingen, einen geeigneten Augenblick, um Julian zuzuflüstern:

„Werden Sie glauben, daß es ein Wortwand von mir ist? Mama besteht darauf, daß eine ihrer Kammerfrauen diese Nacht in meinem Zimmer schläft.“

Der Tag verging Julian wie im Fluge. Er war auf dem Gipfel des Glücks. Am nächsten Tag war er von sieben Uhr morgens an in der Bibliothek; er hoffte, daß Mathilde ihn dort auffuchen würde; er hatte ihr einen endlosen Brief geschrieben.

Er sah sie erst mehrere Stunden später beim Frühstück. Sie war diesen Tag mit der größten Sorgfalt frisiert, die Stelle mit den abgesechnittenen Haaren war mit wunderbarer Kunst verdeckt. Sie sah Julian ein paarmal an, aber mit ruhigen, höflichen Blicken; es war keine Rede mehr davon, ihn „mein Gebieter“ zu nennen. Julian konnte vor Staunen kaum atmen. . . Mathilde machte sich fast über alles, was sie für ihn getan hatte, Vorwürfe.

Nach reiflichem Bedenken war sie zu dem Ergebnis gekommen, daß er eine ganz gewöhnliche Persönlichkeit, wenigstens nicht hervortragend genug sei, um all die sonderbaren Tollheiten, die sie für ihn gewagt hatte, zu verdienen. Kurzum, sie dachte nicht an Liebe; sie war ihrer an diesem Tage überdrüssig.

Was Julian betraf, so waren seine Herzensregungen wie die eines sechzehnjährigen Kindes. Schreckliche Zweifel, Bewunderung und Verzweiflung ergriffen ihn abwechselnd während des Frühstücks, das ihm wie eine Ewigkeit vorkam.

Sobald der Anstand erlaubte, sich vom Tische zu erheben, stürzte er mehr als daß er lief, zum Pferdestall, sattelte selbst sein Pferd und galoppierte davon; er fürchtete, sich durch irgendeine Schwäche zu entehren. „Ich muß mein Herz durch physische Anstrengungen lüten“, sagte er sich, als er in den Wäldern von Meudon galoppierte. „Was habe ich getan, was gesagt, um eine solche Ungnade zu verdienen?“

„Ich darf heute nichts tun, nichts sagen“, dachte er, nach Hause zurückkehrend. „Ich muß physisch tot sein, wie ich es geistig bin.“ Julian lebte in der Tat nicht mehr; nur sein Körper bewegte sich noch.

Fünzigstes Kapitel

Die japanische Vase

Sein Herz versteht zuerst nicht das ganze Übermaß seines Unglücks, er ist mehr verwirrt als erschüttert. Aber in dem Maße, wie sein Bewußtsein wiederkehrt, fühlt er die Tiefe seines Mißgeschicks. Alle Freuden des Lebens sind ihm vergällt, er fühlt nichts als die spitzen Dornen der Verzweiflung, die ihn zerreißen. Aber wozu von körperlichen Schmerzen sprechen? Welcher rein körperliche Schmerz kommt diesem gleich? Jean Paul

Es läutete zum Mittagessen; Julian hatte knapp Zeit, sich anzuziehen; er fand Mathilde im Salon, sie flehte ihren Bruder und Herrn von Croisenois an, den Abend nicht in Suresnes bei der Marschallin von Ferbaques zu verbringen. Sie hätte schwerlich liebenswürdiger und verführerischer gegen sie sein können. Nach dem Diner erschienen die Herren von Luz, Canlus und mehrere ihrer Freunde. Es war, als hätte Fräulein de la Mole mit der Pflege der brüderlichen Freundschaft auch die der strengsten Konvenienz wieder aufgenommen. Obgleich das Wetter an diesem Abend wundervoll war, bestand sie darauf, nicht in den Garten zu gehen, und erlaubte keinem, sich vom Lehnstuhl von Frau de la Mole zu entfernen. Das blaue Kanapee bildete wie im Winter den Mittelpunkt des Kreises. Mathilde war verstimmt gegen den Garten, oder wenigstens schien er ihr durchaus langweilig, er war mit der Erinnerung an Julian verknüpft.

Unglück verringert den Verstand. Unser Held beging die Ungeschicklichkeit, sich auf den kleinen Rohrstuhl zu setzen, der früher Zeuge seiner glänzenden Triumphe gewesen war. Heute richtete niemand das Wort an ihn; seine Gegenwart blieb gleichsam unbemerkt und noch schlimmer. Die unter Fräulein de la Mole's Freunden, die am Ende des Kanapees neben ihm saßen, drehten ihm geflüstert den Rücken zu, wenigstens glaubte er es.

„Der Hof ist ungnädig“, dachte er. Er wollte die Leute, welche ihn so geflüstert mit ihrer Verachtung überschütteten, einen Augenblick studieren. Der Onkel des Herrn von Luz bekleidete ein hohes Hofamt; Grund genug, daß dieser schöne Offizier die Unterhaltung

mit jedem, dessen er habhaft wurde, mit der pikanten Bemerkung einleitete, daß sein Onkel um sieben Uhr nach St. Cloud gefahren wäre und dort über Nacht zu bleiben gedächte. Diese Tatsache wurde mit allem Anschein von Gutherzigkeit vorgebracht, aber sie lehrte immer wieder.

Julian beobachtete nun Herrn von Croisenois mit seinen vom Unglück geschärften Augen und bemerkte bald, welch außerordentlichen Einfluß dieser liebenswürdige, freundliche junge Mann geheimen Ursachen unterjoch. Das ging so weit, daß er ganz traurig und verstimmt wurde, wenn er ein etwas wichtiges Ereigniß auf eine einfache, ganz natürliche Ursache zurückgeführt sah. „Das ist etwas Ver-rücktheit“, sagte Julian sich. „Dieser Charakter hat eine auffallende Ähnlichkeit mit dem des Kaisers Alexander, wie Prinz Korasoff ihn mir beschrieben hat.“ Im ersten Jahre seines Pariser Aufenthaltes, als er gerade aus dem Seminar kam, war er von der für ihn so neuen Anmut dieser liebenswürdigen jungen Leute geblendet worden und hatte sie rückhaltlos bewundert. Ihr wirklicher Charakter begann sich jetzt erst vor seinen Augen zu entichleiern.

„Ich spiele hier eine unwürdige Rolle“, dachte er plötzlich. Es galt, seinen kleinen Rohrstuhl auf möglichst geschickte Weise zu verlassen. Er wollte erfinderisch sein und verlangte neue Gedanken von einer in ganz anderer Richtung beschäftigten Einbildungskraft. Er mußte sein Gedächtniß zu Hilfe nehmen, aber offen gestanden war das seinige an dertartigen Kenntnissen arm; der arme Junge hatte noch zu wenig Lebensart und erhob sich daher mit ausgesuchter, von allen bemerkter Ungeschicklichkeit, um den Salon zu verlassen. Sein Kummer sprach zu deutlich aus seinem ganzen Benehmen. Er spielte seit dreiviertel Stunden die Rolle eines lästigen Untergebenen, dem gegenüber man sich nicht einmal die Mühe gibt, zu verbergen, was man über ihn denkt.

Die kritischen Beobachtungen über seine Nebenbuhler ließen ihn sein Unglück gleichwohl nicht zu tragisch nehmen, und die Erinnerung an das, was sich zwei Nächte zuvor ereignet hatte, kam seinem Stolze zu Hilfe. „Welche Vorzüge sie auch vor mir haben mögen,“

dachte er, allein in den Garten gehend, „Mathilde ist für keinen von ihnen das gewesen, was sie zweimal in meinem Leben für mich war.“

Weiter ging seine Weisheit nicht; der Charakter dieser eigentümlichen Persönlichkeit, die das Schicksal zur unumschränkten Herrin seines Glücks gemacht hatte, blieb ihm verschlossen. Am folgenden Tage fuhr er fort, sich und sein Pferd zu ermüden. Abends mied er das blaue Kanapee, dem Mathilde treu blieb. Er bemerkte, daß Graf Norbert ihn keines Blickes würdigte, als er ihm im Hause begegnete. „Er muß sich sonderbare Gewalt antun, da er von Natur so höflich ist“, dachte Julian.

Der Schlaf wäre eine Wohltat für ihn gewesen. Aber trotz der körperlichen Erschöpfung begannen verführerische Erinnerungen seine ganze Phantasie zu überfluten. Er hatte nicht Geist genug, um zu erkennen, daß er durch seine langen Ritte in den Wäldern um Paris nur auf sich einwirkte und durchaus nicht auf das Herz oder den Geist Mathildes, daß er sein Schicksal also dem Zufall überließ.

Etwas erschien ihm als unendlicher Trost in seinem Schmerze: wenn er mit Mathilde hätte sprechen können. Aber was durfte er ihr sagen?

Eines Morgens um sieben Uhr war er in tiefes Sinnen hierüber verloren, als er sie die Bibliothek betreten sah.

„Ich weiß, Herr Sorel, daß Sie mich zu sprechen wünschen.“

„Großer Gott, wer hat Ihnen das gesagt?“

„Einerlei, ich weiß es. Wenn Ihre Ehre Sie nicht hindert, können Sie mich verderben oder es doch versuchen; aber diese Gefahr, an die ich nicht glaube, wird mich ganz gewiß nicht hindern, aufrichtig gegen Sie zu sein. Ich liebe Sie nicht mehr, meine tolle Phantasie hat mich betrogen . . .“

Bei diesem schrecklichen Schläge versuchte Julian, vor Schmerz und Unglück ganz verwirrt, sich zu rechtfertigen. Nichts war unsinniger. Rechtfertigt man sich gegen Mißfallen? Aber die Vernunft hatte keine Gewalt mehr über seine Handlungen. Ein blinder Instinkt trieb ihn, die Entscheidung über sein Schicksal hinauszuschieben.

Solange er sprach, meinte er, sei noch nicht alles zu Ende. Mathilde hörte nicht auf seine Worte, ihr Klang reizte sie, sie begriff nicht, daß er die Kühnheit gehabt hatte, sie zu unterbrechen.

Die Gewissensbisse ihrer Tugend und ihres Stolzes machten sie an diesem Morgen gleich unglücklich. Sie war gewissermaßen vernichtet durch den entsetzlichen Gedanken, daß sie einem kleinen Priester und Bauernjungen Rechte über sich gegeben hatte. „Das ist ungefähr so,“ sagte sie sich in den Augenblicken, wo sie sich ihr Unglück übertrieb, „als ob ich mich einer Schwäche für einen Sakaien zu zeihen hätte!“

Bei stolzen und kühnen Charakteren ist es vom Zorn gegen sich selbst bis zum Aufbrausen gegen andere nur ein Schritt. Wutausbrüche sind in solchem Falle eine wahre Wohlthat. Im nächsten Augenblick geriet Fräulein de la Mole in solche Wut, daß sie Julian mit Ausdrücken der tiefsten Verachtung überschüttete. Sie hatte ungemein viel Wiß, und dieser Wiß triumphierte in der Kunst, die Eigenliebe zu quälen und ihr grausame Wunden beizubringen.

Zum erstenmal in seinem Leben fand Julian sich der Mißhandlung eines ihm überlegenen und von heftigstem Haß gegen ihn besetzten Geistes ausgesetzt. Aber anstatt sich jetzt im geringsten zu verteidigen, verachtete er sich selbst. Als er sich mit so grausamen Beweisen der Verachtung überhäuft sah, die mit so viel Geist darauf berechnet waren, ihm jede gute Meinung von sich selbst zu nehmen, schien es ihm, daß Mathilde recht hätte und daß sie noch nicht genug sagte.

Und ihrem Stolze bereitete es ein köstliches Vergnügen, sich und ihn für die Anbetung, die sie vor ein paar Tagen empfunden hatte, zu strafen. Sie hatte es nicht nötig, irgendwie erfinderisch zu sein oder über die grausamen Dinge, die sie ihm mit so viel Wohlgefallen sagte, zum erstenmal nachzudenken. Sie brauchte nur zu wiederholen, was der Widerpart ihrer Liebe ihr seit acht Tagen ins Gewissen rebete.

Jedes Wort verhundertfachte Julians furchtbaren Schmerz. Er wollte fliehen, Fräulein de la Mole hielt ihn gebieterisch am Arm zurück.

„Denken Sie doch bitte daran, daß Sie sehr laut sprechen; man wird Sie im Nebenzimmer hören.“

„Was liegt daran“, erwiderte Fräulein de la Mole stolz. „Wer würde es wagen, mir zu sagen, daß man mich gehört hat? Ich will Sie von Ihrer Eitelkeit und Ihren Einbildungen über mich gründlich heilen.“

Als Julian die Bibliothek verlassen konnte, war er verblüfft, daß er sein Unglück weniger fühlte. „Nun wohl, sie liebt mich nicht mehr“, wiederholte er sich laut, wie um sich seine Stellung einzulernen. „Es scheint, daß sie mich acht oder zehn Tage geliebt hat, und ich werde sie mein Lebenlang lieben! . . . Ist's möglich, sie war mit nichts, meinem Herzen nichts vor noch so wenig Tagen!“

Mathilde schwelgte in allen Wollüsten des Stolzes: sie hatte also für immer brechen können! Daß sie eine so mächtige Neigung so vollständig bezwingen konnte, machte sie vollkommen glücklich. „So, nun wird dieser kleine Herr wohl ein für allemal begreifen, daß er keine Macht über mich hat, noch haben wird!“ Sie war so glücklich, daß sie in diesem Augenblick wirklich keine Liebe mehr empfand.

Nach einem so abscheulichen, so demütigenden Auftritt würde bei jedem anderen, weniger leidenschaftlichen Wesen als Julian die Liebe versiegt sein. Ohne auch nur einen Augenblick zu vergessen, was sie sich selbst schuldig war, hatte Fräulein de la Mole ihm so unangenehme, so fein berechnete Dinge gesagt, daß sie, selbst bei kaltem Blut besehen, für Wahrheit gelten konnten.

Der Schluß, den Julian im ersten Augenblick aus einer so erstaunlichen Szene zog, war der, daß Mathilde einen unbegrenzten Stolz besaß. Er glaubte fest, daß zwischen ihnen alles für immer zu Ende sei, und war am anderen Morgen beim Frühstück ungeschickt und schlüchtern gegen sie. Das war ein Fehler, den man ihm bis dahin nicht hatte vorwerfen können. Er wußte sonst im großen wie im kleinen ganz genau, was er wollte und mußte, und das führte er aus.

Als Frau de la Mole ihn an diesem Tage nach dem Frühstück um eine revolutionäre und doch seltene Broschüre bat, die ihr Pfarrer

ihr am Morgen heimlich gebracht hatte, und Julian sie von der Konsole nahm, stieß er eine alte, äußerst häßliche blaue Porzellanvase um.

Frau de la Mole sprang mit einem Wehgeschrei auf und besah sich die Scherben ihrer geliebten Vase in der Nähe. „Es war altjapanisches Porzellan,“ sagte sie, „ich habe es von meiner Großtante, der Abtissin von Chelles, es war ein Geschenk der Holländer an den Regenten, den Herzog von Orléans, der es seiner Tochter gegeben hatte . . .“

Mathilde kam hinter ihrer Mutter her. Sie war entzückt, daß diese nach ihrer Meinung schrecklich häßliche blaue Vase zerbrochen war. Julian blieb stumm und gleichgültig; er sah Fräulein de la Mole ganz dicht neben sich.

„Diese Vase“, sagte er zu ihr, „ist für immer dahin, wie das Gefühl, das meine Seele beherrschte; ich bitte Sie um Entschuldigung für alle Torheiten, zu denen es mich verführt hat.“ Damit ging er hinaus.

„Man könnte wahrhaftig meinen,“ sagte Frau de la Mole, als er fort war, „daß Herr Sorel stolz und zufrieden darüber ist, was er angerichtet hat.“

Dies Wort ging Mathilde zu Herzen. „Es ist wahr,“ sagte sie sich, „meine Mutter hat recht geraten; das ist das Gefühl, das ihn befeelt.“ Erst jetzt freute sie sich nicht mehr über den Auftritt, den sie ihm abends vorher gemacht hatte. „Nun wohl, alles ist aus,“ sagte sie sich mit anscheinender Ruhe; „es bleibt für mich ein warnendes Beispiel, dieser Irrtum ist schrecklich und demütigend; er soll mir für den Rest meines Lebens zur Lehre dienen.“

„Daß ich doch die Wahrheit gesagt hätte!“ dachte Julian. „Warum quält mich die Liebe noch, die ich für diese Lörin hegte?“

Ja, diese Liebe war nicht nur nicht erloschen, wie er es hoffte, sie machte vielmehr reißende Fortschritte. „Sie ist allerdings toll,“ sagte er sich, „aber ist sie darum weniger anbetungswürdig? Alles, was die feinste Bildung einem an lebendigen Freuden bieten kann, ist es nicht um die Wette in Fräulein de la Mole vereinigt?“ Die Erinnerung an das vergangene Glück bemächtigte sich seiner und

zerflörte bald das ganze Werk seiner Vernunft. Die Vernunft kämpft vergeblich gegen Erinnerungen dieser Art, solche Anwandlungen von Strenge erhöhen den Reiz nur.

Bierundzwanzig Stunden nach dem Zerbrechen der alten blauen Wase war Julian entschieden einer der unglücklichsten Menschen.

Einundfünfzigstes Kapitel Die geheime Mission

Denn alles, was ich erzähle, habe ich gesehen, und wenn ich mich geirrt hätte, als ich es sah, so täusche ich Sie wirklich nicht, indem ich es Ihnen sage.

Aus einem Briefe an den Autor

Der Marquis ließ ihn rufen; Herr de la Mole schien verjüngt, sein Auge glänzte. „Wir wollen etwas von Ihrem Gedächtnis reden,“ sagte er zu Julian, „es heißt ja, daß es außerordentlich sei. Könnten Sie vier Seiten auswendig lernen und in London herjagen? Aber ohne ein Wort zu verändern? . . .“

Der Marquis zerknitterte ärgerlich die „Quotidienne“ des Tages und versuchte vergeblich, eine ernsthafte Miene zu verbergen, wie Julian sie noch nie bei ihm gesehen hatte, selbst dann nicht, wenn die Rede auf den Prozeß Frilair kam.

Julian hatte schon Lebensart genug, um zu fühlen, daß er auf den leichten Ton, in dem der Marquis mit ihm sprach, eingehen mußte.

„Diese Nummer der ‚Quotidienne‘ ist wahrscheinlich nicht sehr amüfant, aber wenn der Herr Marquis es erlauben, werde ich morgen so frei sein, sie ganz aufzufagen.“

„Was, selbst die Annoncen?“

„Ganz gewiß, und ohne daß ein Wort daran fehlt.“

„Können Sie mir Ihr Wort darauf geben?“ erwiderte der Marquis mit plötzlichem Ernst.

„Jawohl, Herr Marquis, höchstens könnte die Furcht, es nicht zu halten, mein Gedächtnis verwirren.“

„Ich habe vergessen, Ihnen gestern eine Frage vorzulegen: ich fordere Ihnen keinen Eid ab, niemals zu wiederholen, was Sie hören werden, ich kenne Sie zu gut, um Sie damit zu beleidigen. Ich habe für Sie gebürgt, ich werde Sie in einen Saal führen, in dem zwölf Personen zusammenkommen; Sie werden sich genau merken, was jeder sagt. Beunruhigen Sie sich nicht, es wird keine konfuse Unterhaltung sein, ein jeder spricht nach der Reihe, wenn auch nicht nach der Ordnung,“ setzte der Marquis hinzu, indem er in den leichten, feinen Ton zurückfiel, der ihm so natürlich stand. „Während wir sprechen, werden Sie etwa zwanzig Seiten niederschreiben. Sie werden dann mit mir zurückkommen, und wir werden diese zwanzig Seiten auf vier reduzieren. Das werden die vier Seiten sein, die Sie mir morgen herbringen sollen, statt der ganzen Nummer der ‚Quotidienne‘. Sie werden alsdann sofort abreisen; Sie werden mit der Post fahren, wie ein junger Mann, der zu seinem Vergnügen reist. Ihr Hauptziel muß sein, von niemandem bemerkt zu werden. Sie werden zu einer großen Persönlichkeit kommen; dort bedarf es noch größerer Geschicklichkeit. Es handelt sich darum, ihre ganze Umgebung zu täuschen, denn unter ihren Sekretären und Dienern sind Leute, die von unseren Feinden bestochen sind und die unseren Agenten bei ihrer Durchreise aufzulauern, um sie abzufangen.“

„Sie werden einen nichtsfagenden Empfehlungsbrief bekommen. In dem Augenblick, wo Seine Excellenz Sie ansehen wird, ziehen Sie diese Uhr, die ich Ihnen für die Reise leihe. Nehmen Sie sie an sich, damit ist immer schon etwas getan, und geben Sie mir die Ihre.“

„Der Herzog wird geruhen, die vier Seiten, die Sie auswendig gelernt haben, nach Ihrem Diktat eigenhändig niederzuschreiben. Hiernach — aber wohlgemerkt, nicht früher — können Sie, wenn Seine Excellenz danach fragt, von der Sitzung erzählen, der Sie beiwohnen werden.“

„Was Sie während der langen Reise etwas zerstreuen wird, ist der Umstand, daß sich zwischen Paris und dem Wohnsitz des Gesandten

Leute befinden, die nichts sehnlicher wünschen, als auf den Herrn Abbé Sorel zu schießen. Dann ist seine Sendung bereitet, und es entsteht eine große Verspätung, denn, mein Lieber, wie werden wir Ihren Tod erfahren? Sie können ihn uns bei allem Eifer doch nicht mitteilen.

„Gehen Sie sofort und kaufen Sie sich einen vollständigen Anzug“, fuhr der Marquis mit ernsthafter Miene fort. „Kleiden Sie sich nach der Mode von vor zwei Jahren. Sie müssen heute abend etwas vernachlässigt aussehen. Auf der Reise dagegen wie gewöhnlich. Das überrascht Sie; errät Ihr Mißtrauen? Ja, mein Freund, einer der ehrwürdigen Leute, deren Meinung Sie hören werden, ist sehr wohl imstande, zu veranlassen, daß man Ihnen am Abend in irgend-einer Wirtschaft, wo Sie zur Nacht speisen wollen, Opium beibringt.“

„Es wird besser sein,“ sagte Julian, „einen Umweg von dreißig Meilen zu machen, statt den direkten Weg zu nehmen. Ich vermute, es handelt sich um Rom . . .“

Der Marquis nahm einen hochmütigen und unzufriedenen Ausdruck an, wie Julian ihn seit der Zeremonie von Bray-le-Haut nicht bei ihm gesehen hatte.

„Das werden Sie erfahren, Herr Sorel, wenn ich es für richtig halte, es Ihnen zu sagen. Ich liebe keine Fragen.“

„Dies war keine,“ stieß Julian hervor; „ich schwöre Ihnen, Herr Marquis, ich dachte laut und suchte in meinem Geist nach dem sichersten Wege.“

„Ja, es scheint, daß Ihr Geist abwesend war. Vergessen Sie nie, daß ein Gesandter, besonders einer in Ihrem Alter, sich nie den Anschein geben soll, das Vertrauen zu erzwingen.“

Julian war ganz niedergeschmettert; er hatte unrecht. Seine Eigenliebe suchte nach einer Entschuldigung und fand sie nicht.

„Wissen Sie,“ fuhr Herr de la Mole fort, „man führt immer das Herz ins Treffen, wenn man eine Dummheit gemacht hat.“

Eine Stunde später erschien Julian im Wohnzimmer des Marquis in einem dürftigen Aufzuge; seine Kleidung war altmodisch, seine Krawatte von zweifelhaftem Weiß, und in seiner ganzen Erscheinung

lag etwas Schulmeisterliches. Als der Marquis ihn sah, brach er in ein herzhaftes Gelächter aus, und nun erst war Julians Rechtfertigung vollkommen.

„Wenn dieser junge Mann mich verrät,“ sagte sich Herr de la Mole, „wem kann man dann noch trauen? Und doch muß man jemandem trauen, wenn man handeln will. Mein Sohn und seine eleganten Freunde vom gleichen Schlage haben Herz und Treue für hunderttausend; wenn sie sich schlagen müßten, würden sie auf den Stufen des Thrones umkommen, sie verstehen alles . . . mit Ausnahme von dem, was im Augenblick gerade nötig ist. Zum Teufel, wenn ich einen darunter fände, der vier Seiten auswendig lernen und hundert Meilen machen kann, ohne sich auf die Spur kommen zu lassen . . . Norbert würde sich töten lassen, wie seine Vorfahren, das ist auch das Verdienst eines Rekruten . . .“ Der Marquis versiel in tiefes Sinnen. „Und sich töten lassen,“ sagte er mit einem Seufzer, „das könnte dieser Sorel vielleicht ebensogut wie er . . .“

„Und nun in den Wagen“, gebot er, als ob er einen lästigen Gedanken verschleuchen wollte.

„Herr Marquis,“ sagte Julian, „während man mit meinen Anzug zurechtmachte, habe ich die erste Seite der heutigen ‚Quotidienne‘ auswendig gelernt.“

Der Marquis ergriff die Zeitung, und Julian sagte sie her, ohne ein falsches Wort zu gebrauchen. „Gut,“ sagte der Marquis, der an diesem Abend sehr diplomatisch war; „während des Auffagens bemerkt der junge Mann die Straßen nicht, durch die wir fahren.“

Sie kamen in einen großen, düster ausschauenden Saal, der zum Teil getäfelt und zum Teil mit grünem Sammet ausge schlagen war. In der Mitte des Saales stellte ein verdrießlicher Lakai soeben einen großen Eßtisch auf und verwandelte ihn später in einen Arbeitstisch, indem er ihn mit einem riesigen grünen Tuche voller Tintenflecken bedeckte, das aus irgendeinem Ministerium geholt war. Der Herr des Hauses war ein baumlanges Mann; sein Name wurde nicht genannt. Julian fand, daß er die Physiognomie und die Redseligkeit eines Menschen hatte, der seine Mahlzeit verdaut.

Auf ein Zeichen des Marquis war Julian am unteren Ende des Tisches geblieben. Um sich eine Haltung zu geben, schnitt er Federn. Er zählte mit einem Seitenblick sieben redende Personen, doch sah er sie nur von hinten. Zwei von ihnen schienen mit Herrn de la Mole wie Gleichgestellte zu reden, die anderen waren mehr oder weniger respektvoll gegen ihn.

Eine neue Person trat ein, ohne angemeldet zu sein. „Das ist sonderbar,“ dachte Julian, „man meldet hier gar nicht an. Ob man diese Vorsicht mir zu Ehren anwendet?“ Alles erhob sich, um den Neuankömmlingen zu begrüßen. Er trug denselben sehr hohen Orden wie drei andere schon im Saale befindliche Personen. Man sprach sehr leise. Julian konnte den Neuankömmlingen nur nach seinen Zügen und nach seiner Haltung beurteilen. Er war kurz und dick, hochrot, mit glänzenden Augen und hatte keinen anderen Ausdruck als den eines wütenden Ebers.

Julians Aufmerksamkeit wurde lebhaft abgelenkt, als im selben Augenblick eine ganz andere Persönlichkeit eintrat. Es war ein großer, sehr magerer Mann, der drei oder vier Westen trug. Sein Blick war schmeichelnd, seine Manieren höflich.

„Ganz wie der alte Bischof von Benfançon“, dachte Julian. Dieser Mann gehörte offenbar der Kirche an, er schien nicht älter als fünfzig oder fünfundsünfzig Jahre; man konnte nicht väterlicher aussehen.

Der junge Bischof von Agde erschien; er sah sehr erstaunt aus, als er die Anwesenden musterte und seine Augen auf Julian fielen. Er hatte ihn seit der Zeremonie von Bray-le-Haut nicht angeredet. Sein erstaunter Blick setzte Julian in Verlegenheit und ärgerte ihn.

„Wie kommt es nur,“ sagte er sich, „daß es mir immer zum Unglück gereicht, wenn ich einen Menschen kenne? All diese großen Herren, die ich nie gesehen habe, schüchtern mich durchaus nicht ein, und der Blick dieses jungen Bischofs läßt mich erstarren! Man muß zugeben, daß ich ein höchst sonderbares und höchst unglückliches Wesen bin.“

Ein kleiner, sehr schwarzhaariger Mann trat bald darauf geräuschvoll ein und fing schon bei der Thür an zu sprechen. Er hatte gelben Teint und sah etwas verrückt aus. Gleich bei der Ankunft dieses

erbarmungslosen Schwäfers bildeten sich Gruppen, augenscheinlich, um sein langweiliges Gerede nicht anhören zu brauchen.

Man entfernte sich vom Ramin und näherte sich dem unteren Ende des Tisches, an dem Julian saß. Seine Haltung wurde immer verlegener; er mochte tun, was er wollte, er hörte doch schließlich, was gesprochen wurde, und so wenig Erfahrung er auch besaß, so verstand er doch die ganze Tragweite der Dinge, von denen man unverhüllt sprach und an deren Geheimhaltung den hohen Persönlichkeiten, die er offenbar vor sich hatte, doch alles gelegen sein mußte!

Julian hatte schon so langsam wie möglich einige zwanzig Federn geschnitten, schließlich hatte er keine mehr. Vergeblich blickte er Herrn de la Mole an, um einen Befehl zu erhalten; der Marquis hatte ihn vergessen.

„Was ich hier tue, ist lächerlich,“ sagte er sich, indem er seine Federn schnitt; „aber Leute von so mäßigem Aussehen, die im eigenen oder in anderer Namen mit Wahrnehmung so großer Interessen betraut sind, müssen sehr argwöhnisch sein. Mein unglücklicher Blick hat etwas Fragenendes und wenig Respektvolles; er kann sie ohne Zweifel ärgern. Und wenn ich die Augen entschieden niederschlage, sieht es aus, als ob ich mir ihre Reden merkte.“

Seine Verlegenheit war ohne Grenzen, er vernahm recht sonderbare Dinge.

Zweiundfünfzigstes Kapitel

Die Verhandlung

Die Republik! Auf einen, der alles dem öffentlichen Wohl opfern würde, kommen heute Tausende und Millionen, die nur ihre Genüsse und ihre Eitelkeit kennen. In Paris wird man wegen seines Wagens und nicht wegen seiner Tugend geschätzt.

Napoleon, Memorial

Der Valai kam hereingestürzt und meldete den Herzog von ***. „Schweig, du bist ein Schafskopf“, sagte der Herzog beim Eintreten. Er sagte dies so würdevoll und majestätisch, daß Julian unwillkürlich dachte, die ganze Wissenschaft dieser hohen Persönlichkeit

bestände darin, einem Sakaien grob werden zu können. Er erhob die Augen und senkte sie sofort wieder. Er hatte den Neuangekommenen so gut erraten, daß er zitterte, sein Blick könnte eine Indiskretion sein.

Der Herzog war ein Mann von fünfzig Jahren; er trug sich wie ein Geck und ging mit federnden Schritten. Er hatte einen schmalen Kopf, eine große Nase und ein weit vorstehendes, gekniffenes Gesicht; er konnte schwerlich vornehmer und unbedeutender aussehen. Seine Ankunft hatte die Eröffnung der Sitzung zur Folge.

Julian wurde in seinen physiognomischen Beobachtungen plötzlich durch die Stimme des Herrn de la Mole unterbrochen. „Ich stelle Ihnen Herrn Abbé Sorel vor,“ sagte der Marquis; „er besitzt ein erstaunliches Gedächtnis; erst vor einer Stunde habe ich ihn von der Mission unterrichtet, mit der er beehrt werden kann, und um eine Probe seines Gedächtnisses zu liefern, hat er die erste Seite der ‚Quotidienne‘ auswendig gelernt.“

„Ah, die sonderbaren Nachrichten von dem armen N . . .“, bemerkte der Hausherr und ergriff die Zeitung mit Eifer. Dann warf er Julian einen sehr spaßhaften Blick zu, der ihm imponieren sollte, und sagte: „Sprechen Sie, Herr Sorel.“

Tiefes Schweigen trat ein; aller Augen richteten sich auf Julian. Er sagte so gut her, daß der Herzog nach zanzig Zeilen sagte: „Es genügt.“ Der kleine Mann mit dem Wildschweinsblick setzte sich. Es war der Präsident, denn kaum saß er, als er auf einen Spieltisch wies und Julian winkte, ihn heranzubringen. Julian setzte sich mit dem nötigen Schreibgerät daran. Er zählte zwölf Personen, die um den grünen Tisch saßen.

„Herr Sorel,“ begann der Herzog, „ziehen Sie sich in das Nebenzimmer zurück. Man wird Sie rufen lassen.“ Der Hausherr nahm eine unruhige Miene an. „Die Läden sind nicht geschlossen“, sagte er halbblut zu seinem Nachbar. „Sie brauchen nicht aus dem Fenster zu sehen“, rief er Julian törichterweise zu.

„Hier bin ich mindestens in eine Verschwörung verwickelt“, dachte dieser. „Glücklicherweise ist es keine von denen, die zur Gräbe führen.“

Wenn Gefahr dabei ist, so bin ich das und noch mehr dem Marquis schuldig. Welches Glück, wenn es mir vergönnt wäre, all den Skummer, den meine Torheiten ihm eines Tages verursachen können, wieder gutzumachen!"

Während er so an seine Torheiten und an sein Unglück dachte, prägte er sich die Örtlichkeit so ein, daß er sie nie wieder vergessen konnte. Dann erst erinnerte er sich, daß der Lakai beim Einsteigen die Straße nicht genannt hatte, und daß der Marquis eine Droschke genommen hatte, was sonst nie vorkam.

Lange blieb Julian seinen Gedanken überlassen. Er befand sich in einem Salon, der mit rotem Sammet und breiten Goldborten ausgeschlagen war. Auf der Konsole stand ein großes elfenbeinernes Kreuzifix und auf dem Kaminsims lag das Papstbuch von Herrn de Maistre in prachtvollem Goldschnitteinband. Julian schlug es auf, um sich nicht den Anschein eines Hörchens zu geben. Von Zeit zu Zeit sprach man im Nebenzimmer sehr laut. Endlich öffnete sich die Tür, und er wurde gerufen.

„Denken Sie daran, meine Herren,“ begann der Präsident, „daß wir von diesem Augenblick an vor dem Herzog von *** sprechen. Dieser Herr“, sagte er, auf Julian deutend, „ist ein junger Levit, unserer heiligen Sache ergeben, der mit Hilfe seines erstaunlichen Gedächtnisses unsere Reden leicht bis aufs kleinste wiederholen kann.“

„Der Herr hat das Wort“, fuhr er fort, indem er auf die väterlich dreinschauende Persönlichkeit mit den drei oder vier Westen wies. Julian fand, daß es natürlicher gewesen wäre, den Herrn mit den Westen bei Namen zu nennen. Er nahm Papier und schrieb sehr viel.

(Hier wollte der Autor eine Seite Punkte machen.)

„Das sieht unelegant aus,“ sagte der Berleger; „und bei einem so frivolen Buche gegen die Eleganz verstoßen, heißt sterben.“

„Die Politik“, entgegnete der Autor, „ist ein Stein am Halse der Literatur und bringt sie in weniger als sechs Monaten zum Sinken. Politik in ein Phantasiengebilde hineinmischen ist wie ein Pistolenschuß in einem Konzert. Der Lärm ist ohrenzerreißend, ohne energisch zu sein. Er stimmt zu keinem Tone irgendeines Instrumentes.“

Die Politik wird die eine Hälfte der Leser tödlich beleidigen und die andere langweilen, da sie sie in der Morgenzeitung viel eingehender und energischer gefunden haben . . .“

„Wenn Ihre Personen nicht von Politik sprechen,“ wandte der Verleger ein, „so sind sie keine Franzosen von 1830, und Ihr Buch ist kein Spiegel mehr, wie Sie vorgegeben haben . . .“)

Julians Protokoll enthielt sechsundzwanzig Seiten. Hier folgt ein etwas abgeblähter Auszug, denn es fehlen wie immer die Lächerlichkeiten, deren Übermaß abstoßend und wenig wahrscheinlich erschienen wäre. (Vgl. die „Gerichtszeitung“.)

Der Mann mit den vielen Westen und der väterlichen Miene (es war vielleicht ein Bischof) lächelte oft, und dann nahmen seine blinzelnden Augen einen eigenen Glanz und einen weniger unbestimmten Ausdruck als sonst an. Diese Persönlichkeit, die man zuerst vor dem Herzog sprechen ließ („aber wer ist der Herzog?“ fragte sich Julian), augenscheinlich um die verschiedenen Meinungen darzulegen und gewissermaßen als Staatsanwalt zu fungieren, verfiel nach Julians Meinung bald in die Unsicherheit und Unschlüssigkeit, die man diesen Beamten oft vormirft. Im Verlaufe der Verhandlung ging er darin so weit, daß der Herzog ihm Vorwürfe machte.

Er begann mit unterschiedlichen Phrasen voller Moral und philosophischer Duldsamkeit; dann fuhr er fort:

„Das edle England hat unter der Leitung eines großen Mannes, des unsterblichen Pitt, vierzig Milliarden Franken ausgegeben, um der Revolution Einhalt zu tun. Wenn die hier Versammelten mit ein offenes Wort über einen traurigen Umstand zusprechen, so hat England nicht genügend erkannt, daß gegen einen Mann wie Bonaparte, zumal man ihm nur eine Reihe von guten Absichten entgegenzustellen hatte, nur durch persönliche Mittel etwas auszurichten war . . .“

„Also wieder ein Loblied auf den Mord!“ bemerkte der Hausherr mit unruhiger Miene.

„Verschonen Sie uns mit Ihren sentimentalischen Predigten“, rief der Präsident mißgestimmt; sein Eberauge glänzte wild. „Fahren

Sie fort“, gebot er dem Westenmann. Wangen und Stirn des Präsidenten wurden purpurrot.

„Das edle England“, nahm der Berichterstatter wieder das Wort, „ist heute vernichtet, denn jeder Engländer muß, ehe er sein Brot bezahlt, die Zinsen der vierzig Milliarden aufbringen, die gegen die Jakobiner verwendet wurden. Es hat keinen Pitt mehr.“

„Es hat den Herzog von Wellington“, sagte eine militärische Persönlichkeit, die sich ein wichtiges Aussehen gab.

„Bitte um Ruhe, meine Herren“, rief der Präsident; „wenn wir noch streiten wollen, war es unnütz, Herrn Sorel eintreten zu lassen.“

„Man weiß ja, daß der Herr viele Ideen hat“, bemerkte der Herzog, indem er den Ruhestörer, einen alten napoleonischen General, mit beleidigender Miene ansah. Julian merkte, daß diese Worte eine persönliche Anspielung waren und sehr verletzten. Alles lächelte, und der abtrünnige General schien außer sich vor Zorn.

„Es gibt keinen Pitt mehr“, wiederholte der Redner mit der stillen Verzweiflung eines Mannes, der es aufgibt, seinen Zuhörern Vernunft beizubringen. „Und gäbe es auch einen zweiten Pitt in England, so läßt sich doch eine Nation nicht zweimal mit denselben Mitteln anführen . . .“

„Darum ist auch ein siegreicher General, ein Bonaparte, künftig in Frankreich unmöglich“, rief der militärische Unterbrecher.

Diesmal wagte weder der Präsident noch der Herzog sich zu erregen, obgleich Julian in ihren Augen zu lesen glaubte, daß sie große Lust dazu hatten. Sie schlugen die Augen nieder, und der Herzog begnügte sich mit einem lauten Seufzer, den alle hören konnten. Aber der Referent war verstimmt.

„Man kann nicht erwarten, daß ich zu Ende komme“, sagte er heftig und vergaß dabei ganz jene lächelnde Höflichkeit und gemessene Sprache, in der Julian den Ausdruck seines Charakters zu sehen glaubte. „Man wünscht, daß ich endige; man dankt mir die Anstrengungen nicht, die ich mache, um niemandes Ohren zu verletzen, so lang sie sein mögen; nun wohl, meine Herren, ich werde mich kurz

fassen. Und ich sage Ihnen in dürren Worten: England hat keinen Sou mehr übrig für die gute Sache. Selbst wenn Pitt wiederkäme, könnte er mit all seinem Genie die kleinen englischen Grundbesitzer nicht noch einmal an der Nase herumführen, denn sie wissen, daß der kurze Feldzug von Waterloo ihnen allein eine Milliarde Franken gekostet hat. Da man klare Worte haben will," fuhr der Redner fort, sich mehr und mehr in Eifer redend, „so sage ich Ihnen: Helft euch selbst, denn England hat keine Guinee mehr für euch übrig, und wenn England nicht bezahlt, so können Oesterreich, Rußland und Preußen, die wohl Mut, aber kein Geld haben, höchstens einen oder zwei Feldzüge gegen Frankreich machen. Es ist wohl zu hoffen, daß die jungen, von den Jakobinern aufgestellten Soldaten im ersten und vielleicht auch im zweiten Feldzug geschlagen werden, aber beim dritten, und müßte ich in Ihren Augen für einen Revolutionär gelten, beim dritten werden Sie wieder die Soldaten von 1794 haben, die nicht mehr die Rekruten von 1792 waren."

Diesmal wurde er von drei oder vier Seiten zugleich unterbrochen.

„Mein Herr," wandte sich der Präsident an Julian, „schreiben Sie im Nebenzimmer den Anfang Ihres bis jetzt aufgezeichneten Protokolls ins Reine." Julian mußte zu seinem großen Bedauern hinaus. Der Redner hatte gerade begonnen, von Möglichkeiten zu sprechen, über die er selbst fast fortwährend nachdachte. „Sie fürchten, daß ich mich über sie lustig mache", dachte er. Als man ihn zurückerief, sagte Herr de la Mole mit einem Ernst, der für Julian, der ihn kannte, sehr spaßhaft war:

„... Ja, meine Herren, auf dieses unglückliche Volk paßt der Vers:

„Wird es ein Gott, Tisch oder Waschnapf sein?"

„Es wird ein Gott sein!" sagt der Fabeldichter. An Sie, meine Herren, scheint dies edle, tiefe Wort gerichtet. Handeln Sie aus eigener Kraft, und das edle Frankreich, wie unsere Vorfahren es geschaffen haben und unsere Augen es noch vor dem Tode Ludwigs XVI. gesehen haben, wird wiedererstehen.

„England oder wenigstens seine edlen Lords verabscheuen das ignoble Jakobinertum ebenso wie wir; ohne das englische Geld können Oesterreich und Preußen höchstens zwei bis drei Schlachten liefern. Wird das zu einer erfolgreichen Okkupation genügen, wie die, welche Herr von Richelieu im Jahre 1817 so töricht verzeitelte? Ich glaube es nicht!“

Hier wurde er unterbrochen, aber der Zwischenruf wurde durch allgemeines Zischen unterdrückt. Es war wieder der alte kaiserliche General gewesen, der nach dem blauen Bande trachtete und sich unter den Verfassern der geheimen Note hervortun wollte.

„Ich glaube es nicht“, wiederholte Herr de la Mole nach dem Tumult, er betonte das „Ich“ mit einer Unverschämtheit, die Julian entzückte. „Das ist gut gespielt“, sagte er sich, indem er seine Feder ebenso schnell, wie der Marquis sprach, über das Papier gleiten ließ. „Mit einem guten Wort vernichtet Herr de la Mole die zwanzig Feldzüge dieses Überläufers.“

„Es ist nicht allein das Ausland,“ fuhr der Marquis in sehr gemessenem Tone fort, „dem wir vielleicht eine neue Okkupation zu danken haben werden. Alle die jungen Leute, die Brandartikel im ‚Globe‘ schreiben, stellen ein Kontingent von drei- bis viertausend jungen Führern, unter denen sich ein Kleber, ein Hoche, ein Jourdan und Richegru finden können, nur mit weniger guter Gefinnung.“

„Wir haben ihm keinen Ruhm zu sichern verstanden,“ bemerkte der Präsident; „man hätte ihm ein bleibendes Andenken wahren sollen.“

„Es muß in Frankreich endlich zwei Parteien geben,“ nahm Herr de la Mole wieder das Wort, „aber nicht nur dem Namen nach, sondern zwei reinlich geschiedene Parteien. Auf einer Seite die Journalisten, die Wähler, mit einem Worte, die öffentliche Meinung, die Jugend und alles, was sie bewundert. Während sie sich an dem Lärm ihrer eiflen Worte berauscht, haben wir den unzweifelhaften Vorteil, das Budget zu verzehren.“

Wieder ein Zwischenruf.

„Sie, mein Herr,“ fuhr Herr de la Mole mit bewunderungswürdigem Hochmut und größter Unverblümtheit fort, „Sie verzehren nicht, wenn Ihnen das Wort anstößig ist, Sie verschlingen vierzigtausend Franken aus dem Staatsbudget und achtzigtausend Franken von der Zivilliste.

„Wohlan, mein Herr, da Sie mich zwingen, werde ich Sie ungeschont als Beispiel aufstellen. Wie Ihre edlen Vorfahren, die Ludwig dem Heiligen zum Kreuzzug folgten, so sollten Sie uns für diese hundertzwanzigtausend Franken doch wenigstens ein Regiment, eine Kompanie, ja, nur eine halbe Kompanie, und wären es nur fünfzig schlagfertige Leute zeigen, die der guten Sache auf Leben und Tod ergeben sind. Sie haben nur Lakaien, die Sie im Fall eines Auftrahrs selbst zu fürchten hätten. Der Thron, der Altar, der Adel können morgen untergehen, meine Herren, solange Sie nicht in jedem Departement eine Macht von fünfhundert ergebenen Leuten geschaffen haben; ich sage ergeben, nicht nur mit französischer Tapferkeit, sondern auch mit spanischer Ausdauer.

„Die Hälfte dieser Truppe muß sich aus unseren Kindern und Neffen, kurz, aus wirklichen Edelleuten zusammensetzen. Jeder von ihnen soll — zwar nicht einen schwaghaften Kleinbürger zur Seite haben, der bereit ist, die Tricolore aufzupflanzen, sobald ein neues 1815 kommt, wohl aber einen guten, einfachen und redlichen Bauernsohn wie Cathelineau, den er sich angelehnt hat und der womöglich sein Milchbruder ist. Möge jeder von uns den fünften Teil seines Einkommens opfern, um diese kleine ergebene Truppe von fünfhundert Mann in jedem Departement zu bilden! Dann können Sie auf eine ausländische Okkupation rechnen. Nie würden fremde Truppen auch nur bis Dijon vorrücken, wenn sie nicht sicher wären, in jedem Departement fünfhundert befreundete Soldaten zu finden. Die fremden Könige werden nur dann auf Sie hören, wenn Sie für zwanzigtausend Edelleute bürgen können, die bereit sind, die Waffen zu ergreifen und ihnen Frankreichs Tore zu öffnen. Dieser Dienst ist mühselig, werden Sie sagen; meine Herren, der Preis ist unser Leben. Zwischen der Freiheit der Presse und unserem Dasein

als Velleute herrscht Krieg bis aufs Messer. Werden Sie Handwerker, Bauern, oder greifen Sie zum Gewehr. Seien Sie furchtsam, wenn Sie wollen, aber seien Sie nicht dumm, öffnen Sie die Augen.

„For mt eure Bataillone“, sage ich Ihnen mit dem Jakobinerlied, dann wird sich irgendein edler Gustav Adolf finden, der, ergriffen von der dem monarchischen Prinzip drohenden Gefahr, dreihundert Meilen weit aus seinem Lande herbeieilt und für uns tut, was Gustav Adolf für die protestantischen Fürsten tat. Wollen Sie aber fortfahren zu reden ohne zu handeln, so wird Europa in fünfzig Jahren nur noch aus Republiken bestehen und keinen König mehr haben. Und mit ihnen verschwinden die Priester und der Adel. Ich sehe nur noch Kandidaten, die um die Gunst der schmutzigen Mehrheit buhlen. Sie haben gut sagen, daß Frankreich in diesem Augenblick keinen anerkannten General hat, den alle kennen und schätzen, daß die Armee nur im Interesse des Thrones und Altars organisiert ist, daß man alle alten Krieger entlassen hat, während jedes preußische und österreichische Regiment fünfzig Unteroffiziere zählt, die im Feuer waren. Zweihunderttausend junge Leute aus dem Kleinbürgerstande brennen auf den Krieg . . .“

„Verschonen Sie uns mit unliebsamen Wahrheiten“, sagte eine hohe Persönlichkeit in anmaßlichem Tone. Es war jedenfalls ein Kirchenfürst, denn Herr de la Mole lächelte verbindlich, statt ihm grob zu werden, was Julian als bedeutsames Zeichen erschien. „Verschonen Sie uns mit unliebsamen Wahrheiten, und fassen wir uns kurz, meine Herren. Wenn einem ein Bein abgenommen werden muß, weil es brandig ist, so wäre er töricht, wenn er dem Chirurgen erklärte: ‚Dies krankte Bein ist ganz gesund.‘ Verzeihen Sie mir den Ausdruck, meine Herren, aber der edle Herzog von *** ist unser Chirurg.“

„Nun ist endlich das große Wort gefallen“, dachte Julian; „zu dem . . . werde ich diese Nacht reisen müssen.“

Dreiundfünfzigstes Kapitel

Die Geistlichkeit, ihr Einkommen und die Freiheit

Das erste Gesetz des Daseins ist, sich zu erhalten, zu leben. Ihr sätet Schierling und wähnt, daß Ihnen daraus reifen. Machiavelli

Die hohe Persönlichkeit fuhr fort; man sah, daß sie etwas wußte; sie setzte mit sanfter und maßvoller Beredsamkeit, die Julian außerordentlich gefiel, folgende großen Wahrheiten auseinander:

1. England hat keine Guinee für unser Wohl; Sparsamkeit und Hume sind in Mode. Selbst die Heiligen werden uns kein Geld geben, und Mister Brougham wird sich über uns lustig machen.

2. Es ist unmöglich, ohne englisches Geld von den europäischen Königen mehr als zwei Feldzüge zu erwarten, und zwei Feldzüge richten gegen das Kleinbürgertum nichts aus.

3. Es ist notwendig, eine bewaffnete Partei in Frankreich zu bilden, ohne sie wird das monarchische Prinzip Europas nicht einmal diese beiden Feldzüge wagen.

„Der vierte Punkt, den ich Ihnen als sonnenklar hinzustellen wage, ist der: Es ist unmöglich, in Frankreich eine bewaffnete Partei zu bilden ohne die Geistlichkeit. Ich sage Ihnen das frei heraus, weil ich es Ihnen beweisen kann, meine Herren. Wir müssen der Geistlichkeit alles geben.

1. Weil sie Tag und Nacht ihre Geschäfte besorgt und von hochbegabten Männern geleitet wird, die den politischen Stürmen auf dreihundert Meilen entrückt sind . . .“

„Ach, Rom, Rom!“ rief der Herr des Hauses.

„Ja, mein Herr, Rom!“ fuhr der Kardinal stolz fort. „Welche mehr oder weniger geistreichen Scherze auch zu Ihrer Jugendzeit Mode gewesen sein mögen, ich sage laut im Jahre 1830, daß allein die Geistlichkeit unter Roms Führung beim kleinen Volke etwas ausrichten kann.“

„Fünzigtausend Priester wiederholen an einem Tage auf Geheiß ihrer Oberen dieselben Worte, und das Volk, das doch schließlich die Soldaten stellen muß, wird durch die Stimme seiner Priester mehr erschüttert als durch alle kleinen weltlichen Reime . . .“ Der Redner erregte ein allgemeines Murren.

„Die Geislichkeit hat mehr Geist als Sie,“ fuhr der Kardinal mit erhobener Stimme fort; „alle Schritte, die für den Hauptpunkt getan sind, eine bewaffnete Partei in Frankreich zu haben, sind nur durch uns geschehen. Hier sprechen Tatsachen. Wer hat die vierundzwanzigtausend Flinten in der Vendée mobil gemacht und so weiter? . . . Solange die Geislichkeit nicht ihr Auskommen hat, kann sie auch nichts leisten. Beim ersten Kriege schreibt der Finanzminister an seine Agenten, es gibt nur noch Geld für die Geislichen. Im Grunde ist Frankreich ungläubig, aber es liebt den Krieg. Und wer ihn dem Lande bringt, wird doppelt beliebt sein, denn Kriegsführen heißt, um mich volksmäßig auszudrücken, die Jesuiten aushungern; Kriegsführen heißt, diese Ungeheuer von Stolz, die wir Franzosen sind, von der drohenden Einmischung fremder Mächte befreien.“

Die Rede des Kardinals wurde günstig aufgenommen . . . „Herr von Nerval“, sagte er, „müßte das Ministerium verlassen, sein Name regt die Gemüter unnütz auf.“

Bei diesen Worten sprang alles auf und sprach durcheinander. „Man wird mich noch fortschicken“, dachte Julian, aber selbst der vorsichtige Präsident schien seine Gegenwart und sein Dasein völlig vergessen zu haben.

Alle Augen suchten einen Mann, den Julian wiedererkannte. Es war Herr von Nerval, der Premierminister, den er auf dem Ball des Herzogs von Reş gesehen hatte.

Die Verwirrung hatte ihren Höhepunkt erreicht, wie es in den Zeitungen heißt, wenn von der Kammer die Rede ist. Nach einer guten Viertelstunde trat wieder etwas Ruhe ein. Jetzt erhob sich Herr von Nerval und sagte im Aposteltone und mit eigentümlicher Stimme:

„Ich werde Ihnen durchaus nicht sagen, daß mir nichts am Ministerium liegt. Es gilt mir als erwiesen, meine Herren, daß mein Name die Kräfte der Jakobiner verdoppelt, da er viele Gemäßigte in ihr Lager treibt. Ich würde also gern zurücktreten, aber des Herrn Wege sind nur einer kleinen Zahl sichtbar, und“, setzte er, den Kardinal fest ansehend, hinzu, „ich habe eine Mission zu erfüllen. Der Himmel hat mir gesagt: Du wirst deinen Kopf aufs Schafott tragen, oder du wirst die Monarchie in Frankreich wiederherstellen und die Kammern wieder zu dem machen, was das Parlament unter Ludwig XV. war, und das, meine Herren, werde ich tun.“

Damit schwieg er und setzte sich wieder; tiefes Schweigen herrschte.

„Das ist ein guter Schauspieler“, dachte Julian. Er irrt sich wie gewöhnlich, indem er den Leuten zu viel Geist zutraute. Durch die Debatten eines so lebhaften Abends und vor allem durch die Aufrichtigkeit der Diskussion angeregt, glaubte Herr von Nerval in diesem Augenblick tatsächlich an seine Mission. Er war ein Mann von großem Mut, aber ohne Verstand.

Während der Stille, die dem schönen Worte: das werde ich tun, folgte, schlug es Mitternacht. Julian fand, daß der Ton der Glocke etwas feierlich Düsteres hatte. Er war bewegt.

Die Diskussion fing bald mit wachsender Energie und unglaublicher Raivität wieder an. „Diese Leute werden mich vergiften lassen“, dachte Julian bisweilen. „Wie können sie solche Sachen vor einem Plebejer sagen?“ Es schlug zwei Uhr, und man redete noch immer. Der Hausherr schlief schon lange, Herr de la Mole mußte klingeln, um die Lichter erneuern zu lassen. Herr von Nerval, der Minister, war um dreiviertel zwei gegangen, nicht ohne Julians Gesicht vorher in einem neben ihm hängenden Spiegel gründlich studiert zu haben. Bei seinem Gehen schien alles aufzuatmen.

Während neue Lichter gebracht wurden, sagte der Westenmann ganz leise zu seinem Nachbarn: „Gott weiß, was der Mensch dem König sagen wird. Er kann uns zum Gespött machen und unsere Zukunft verderben.“

„Man muß zugeben, es ist eine seltene Anmaßung und selbst Frechheit von ihm, sich hier zu zeigen. Er erschien hier, ehe er das Ministerium bekam, aber das Portefeuille ändert alles und erstickt alle Interessen eines Menschen; er hätte es fühlen müssen.“

Kaum war der Minister hinausgegangen, als der napoleonische General die Augen zuklappte. Jetzt sprach er von seiner Gesundheit, seinen Wunden, sah auf seine Uhr und ging.

„Ich möchte wetten,“ sagte der Westenmann, „daß er hinter dem Minister herläuft; er wird sich entschuldigen, daß er hier gesehen worden ist, und vorgeben, daß er uns leitet.“

Als die verchlafenen Diener die Lichter erneuert hatten, sagte der Präsident: „Kommen wir endlich zum Schluß, meine Herren, und versuchen wir nicht länger, uns einander zu überzeugen. Denken wir an den Wortlaut der Note, die in achtundvierzig Stunden vor den Augen unserer auswärtigen Freunde liegen wird. Man hat vor den Ministern gesprochen. Wir können es jetzt sagen, wo Herr von Nerval fort ist, was gehen uns die Minister an? Wir zwingen sie, zu wollen.“

Der Kardinal stimmte mit feinem Lächeln zu.

„Nichts scheint mir leichter, als unsere Lage zusammenzufassen“, sagte der junge Bischof von Agde mit der verhaltenen Glut des höchsten Fanatismus. Er hatte bisher geschwiegen; Julian hatte bemerkt, wie sein anfangs so mildes und ruhiges Auge sich seit der ersten Stunde der Verhandlung entflammt hatte. Jetzt floß seine Seele über, wie die Lava des Vesuv.

„England hat von 1806 bis 1814 nur ein Unrecht begangen,“ sagte er, „daß es nicht persönlich und direkt gegen Napoleon gehandelt hat. Nachdem dieser Mensch wieder Herzöge und Kammerherren ernannt, nachdem er den Thron wieder aufgerichtet hatte, war die ihm von Gott anvertraute Mission erfüllt, und er mußte geopfert werden. Die Heilige Schrift zeigt uns an mehr als an einer Stelle, wie man Tyrannen beseitigt. (Hier folgten mehrere lateinische Zitate.) Heute, meine Herren, handelt es sich nicht mehr darum, einen Menschen

zu opfern, sondern Paris. Ganz Frankreich ahmt Paris nach. Wozu in jedem Departement fünfhundert Mann bewaffnen? Ein gewagtes Unternehmen, das zu keinem Ende führt. Warum Frankreich in etwas hineinziehen, was nur Paris allein angeht? Paris allein mit seinen Zeitungen und Salons ist der Schuldige; möge das neue Babel verderben. Es muß zwischen dem Altar und Paris entschieden werden. Das liegt selbst in den weltlichen Interessen des Thrones. Warum wagte Paris unter Bonaparte nicht zu atmen? Fragen Sie die Kanonen von Saint Roch . . .“

Es war drei Uhr morgens, als Julian mit Herrn de la Mole ging.

Der Marquis war beschämt und müde. Zum erstenmal klang ein bittender Ton durch, wenn er mit Julian sprach. Er nahm ihm sein Wort ab, diese Erzeßse des Eifers — das war sein Ausdruck — zu deren Zeugen ihn der Zufall gemacht hatte, niemals auszulaudern. „Sprechen Sie mit unserem auswärtigen Freunde nur dann davon, wenn er ernstlich darauf besteht, unsere jungen Narren kennen zu lernen. Was macht es ihnen aus, wenn der Staat umgestürzt wird? Sie werden Kardinäle und flüchten sich nach Rom. Wir in unseren Schlössern werden von den Bauern umgebracht.“

Die geheime Note, die der Marquis aus dem sechsundzwanzig Seiten langen, von Julian niedergeschriebenen Protokoll zusammenstellte, war erst um dreiviertel fünf Uhr fertig.

„Ich bin todmüde,“ sagte der Marquis; „man merkt es diesem Bericht an, er ist am Schlusse nicht mehr klar; ich bin unzufriedener damit als mit allem, was ich in meinem Leben je getan habe. Nun, mein Freund,“ setzte er hinzu, „ruhen Sie sich einige Stunden aus, und damit man Sie nicht entführt, will ich Sie selbst in Ihrem Zimmer einschließen.“

Am anderen Morgen brachte der Marquis Julian in ein entlegenes Schloß ziemlich weit von Paris. Die Wirte machten einen sonderbaren Eindruck; Julian hielt sie für Priester. Er erhielt einen Paß mit fingiertem Namen und erfuhr endlich den wirklichen Zweck seiner Reise, den er stets vorgegeben hatte, nicht zu kennen. Er stieg allein in eine Kalesche.

Der Marquis hatte keine Sorge um Julians Gedächtnis, denn dieser hatte ihm die geheime Note mehrmals hergesagt, aber er fürchtete, daß er aufgefangen würde.

„Vor allen Dingen geben Sie sich nur den Anschein eines Gecken, der zum Zeitvertreib reißt“, riet er ihm freundschaftlich in dem Augenblick, wo er den Salon verließ. „Es war vielleicht mehr als ein falscher Freund in unserer gestrigen Versammlung.“

Die Reise ging schnell vonstatten. Es war eine traurige Fahrt. Julian war dem Marquis kaum aus den Augen, als er schon den geheimen Bericht und die Mission vergessen hatte, um nur an Mathildes Verachtung zu denken. In einem Dorfe einige Meilen hinter Metz erklärte der Postmeister, daß keine Pferde da seien. Es war zehn Uhr abends. Julian war höchst verstimmt und verlangte zu essen. Er ging vor der Thür spazieren und gelangte unversehens in den Posthof. Er sah keine Pferde in den Ställen.

„Der Mann sah doch sonderbar aus,“ sagte er sich; „sein grober Blick war so prüfend.“

Wie man sieht, fing er an, nicht mehr alles zu glauben, was man ihm sagte. Er dachte daran, nach dem Abendessen zu entschlüpfen, und um sich etwas umzuhören, verließ er sein Zimmer und ging sich am Küchenfeuer zu wärmen. Wie groß war seine Freude, Signor Geronimo, den berühmten Sänger, dort zu treffen! Der Neapolitaner saß bequem in einem Lehnstuhl, den er sich nahe ans Feuer hatte rücken lassen, stöhnte ganz laut, und sprach allein mehr als die zwanzig deutschen Bauern, die ihn verblüfft umringten.

„Die Leute ruinieren mich,“ rief er Julian zu; „ich habe versprochen, morgen in Mainz zu singen. Sieben souveräne Fürsten sind hingekommen, um mich zu hören. Aber wir wollen etwas Luft schöpfen“, setzte er mit bedeutsamer Miene hinzu.

Als sie hundert Schritte auf der Straße gegangen waren und nicht mehr gehört werden konnten, sagte er zu Julian:

„Wissen Sie, was los ist? Der Postmeister ist ein Spitzbube. Beim Spazierengehen gab ich einem kleinen Gassenbuben zwanzig Sous,

er hat mir alles gesagt. In einem Stall am anderen Ende des Dorfes stehen zwölf Pferde. Man will augenscheinlich irgendeinen Kurier aufhalten.“

„Wirklich?“ sagte Julian mit unschuldiger Miene. Mit Entdeckung der Schwindelei war jedoch noch nichts erreicht; sie mußten vor allem weiterkommen. Das aber wollte Geronimo und seinem Freunde nicht gelingen. „Warten wir bis morgen,“ riet der Sänger schließlich; „man mißt taut uns. Vielleicht hat man es auf Sie oder auf mich abgesehen. Morgen früh bestellen wir uns ein gutes Frühstück, und während man es zubereitet, gehen wir spazieren, entwischen, mieten uns Pferde und erreichen die nächste Post.“

„Und Ihr Gepäck?“ fragte Julian in dem Gedanken, daß Geronimo vielleicht selbst geschickt worden sei, um ihn aufzufangen. Es war Zeit zum Abendessen, dann gingen sie zu Bette. Julian war noch im ersten Schläfe, als er jählings durch Stimmengeräusch aufgeweckt wurde. Zwei Personen waren in seinem Zimmer und sprachen ziemlich ungeniert. Er erkannte den Postmeister, der mit einer Blendlaterne bewaffnet war. Das Licht fiel auf den Reisekoffer, den Julian auf sein Zimmer hatte bringen lassen. Neben dem Postmeister stand ein Mann, der ruhig den offenen Koffer durchsuchte. Julian konnte nur die enganliegenden Ärmel seines schwarzen Rockes erkennen.

„Es ist eine Soutane“, sagte er sich, indem er suchte nach den kleinen Pistolen griff, die er unterm Kopfkissen liegen hatte.

„Fürchten Sie nicht, daß er aufwacht, Herr Pfarrer“, sagte der Postmeister. „Ich habe ihnen den Wein gegeben, den Sie selbst zubereitet haben.“

„Ich finde keine Spur von Papieren“, sagte der Pfarrer. „Viel Wäsche, Parfüms, Pomaden und allerhand Kram; es ist ein junger Lebemann, der nur an sein Vergnügen denkt. Der Bote wird eher der andere sein, der sich als Italiener aufspielt.“

Die beiden näherten sich Julian, um die Taschen seines Reiseanzuges zu durchsuchen. Er war in großer Verjuchung, sie wie Diebe

zu erschließen, nichts war ungefährlicher für die Folgen. Er hatte große Lust dazu . . . „Ich wäre ein Esel“, sagte er sich, „und würde meine Mission bloßstellen.“ Der Priester hatte den Rock durchsucht und sagte: „Das ist kein Diplomat.“ Dann ging er und tat gut daran!

„Wenn er mich in meinem Bette anrührt, wehe ihm“, sagte Julian sich; „er könnte mich sehr gut erdolchen, und das leide ich nicht!“

Der Priester wandte den Kopf, Julian öffnete die Augen halb. Wie groß war sein Erstaunen: es war der Abbe Castanède. In der Tat schien es ihm von Anfang an, obwohl die beiden Personen leise zu sprechen suchten, als ob er eine der Stimmen kannte. Eine unbeschreibliche Lust ergriff ihn, die Erde von einem ihrer feigsten Schurken zu reinigen . . .

„Aber meine Mission!“ sagte er sich.

Der Priester und sein Helfershelfer gingen hinaus. Eine Viertelstunde später tat Julian, als ob er aufwachte. Er rief und trommelte das ganze Haus zusammen.

„Ich bin vergiftet“, schrie er, „ich habe furchtbare Schmerzen!“ Er wollte einen Vorwand haben, um Geronimo zu Hilfe zu kommen. Er fand ihn halb scheinot von dem Laudanum im Wein.

Julian war auf derartige Weise gefaßt gewesen; er hatte beim Abendbrot aus Paris mitgebrachte Schokolade gegessen. Es gelang ihm nicht, Geronimo völlig wachzubekommen und ihn zum Abreisen zu bestimmen.

„Und wenn man mir das ganze Königreich Neapel böte“, sagte der Sänger, „ich würde jetzt doch nicht auf die Wollust des Schlafes verzichten.“

„Aber die sieben souveränen Fürsten!“

„Können warten!“

Julian reiste allein ab und gelangte ohne weiteren Zwischenfall zu der hohen Persönlichkeit. Umsonst verlor er einen ganzen Morgen, um eine Audienz zu erbitten. Zum Glück wollte der Herzog gegen

vier Uhr frische Luft schöpfen. Julian sah ihn zu Fuß fortgehen. Er zögerte nicht, ihn um ein Almosen anzusprechen. Als er sich dem hohen Herrn bis auf zwei Schritte genähert hatte, zog er die Uhr des Marquis de la Mole und zeigte sie ihm in auffälliger Weise.

„Folgen Sie mir von weitem“, sagte jener, ohne ihn anzusehen.

Nach einer Viertelmeile trat der Herzog plötzlich in ein Kaffeehaus ein. In einem Zimmer dieser Herberge untersten Ranges hatte Julian die Ehre, dem Herzog seine vier Seiten herzusagen. Als er fertig war, sagte jener: „Noch einmal und langsamer.“

Der Fürst machte sich Notizen. „Gehen Sie zu Fuß zur nächsten Post. Lassen Sie Ihre Sachen und Kutsche hier. Reisen Sie auf irgendeinem Wege nach Straßburg, und am 22. des Monats (es war der 10.) finden Sie sich um einhalb ein Uhr in diesem selben Kaffeehaus wieder ein. Gehen Sie erst in einer halben Stunde und schweigen Sie.“

Das waren die einzigen Worte, die Julian zu hören bekam. Sie genügten, um ihn mit der höchsten Bewunderung zu erfüllen. „So“, dachte er, „behandelt man Geschäfte. Was würde dieser große Staatsmann sagen, wenn er vor drei Tagen das leidenschaftliche Geschwätz gehört hätte?“

Julian brauchte zwei Tage, um nach Straßburg zu kommen; es dünkte ihn, als hätte er dort nichts zu suchen. Er machte einen großen Umweg. „Wenn dieser Teufel, der Abbé Castanède, mich erkannt hat, so wird er meine Spur nicht so leicht verlieren . . . Welches Vergnügen würde er daran haben, wenn er sich über mich lustig machen und meine Mission zum Scheitern bringen könnte.“

Zum Glück hatte der Abbé Castanède, Vorstand der geistlichen Polizei an der ganzen Nordgrenze, ihn nicht erkannt. Und die Jesuiten von Straßburg dachten trotz ihres heiligen Eifers nicht daran, Julian zu beobachten; er sah mit seinem Kreuz und seinem blauen Überzieher ganz wie ein junger Militär aus, der ganz mit sich beschäftigt war.

Vierundfünfzigstes Kapitel

Straßburg

Bezauberung, du hast die Allgewalt der Liebe, all ihr Vermögen, Unglück zu empfinden. Nur ihre zauberhaften Wonnen, ihre süßen Freuden sind über deiner Sphäre. Ich konnte nicht sagen, als ich sie schlafen sah: sie ist ganz mein in ihrer Engelschöne und holden Schwäche. Sie ist in meine Gewalt gegeben, wie der Himmel sie in seiner Gnade geschaffen hat, um eines Mannes Herz zu entzünden. Ode von Schiller

Zu einem achttägigen Aufenthalte in Straßburg gezwungen, suchte Julian sich durch den Gedanken an Kriegsrühm und Vaterlandsliebe zu zerstreuen. War er denn verliebt? Er wußte es nicht, er fühlte nur, daß Mathilde in seiner gequälten Seele allein über sein Glück und seine Phantasie regierte. An etwas zu denken, was keine Beziehung zu Mathilde hatte, überstieg seine Kräfte. Er hatte seine ganze Willenskraft nötig, um sich vor Verzweiflung zu bewahren. Ehrgeizige Träume und kleine Eitelkeitserfolge setzten ihn früher über die Gefühle hinweg, die Frau von Renal ihm einflößte. Mathilde verschlang alles; wenn er an die Zukunft dachte, sah er überall nur sie. Und überall in dieser Zukunft sah er den Mangel an Erfolg. Er, den wir in Verrières so voller Eigendünkel und Stolz gesehen haben, war in einen Zustand von geradezu lächerlicher Bescheidenheit geraten.

Noch vor drei Tagen hätte er den Abbé Castanède mit Freuden getötet, und wenn in Straßburg ein Kind mit ihm gezankt hätte, so würde er dem Kinde recht gegeben haben. Wenn er an seine Gegner und Feinde zurückdachte, die er im Leben gehabt hatte, so fand er immer, daß er, Julian, im Unrecht war. Und dies alles, weil er seine mächtige Einbildungskraft, die ihm früher unaufhörlich die glänzendsten Zukunftsbilder vorgegaukelt hatte, jetzt zur unverföhnlichen Feindin hatte.

Die gänzliche Einsamkeit des Reiselebens sollte die Macht dieser düsteren Phantasie noch mehrten. Welch ein Schatz wäre nicht ein Freund gewesen! „Aber gibt es wohl ein Herz, das für mich schlägt?“

dachte Julian. „Und wenn ich auch einen Freund hätte, würde mir das Ehrgefühl nicht ewiges Schweigen auferlegen?“

Er tritt traurig in der Umgebung von Kehl spazieren, einem durch Desaix und Gouvion-Saint-Cyr unsterblich gewordenen Flecken am Rhein. Ein deutscher Bauer zeigte ihm die kleinen Bäche, die Wege, die Rheininseln, denen der Mut dieser großen Generale einen Namen gegeben hat. Julian lenkte sein Pferd mit der linken Hand; in der rechten hielt er die ausgezeichnete Karte aufgeschlagen, welche die Memoiren des Marschalls Saint-Cyr schmückt. Ein Freudenschrei ließ ihn aufblicken.

Es war Prinz Korasoff, sein Londoner Freund, der ihn vor einigen Monaten in die Grundregeln der vollkommenen Blasiertheit eingeweiht hatte. Dieser großen Kunst getreu, begann Korasoff, der seit gestern in Straßburg und seit einer Stunde in Kehl war, auch nie im Leben eine Zeile über die Belagerung von 1796 gelesen hatte, Julian alles genau zu erklären. Der deutsche Bauer sah ihn erstaunt an, denn er verstand genug Französisch, um die argen Schnitzer zu merken, die der Prinz machte. Julian war himmelweit von den Gedanken des Bauern entfernt, er sah den schönen, jungen Mann voller Staunen an und bewunderte seine Grazie beim Reiten.

„Welch glücklicher Charakter“, sagte er sich. „Wie gut seine Hüften sitzen, wie elegant seine Haare geschnitten sind! Ach, wenn ich so ausgesehen hätte, wäre sie meiner vielleicht nicht schon nach drei Tagen der Liebe überdrüssig geworden!“

Als der Prinz mit der Belagerung von Kehl fertig war, sagte er zu Julian: „Sie sehen aus wie ein Trappist; Sie übertreiben das Prinzip der Würde, das ich Ihnen in London anempfohlen habe. Diese traurige Miene gehört nicht zum guten Ton; gelangweilt muß man aussehen. Wenn Sie traurig sind, so fehlt Ihnen etwas; irgend etwas ist Ihnen mißglückt. Das heißt, sich als unterlegen zeigen. Sind Sie hingegen gelangweilt, so ist der, welcher Ihnen vergeblich zu gefallen sucht, der Unterlegene. Bedenken Sie doch, mein Freund, wie gravitatisch die Geringschätzung ist!“

Julian warf dem Bauer, der ihnen mit offenem Munde zuhörte, einen Taler zu.

„Gut,“ sagte der Prinz, „darin liegt Grazie! Eine noble Verachtung! Sehr gut!“ Damit setzte er sich in Galopp und Julian folgte ihm in stumpfer Bewunderung.

„Ach, wenn ich so gewesen wäre, hätte sie mir den Croisenois nicht vorgezogen!“ Je mehr seine Vernunft an den Albernheiten des Prinzen Anstoß fand, desto mehr verachtete er sich, daß er sie bewunderte, und schätzte sich unglücklich, sie nicht zu besitzen. Der Widerwille gegen sich selbst konnte nicht weiter gehen.

Der Prinz fand ihn entschieden traurig. Als sie nach Straßburg zurückkehrten, fragte er ihn:

„Nun, mein Lieber, haben Sie Ihr Geld verloren, oder sind Sie in eine kleine Schauspielerin verliebt?“

Die Russen kopieren die französischen Sitten, sind aber immer fünfzig Jahre im Rückstand; sie sind jetzt im Zeitalter Ludwigs XV. angelangt.

Diese Wipeleien über die Liebe trieben Julian die Tränen in die Augen. „Warum sollte ich diesen liebenswürdigen Menschen nicht um Rat fragen?“ dachte er plöblich.

„Nun ja, mein Lieber,“ sagte er zum Prinzen, „Sie sehen mich hier in Straßburg sehr verliebt und sogar verlassen. Eine reizende Dame, die in einer benachbarten Stadt lebt, hat mich nach dreitägiger Leidenschaft verlassen, und dieser Wechsel tötet mich.“

Und er beschrieb dem Prinzen unter falschem Namen Mathildes Charakter und Handlungsweise.

„Erzählen Sie nicht weiter“, sagte Korasoff. „Um Ihnen Vertrauen zu Ihrem Arzt zu geben, will ich diese Beichte beenden. Der Gatte dieser jungen Frau erstreut sich eines enormen Vermögens oder vielmehr, sie gehört zum höchsten Adel des Landes. Sie muß auf irgend etwas stolz sein.“

Julian nickte mit dem Kopfe, er hatte nicht mehr den Mut zu sprechen.

„Gut,“ sagte der Prinz, „hier sind drei bittere Pillen, die Sie ohne Verzug schlucken müssen:

Erstens: Sie müssen die Dame — wie nannten Sie sie doch? — alle Tage sehen.“

„Frau von Dubois.“

„Was für ein Name!“ pläzte der Prinz heraus. „Aber Pardon, für Sie ist er herrlich. Es kommt also darauf an, Frau von Dubois jeden Tag zu sehen; hüten Sie sich namentlich, in ihren Augen kalt und pikiert zu erscheinen; denken Sie an den großen Grundsatz Ihres Jahrhunderts, immer das Gegenteil von dem zu tun, was man erwartet. Zeigen Sie sich genau so, wie Sie acht Tage vorher waren, ehe ihre Gunst Ihnen zuteil ward.“

„Ach, damals war ich ruhig“, rief Julian verzweiflungsvoll. „Ich glaubte sie zu bemitleiden . . .“

„Der Schmetterling verbrennt sich am Licht die Flügel,“ fuhr der Prinz fort; „das Gleichnis ist so alt, wie die Welt. Also:

Erstens: Sie müssen sie alle Tage sehen.

Zweitens: Sie müssen einer Dame aus ihrer Gesellschaft den Hof machen, aber wohl gemerkt, ohne daß Sie sich einen Anschein von Leidenschaft geben. Ich verhehle Ihnen nicht, daß Ihre Rolle schwierig ist. Sie spielen Komödie, und wenn man errät, daß Sie das tun, sind Sie verloren.“

„Sie hat so viel Geist und ich so wenig, ich bin verloren“, sagte Julian traurig.

„Nein, Sie sind nur verliebter als ich dachte. Frau von Dubois geht ganz in sich selbst auf, wie alle Frauen, die der Himmel zu vornehm oder zu reich geschaffen hat. Sie sieht sich an, statt Sie anzusehen, folglich kennt sie Sie nicht. Während der paar Liebesanfalle, die sie ihrer Einbildungskraft abgerungen hat, sah sie in Ihnen ihren erträumten Helden und nicht den, der Sie wirklich sind . . .“

„Aber zum Teufel, das sind ja die ersten Elemente, mein lieber Sorel. Sind Sie denn noch ganz ein Schüler? . . .“

„Boxtausend, kommen Sie mit in diesen Laden; da ist eine reizende schwarze Strawatte; man könnte glauben, sie ist von

John Anderson in der Burlingtonstreet gemacht. Tun Sie mir den Gefallen, nehmen Sie das Ding, und werfen Sie die gemeine schwarze Binde, die Sie da um den Hals haben, möglichst weit fort.

„Nun also,“ fuhr der Prinz fort, als sie aus dem ersten Posamentierladen Straßburgs heraustraten, „in welcher Gesellschaft befindet sich Frau von Dubois? Großer Gott, welch ein Name! Seien Sie nicht böse, Sorel, ich kann nicht dagegen an . . . Wem werden Sie den Hof machen?“

„Einer besonders Brüden, der Tochter eines ungeheuer reichen Strumpfwirkers. Sie hat die schönsten Augen von der Welt, die mir unendlich gefallen; sie nimmt ohne Zweifel den ersten Rang im Lande ein, aber bei all ihren hohen Eigenschaften erröthet sie, ja sie gerät außer Fassung, wenn jemand von Geschäft und Läden spricht. Und zum Unglück war ihr Vater einer der bekanntesten Kaufleute in Straßburg.“

„Also, wenn man von Industrie spricht, können Sie sicher sein, daß Ihre Schöne an sich denkt und nicht an Sie. Diese lächerliche Seite ist göttlich und sehr nützlich; sie wird Sie verhindern, sich von ihren schönen Augen je betören zu lassen. Der Erfolg ist gewiß.“

Julian dachte an die Marschallin von Ferbaques, die viel im Hause La Mole verkehrte. Sie war eine schöne Ausländerin, die den Marschall ein Jahr vor seinem Tode geheiratet hatte. Ihr ganzes Leben schien keinen anderen Zweck zu haben, als die Thatfache auszulöschen, daß sie die Tochter eines Industriellen war; und um etwas in Paris vorzustellen, hatte sie sich an die Spitze der Tugend gestellt.

Julian bewunderte den Prinzen aufrichtig. Was hätte er nicht darum gegeben, seine Schwächen zu haben! Die Unterhaltung der beiden Freunde nahm kein Ende; Korasoff war entzückt, noch nie hatte ein Franzose ihm so lange zugehört. „Also bin ich endlich so weit gediehen,“ sagte er sich voller Freude, „daß man mir Gehör schenkt, wenn ich meinen Lehrmeistern Unterricht gebe!“

„Wir sind uns also einig,“ wiederholte er Julian zum zehnten Male: „nicht einen Schatten von Leidenschaft, wenn Sie in Gegenwart

von Frau von Dubois mit der jungen Schönheit, der Strumpfwirkerstochter aus Straßburg, sprechen. Aber beim Schreiben feurigste Leidenschaft! Einen schön abgefaßten Liebesbrief zu lesen, ist das erlesenste Vergnügen für eine Bräute, es ist ein Augenblick der Ausspannung. Sie spielt keine Komödie, sie wagt ihrem Herzen Gehör zu geben, also täglich zwei Briefe!“

„Niemals, niemals“, stöhnte Julian entmutigt. „Ich will mich lieber in einem Mörser zerstampfen lassen, als drei Redensarten zu dreheln; ich bin nur noch ein Leichnam, Verehrtester, hoffen Sie nichts mehr von mir. Lassen Sie mich am Rande des Weges sterben.“

„Wer spricht denn davon, daß Sie Redensarten dreheln sollen? Ich habe in meiner Reisetasche sechs Bände Liebesbriefe im Manuskript, für alle Frauencharaktere passend, selbst für die tugendhaftesten. Hat Kalisky nicht in Richmond-Terrace, drei Meilen von London, der niedlichsten Quäkerin in ganz England den Hof gemacht?“

Julian war weniger unglücklich, als er seinen Freund um zwei Uhr morgens verließ.

Am anderen Morgen ließ der Prinz einen Schreiber kommen, und zwei Tage darauf hatte Julian dreiundfünfzig wohlnumerierte Liebesbriefe für die erhabenste und schwermütigste Tugend.

„Es sind keine vierundfünfzig,“ sagte der Prinz, „weil Kalisky sich abweisen ließ; aber was schadet es, von der Strumpfwirkerstochter schlecht behandelt zu werden, da Sie ja nur auf Frau von Dubois' Herz wirken wollen.“

Jeden Tag wurde geritten, der Prinz war ganz vernarrt in Julian. Da er nicht wußte, wie er ihm seine plötzliche Freundschaft recht beweisen sollte, bot er ihm die Hand einer seiner Cousinen, einer reichen Erbin in Moskau, an. „Und wenn Sie einmal verheiratet sind,“ setzte er hinzu, „wird Ihnen mein Einfluß und das Kreuz, das Sie da haben, in zwei Jahren zum Obersten verhelfen.“

„Aber dies Kreuz kommt nicht von Napoleon, davon ist leider nicht die Rede.“

„Was schadet es,“ sagte der Prinz; „hat er es nicht gestiftet? Es ist noch bei weitem das erste in Europa.“

Julian hätte beinahe zugestimmt, aber seine Pflicht rief ihn zu der großen Persönlichkeit zurück; als er Korasoff verließ, versprach er zu schreiben. Er empfing die Antwort auf den geheimen Bericht, den er gebracht hatte, und eilte nach Paris; aber kaum war er zwei Tage hintereinander allein gewesen, so schien ihm der Plan, Frankreich und Mathilde zu verlassen, schlimmer als der Tod.

„Ich werde die Millionärin nicht heiraten, die Korasoff mir anbietet; aber seinen Rat werde ich befolgen. Im Grunde genommen ist die Verführungskunst ja sein Handwerk; er denkt seit fünfzehn Jahren an nichts weiter, denn er ist jetzt dreißig. Man kann nicht sagen, daß er geistlos ist, er ist listig und verschlagen. Poesie und Begeisterung sind seinem Charakter völlig fremd; ein Grund mehr noch, daß er sich nicht irrt.

„Es muß sein, ich muß Frau von Ferbaques den Hof machen. Das wird mich vielleicht etwas langweilen, aber ich werde ihre schönen Augen anschauen; sie sind ja denen so ähnlich, die mir so viel Liebe gestrahlt haben. Sie ist eine Ausländerin, also ein neuer Charakter, der zu beobachten ist.

„Ich bin verrückt, ich springe ins Wasser, ich soll den Ratschlägen eines Freundes folgen und kann doch nicht daran glauben!“

Fünfundfünfzigstes Kapitel

Das Jugend-Ministerium

Aber wenn ich dies Vergnügen mit so viel Vorsicht und Behutsamkeit genießen soll, ist es kein Vergnügen mehr für mich.

Love de Vega

Unser Held war nach Paris zurückgekehrt und hatte kaum das Arbeitszimmer des Marquis de la Mole verlassen, der über die überbrachten Depeschen sehr außer Fassung schien, als er sogleich zum Grafen Altamira eilte. Der schöne Ausländer vereinigte mit dem Vorzug, zum Tode verurteilt zu sein, viel Würde und das Glück, fromm zu sein. Diese beiden Verdienste, und mehr als alles seine hohe Geburt, galten bei Frau von Ferbaques, die ihn oft sah, viel.

Julian gestand ihm ernsthaft, daß er sehr verliebt in sie sei.

„Sie ist die reinste und höchste Tugend,“ antwortete Altamira, „nur ein wenig jesuitisch und emphatisch. Es gibt Tage, wo ich jedes ihrer Worte verstehe, aber ich verstehe nicht den ganzen Satz. Sie macht mich zuweilen glauben, daß ich doch nicht so gut Französisch kann, wie man sagt. Diese Bekanntschaft würde Ihren Namen bekannt machen und Ihnen in der Welt zu Bedeutung verhelfen. Aber wir wollen zu Bustos gehen,“ riet Graf Altamira, der stets ein Freund der Ordnung war, „er hat der Frau Marschallin den Hof gemacht.“

Don Diego Bustos ließ sich die Sache lang und breit erklären, ohne etwas zu sagen, wie ein Advokat im Bureau. Er hatte ein dickes Mönchsgesicht mit schwarzem Schnurrbart und einem Ernst ohne gleichen; im übrigen war er ein guter Carbonaro. „Ich verstehe“, sagte er endlich zu Julian. „Hat die Marschallin von Feravaques Liebhaber gehabt oder nicht? Haben Sie einige Hoffnung auf Erfolg? Das ist die Frage. Was mich betrifft, so muß ich gestehen, daß ich gescheitert bin. Jetzt, wo ich nicht mehr pikiert bin, sage ich mir dies: zuweilen ist sie launenhaft, und wie ich Ihnen später erzählen will, nicht übel rachsüchtig.“

„Sie hat nicht das gallige Temperament des Genies, das auf alle Handlungen einen Schimmer von Leidenschaft wirft. Es ist im Gegenteil die phlegmatische und ruhige Gemütsart der Holländer, der sie ihre seltene Schönheit und ihre irischen Farben verdankt.“

Julian wurde ungeduldig über die Langsamkeit und das unerlöschliche Phlegma des Spaniers und stieß von Zeit zu Zeit ganz wider Willen einige kurze Laute aus.

„Wollen Sie mich anhören?“ fragte Don Diego Bustos ernst.

„Verzeihen Sie meine furia francese, ich bin ganz Ohr“, sagte Julian.

„Die Marschallin von Feravaques ist also leicht zum Haß geneigt. Sie verfolgt mitleidlos Leute, die sie nie gesehen hat, Advokaten,

arme Teufel von Schriftstellern, die Lieder wie Collé gemacht haben.
Sie wissen:

Ich habe die Marotte
Der Liebe zu Marote
und so weiter."

Julian mußte das ganze Lied über sich ergehen lassen. Der Spanier freute sich, französisch singen zu können. Dies göttliche Lied wurde niemals mit größerer Ungeduld angehört. Als es zu Ende war, sagte Don Diego: „Die Marschallin hat den Verfasser des Liedes absetzen lassen:

Die Liebe war im Wirtshaus einft . . .“

Julian zitterte, er könnte es ihm auch vorsingen. Doch er begnügte sich damit, es zu analysieren. Es war wirklich gottlos und wenig anständig.

„Als die Marschallin über dieses Lied in Horn geriet,“ sagte Don Diego, „bemerkte ich ihr gegenüber, daß eine Frau ihres Ranges nicht alle Dummheiten, die veröffentlicht würden, lesen sollte. Welche Fortschritte Ernst und Frömmigkeit auch machen mögen, es wird in Frankreich doch immer eine Kabarettliteratur geben. Als Frau von Ferbaques dem Verfasser, einem armen Teufel auf Halbjold, eine Stelle von achtzehnhundert Franken genommen hatte, sagte ich zu ihr: ‚Nehmen Sie sich in acht, Sie haben diesen Reimschmied mit Ihren Waffen angegriffen, er kann Ihnen mit seinen Reimen antworten und ein Lied auf die Tugend verfassen. Die vornehmen Salons sind auf Ihrer Seite, aber die Leute, die das Lachen lieben, werden seine Spottlieder absingen.‘ Wissen Sie, mein Herr, was die Marschallin mir geantwortet hat? ‚Für unsern Herrn und Heiland würde ganz Frankreich mich zum Martyrium schreiten sehen. Das wäre ein neues Schauspiel in Frankreich; das Volk würde lernen, diese Eigenschaft zu achten. Es würde der schönste Tag meines Lebens sein.‘ Niemals waren ihre Augen so schön.“

„Und sie hat wundervolle Augen“, rief Julian.

„Ich sehe, daß Sie verliebt sind . . . Also,“ fuhr Don Diego Bustos ernsthaft fort, „sie hat nicht das gallige Temperament, das zur Rachsucht verleitet. Wenn sie trotzdem gern Schaden stiftet, so kommt das

daher, daß sie unglücklich ist, ich vermute, es ist ein inneres Leiden. Wäre es, daß sie ihrer Scheinheiligkeit müde wäre?" Der Spanier sah ihn schweigend eine lange Minute an.

„Das ist die ganze Frage,“ fuhr er ernsthaft fort, „und daraus können Sie einige Hoffnung schöpfen. Ich habe in den zwei Jahren, wo ich ihr ergebener Diener war, viel darüber nachgedacht. Ihre ganze Zukunft, mein Herr Verliebter, hängt von diesem Problem ab. Ist sie ihrer Scheinheiligkeit müde, und böshaft, weil sie unglücklich ist?“

„Oder auch,“ setzte Altamira, endlich sein tiefes Schweigen brechend, hinzu, „ist es vielleicht so, wie ich dir schon zwanzigmal sagte? Ganz einfach französische Eitelkeit? Die Erinnerung an ihren Vater, den Tuchhändler, macht diesen von Natur trockenen und mürrischen Charakter unglücklich. Es gäbe nur ein Glück für sie, in Toledo zu leben und von einem Reichtvater, der ihr täglich die Hölle offen zeigt, tüchtig gequält zu werden.“

Als Julian gehen wollte, sagte Don Diego mit noch größerem Ernst: „Altamira sagt mir, daß Sie einer der Unrigen wären. Eines Tages werden Sie uns helfen, unsere Freiheit zurückzuerobern; so will ich Ihnen auch zu diesem kleinen Vergnügen verhelfen. Es ist gut, wenn Sie den Stil der Marschallin kennen lernen; hier sind vier Briefe von ihrer Hand.“

„Ich werde sie abschreiben“, rief Julian, „und sie Ihnen wiederbringen.“

„Und niemals wird ein Mensch ein Wort von dem erfahren, was wir gesagt haben?“

„Niemals, auf Ehre“, sagte Julian.

„So möge Gott Ihnen beistehen“, fügte der Spanier hinzu, indem er Altamira und Julian schweigend bis zur Treppe führte.

Dieser Auftritt heiterte unseren Helden etwas auf; er war nahe daran zu lächeln. „Das also ist der fromme Altamira,“ sagte er sich, „der mir in einer Ehebruchssache beisteht!“

Während der langen ernstern Unterhaltung mit Don Diego hatte Julian auf das Schlagen der Uhr vom Hotel d'Aligre geachtet.

Die Stunde des Diners rückte heran und mit ihr das Wiedersehen mit Mathilde! Er ging nach Hause und zog sich mit größter Sorgfalt an.

„Erste Dummheit,“ sagte er sich beim Hinuntergehen; „ich muß die Weisungen des Prinzen genau befolgen.“

Er ging wieder hinauf und zog den einfachsten Reiseanzug an.

„Jetzt“, dachte er, „kommt es auf die Blicke an.“ Es war erst halb sechs, und um sechs Uhr wurde gegessen. Er kam auf den Gedanken, in den Salon zu gehen, den er leer fand. Beim Anblick des blauen Kanapees ward er zu Tränen gerührt, seine Wangen wurden brennend heiß. „Ich muß diese alberne Empfindsamkeit überwinden,“ sagte er sich wutentbrannt; „sie verrät mich nur.“ Er nahm eine Zeitung, um sich Haltung zu geben, und ging ein paar mal vom Salon in den Garten.

Nur zitternd und unter dem Schutze einer großen Eiche wagte er die Augen zu Mathildes Fenster zu erheben. Sie waren hermetisch verschlossen; er fiel fast um und blieb lange Zeit an die Eiche gelehnt stehen, dann ging er mit schwankenden Schritten zur Leiter des Gärtners.

Die Kette, die er früher unter, ach! so anderen Umständen gesprengt hatte, war noch nicht wieder gemacht. Er drückte sie in einer Anwandlung von Wahnsinn an seine Lippen.

Nachdem er lange im Garten herumgeirrt war, fühlte er sich schrecklich ermüdet; es war dies ein erster Erfolg, den er lebhaft verspürte. „Meine Blicke werden erloschen sein und mich nicht verraten!“ Nach und nach füllte sich der Salon mit den Tischgenossen, und kein einziges Mal öffnete sich die Thür, ohne daß Julian tödlich verwirrt wurde.

Man setzte sich zu Tisch. Endlich erschien Fräulein de la Mole, die wie immer auf sich hatte warten lassen. Sie errötete tief, als sie Julian sah; man hatte ihr seine Ankunft nicht gemeldet. Nach dem Ratschlag des Prinzen Skorasoff sah Julian auf ihre Hände, sie zitterten. Er war über diese Entdeckung namenlos verwirrt und froh, müde zu erscheinen.

Herr de la Mole machte ihm ein Kompliment. Die Marquise richtete gleich nachher das Wort an ihn und sagte ihm ein paar

anerkennende Worte über sein müdes Aussehen. Julian wiederholte sich jeden Augenblick: „Ich darf Fräulein de la Mole nicht zu viel ansehen, aber meine Blicke dürfen den ihren auch nicht ausweichen. Ich muß scheinen, was ich acht Tage vor meinem Unglück wirklich war.“ . . . Er konnte mit dem Erfolge zufrieden sein und blieb im Salon. Er war zum erstenmal aufmerksam gegen die Herrin des Hauses und machte die größten Anstrengungen, um die Herren zum Sprechen anzuregen und die Unterhaltung in Fluß zu erhalten.

Seine Höflichkeit wurde belohnt; um acht Uhr wurde die Marschallin von Ferbaques gemeldet. Julian verschwand und kam bald darauf aufs sorgfältigste gekleidet zurück. Frau de la Mole wußte ihm großen Dank für diese Respektsbezeugung und wollte ihm ihre Zufriedenheit bezeigen, indem sie Frau von Ferbaques von seiner Reise erzählte. Julian ließ sich neben der Marschallin nieder, so daß Mathilde seine Augen nicht sehen konnte. Als er sich so nach allen Regeln der Kunst gesetzt hatte, machte er Frau von Ferbaques zum Gegenstand seiner staunenden Bewunderung. Mit einem Wortschwall über dies Gefühl fing der erste der dreiundfünfzig Briefe an, die ihm der Prinz Korasoff geschenkt hatte.

Die Marschallin sagte, daß sie in die Komische Oper gehen wollte. Julian lief auch hin und traf den Ritter von Beauvaisis, der ihn in eine Loge der Edelleute der Kammer führte; sie lag gerade neben der von Frau von Ferbaques. Julian sah sie unablässig an. Beim Nachhausegehen sagte er sich: „Ich muß ein Tagebuch über die Belagerung führen, sonst werde ich meine Angriffe vergessen.“ Er zwang sich also, ein paar Seiten über diesen langweiligen Gegenstand zu schreiben, und vergaß darüber, o Wunder! fast ganz, an Mathilde zu denken.

Diese hatte ihn während seiner Reise fast ganz vergessen. „Er ist eigentlich nur ein gewöhnlicher Mensch,“ dachte sie; „sein Name wird mich immer an die größte Torheit meines Lebens erinnern. Man muß sich wohl wieder zu den alltäglichen Ideen von Tugend und Ehre bekehren; ein Weib, das sie vergißt, setzt alles aufs Spiel.“ Sie zeigte sich endlich geneigt, das schon so lange vorbereitete Abkommen mit dem Marquis von Croisenois zum Abschluß zu bringen.

Er war toll vor Freude; man hätte ihn sehr in Staunen versetzt, wenn man ihm gesagt hätte, daß Mathildes Gefühl, das ihn so stolz machte, im Grunde nichts als Resignation war.

Alle ihre Gedanken änderten sich mit einem Schlage, als sie Julian wieder sah. „In Wahrheit ist das mein Gatte,“ sagte sie sich; „wenn ich mich ehrlich zur Tugend bekehre, so ist es offenbar er, den ich heiraten muß.“

Sie war auf Zudringlichkeiten und Unglücksminen von Julians Seite gefaßt und legte sich ihre Antworten zurecht, denn ohne Zweifel würde er nach der Tafel versuchen, einige Worte an sie zu richten. Statt dessen blieb er ununterbrochen im Salon, seine Augen richteten sich nicht einmal nach dem Garten, Gott weiß, mit welcher Überwindung! „Es ist besser, die Auseinandersetzung gleich zu haben“, dachte Fräulein de la Mole und ging allein in den Garten; Julian erschien nicht. Mathilde ging unter den Fenstern des Salons auf und ab; sie sah ihn sehr beschäftigt, Frau von Ferbaques von den Schloßruinen zu erzählen, die an den Ufern des Rheins ragen und ihnen ein so eigenes Gepräge geben. Er fing an, sich in sentimentalen und malerischen Redensarten zu ergehen, die man in gewissen Salons geistreich nennt.

Der Prinz Korasoff würde stolz gewesen sein, wäre er in Paris gewesen; der heutige Abend verlief genau so, wie er es vorhergesagt hatte. Er hätte Julians Betragen auch in den nächsten Tagen gebilligt.

Infolge einer Intrige unter den Mitgliedern der geheimen Regierung kam es zur Verteilung einiger blauer Bänder; die Marschallin von Ferbaques verlangte, daß ihr Großonkel Ritter dieses Ordens würde. Der Marquis de la Mole machte denselben Anspruch für seinen Schwiegervater; sie vereinigten ihre Anstrengungen, und die Marschallin kam fast alle Tage ins Haus La Mole. Von ihr erfuhr Julian, daß der Marquis Minister werden würde; er bot der Hofkamarilla einen sehr sinnreichen Plan an, die Verfassung ohne Staatsstreich binnen drei Jahren abzuschaffen.

Julian konnte auf ein Erzbistum hoffen, wenn Herr de la Mole das Ministerium bekam; aber in seinen Augen waren alle diese

großen Interessen wie mit einem Schleier bedeckt. Seine Einbildungskraft sah sie nur verschwommen wie in weiter Ferne. In seinem schrecklichen Kummer, der ihn rasend machte, sah er alles nur unter dem Gesichtspunkte seiner Stellung zu Fräulein de la Mole und rechnete sich aus, daß noch fünf oder sechs Jahre so hingehen könnten, bis sie ihn wieder lieben würde.

Sein so kühler Kopf war, wie man sieht, in ein Stadium vollkommener Unvernunft geraten. Von allen Eigenschaften, die ihn früher auszeichneten, war ihm nur etwas Festigkeit geblieben. Außerlich blieb er dem Plane treu, den Prinz Morasoff ihm für sein Benehmen vorgezeichnet hatte; er setzte sich jeden Abend neben Frau von Ferbaques' Stuhl, aber er wußte ihr kein Wort zu sagen.

Die Gewalt, die er sich antat, um in Mathildes Augen als geheilt zu erscheinen, nahm alle seine Seelenkraft in Anspruch; er saß halb regungslos neben der Marschallin; selbst seine Augen hatten, wie bei äußerstem physischen Leiden, ihr ganzes Feuer verloren.

Frau de la Moles Anschauungen waren nur ein getreuer Abklatsch der Meinungen ihres Mannes, der sie zur Herzogin machen konnte, und so erhob sie Julians Verdienste seit einigen Tagen in den Himmel.

Sechshundfünfzigstes Kapitel

Die moralische Liebe

There also was of course in Adeline
That calm patrician polish in the address,
Which ne'er can pass the equinoctial line
Of anything, which Nature would express:
Just as a Mandarin finds nothing fine.
At least his manner suffers not to guess
That anything he views can greatly please.

Don Juan, C. XIII, st. 84

Es ist etwas Berrücktheit in der Lebensanschauung der ganzen Familie“, dachte die Marschallin. „Sie sind ganz eingenommen von ihrem jungen Abbé, der nur zuhören kann, allerdings mit sehr schönen Augen.“

Julian seinerseits sah die Art und Weise der Marschallin fast als Musterbeispiel jener patrizischen Ruhe an, die sich durch gemessene Höflichkeit und mehr noch durch den Mangel jedes etwas lebhafteren Gefühls kennzeichnet. Ein unerwartetes Benehmen und Mangel an Selbstbeherrschung hätte Frau von Ferbaques fast ebenso entsetzt wie Mangel an majestätischer Würde gegen Untergebene. Das geringste Zeichen von Empfindsamkeit wäre in ihren Augen eine Art von „moralischer Betrunktheit“ gewesen, über die man erröten mußte, und die einer Persönlichkeit von Rang, die etwas auf sich hielt, in hohem Maße nachteilig war. Ihr größtes Glück war, von der letzten Jagd des Königs zu sprechen, ihr Lieblingsbuch die Memoiren des Herzogs von Saint-Simon, hauptsächlich der genealogische Teil.

Julian kannte den Platz, wo die Beleuchtung der Schönheit der Marschallin am vorteilhaftesten war, und fand sich schon vorher dort ein; doch trug er immer große Sorge, seinen Stuhl so zu rücken, daß er Mathilde nicht sehen konnte. Sie war erstaunt darüber, daß er ihr so beständig auswich, und setzte sich eines Abends mit einer Arbeit statt auf das blaue Kanapee, an einen kleinen Tisch neben den Stuhl der Marschallin. Julian sah sie nahe genug unter dem Hute der Frau von Ferbaques hindurch. Diese Augen, in denen sein Schicksal lag, erschreckten ihn zuerst, dann weckten sie ihn gewaltsam aus seiner gewöhnlichen Apathie; er sprach, und zwar sehr gut.

Er richtete das Wort an die Marschallin, aber sein einziger Zweck war, auf Mathildes Seele zu wirken. Er wurde schließlich so lebhaft, daß Frau von Ferbaques nicht mehr verstehen konnte, was er sagte.

Das war sein erstes Verdienst. Wenn Julian auf den Gedanken gekommen wäre, noch einige mystische deutsche Phrasen voll hoher Religiosität und voll Jesuitismus anzubringen, so hätte die Marschallin ihn sofort unter die hohen Geister versetzt, die berufen waren, ihr Jahrhundert zu bessern und zu bekehren.

„Da es ziemlich geschmacklos ist,“ sagte sich Mathilde, „so lange und so feurig mit Frau von Ferbaques zu sprechen, werde ich ihn

gar nicht mehr anhören.“ Sie hielt den ganzen Rest des Abends ihr Wort, aber nur mit Mühe.

Um Mitternacht, als sie den Leuchter ihrer Mutter nahm, um sie auf ihr Zimmer zu begleiten, blieb diese auf der Treppe stehen, um Julians Lob zu singen. Mathildes Laune wurde nun noch schlechter; sie konnte keinen Schlaf finden.

Ein Gedanke beruhigte sie: „Was ich verachte, kann in den Augen der Marschallin immer noch ein großes Verdienst bei einem Manne sein.“

Was Julian anbetraf, so war er weniger unglücklich, weil er etwas getan hatte. Seine Blicke fielen zufällig auf die juchtenleberne Brieftasche, die Prinz Korasoff ihm mit den dreiundfünfzig Liebesbriefen geschenkt hatte. Unten auf dem ersten stand die Notiz: „Nr. 1 acht Tage nach dem ersten Zusammentreffen abscheiden.“

„Ich bin im Rückstande,“ rief Julian, „denn ich sehe Frau von Fervaques schon viel länger.“ Er begab sich sofort daran, diesen ersten Liebesbrief abzuschreiben; es war ein sterbenslangweiliger Sermon voll schöner Tugendphrasen. Julian schlief bei der zweiten Seite glücklich ein.

Einige Stunden später überraschte ihn die Morgensonne, wie er auf den Tisch gelehnt lag. Einer der peinvollsten Augenblicke des Lebens war für ihn immer der, wenn er morgens aufwachte und sein Unglück von neuem fühlte. Heute beendigte er die Abschrift seines Briefes fast lachend.

„Ist's möglich,“ sagte er sich, „daß dies wirklich mal ein junger Mann geschrieben hat!“ Er zählte mehrere Sätze von neun Zeilen. Am unteren Rande des Originals bemerkte er eine Bleistiftnotiz:

„Man überbringt diese Briefe selbst, zu Pferde, mit schwarzer Kravatte und blauem Übertrod. Man übergibt den Brief dem Portier mit betrübter Miene und tief melancholischem Blick. Wenn man ein Kammermädchen erblickt, verstoßen die Augen trocken und die Kammerzofe anreden.“

All dies führte er getreulich aus.

„Was ich tue, ist sehr gewagt,“ dachte Julian, als er aus dem Hause Ferbaques kam, „aber um so schlimmer für Korasoff. Einer so berühmten Tugend zu schreiben! Ich werde dafür mit der größten Verachtung gestraft werden, und nichts wird mich mehr amüsieren! Es ist im Grunde genommen die einzige Komödie, für die ich noch empfänglich bin. Ja, dies verhaßte Wesen, das ich selber bin, lächerlich zu machen, das wird mich amüsieren. Ich glaube, ich könnte ein Verbrechen begehen, um mich zu zerstreuen.“

Seit einem Monat war der schönste Augenblick seines Lebens der, wo er sein Pferd wieder in den Stall brachte. Korasoff hatte ihm ausdrücklich verboten, unter welchem Vorwand es auch sei, die Geliebte, die ihn verlassen hatte, anzusehen. Aber der Schritt des Pferdes, den sie so gut kannte, die Art, wie Julian mit der Reitpeitsche an die Stalltür klopfte, um einen Diener zu rufen, lockte Mathilde bisweilen an das Fenster hinter die Gardine. Der Muslin war so dünn, daß Julian hindurchsehen konnte. Unter seinem Hutrande hinaufblinzeln, konnte er Mathildes Gestalt erkennen, ohne ihre Augen zu sehen. „Folglich“, sagte er sich, „kann sie die meinen auch nicht sehen; ich blicke sie also nicht an.“

Am Abend war Frau von Ferbaques genau so gegen ihn, als hätte sie die philosophische, religiöse und mystische Abhandlung, die er am Morgen mit so melancholischer Miene beim Portier abgegeben hatte, nicht erhalten. Am Abend vorher hatte der Zufall Julian offenbart, was ihn beredt machte: er setzte sich also so, daß er Mathildes Augen sehen konnte. Einen Augenblick nach dem Erscheinen der Marschallin verließ Fräulein de la Mole das blaue Kanapee; das hieß ihre gewohnte Gesellschaft meiden. Herr von Croisenois schien über diese neue Laune betroffen, sein ersichtlicher Schmerz nahm Julian den bittersten Stachel des seinen.

Dies unerwartete Ereignis machte ihn beredt wie einen Engel; und wie die Eigenliebe sich selbst in die Herzen einschleicht, die ein Tempel der höchsten Tugend sind, sagte sich die Marschallin, als sie in ihren Wagen stieg: „Frau de la Mole hat recht; dieser junge Priester hat etwas Vornehmes. Wahrscheinlich hat meine Gegenwart

ihn die ersten Tage eingeschüchtert. In der That ist alles, was man in diesem Hause trifft, recht locker; Tugenden finden sich dort nur unter Beihülfe des Alters ein und haben den Reif des Alters auch sehr nötig. Dieser junge Mann hat den Unterschied wohl gemerkt, er schreibt gut, aber ich fürchte sehr, daß sein Verlangen, ihn mit meinen Ratschlägen aufzuklären, wie er in seinem Briefe sagt, im Grunde nur ein ihm selbst unbewußtes Gefühl ist.

„Immerhin, wie viele Bekerungen haben so angefangen! Was mir eine gute Vorbedeutung für diesen scheint, ist die Verschiedenheit seines Stils von dem anderer junger Leute, deren Briefe ich Gelegenheit hatte zu sehen; es ist unmöglich, die Salbung, den tiefen Ernst und die Überzeugung in der Prosa dieses jungen Leviten zu verkennen; er wird die milde Tugend Massillons haben.“

Siebenundfünfzigstes Kapitel

Die schönsten Kirchenstellen

Dienste, Talente! Verdienste! Was! Be-
theiligt Euch an einer Cliquen! Teile mach

So verknüpfte sich der Gedanke an einen Bischofsstiz mit dem an Julian zum erstenmal im Kopfe einer Frau, die früher oder später die schönsten Stellen der französischen Kirche auszu-
teilen berufen war. Dieser Vorteil hätte Julian nicht im geringsten gerührt; in diesem Augenblick konnten seine Gedanken sich zu nichts aufschwingen, was zu seinem gegenwärtigen Kummer nicht in Beziehung stand. Alles verdoppelte ihn, z. B. wurde ihm der Anblick seines Zimmers unerträglich. Am Abend, wenn er mit seinem Dicht eintrat, schien jedes Möbel, jeder kleine Zierat stimmbegabt und raunte ihm böshaft eine neue Einzelheit seines Unglücks zu.

Diesmal trat er mit einer ihm seit lange ungewohnten Lebhaftigkeit ein. „O diese Zwangsarbeit,“ sagte er; „hoffen wir, daß der zweite Brief ebenso langweilig ist wie der erste.“

Er war es noch mehr. Was er abschrieb, erschien ihm so albern, daß er Zeile für Zeile schrieb, ohne an den Sinn zu denken.

„Das ist noch schwülfiger, als die offiziellen Akten des Vertrages von Münster, die mich mein diplomatischer Lehrer in London abschreiben ließ.“

Jetzt erst dachte er an die Briefe von Frau von Ferbaques, deren Originale er vergessen hatte, dem ernstern Spanier Don Diego Bustos wiederzugeben. Er suchte sie, sie waren wirklich fast ebenso dunkel und verworren, wie die des jungen Russen. Es war die vollkommenste Unklarheit, es konnte alles sagen und nichts. „Es ist im Stil der Holzharfe“, dachte Julian. „Die höchsten Gedanken über das Nichts, den Tod, die Unendlichkeit und so weiter, aber nichts Wirkliches als eine schauerhafte Furcht vor dem Lächerlichen.“

Dieser Monolog, den wir abkürzen, wurde in der Folge vierzehn Tage lang wiederholt. Beim Abschreiben eines Kommentars zur Apokalypse einschlafen, am andern Morgen den Brief mit melancholischer Miene abgeben, das Pferd in den Stall bringen, in der Hoffnung, Mathildes Kleid zu sehen, arbeiten, abends in der Oper erscheinen, wenn Frau von Ferbaques nicht ins Haus La Mole kam, das waren die einförmigen Ereignisse seines jetzigen Lebens. Es war immer noch interessanter, wenn Frau von Ferbaques zur Marquise kam; dann konnte er unter einem Flügel ihres Hutcs doch Mathildes Augen sehen und war beredt. Seine malerischen und sentimentalen Phrasen fingen an, eine auffallendere und elegantere Wendung zu bekommen.

Er fühlte wohl, daß das, was er sagte, in Mathildes Augen abgeschmact war, aber er wollte ihr durch die Eleganz seines Vortrages auffallen. „Je falscher das ist, was ich sage, je mehr muß ich ihr gefallen“, dachte Julian, und dann übertrieb er mit abscheulicher Redlichkeit gewisse Naturanschauungen. Er bemerkte bald, daß er, um in den Augen der Marschallin nicht als gewöhnlich zu gelten, sich vor einfachen und vernünftigen Gedanken hüten müsse. Je nachdem er also in den Augen der beiden großen Damen, denen er gefallen wollte, Erfolg oder Gleichgültigkeit laß, fuhr er in seinen Weit-schweifigkeiten fort oder kürzte sie ab.

Im ganzen war sein Leben jetzt weniger schrecklich als damals, wo seine Tage in Untätigkeit hinslossen.

„Aber,“ sagte er sich eines Abends, „da sitze ich nun und schreibe die fünfzehnte dieser abscheulichen Abhandlungen ab; die vierzehn ersten sind dem Schweizer der Marschallin getreulich ausgehändigt worden. Ich werde die Ehre haben, alle Fächer ihres Schreibtisches auszufüllen. Und dennoch behandelst sie mich, als schriebe ich nicht. Wohin soll das führen? Ob meine Beharrlichkeit sie ebenso langweilt wie mich? Man muß gestehen, daß dieser Russe, der Freund von Korasoff und Liebhaber der schönsten Quäkerin von Richmond, zu seiner Zeit ein schrecklicher Mensch gewesen ist; man kann nicht tödlicher langweilig sein.“

Wie alle mittelmäßigen Köpfe, die der Zufall den Operationen eines großen Heerführers beiwohnen läßt, verstand Julian nichts von den Angriffen, die der junge Russe auf das Herz der jungen Engländerin machte. Die vierzig ersten Briefe waren nur dazu bestimmt, die Kühnheit, daß er überhaupt schrieb, entschuldigbar zu machen. Diesem sanften Mädchen, das sich vielleicht unendlich langweilte, mußte erst die Gewohnheit beigebracht werden, Briefe zu empfangen, die etwas weniger schal waren als ihr tägliches Leben.

Eines Morgens erhielt Julian einen Brief; er erkannte das Wappen der Frau von Ferbaques und erbrach das Siegel mit einem Eifer, der ihm noch wenige Tage vorher unmöglich erschienen wäre; es war nur eine Einladung zum Diner.

Er zog die Instruktionen des Prinzen Korasoff zu Rate, aber zum Unglück hatte der junge Russe dort, wo er hätte einfach und verständlich sein sollen, locker sein wollen wie Dorot, und Julian blieb über die moralische Stellung, die er beim Diner der Marschallin einnehmen mußte, völlig im unklaren.

Der Salon war von höchster Pracht, er war wie die Diana-Galerie in den Tuileries vergoldet und mit Wandgemälden geschmückt. Es waren helle Flecken an den Bildern. Julian erfuhr später, die Darstellungen wären der Herrin des Hauses wenig anständig erschienen,

und sie hätte deshalb die Gemälde korrigieren lassen. „Moralisches Jahrhundert!“ dachte er.

Im Salon bemerkte er drei Personen, die der Abfassung der geheimen Note beigewohnt hatten. Einer von ihnen, der Bischof von ***, der Onkel der Marschallin, hatte die Entscheidung über die Pfründen und konnte seiner Nichte, wie man sagte, nichts abschlagen. „Welch ungeheuren Schritt vorwärts habe ich getan,“ sagte Julian sich mit melancholischem Lächeln, „und wie gleichgültig ist es mir! Hier sitze ich und esse mit dem berühmten Bischof von ***.“ Das Essen war mäßig und die Unterhaltung zum Verzweifeln.

„Diese Tischgesellschaft ist wie ein schlechtes Buch“, dachte Julian. „Alle großen Gegenstände der Menschheit werden dreißt behandelt. Hört man aber drei Minuten zu, so fragt man sich, was größer ist, die Emphase des Sprechers oder seine abscheuliche Unwissenheit.“

Der Leser hat gewiß keine Erinnerung mehr an den kleinen Literaten Lanbeau, den Neffen des Akademikers und künftigen Professor, der den Salon des Hauses La Mole durch seine niedrigen Verleumdungen zu verpesten drohte.

Durch diesen kleinen Mann kam Julian zuerst auf den Gedanken, Frau von Ferbaques könnte, wenn sie auf seine Briefe auch nicht antwortete, das Gefühl, das sie diktierte, doch nachsichtig ansehen. Lanbeaus schwarze Seele war zerrissen, wenn er an Julians Erfolge dachte, aber andererseits kann ein tüchtiger Mann so wenig wie ein dummer zweien Herren dienen. „Und wenn dieser Sorel der Liebhaber der erhabenen Marschallin wird,“ sagte sich der künftige Professor, „so wird sie ihm zu einer vorteilhaften Stellung in der Kirche verhelfen, und ich werde im Hause La Mole von ihm befreit sein.“

Der Abbé Pirard hielt Julian auch lange Predigten über seine Erfolge im Hause Ferbaques. Es herrschte große Sekten-Eifersucht zwischen den strengen Jansenisten und dem jesuitischen und monarchisch-reaktionären Salon der tugendhaften Marschallin.

Achtundfünfzigstes Kapitel

Manon Lescaut

Sobald er aber von der Einfalt und Eitelkeit des Priors überzeugt war, gelang es ihm gewöhnlich, schwarz weiß und weiß schwarz zu nennen. Lichtenberg

Die russischen Instruktionen schrieben gebieterisch vor, der Dame, an die man schrieb, im Gespräch nie zu widersprechen. Er durfte unter keiner Bedingung aus der Rolle des begeisterten Bewunderers fallen; die Briefe gingen immer von dieser Voraussetzung aus.

Eines Abends in der Oper pries Julian in der Loge von Frau von Ferbaques das Ballett Manon Lescaut über alle Maßen. Sein einziger Grund hierfür war, daß er es unbedeutend fand. Die Marschallin meinte, das Ballett sei nichts gegen den Roman des Abbé Prévost.

„Wie!“ dachte Julian erstaunt und zugleich belustigt, „ein Weib von so hoher Tugend lobt einen Roman!“ Frau von Ferbaques verlieh mindestens ein- oder zweimal in der Woche ihrer gründlichen Verachtung gegen die Schriftsteller Ausdruck, welche die dem Betrug der Sinne leider nur zu zugängliche Jugend mit ihren platten Nachwerken zu verderben suchten.

„Unter diesen unmoralischen und gefährlichen Werken“, fuhr die Marschallin fort, „nimmt Manon Lescaut, wie man sagt, den ersten Rang ein. Die Schwächen und verdienten Ängste eines verbrecherischen Herzens sind da mit einer tiefen Wahrheit beschrieben; was Ihres Bonaparte nicht hinderte, auf der Insel St. Helena zu behaupten, daß es ein Roman für Lakaien ist.“

Dies Wort gab Julian seine ganze seelische Energie wieder.

„Man hat mich bei der Marschallin verderben wollen und hat ihr von meiner Begeisterung für Napoleon gesprochen. Dieser Umstand hat sie doch so beleidigt, daß sie der Versuchung nicht widerstehen konnte, es mich fühlen zu lassen.“ Diese Entdeckung amüsierte ihn den ganzen Abend und machte ihn amüsant. Als er sich im Vestibül der Oper von der Marschallin verabschiedete, sagte sie zu ihm:

„Denken Sie daran, mein Herr, daß man Bonaparte nicht lieben darf, wenn man mich liebt; man kann ihn höchstens als eine uns von der Vorsehung auferlegte Notwendigkeit hinnehmen. Schließlich hatte dieser Mensch nicht so viel Seele, um die Meisterwerke der Kunst zu empfinden.“

„Wenn man mich liebt“, wiederholte Julian sich, „daß jagt nichts oder alles. Das sind Geheimnisse der Sprache, die uns armen Provinzialen verborgen bleiben.“ Und er dachte viel an Frau von Rénal, während er einen endlosen Brief für die Marschallin abschrieb.

„Wie kommt es,“ fragte sie am anderen Tage mit einer, wie ihm schien, schlecht gespielten Gleichgültigkeit, „daß Sie in einem Briefe, den Sie, wie es scheint, gestern Abend nach der Oper schrieben, von London und Richmond sprechen?“

Julian wurde sehr verlegen, er hatte Wort für Wort abgeschrieben, ohne daran zu denken, was er schrieb, und hatte vergessen, statt London und Richmond, wie im Original stand, Paris und St. Cloud zu setzen. Er fing ein paar Sätze an, ohne sie beenden zu können; er fühlte sich nahe daran, in ein tolles Gelächter auszubrechen. Endlich fand er, nach Worten suchend, diese Ausrede: „Meine Seele war, als ich Ihnen schrieb, durch die Erörterung der erhabensten und höchsten Fragen der Menschheit erregt und kann zerstreut gewesen sein.“

„Ich mache Eindruck,“ sagte er sich, „also kann ich mir die Längeweile für den übrigen Abend schenken.“ Er verließ mehr laufend als gehend das Haus Ferbaques. Als er am Abend das Original des tags zuvor abgeschriebenen Briefes durchsah, fand er rasch die verhängnisvolle Stelle, wo der junge Russe von London und Richmond sprach. Julian war sehr erstaunt; dieser Brief war beinahe zärtlich.

Es war der Gegensatz zwischen der anscheinenden Leichtfertigkeit seiner Äußerungen und der erhabenen, fast apokalyptischen Tiefe seiner Briefe, der ihn der Marschallin interessant machte. Die Länge der Phrasen gefiel ihr besonders; das war nicht der springende, von dem unmoralischen Menschen, dem Voltaire, in Mode gebrachte

Stil! Obgleich unser Held alles aufbot, um jeden gefunden Menschenverstand aus seiner Rede zu verbannen, war doch noch eine antimonarchische, unfromme Färbung darin, die der Marschallin nicht entging. Von höchst moralischen Personen umgeben, die oft den ganzen Abend nicht einen Gedanken hatten, fühlte diese Dame sich von allem, was neu scheinen konnte, tief berührt, aber gleichzeitig glaubte sie es sich selbst schuldig zu sein, sich dadurch beleidigt zu fühlen. Sie nannte diesen Fehler: „Den Stempel der leichtsinnigen Welt tragen . . .“

Aber solche Salons sind nur gut, wenn man sich um etwas bewirbt. Der Leser teilt gewiß die ganze Langerweile des interesselosen Lebens, das Julian jetzt führte. Das sind die Steppen auf unserer Reise.

Während der ganzen Zeit, welche die Episode Ferbaques in Julians Leben ausfüllte, mußte Fräulein de la Mole sich zusammennehmen, um nicht an ihn zu denken. In ihrer Seele tobten die heftigsten Kämpfe; zuweilen schmeichelte sie sich, diesen traurigen jungen Mann zu verachten, und doch fesselte sie seine Unterhaltung wider Willen. Was sie besonders erstaunte, war seine vollkommene Falschheit; er sagte der Marschallin nicht ein Wort, das nicht eine Lüge war, oder wenigstens eine abscheuliche Bemäntelung seiner Denkweise über die meisten Gegenstände, die Mathilde ganz genau kannte.

Dieser Machiavellismus fiel ihr auf. „Welche Tiefe,“ sagte sie sich; „welcher Unterschied gegen die schwülstigen Tröpfe oder gewöhnlichen Spitzbuben vom Schläge des Herrn Tanbeau, welche dieselbe Sprache sprechen!“

Gleichwohl hatte Julian schreckliche Tage. Es war die peinlichste Pflicht, die er erfüllte, wenn er täglich im Salon der Marschallin erschien. Seine Bemühungen, eine Rolle zu spielen, nahmen seiner Seele alle Spannkraft. Oft, wenn er nachts den großen Hof des Hauses Ferbaques durchschritt, bedurfte er seiner ganzen Willens- und Verstandeskraft, um sich gegen die Verzweiflung aufrecht zu halten.

„Ich habe die Verzweiflung im Seminar überwunden,“ sagte er sich, „trotzdem meine Aussichten damals entsetzlich waren. Ich machte oder verfehlte mein Glück; in einem wie im anderen Falle sah ich mich genötigt, mein ganzes Leben in enger Gemeinschaft mit dem Verächtlichsten und Widerwärtigsten zu verbringen, was es auf Erden gibt. Im folgenden Frühling, nur elf kurze Monate später, war ich vielleicht der glücklichste junge Mensch meines Alters.“

Aber sehr oft waren alle guten Vernunftgründe ohnmächtig gegenüber der abscheulichen Wirklichkeit. Jeden Tag sah er Mathilde beim Frühstück und Mittagessen. Nach den zahlreichen Briefen, die ihm Herr de la Mole diktirte, wußte er, daß die Heirat mit Herrn von Croisenois nahe bevorstand. Schon erschien dieser liebenswürdige Herr zweimal täglich im Hause La Mole; dem eifersüchtigen Auge eines verlassenem Geliebten entging keiner seiner Gänge.

Wenn er glaubte gesehen zu haben, daß Fräulein de la Mole ihrem Verlobten freundlich begegnet war, konnte er es sich nicht versagen, beim Nachhauferkommen seine Pistolen liebevoll anzusehen.

„Ach, wäre es nicht viel klüger, wenn ich die Zeichen aus meiner Wäsche schnitte und in irgendeinen einsamen Wald zwanzig Meilen von Paris ginge, um diesem verabscheuungswürdigen Leben ein Ende zu machen? Da ich im Lande unbekannt bin, würde mein Tod vor vierzehn Tagen nicht entdeckt werden, und wer denkt nach vierzehn Tagen noch an mich!“

Diese Überlegung war sehr weise. Aber am anderen Morgen genügte der Anblick von Mathildes Arm, der zwischen Armel und Handschuh hervor sah, um unseren jungen Philosophen in grausame Erinnerungen zu stürzen, die ihn fest an das Leben ketteten. „Nun wohl,“ sagte er sich eines Tages, „ich werde die russische Politik bis zu Ende befolgen. Wie wird das alles noch enden? Was die Marschallin betrifft, so ist es sicher, daß ich nach Abschrift der dreiundfünfzig Briefe keine anderen mehr schreibe. Was Mathilde betrifft, so werden diese sechs Wochen der qualvollsten Komödie nichts an ihrem Zorn ändern, oder sie werden mir einen Augenblick der

Berföhnung verschaffen. Großer Gott, ich stirbe vor Glück.“ Er konnte seinen Gedanken nicht zu Ende denken.

Als er nach langer Träumerei wieder die Vernunft sprechen ließ, sagte er sich: „Ich werde also einen Tag glücklich sein, und nachher wird ihre Grausamkeit wieder von neuem anfangen; denn ach! sie hat ihren guten Grund in meinem Unvermögen, ihr zu gefallen, und es bleibt mir kein anderes Mittel mehr übrig: ich werde für immer zugrunde gehen . . . Welche Gewähr kann sie mir bei ihrem Charakter bieten? Ach, sie wird in meinen Manieren die Eleganz vermissen, meine Sprechweise wird ihr eintönig und schwerfällig vorkommen. Großer Gott, warum bin ich — ich?“

Neunundfünfzigstes Kapitel

Die Langeweile

Sich seinen Leidenschaftern hingeben, mag durchgehen, sich aber solchen hingeben, die man gar nicht hat! O trauriges neunzehntes Jahrhundert! Girardet

Nachdem die Marschallin Julians lange Briefe zuerst ohne Vergnügen gelesen hatte, fing sie an, Gefallen daran zu finden; aber etwas benahm ihr allen Mut. „Wie schade,“ dachte sie, „daß Herr Sorel nicht wirklich Priester ist. Man könnte ihn dann einer Art intimer Freundschaft würdigen; bei diesem Kreuz und seinem fast bürgerlichen Anzug aber ist man unangenehmen Fragen ausgesetzt, und was antworten?“ Sie unterdrückte ihren ferneren Gedankengang: „Irgendeine böshafte Freundin kann annehmen und selbst das Gerücht verbreiten, er sei irgendein untergeordneter kleiner Better, ein Verwandter meines Vaters, irgendein Kaufmann, der von der Nationalgarde deforziert worden ist.“

Bis zu dem Augenblick, wo sie Julian gesehen hatte, war es ihr größtes Vergnügen, das Wort Marschallin unter ihren Namen zu sehen. Und nun bekämpfte eine krankhafte Parvenü-Eitelkeit, die sich durch alles verlegt fühlte, eine aufsteimende Neigung.

„Es würde mir ein leichtes sein, ihn zum Großvikar in einer Diözese nahe bei Paris zu machen. Aber so kurz ‚Herr Sorel‘, und noch dazu ein kleiner Sekretär des Herrn de la Mole, das ist trostlos.“ Zum erstenmal fühlte diese Seele, die vor allem Furcht hatte, sich von einer Neigung ergriffen, die ihren Ansprüchen an Rang und gesellschaftliche Stellung fremd war.

Ihr alter Portier bemerkte, daß der unzufriedene und zerstreute Ausdruck, den die Marschallin sonst immer geüffentlich annahm, wenn einer ihrer Leute kam, jedesmal verschwand, wenn er einen Brief von diesem schönen jungen Manne brachte, der stets so traurig ausah.

Ihre nur auf die Wirkung beim Publikum berechnete Lebensweise, deren Erfolge sie im Grunde ihres Herzens nicht einmal wahrhaft erfreuten, war ihr seit der Zeit, wo sie an Julian dachte, dermaßen unerträglich geworden, daß eine mit diesem sonderbaren jungen Manne verbrachte Abendstunde genügte, um ihre Kammerzofen den ganzen folgenden Tag vor ihren Qualereien zu verschonen. Sein wachsender Einfluß hielt sogar gut geschriebenen anonymen Briefen stand. Umsonst versah Lanbeau die Herren von Luz, Croisenois und Caylus mit ein paar geschickten Verleumdungen, welche die Herren mit großem Vergnügen weiterverbreiteten, ohne sich über die Wahrheit dieser Anschuldigungen den Kopf zu zerbrechen. Die Marschallin war nicht danach geartet, solchen groben Anwürfen Widerstand zu leisten. Sie gestand Mathilde ihre Zweifel und wurde immer getröstet.

Eines Tages, nachdem die Marschallin dreimal gefragt hatte, ob Briefe angekommen wären, entschloß sie sich plötzlich, Julian zu antworten. Es war ein Sieg der Langeweile. Beim zweiten Briefe hätte Frau von Ferbaques fast innegehalten, so unpassend erschien es ihr, mit eigener Hand eine so gewöhnliche Adresse zu schreiben: „An Herrn Sorel, bei Herrn Marquis de la Mole.“

Am Abend sagte sie trockenen Tons zu Julian: „Sie müssen mir Briefumschläge mit Ihrer Adresse bringen.“

„Da bin ich also zum liebenden Kammerdiener befördert“, dachte er und verneigte sich, die Stirn runzelnd, wie Arsène, der alte Kammerdiener des Marquis.

Am selben Abend brachte er die Briefumschläge, und früh am anderen Morgen hatte er einen dritten Brief; er las die paar ersten und zwei bis drei von den letzten Zeilen. Es waren vier eng geschriebene Seiten in kleiner Handschrift.

Nach und nach nahm sie die süße Gewohnheit an, fast täglich zu schreiben. Julian antwortete durch getreue Abschriften der russischen Briefe, und — so groß ist der Vorteil eines hochtrabenden Stils — Frau von Ferbaques wunderte sich gar nicht über den geringen Zusammenhang der Antworten mit ihren Briefen.

Wie sehr würde ihr Stolz gekränkt gewesen sein, hätte der kleine Tanbeau, der sich gerne zum freiwilligen Spion über Julians Tun und Treiben hergab, ihr erzählen können, daß alle ihre Briefe uneröffnet und aufs Geratewohl in Julians Schublade geworfen wurden.

Eines Morgens brachte ihm der Portier einen Brief der Marschallin in die Bibliothek; Mathilde begegnete dem Manne und sah den Brief mit der von Julians Hand geschriebenen Adresse. Als der Portier herauskam, ging sie in die Bibliothek; der Brief lag noch auf dem Tischrande. Julian, der eifrig schrieb, hatte ihn noch nicht in seine Schublade gelegt.

„Das kann ich nicht dulden“, rief Mathilde, den Brief an sich reißend. „Sie vergessen mich ganz und gar, und ich bin doch Ihre Frau! Ihr Benehmen, mein Herr, ist abscheulich.“

Ihr Stolz erstickte die Worte; entsetzt über die furchtbare Unschicklichkeit ihres Benehmens, brach sie in Tränen aus und rang bald, so schien es Julian, nach Atem. Überrascht und verwirrt, wie er war, erkannte er nicht gleich, wie wundervoll und glücklich dieser Auftritt für ihn war. Er half Mathilde auf ein Fauteuil, und sie ließ sich fast in seine Arme sinken.

Im ersten Augenblick, als er dies merkte, war seine Freude überschwenglich. Der zweite Gedanke war der an Korasoff: „Ich kann

alles durch ein einziges Wort verderben.“ Seine Arme wurden starr, so qualvoll die durch die Politik gebotene Anstrengung auch war.

„Ich darf mir nicht einmal erlauben, diesen schmiegsamen, reizenden Körper an mein Herz zu pressen, oder sie verachtet und mißhandelt mich. Welch ein schrecklicher Charakter!“

Und doch, so sehr er Mathildes Charakter verfluchte, er liebte sie nur um so mehr; ihm war, als hielte er in den Armen eine Königin.

Seine fühllose Kälte peinigte Fräulein de la Moles Stolz, der ihre Seele zerriß, noch mehr. Sie war weit entfernt, die nötige Kaltblütigkeit zu besitzen, um in seinen Augen zu lesen, was er in diesem Augenblick für sie empfand. Sie konnte sich nicht entschließen, ihn anzusehen; sie zitterte davor, dem Ausdruck der Verachtung zu begegnen.

So saß sie regungslos auf dem Divan der Bibliothek, den Kopf von Julian abgewandt und den tiefsten Schmerzen preisgegeben, die Stolz und Liebe einem menschlichen Herzen bereiten können. Welch entsetzlichen Schritt hatte sie da eben getan!

„Das war mir noch vorbehalten, ich Unglückselige, die beschämendsten Anträge so zurückgewiesen zu sehen! Und von wem?“ setzte sie in ihrem vor Schmerz rasenden Stolz hinzu, „von einem Diener meines Vaters.“

„Nein, das kann ich nicht ertragen!“ rief sie laut aus.

Sie stand wütend auf und riß die Schublade von Julians Tisch auf, der zwei Schritte neben ihr stand. Sie war starr vor Entsetzen, als sie acht oder zehn uneröffnete Briefe darin erblickte, die genau so ausfahen, wie der vom Portier soeben hereingebrachte. Auf allen Adressen erkannte sie Julians Schrift, mehr oder weniger verstellt.

„Also,“ rief sie außer sich „Sie stehen mit ihr nicht nur auf vertrautem Fuße, Sie verachten sie auch noch. Sie, ein namenloser Mensch, verachten die Marschallin von Ferbaques! . . .“

„Ach, Verzeihung, mein Freund . . .“ und damit warf sie sich vor ihm auf die Knie, „verachte mich, wenn du willst, aber liebe mich, ich kann nicht mehr leben ohne deine Liebe.“ Und sie fiel in Ohnmacht.

„Da liegt sie nun, die Stolze zu meinen Füßen!“ dachte Julian.

Sechzigstes Kapitel

Eine Theaterloge

As the blackest sky
Foretels the heaviest tempest.
Don Juan, C. 1, st. 73

Diese Stürme der Leidenschaft setzten Julian mehr in Verwunderung, als daß sie ihn beglückten. Mathildes Beleidigungen zeigten ihm, wie gut die russische Politik war. „Wenig reden, wenig handeln, das ist meine einzige Rettung.“

Er hob Mathilde wieder auf und setzte sie, ohne ein Wort zu sagen, auf den Divan. Nach und nach traten ihr die Tränen in die Augen. Um sich eine Haltung zu geben, nahm sie Frau von Ferbaques' Briefe in die Hand und öffnete sie langsam. Es durchzuckte sie, als sie die Handschrift der Marschallin erkannte. Sie wandte die Blätter um, ohne sie zu lesen; fast alle Briefe waren sechs Seiten lang.

„Antworten Sie mir wenigstens“, sagte sie endlich in flehentlichem Tone, ohne daß sie es wagte, Julian anzusehen. „Sie wissen wohl, daß ich stolz bin; das liegt zum Unglück in meiner Stellung und auch in meinem Charakter, das gebe ich zu. Hat mir Frau von Ferbaques Ihr Herz geraubt? . . . Hat sie Ihnen alle Opfer gebracht, zu denen mich meine verhängnisvolle Liebe trieb?“

Ein tödliches Stillschweigen war Julians ganze Antwort. „Mit welchem Recht“, dachte er, „verlangt sie von mir eine Indiskretion, die eines Ehrenmannes unwürdig ist?“

Mathilde versuchte die Briefe zu lesen, aber sie konnte nichts sehen vor Tränen.

Seit einem Monat war sie unglücklich, aber diese stolze Seele war weit entfernt, sich ihre Gefühle einzugestehen; der Zufall allein hatte diesen Ausbruch hervorgerufen. Einen Augenblick hatten Eifersucht und Liebe über den Stolz gesiegt. Sie saß ganz dicht bei ihm auf dem Divan. Er sah ihre Haare und ihren alabasterweißen Hals; einen Augenblick vergaß er alles, was er sich schuldig war, legte den Arm um ihre Hüfte und drückte sie fast an seine Brust.

Sie wandte ihm langsam den Kopf zu; er war erstaunt über den äußersten Schmerz, der sich in ihren Augen widerspiegelte; sie war fast nicht wiederzuerkennen. Julian fühlte seine Kräfte schwinden, so unendlich schwer wurde ihm die Kälte, die er sich auferlegt hatte.

„Diese Augen werden bald nur noch kalte Verachtung ausdrücken,“ dachte er, „wenn ich mich hinreißen lasse, sie zu lieben.“ Währenddessen bat sie ihn mit erloschener Stimme und mit Worten, zu denen sie kaum Kraft fand, wiederholt um Verzeihung für das Benehmen, zu dem sie sich in ihrem Stolge hatte hinreißen lassen.

„Ich besitze auch Stolz“, sagte Julian tonlos, und seine Züge verrieten ein Übermaß körperlicher Ermattung.

Mathilde wandte sich lebhaft um. Seine Stimme zu hören, war ein Glück, dem sie fast entsagt hatte. In diesem Augenblick verfluchte sie ihren Hochmut. Sie hätte gern etwas Ungewöhnliches, Unglaubliches getan, um ihm zu beweisen, wie sehr sie ihn anbetete und sich selbst verachtete.

„Wahrscheinlich haben Sie mich infolge dieses Stolzes“, fuhr Julian fort, „einen Augenblick ausgezeichnet; und sicher achten Sie mich jetzt um dieser mutigen Festigkeit willen, die einem Manne zukommt. Ich könnte Frau von Ferbaques lieben . . .“

Mathilde zitterte; ihre Augen nahmen einen seltsamen Ausdruck an. Sie hatte ihr Urteil vernommen. Diese Bewegung entging Julian nicht; er fühlte seinen Mut schwinden.

„Ach,“ dachte er, den Schall der leeren Worte, die sein Mund aussprach, wie ein fremdes Geräusch vernehmend, „wenn ich diese blaffen Wangen doch mit Küssen bedecken könnte, und daß du es nicht fühltest!“

„Ich könnte Frau von Ferbaques lieben,“ fuhr er mit immer schwächerer Stimme fort, „aber sicherlich habe ich keine entscheidenden Beweise ihrer Zuneigung . . .“

Mathilde sah ihn an; er hielt den Blick aus, wenigstens hoffte er, daß sein Gesicht ihn nicht verriete. Er fühlte sich bis in die tiefsten Falten seines Herzens von Liebe durchdrungen. Niemals hatte er sie so sehr angebetet, er war fast ebenjo verrückt wie sie. Wenn sie

mehr Kaltblütigkeit und Mut gehabt hätte, etwas zu wagen, so würde er ihr zu Füßen gefallen sein und jede eitle Komödie abgeschworen haben. Er hatte Kraft genug, um weiterprechen zu können. „Ach, Korasoff, warum sind Sie nicht hier,“ rief er im Innern aus, „wie sehr bedarf ich eines Wortes, das mir mein Verhalten vorschreibt.“ Dabei sagte er laut: „Wenn ich auch kein andres Gefühl für die Marschallin hegte, so wäre ich ihr doch zur Dankbarkeit verbunden; sie hat mich mit Rücksicht behandelt und mich getröstet, als man mich anderswo verachtete . . . Wie kann ich Ihnen anscheinend höchst schmeichelhaften Gunstbeweisen unbefchränkten Glauben schenken; sie können ja nur vorübergehend sein . . .“

„Ach, großer Gott,“ stöhnte Mathilde.

„Nun wohl, welche Sicherheiten geben Sie mir?“ fuhr Julian lebhaft und mit festem Tone fort, als hätte er die vorsichtigen diplomatischen Formen einen Augenblick vergessen. „Welche Gewähr habe ich, welcher Gott wird mir dafür bürgen, daß die Stellung, die Sie mir heute einzuräumen geneigt sind, Ihnen länger als zwei Tage genehm sein wird?“

„Das Übermaß meiner Liebe und meines Kummers, wenn Sie mich nicht mehr lieben . . .“, sagte sie, seine Hände ergreifend und das Gesicht ihm zuwendend.

Die heftige Bewegung, die sie machte, verschob ihren Pelztragen ein wenig, und er sah ihre entzückenden Schultern. Ihr etwas wirres Haar erweckte ihm süße Erinnerungen . . .

Er war im Begriff nachzugeben. „Ein unborsichtiges Wort,“ sagte er sich, „und die lange Reihe verzweifelter Tage fängt wieder von vorn an. Frau von Rénal fand Gründe, um zu tun, was ihr Herz ihr eingab; diese junge Weltbame erweicht ihr Herz nur dann, wenn sie sich durch gute Gründe überzeugt hat, daß es bewegt sein muß.“

Diese Wahrheit leuchtete ihm ein wie ein Blitz, und im Nu hatte er auch seinen Mut wieder. Er wand seine Hände aus Mathildes Händen los und rückte in respektvolle Entfernung. Ein Mann kann in seinem Mute nicht weiter gehen. Dann hob er alle Briefe von Frau von Ferbaques, die auf dem Diwan herumlagen, wieder auf

und sagte mit ausgefuchter Höflichkeit, die in diesem Augenblick geradezu grausam war:

„Fräulein de la Mole wird mir gestatten, über dies alles nachzudenken.“ Er stand schnell auf und verließ die Bibliothek; sie hörte, wie er nacheinander alle Türen schloß.

„Das Scheusal ist nicht mal verwirrt . . .“, sagte sie sich. „Aber, was sage ich? Scheusal! Er ist verständig, klug, gut; ich dagegen habe mehr Unrecht, als sich denken läßt.“

Diese Stimmung dauerte fort. Mathilde war an diesem Tage fast glücklich, denn sie war ganz Liebe; man hätte meinen können, daß diese Seele nie von Stolz erfüllt gewesen sei, und was für ein Stolz war es!

Sie zitterte vor Entsetzen, als abends im Salon ein Lafai Frau von Ferbaques anmeldete; die Stimme dieses Mannes klang ihr unheil kündend. Sie konnte den Anblick der Marschallin nicht ertragen und hielt plötzlich inne. Julian war wenig stolz auf seinen schwer errungenen Sieg und hatte aus Furcht vor ihren Blicken nicht im Hause La Mole gegessen.

Seine Liebe und sein Glück nahmen jedoch rasch zu, je mehr er sich vom Schlachtfelde entfernte. Er fing schon an, sich zu tadeln. „Wie konnte ich ihr nur widerstehen!“ sagte er sich. „Wenn sie mich nun nicht mehr liebt? Ein Augenblick kann bei dieser stolzen Seele den Ausschlag geben, und ich muß zugeben, daß ich sie in einer abscheulichen Weise behandelt habe.“

Am Abend fühlte er wohl, daß er durchaus in der Loge der Marschallin im Theater erscheinen müsse. Sie hatte ihn ausdrücklich eingeladen, und Mathilde würde jedenfalls seine Anwesenheit oder seine unhöfliche Abwesenheit erfahren. Trotzdem ihm dies sehr wohl einleuchtete, hatte er anfänglich nicht die Kraft, sich in Gesellschaft zu zeigen. Wenn er sprach, verlor er die Hälfte seines Glückes.

Es schlug zehn Uhr, und er mußte sich durchaus zeigen.

Zum Glück fand er die Loge der Marschallin voller Damen; er wurde bis zur Tür zurückgedrängt und ganz durch die Hüte verdeckt. Dieser Platz rettete ihn vor der Lächerlichkeit; die Götterlaute der

Verzweiflung Carolines im „Matrimonio segreto“ preßten ihm Tränen in die Augen. Frau von Fervaques sah diese Tränen. Sie standen in solchem Gegensatz zu der sonst so männlichen Festigkeit seines Gesichtes, daß diese große Dame, die seit langem ihres ährenden Parvenüstolzes überdrüssig war, dadurch gerührt wurde. Ihr bißchen Frauenherz, das sie noch hatte, drängte sie jetzt zum Sprechen. Sie wollte sich am Klang ihrer eignen Stimme ergözen.

„Haben Sie die Damen de la Mole gesehen?“ fragte sie ihn. „Sie sitzen im dritten Rang.“ Sofort beugte sich Julian in den Saal hinein, indem er sich recht unhöflich an die Brüstung der Loge lehnte; er sah Mathilde, ihre Augen glänzten von Tränen.

„Und doch ist es nicht ihr Opernabend“, dachte er. „Welcher Eifer!“

Mathilde hatte ihre Mutter bestimmt, ins Theater zu gehen, trotz des unpassenden dritten Ranges, in dem eine der Schmeichlerinnen des Hauses ihnen eine Loge zur Verfügung gestellt hatte. Sie wollte sehen, ob Julian diesen Abend bei der Marschallin sein würde.

Einundsechzigstes Kapitel

Ihr Angst machen

Das also ist das große Wunder Kurer Zivilisation. Aus der Liebe habt Ihr ein gewöhnliches Geschäft gemacht! Barnave

Julian eilte in die Loge von Frau de la Mole. Seine Blicke begegneten zuerst Mathildes tränenerfüllten Augen; sie weinte rüchhaltlos; es waren nur untergeordnete Persönlichkeiten, die Freundin, welche die Loge zur Verfügung gestellt hatte, und einige Herren aus ihrer Bekanntschaft da. Mathilde legte ihre Hand in die Julians. Sie schien jede Scheu vor ihrer Mutter verloren zu haben. Sie ersuchte fast vor Tränen und sagte nur das eine Wort: „Bürgschaften.“

„Daß ich nur nicht mit ihr spreche“, sagte Julian sich. Er war selbst sehr bewegt und hielt sich, so gut es ging, die Hand vor die Augen, als ob der Kronleuchter ihn blendete. „Wenn ich spreche, kann sie an

der Stärke meiner Erregung nicht mehr zweifeln, der Ton meiner Stimme würde mich verraten; noch kann alles verloren gehen.“

Seine Kämpfe waren noch qualvoller als am Morgen, denn seine Seele hatte Zeit gehabt, sich zu erregen. Er fürchtete, Mathilde könnte zu eingebildet werden, und gewann es trotz seiner Liebes-trunkenheit über sich, nicht zu sprechen.

Das ist nach meiner Meinung einer der schönsten Züge seines Charakters; ein Wesen, das einer solchen Selbstbeherrschung fähig ist, kann es weit bringen, *si fata sinant*.

Fräulein de la Mole bestand darauf, Julian mit nach Hause zu nehmen. Glücklicherweise regnete es stark. Die Marquise ließ ihn sich gegenüber Platz nehmen und sprach beständig mit ihm, so daß er kein Wort mit ihrer Tochter reden konnte. Man konnte denken, daß die Marquise Julians Glück fördern wollte; da er nicht mehr fürchtete, durch seine übergroße Erregung alles zu verderben, gab er sich ihr rüchhallos hin.

Darf ich verraten, daß er, in seinem Zimmer angekommen, auf die Knie fiel und die Liebesbriefe, die ihm Prinz Korasoff gegeben hatte, mit Küssen bedeckte?

„O großer Mann, wie danke ich dir!“ rief er in seinem Wahnsinn aus. Nach und nach wurde er ruhiger. Er verglich sich mit einem Heerführer, der eben eine große Schlacht halb gewonnen hat. „Der Vorteil ist sicher ungeheuer,“ sagte er sich, „aber was wird morgen werden? Ein Augenblick kann alles verderben.“

Er griff leidenschaftlich nach den Memoiren, die Napoleon auf St. Helena diktiert hat, und zwang sich, zwei Stunden lang zu lesen; seine Augen lasen allein, aber immerhin zwang er sich! Während dieser seltsamen Lektüre arbeitete sein Kopf und Herz, die auf dem Gipfel aller großen Dinge angelangt waren, ohne daß er sich dessen bewußt wurde. „Dieses Herz ist recht anders geartet als das der Frau von Rênal“, sagte er sich. Aber weiter kam er nicht.

„Ihr Angst machen“, rief er plötzlich, das Buch fortwerfend. „Der Feind wird mir nur gehorchen, wenn ich ihm Furcht einflöße; dann wagt er nicht, mich zu verachten.“

Er ging in seinem kleinen Zimmer freudetrunken auf und ab. In Wahrheit bestand dies Glück mehr in Stolz als in Liebe.

„Ihr Angst machen“, wiederholte er sich stolz, und er hatte Grund, stolz zu sein. „Selbst in den glücklichsten Augenblicken zweifelte Frau von Rénal daran, ob meine Liebe der ihren gleiche. Hier ist's ein Dämon, den ich unterjochte. Folglich muß ich unterjochen.“

Er wußte wohl, daß Mathilde am nächsten Morgen um acht Uhr in der Bibliothek sein würde; er erschien erst um neun Uhr dort, liebeglühend, aber sein Herz mit dem Kopfe beherrschend. Nicht eine Minute verging, in der er sich nicht wiederholte: „Ich muß sie stets in dem großen Zweifel erhalten: liebt er mich? Ihre glänzende Stellung und die Schmeicheleien ihrer ganzen Umgebung kühlen sie zu sehr ab.“

Er fand sie blaß und still auf dem Divan sitzend, aber augenscheinlich außerstande, eine einzige Bewegung zu machen. Sie reichte ihm die Hand. „Freund, ich habe dich beleidigt, es ist wahr; du hast ein Recht, mir böse zu sein . . .“

Julian hatte einen so einfachen Ton nicht erwartet. Er war dicht daran, sich zu verraten.

„Sie wollen Bürgschaften, mein Freund“, fuhr sie nach längerem Stillschweigen fort, nachdem sie vergeblich gehofft hatte, daß er es brechen würde. „Das ist gerechtfertigt. Entführen Sie mich, lassen Sie uns nach London reisen . . . Ich wäre für immer verloren und entehrt“, sagte sie. Sie hatte den Mut, Julian ihre Hand zu entziehen und ihr Gesicht zu bedecken. Alle Gefühle der Zurückhaltung und der weiblichen Scham hatten ihre Seele wieder erfüllt . . . „Also entehren Sie mich,“ sagte sie endlich mit einem Seufzer; „das ist eine Bürgschaft.“

„Gestern war ich glücklich, weil ich gegen mich selbst streng war“, dachte Julian. Nach einer kleinen Pause hatte er so viel Herrschaft über sein Herz, um in eisigem Tone zu sagen:

„Und wenn wir nach London abgereist sind, und wenn Sie entehrt sind, um mich Ihrer Ausdrücke zu bedienen, wer steht mir dann dafür, daß Sie mich lieben werden, daß meine Anwesenheit Ihnen

nicht schon in der Post lästig sein würde? Ich bin kein Ungeheuer. Sie in der öffentlichen Meinung verloren zu haben, würde für mich nur ein Unglück mehr sein. Nicht Ihre Stellung in der Welt bildet das Hindernis, es ist unglücklicherweise Ihr Charakter. Können Sie vor sich selbst verbürgen, daß Sie mich acht Tage lieben werden?"

„Ach, daß Sie mich acht Tage liebte, nur acht Tage,“ sagte Julian sich im stillen; „ich stürbe vor Glück. Was geht mich die Zukunft, das Leben an? Und dies göttliche Glück könnte jetzt in dieser Sekunde anfangen, wenn ich will: es hängt nur von mir ab!“ Mathilde sah ihn in Gedanken verloren.

„Ich bin Ihrer also ganz unwürdig?“ sagte sie, seine Hand ergreifend. Julian umarmte sie, aber sofort ergriff die eiserne Faust der Pflicht sein Herz. „Wenn Sie sieht, wie ich Sie anbeuge, so verliere ich Sie.“ Und ehe ihre Umarmung sich löste, war er wieder im Vollbesitz der einem Manne zukommenden Würde.

An diesem und den folgenden Tagen mußte er das Übermaß seiner Glückseligkeit zu verbergen; es gab Augenblicke, wo er sich sogar das Vergnügen versagte, sie in seine Arme zu schließen. Dann wieder trug der rasende Glückstäumel den Sieg über alle Ratschläge der Vernunft davon. Er pflegte im Garten bei einer Weißblattlaube, die zum Verbergen der Leiter angelegt war, Posto zu fassen, um nach Mathildes Fensterläden hinaufzublicken und über ihre Unbeständigkeit zu weinen. Eine riesige Eiche stand dicht dabei und verdeckte ihn mit ihrem Stamme vor indiscreten Blicken.

Als er mit Mathilde an diesem Orte vorbeikam, der ihn so lebhaft an das Übermaß seines Unglücks erinnerte, war der Gegensatz zwischen der hinter ihm liegenden Verzweiflung und der gegenwärtigen Glückseligkeit zu überwältigend; er brach in Tränen aus und sagte, indem er die Hand seiner Freundin an die Rippen führte: „Hier stand ich und dachte an Sie, von hier aus sah ich Ihren Fensterladen an und wartete stundenlang den glücklichen Augenblick ab, wo diese Hand ihn öffnen würde . . .“

Seine Schwäche war grenzenlos. Er schilderte ihr mit wahren Farben, die man nicht erfinden kann, das Übermaß seiner damaligen

Verzweiflung. Kurze Zwischenbemerkungen zeugten von seinem jetzigen Glück, daß diesem entsetzlichen Schmerz ein Ende bereitet hatte . . .

„Was tue ich, großer Gott!“ sagte er sich, plötzlich zu sich kommend. „Ich verderbe mir alles.“ Im Übermaß seines Schreckens glaubte er bereits weniger Liebe in Mathildes Augen zu lesen. Es war Einbildung; aber Julians Gesicht veränderte sich plötzlich; eine tödliche Blässe bedeckte es. Seine Augen verloren augenblicklich ihren Glanz, und dem Ausdruck der wahrsten und hingebendsten Liebe folgte der Ausdruck des Hochmuts und der Bosheit.

„Was fehlt Ihnen, mein Freund?“ fragte Mathilde zärtlich und besorgt.

„Ich lüge,“ erwiderte Julian grimmig, „ich lüge Ihnen etwas vor. Ich table mich darum, und doch achte ich Sie weiß Gott genug, um Sie nicht zu belügen. Sie lieben mich, Sie sind mir gut, und ich brauche keine Phrasen zu machen, um Ihnen zu gefallen!“

„Großer Gott, all die holden Worte, die Sie mir seit zehn Minuten sagten, sind Phrasen?“

„Und ich mache mir einen großen Vorwurf daraus, liebe Freundin. Ich habe sie mir früher einmal ausgedacht für eine Frau, die mich liebte und mich langweilte . . . Es ist ein Charakterfehler, ich klage mich selbst vor Ihnen an, verzeihen Sie mir.“

Bittere Tränen flossen über Mathildes Wangen.

„Sobald mich irgendeine Kleinigkeit, die mich verlegt hat, in eine ungewollte Träumerei versetzt,“ fuhr er fort, „so kommt mir mein schauerhaftes Gedächtnis zu Hilfe, das ich in diesem Augenblick versuche, und ich mißbrauche es.“

„Sollte ich unwissentlich etwas getan haben, was Ihnen mißfiel?“ sagte Mathilde in reizender Unschuld.

„Ich erinnere mich, daß Sie eines Tages an dieser Weißblattlaube vorbeigingen und eine Blume pflückten. Herr von Luz nahm sie, und Sie ließen sie ihm. Ich war zwei Schritt davon entfernt!“

„Herr von Luz? Das ist unmöglich“, sagte Mathilde mit dem ihr angeborenen Hochmut. „Solche Manieren habe ich nicht.“

„Ich bin dessen gewiß“, erwiderte Julian lebhaft.

„Nun denn, es ist wahr, mein Freund“, gab Mathilde zu, indem sie traurig zu Boden sah. Sie wußte bestimmt, daß sie Herrn von Luz etwas derartiges seit Monaten nicht erlaubt hatte.

Julian blickte sie mit unbeschreiblicher Zärtlichkeit an. „Nein,“ sagte er sich, „sie liebt mich nicht weniger.“

Am Abend warf sie ihm lachend seine Vorliebe für Frau von Fer-vaques vor. „Ein Bürgerlicher eine Emporgekommene lieben! Solche Herzen sind vielleicht die einzigen, die mein Julian nicht verrückt machen kann. Sie hat Sie zum leibhaftigen Geden gemacht“, sagte sie, mit seinen Haaren spielend.

Zu der Zeit, da er sich von Mathilde verachtet glaubte, war Julian einer der bestbekleideten Männer von Paris geworden. Aber er hatte noch etwas vor den Leuten dieses Schlags voraus: wenn seine Toilette beendet war, dachte er nicht mehr daran.

Etwas verlegte Mathilde: Julian fuhr fort, die russischen Briefe abzuschreiben und sie der Marschallin zu senden.

Zweiundsechzigstes Kapitel

Der Tiger

Uch, warum dieß und nichtß anderes?
Beaumarchais

Ein englischer Reisender erzählt von der vertrauten Freundschaft, in der er mit einem Tiger lebte. Er hatte ihn aufgezogen und streichelte ihn, doch er hatte auf seinem Tische stets eine geladene Pistole liegen.

Julian überließ sich seinem schrankenlosen Glück nur in den Momenten, wo Mathilde es ihm nicht an den Augen ablesen konnte. Er unterzog sich mit Gewissenhaftigkeit der Pflicht, ihr von Zeit zu Zeit ein hartes Wort zu sagen. Wenn Mathildes Sanftmut, die er mit Staunen wahrnahm, und ihre schrankenlose Unterwürfigkeit ihm jede Herrschaft über sich selbst zu rauben drohten, so hatte er den Mut, sie plötzlich zu verlassen.

Mathilde liebte zum erstenmal. Das Leben, das ihr bisher dahingeflüchten war, flog jetzt pfeilschnell dahin. Da aber ihr Stolz sich indessen irgendwie betätigen mußte, so wollte sie sich kühn allen Gefahren aussetzen, die ihre Liebe ihr in den Weg legen konnte. Julian war der Vorsichtige, und nur wenn eine Gefahr in Betracht kam, fügte sie sich in seinen Willen; aber so folgsam und fast demütig sie gegen ihn war, zeigte sie sich nur um so stolzer gegen alles, was im Hause mit ihr in Berührung kam, Eltern oder Diener.

Abends im Salon, wenn sechzig Personen zugegen waren, rief sie Julian, um lange allein mit ihm zu reden.

Eines Tages setzte der kleine Lanbeau sich neben sie; sie bat ihn, ihr aus der Bibliothek das Buch von Smolett über die Revolution von 1688 zu holen, und als er zögerte, setzte sie mit einem Ausdruck von beleidigendem Hochmut hinzu, der Balsam für Julians Seele war: „Beeilen Sie sich nur ja nicht!“

„Haben Sie den Bild dieses kleinen Scheufals gesehen?“ sagte sie zu Julian. „Sein Onkel hat zehn oder zwölf Jahre in diesem Salon gedient, sonst ließe ich ihn sofort vor die Tür setzen.“

Ihr Betragen gegen die Herren von Croisenois, von Luz usw. war äußerlich vollkommen höflich, aber im Grunde nicht minder herausfordernd. Mathilde machte sich lebhafteste Vorwürfe über alle Geständnisse, die sie Julian einst gemacht hatte, zumal sie ihm nicht zu gestehen wagte, daß sie die unschuldigen Gunstbeweise, deren Gegenstand diese Herren waren, übertrieben hatte.

Trotz der schönsten Vorsätze verbot ihr alle Tage ihr Frauenstolz, Julian zu sagen: „Nur weil ich mit Ihnen sprach, fand ich Vergnügen daran, meine Schwäche zu beschreiben, die mich meine Hand nicht zurückziehen hieß, als Herr von Croisenois seine Hand auf den Marmortisch legte und die meine dabei berührte.“

Heute sprachen die Herren kaum einige Minuten mit ihr, so hatte sie schon irgendeine Frage an Julian, und das war ein Vorwand, ihn in ihrer Nähe zu behalten.

Sie war schwanger und teilte es Julian voller Freuden mit.

„Zweifeln Sie jetzt noch an mir? Ist das keine Bürgschaft? Ich bin für immer Ihr Weib!“

Diese Ankündigung versetzte ihn in tiefes Staunen. Er war nahe daran, die Grundsätze seines Verhaltens zu vergessen. „Wozu absichtlich kalt und beleidigend gegen dieses arme junge Mädchen sein, das sich für mich unglücklich macht?“ Wenn sie etwas leidend aussah, so fand er selbst an den Tagen, wo die Klugheit ihre schreckliche Stimme hören ließ, keinen Mut mehr, eines jener grausamen Worte an sie zu richten, die, wenn ihre Liebe von Dauer sein sollte, nach seiner Erfahrung unerlässlich waren.

„Ich will an meinen Vater schreiben,“ sagte sie eines Tages zu ihm; „er ist mit mehr als ein Vater, er ist ein Freund, und darum würde ich es meiner und Ihrer für unwert halten, ihn zu täuschen, wäre es auch nur für einen Augenblick.“

„Großer Gott! Was wollen Sie tun?“ sagte Julian erschrocken.

„Meine Pflicht“, erwiderte sie mit freudestrahlenden Augen. Sie war hochherziger als ihr Geliebter.

„Aber er wird mich mit Schande weggagen!“

„Das ist sein Recht, man muß es achten. Ich werde Ihnen meinen Arm geben, und am hellen Mittag werden wir miteinander zum Tor hinausgehen.“

Er war ganz verwirrt und bat sie, es eine Woche hinauszuschieben.

„Ich kann nicht,“ antwortete sie; „die Ehre spricht. Ich habe meine Pflicht erkannt, ich muß sie befolgen, und das sofort.“

„Nun, dann befehle ich Ihnen, noch zu warten“, sagte Julian endlich. „Ihre Ehre ist gedeckt, ich bin Ihr Gatte. Dieser entscheidende Schritt ändert alles. Ich bin auch in meinem Rechte. Heute ist Dienstag. Nächsten Dienstag ist der Empfangstag beim Herzog von Neß; am Abend, wenn Herr de la Mole zurückkehrt, wird der Portier ihm den Schicksalsbrief überreichen. . . Er denkt nur daran, wie er Sie zur Herzogin machen kann, des bin ich sicher; ermessen Sie also sein Unglück!“

„Wollen Sie damit sagen, ermessen Sie seine Rache?“

„Ich kann mit meinem Wohlthäter Mitleid haben, ich kann trostlos sein, ihm geschadet zu haben; aber ich fürchte nie und werde nie jemanden fürchten!“

Mathilde gab nach. Seit sie ihm ihren Zustand angekündigt hatte, war dies das erstemal, daß er gebieterisch mit ihr sprach; nie hatte er sie so geliebt. Mit Freuden ergriffen alle zärtlichen Gefühle seiner Brust den Vorwand ihres Zustandes, um sie fortan mit grausamen Worten zu verschonen. Das Geständnis an Herrn de la Mole beunruhigte ihn tief. Würde er von Mathilde getrennt werden? Und wenn sie ihn auch mit dem größten Herzeleid fortgehen sähe, würde sie einen Monat nach seinem Scheiden noch an ihn denken?

Fast ebenso graute ihm vor den gerechten Vorwürfen, die Herr de la Mole ihm machen würde.

Am Abend gestand er Mathilde diesen zweiten Grund des Kummers, und dann, als ihn seine Liebe hinriß, auch den ersten.

Sie wechselte die Farbe.

„Wirklich,“ sagte sie zu ihm, „würden sechs Monate ohne mich ein Unglück für Sie sein?“

„Ein ungeheures, das einzige auf Erden, dem ich mit Grauen entgegen sehe.“

Mathilde war selig. Julian hatte seine Rolle so gelehrig gespielt, daß es ihm gelungen war, sie glauben zu machen, daß sie es sei, die von beiden am meisten liebte.

Der schicksalsvolle Dienstag kam. Als der Marquis um Mitternacht nach Hause kam, fand er auf seinem Schreibtisch einen Brief mit der Aufschrift, ihn selbst und nur wenn er ohne Zeugen war, zu öffnen:

„Mein Vater!

Alle gesellschaftlichen Bande zwischen uns sind zerrissen, es bleiben nur die der Natur noch übrig. Nächst meinem Gatten sind Sie und werden Sie mir immer das Liebste auf Erden sein. Meine Augen füllen sich mit Tränen; ich denke an den Kummer, den ich Ihnen bereite, aber damit meine Schande nicht bekannt wird und um Ihnen

Zeit zum Nachdenken und zum Handeln zu lassen, habe ich das Ge-
ständnis, das ich Ihnen schuldig bin, nicht länger aufschieben können.
Wenn Sie mir in Ihrer Liebe und Güte, die, wie ich weiß, sehr
groß ist, eine kleine Pension aussetzen wollen, so werde ich mich mit
meinem Manne niederlassen, wo Sie wollen, z. B. in der Schweiz.
Sein Name ist so unbekannt, daß niemand in Frau Sorel, der
Schwiegertochter eines Zimmermannes in Verrières, Ihre Tochter
wiedererkennen wird. Das ist der Name, den zu schreiben mir so
schwer wurde. Ich zittere für Julian vor Ihrem Zorne, der augen-
scheinlich so gerecht ist. Ich werde nicht Herzogin werden, mein
Vater, aber das wußte ich schon, als ich ihn liebte; denn ich bin's,
die ihn zuerst geliebt, die ihn verführt hat. Ich habe von Ihnen eine
zu hohe Seele, um meine Aufmerksamkeit Menschen zu widmen,
die gewöhnlich sind oder es mir scheinen. Umsonst habe ich, um Ihnen
zu gefallen, an Herrn von Croisenois gedacht. Warum hatten Sie
mir das wahre Verdienst vor Augen gestellt? Sie haben es mir
selbst bei meiner Rückkehr von Syères gesagt: „Dieser junge Sorel
ist der einzige Mensch, der mir Freude macht.“ Der arme Junge ist
über den Kummer, den Ihnen dieser Brief bereiten wird, ebenso
trostlos wie ich, wenn das möglich ist. Ich kann nicht verhindern,
daß Sie als Vater zornig sind, aber lieben Sie mich als Freund.

„Julian respektierte mich; wenn er manchmal mit mir sprach, so
geschah es nur in Folge seiner tiefen Dankbarkeit gegen Sie, denn in
seiner angeborenen Bornehmheit sieht er allen, die so hoch über
ihn gestellt sind, nur öffentlich Rede und Antwort. Er hat ein feines,
angeborenes Gefühl für den Unterschied der gesellschaftlichen Stel-
lung. Ich war's, ich gestehe es ertötend meinem besten Freunde, und
niemals wird dies Geständnis einem anderen gemacht werden, ich
war's, die eines Tages im Garten seinen Arm drückte.

„Warum sollten Sie ihm nach vierundzwanzig Stunden noch zür-
nen? Mein Fehltritt ist nicht wieder gutzumachen. Wenn Sie es
fordern, will ich es übernehmen, Ihnen die Versicherung seiner
tiefsten Ehrfurcht zu übermitteln, sowie die seines Schmerzes, Ihnen
Gram zu bereiten. Sie werden ihn nicht mehr sehen, aber ich werde

ihm folgen, wohin er will. Es ist sein Recht, es ist meine Pflicht, er ist der Vater meines Kindes. Wenn Sie uns in Ihrer Güte sechstausend Franken zum Lebensunterhalt geben wollen, werde ich sie dankbar annehmen; andernfalls will Julian sich als Latein- und Literaturlehrer in Besançon niederlassen. So niedrig er auch immer anfangen mag, ich bin sicher, er wird sich hocharbeiten. Mit ihm fürchte ich mich nicht vor der Niedrigkeit. Wenn eine Revolution ausbricht, wird er sicher eine der ersten Rollen spielen. Könnten Sie von irgendeinem unter denen, die um meine Hand angehalten haben, ein Gleiches sagen? Sie haben schönen Grundbesitz. Ich kann diesen einen Umstand nicht als Grund zur Bewunderung ansehen. Julian würde selbst unter der gegenwärtigen Regierung eine hohe Stellung erreichen, wenn er eine Million und die Fürsprache meines Vaters hätte . . .“

Mathilde wußte, daß der Marquis ganz dem ersten Impuls folgte, und hatte darum acht Seiten geschrieben.

„Was tun?“ fragte Julian sich, während Herr de la Mole diesen Brief las; „wo ist erstens meine Pflicht und zweitens mein Vorteil? Was ich ihm verdanke, ist ungeheuer; ohne ihn würde ich ein subalternes Halunke geblieben sein, und doch nicht Halunke genug, um nicht von den anderen gehaßt und verfolgt zu werden. Er hat mich zum Weltmanne gemacht. Meine notwendigen Schelmenstücke werden also erstens seltener und zweitens weniger unedel sein. Das ist mehr, als wenn er mir eine Million geschenkt hätte. Ihm verdanke ich dieses Kreuz und den Anschein eines Diplomaten, die mich aus aller Verlegenheit ziehen.“

„Wenn er jetzt die Feder zur Hand nimmt, um mir mein Verhalten vorzuschreiben, was wird er wohl schreiben? . . .“

Julian wurde plötzlich von dem alten Kammerdiener des Herrn de la Mole unterbrochen.

„Der Marquis will Sie sofort sprechen, angekleidet oder nicht!“ Und dicht an Julian herantretend, setzte er leise hinzu: „Er ist außer sich, nehmen Sie sich in acht.“

Die Hölle der Schwachheit

Ein ungeschickter Steinschleifer hat diesem Diamanten einige seiner sprühendsten Echter abgeschliffen. Im Mittelalter, was sage ich, noch unter Richelieu, hatte der Franzose die Kraft, zu wollen. Mirabeau

Julian fand den Marquis in Wut. Zum erstenmal vielleicht in seinem Leben war dieser hohe Herr gemein; er überhäufte Julian mit allen Schimpfworten, die ihm gerade in den Mund kamen. Unser Held war erstaunt und verletzt, aber seine Dankbarkeit wurde dadurch nicht erschüttert. „Wieviel schöne, seit lange in Gedanken gehegte Pläne sieht der arme Mann in diesem Augenblick zusammensinken! Aber es ist meine Pflicht, ihm zu antworten; mein Schweigen wird seinen Zorn nur noch steigern.“ Die Antwort lieferte ihm die Rolle des Tartüff¹⁹.

„Ich bin kein Engel . . . Ich habe Ihnen treu gedient, und Sie haben mich großmütig belohnt . . . Ich war dankbar, aber ich bin zweiundzwanzig Jahre alt . . . In diesem Hause wurde ich nur von Ihnen und von diesem holdseligen Wesen verstanden.“

„Ungeheuer!“ schrie der Marquis. „Holdselig! Holdselig! An dem Tage, an dem Sie sie holdselig fanden, mußten Sie fliehen.“

„Ich habe es versucht; damals hat ich Sie um die Erlaubnis, nach dem Languedoc zu reisen.“

Des wütenden Herumlaufens müde und vom Schmerz überwältigt, warf sich der Marquis in einen Stuhl. Julian hörte, wie er halbblaut zu sich selbst sagte: „Er ist kein schlechter Mensch!“

„Nein, gegen Sie bin ich es nicht,“ rief Julian, auf die Knie fallend. Aber er schämte sich dieser Bewegung tief und stand schnell wieder auf.

Der Marquis war wirklich geistesabwesend. Als er diesen Kniefall sah, fing er wieder an, Julian mit den größten Schimpfworten zu überhäufen, wie ein Droschkentrittscher. Die Neuheit dieser Fläche war vielleicht eine Zerstreuung.

„Was, meine Tochter soll Frau Sorel heißen, meine Tochter soll nicht Herzogin werden?“ Jedesmal, wenn diese beiden Gedanken ihm klar vor Augen traten, war Herr de la Mole wie rasend und seiner Sinne nicht mehr mächtig. Julian fürchtete, er möchte ihn schlagen.

In den lichten Augenblicken, wo der Marquis anfang, sich an sein Unglück zu gewöhnen, machte er Julian ganz vernünftige Vorwürfe.

„Sie mußten fliehen, mein Herr,“ sagte er; „es war Ihre Pflicht, zu fliehen . . . Sie sind der verworfenste Mensch.“

Julian trat an den Tisch und schrieb:

„Seit lange ist mir das Leben unerträglich, ich mache ihm ein Ende. Ich bitte den Herrn Marquis unter Versicherung der unbegrenztesten Dankbarkeit, mich zu entschuldigen, wenn mein Tod in seinem Hause einige Unannehmlichkeiten verursachen sollte.“

„Der Herr Marquis wollen gütigst dies Papier lesen . . . Töten Sie mich, oder lassen Sie mich durch Ihren Kammerdiener töten. Es ist ein Uhr morgens. Ich werde im Garten an der hinteren Mauer auf und ab gehen.“

„Scheren Sie sich zum Teufel!“ schrie ihm der Marquis nach, als er ging.

„Ich verstehe,“ dachte Julian, „er würde nicht böse sein, wenn ich es dem Kammerdiener ersparte, mich umzubringen . . . Wenn er mich tötet, schön, so ist dies eine Genugtuung, die ich ihm biete . . . Aber, zum Teufel, ich liebe das Leben . . . Ich bin es meinem Sohne schuldig.“

Dieser Gedanke trat ihm jetzt zum erstenmal völlig klar vor die Seele und erfüllte ihn ganz, nachdem er dem Gefühle der Gefahr in den ersten Minuten freien Lauf gegeben hatte.

Dieses ganz neue Interesse bestimmte ihn zur Besonnenheit. „Ich bedarf des Rates, um mit diesem jähzornigen Menschen fertig zu werden . . . Er hat seine Sinne nicht mehr beisammen, er ist zu allem fähig. Fouqué ist zu weit fort, außerdem würde er die Gefühle eines Herzens wie das des Marquis nicht verstehen.“

„Graf Altamira . . . Bin ich seiner ewigen Verschwiegenheit sicher? Meine Bitte um Rat darf keine Handlung sein, die meine Lage noch

verschlechtert. Ach, es bleibt mir nur der finstere Abbé Pirard . . . Sein Geist ist durch den Jansenismus eingeengt . . . Ein Schurke von Jesuit würde die Welt besser kennen und würde mir eher helfen können . . . Herr Pirard ist imstande, mich zu schlagen, wenn er den bloßen Namen des Verbrechens hört.“

Lartüffs Geist kam ihm zu Hilfe. „Nun wohl, so werde ich ihm beichten.“ Dies war der letzte Entschluß, den er im Garten faßte, nachdem er zwei Stunden lang spazieren gegangen war. Er dachte nicht mehr daran, daß er erschossen werden könnte. Der Schlaf übermannte ihn.

Am nächsten Morgen sehr früh war Julian schon mehrere Meilen von Paris entfernt und klopfte an die Thür des gestrengen Jansenisten. Zu seinem großen Erstaunen fand er, daß dieser durch sein Geständnis nicht besonders überrascht schien.

„Ich muß mir vielleicht Vorwürfe machen“, sagte der Abbé eher sorgenvoll als böse. „Ich habe das kommen sehen, und in meiner Freundschaft für Sie Unglücksmenschen habe ich gezögert, ihren Vater zu warnen.“

„Was wird er tun?“ fragte Julian lebhaft. Er liebte den Abbé in diesem Augenblick, und eine Scene wäre ihm sehr peinlich gewesen. „Ich sehe drei Möglichkeiten“, fuhr Julian fort. „Erstens, Herr de la Mole kann mich töten lassen.“ Und er erzählte von dem Selbstmordbriefe, den er dem Marquis zurückgelassen hatte. „Zweitens, er kann mich durch Graf Norbert zum Duell fordern lassen.“

„Würden Sie das annehmen?“ fragte der Abbé, indem er wütend aufsprang.

„Sie lassen mich nicht austreden. Natürlich würde ich mich nie mit dem Sohne meines Wohltäters schießen. Drittens kann er mich fortjücken.“

„Wenn er zu mir sagte: ‚Gehen Sie nach Edinburgh oder New-York‘, so würde ich gehorchen. Dann läßt sich Fräulein de la Moles Lage verheimlichen, aber ich werde nie dulden, daß man meinen Sohn beiseite schafft.“

„Das wird, zweifeln Sie nicht, der erste Gedanke dieses verderbten Menschen sein.“

In Paris war Mathilde derweilen in Verzweiflung. Sie hatte ihren Vater um sieben Uhr gesehen. Er hatte ihr Julians Brief gezeigt. Sie zitterte davor, daß er es edel gefunden haben könnte, seinem Leben ein Ende zu machen. „Und das ohne meine Erlaubnis“, sagte sie mit einem Schmerz, aus dem der Jörn klang.

„Wenn er tot ist, werde ich auch sterben“, sagte sie zu ihrem Vater. „Und Sie würden an seinem Tode schuld sein . . . Sie würden sich vielleicht darüber freuen . . . Aber ich schwöre bei seinem Namen, ich würde Trauer anlegen und mich öffentlich als Witwe Sorel bekennen. Ich würde Anzeigen herumsenden, darauf können Sie sich verlassen . . . Sie sollen mich weder Kleinmütig noch feige sehen.“

Ihre Liebe grenzte an Wahnsinn. Herr de la Mole war seinerseits sprachlos. Er fing an, die Dinge mit einiger Vernunft anzusehen. Beim Frühstück erschien Mathilde nicht. Dem Marquis fiel ein Stein vom Herzen, und vor allem fühlte er sich geschmeichelt, als er entdeckte, daß sie ihrer Mutter nichts gesagt hatte.

Als Julian vom Pferde stieg, ließ Mathilde ihn rufen und warf sich ihm fast in Gegenwart ihrer Kammerjungfer in die Arme. Julian war nicht sehr entzückt über diesen Freudenausbruch; er kam von seiner langen Unterredung mit dem Abbé Pirard als berechnender Diplomat zurück. Seine Phantasie war durch die kühle Berechnung des Möglichen ertötet. Mathilde sagte ihm mit Tränen in den Augen, daß sie seinen Selbstmordbrief gelesen hätte.

„Mein Vater kann sich anders befinden. Tun Sie mir den Gefallen, sofort nach Villequier zu reiten. Verlassen Sie das Haus und steigen Sie wieder zu Pferde, bevor man von Tische aufsteht.“

Da Julian seine kalte und erstaunte Miene nicht ablegte, brach sie in Tränen aus.

„Daß mich unsre Angelegenheiten leiten,“ rief sie leidenschaftlich und schloß ihn in ihre Arme. „Du weißt wohl, daß ich mich nicht ohne Not von dir trenne. Schreibe unter dem Namen meiner Kammerjungfer, die Adresse von fremder Hand. Ich werde dir ganze Bände schreiben. Lebe wohl, fliehe!“

Dies letzte Wort verletzte Julian, doch er gehorchte. „Es ist unangenehm,“ dachte er, „daß diese Leute selbst in ihren besten Augenblicken das Geheimniß finden, mich zu verletzen.“

Mathilde widerstand fast allen „verständigen“ Plänen ihres Vaters. Sie wollte den Handel auf keiner anderen Grundlage abschließen als auf dieser: sie wurde Frau Sorel und lebte mit ihrem Mann arm in der Schweiz oder bei ihrem Vater in Paris. Den Vorschlag einer heimlichen Entbindung wies sie weit von sich. „Das wäre der Anfang der Verleumdung und Entehrung. Zwei Monate nach der Hochzeit gehe ich mit meinem Manne auf Reisen, und es wird uns ein leichtes sein, die Leute glauben zu machen, daß mein Kind zur rechten Zeit geboren ist.“

Der Marquis nahm ihre Festigkeit zuerst mit Wutausbrüchen auf, doch gab sie ihm schließlich zu denken.

In einem weichen Augenblick sagte er zu seiner Tochter: „Hier ist eine Anweisung auf zehntausend Franken Rente. Schicke sie deinem Julian. Er soll mich schnell außer Möglichkeit setzen, sie zurückzunehmen.“

Um Mathilde zu gehorchen, deren Reigung zu befehlen er kannte, hatte Julian vierzig Meilen umsonst gemacht. Er ritt nach Villequier, um die Rechnungen des Pächters zu ordnen. Die Wohlthat des Marquis veranlaßte ihn zur Rückkehr. Er bat den Abbé Pirard um Unterkunft; dieser war während seiner Abwesenheit Mathildes nützlichster Verbündeter geworden. Jedesmal, wenn der Marquis ihn um Rat fragte, bewies er ihm, daß alles, mit Ausnahme einer öffentlichen Heirat, in Gottes Augen ein Verbrechen wäre.

„Und zum Glück“, setzte der Abbé hinzu, „stimmt hier die weltliche Weisheit mit der Religion überein. Könnte man bei Fräulein de la Moles jähzornigem Charakter einen Augenblick darauf rechnen, daß sie ein Geheimniß wahrte, das sie sich nicht selbst auferlegt hat? Wird der mutige Schritt einer öffentlichen Heirat nicht getan, so wird sich die Gesellschaft viel länger mit dieser seltsamen Mesalliance beschäftigen. Man muß alles auf einmal sagen, ohne irgendwie den Anschein des Geheimnisses zu erwecken.“

„Das ist wahr“, sagte der Marquis nachdenklich. „Auf die Weise wäre es bereits drei Tage nach der Hochzeit ein inferiores Gefläsch, überhaupt noch davon zu reden. Man müßte sich eine große antijacobinische Maßregel der Regierung zunutze machen und inkognito hinterher schleichen.“

Zwei bis drei Freunde des Marquis dachten wie der Abbé Pirard. Das größte Hinderniß lag ihrer Meinung nach in Mathildes unterschiedenem Charakter. Aber trotz all dieser schönen Vernunftgründe konnte sich der Marquis nicht daran gewöhnen, für seine Tochter auf den Herzogsstuhl zu verzichten.

Sein Gedächtniß und seine Einbildungskraft waren reich an allerhand Kniffen und Gaunerstücken, die in seiner Jugend noch möglich gewesen waren. Sich der Notwendigkeit fügen, Angst vor dem Gesetz haben, schien ihm für einen Mann seines Ranges ungereimt und entehrend. Jetzt mußte er die holden Zukunftspläne, die er seit zehn Jahren für seine geliebte Tochter schmiedete, teuer bezahlen!

„Wer hätte das vorausgesehen?“ sagte er sich. „Ein Mädchen von so hochfahrendem Charakter, einem so bedeutenden Geiste, noch stolzer auf den Namen, den sie trägt, als ich, ein Mädchen, um dessen Hand sich das edelste Blut Frankreichs im voraus betwarb! Man muß jede Klugheit aufgeben. Dies Jahrhundert ist dazu ersehen, alles durcheinanderzuwerfen. Wir gehen dem Chaos entgegen.“

Vierundsechzigstes Kapitel

Ein Mann von Geist

„Warum“, sagte der Präsekt beim Spazierenreiten, „sollte ich nicht Minister, Konseilpräsident, Herzog werden? Ich werde folgendermaßen Krieg führen . . . Auf diese Weise würde ich die Neuerer in Ketten schlagen . . .“

Aus dem Globe

Ein Argument vermag die Macht eines zehn Jahre lang gehegten holden Traumes zu brechen. Der Marquis hielt es nicht für vernünftig, sich zu erzürnen, aber er konnte sich auch nicht entschließen, zu vergeben. „Wenn diesem Julian doch ein Unfall zustieße, daß er

stürbe . . .“ seufzte er manchmal. So fand seine trübe Phantasie Trost in den törichtesten Hirngespinnsten, die den Einfluß der tugendhaften Ratschläge des Abbé Pirard völlig lähmten. Ein Monat verging, ohne daß die Sache einen Schritt weiter gekommen wäre.

In dieser Familienangelegenheit wie in der Politik hatte der Marquis glänzende Einfälle, an denen er sich drei Tage lang begeisterte. Dann gefiel ihm ein Plan nicht, weil er sich auf gute Gründe stützte. Vielmehr fanden die Gründe nur dann Gnade vor seinen Augen, wenn sie seinen Lieblingsplan stützten. Drei Tage lang arbeitete er mit dem Eifer und der Begeisterung eines Dichters daran, die Dinge bis zu einem gewissen Punkte zu führen; am vierten Tage dachte er nicht mehr daran.

Julian war über die Langsamkeit des Marquis anfangs ungehalten. Aber nach einigen Wochen erkannte er, daß Herr de la Mole in der ganzen Sache keinen festen Plan hatte.

Frau de la Mole und das ganze Haus glaubten, daß Julian in Verwaltungsangelegenheiten der Güter in der Provinz weilte. Er war jedoch im Pfarrhause des Abbé Pirard verborgen und sah Mathilde fast täglich. Sie verbrachte jeden Tag eine Stunde bei ihrem Vater, aber sie sprachen oft wochenlang nicht von der Sache, die sie beide doch so sehr beschäftigte.

„Ich will nicht wissen, wo sich dieser Mensch befindet“, sagte der Marquis eines Tages. Schide ihm diesen Brief.“ Mathilde laß:

„Die Grundstücke im Languedoc tragen 20 600 Franken Rente. Ich gebe meiner Tochter 10 600 Franken und Herrn Julian Sorel 10 000 Franken. Ich gebe selbstverständlich auch die Grundstücke dazu. Sagen Sie dem Notar, er soll getrennte Schenkungsurkunden aufsetzen und sie mir morgen bringen. Hiernach hören alle Beziehungen zwischen uns auf. Ach, mein Herr, mußte ich das alles erwarten?“

Der Marquis de la Mole.“

„Ich danke Ihnen vielmals“, sagte Mathilde fröhlich. „Wir werden uns im Schloß von Aiguillon zwischen Agen und Marmande einrichten. Die Gegend soll so schön sein wie in Italien.“

Diese Schenkung überraschte Julian sehr. Er war nicht mehr der strenge, kalte Mann, als den wir ihn gekannt haben. Das Schicksal seines Sohnes erfüllte im voraus alle seine Gedanken. Dies unerwartete und für einen so armen Menschen ziemlich bedeutende Vermögen stachelte seinen Ehrgeiz. Er sah sich und seine Frau im Besitz einer Rente von 20 600 Franken. Mathilde ging ganz in der Anbetung ihres Mannes auf, denn so nannte sie Julian in ihrem Stolze stets. Ihr größter, einziger Ehrgeiz war der, ihre Ehe anerkannt zu sehen. Sie beglückwünschte sich zu der großen Klugheit, daß sie ihr Schicksal an das eines bedeutenden Mannes geknüpft hatte, und übertrieb beständig seinen Wert. Das persönliche Verdienst war in ihrem Kopfe wieder mal Mode.

Sein fast beständiges Fernsein, ihre verwickelte Lage, die kurze Zeit, die übrig blieb, um von Liebe zu reden, vervollständigten die Wirkungen der klugen Politik, die Julian einst erfunden hatte. Sie wurde schließlich ungeduldig, daß sie den Mann, den sie jetzt wirklich liebte, so selten zu sehen bekam. In einer Anwandlung von schlechter Laune schrieb sie an ihren Vater und begann ihren Brief wie Othello:

„Daß ich Julian den Annehmlichkeiten vorgezogen habe, die der Tochter eines Marquis de la Mole in der Gesellschaft geboten wurden, beweist meine Wahl zur Genüge. Die Freuden des Ansehens und der Eitelkeit sind für mich gleich Null. Jetzt sind es fast sechs Wochen her, daß ich von meinem Manne getrennt lebe. Das ist genug, um Ihnen meinen Respekt zu beweisen. Ihre Wohlthaten haben uns wohlhabend gemacht. Niemand kennt mein Geheimniß als der ehrwürdige Abbé Pirard. Zu ihm gehe ich, er wird uns trauen, und eine Stunde nach der Zeremonie sind wir unterwegs nach dem Banguedoc und erscheinen nur auf Ihren Befehl wieder in Paris. Aber was mir das Herz schwer macht, ist, daß dies alles zum böshaftesten Klatsch über Sie und mich Veranlassung geben wird. Können die höhnischen Bemerkungen eines blöden Publikums unsern lieben Norbert nicht aufstacheln, Streit mit Julian zu

suchen? In diesem Falle, das weiß ich genau, wäre meine Macht über ihn zu Ende. Der rebellische Plebejer würde in seiner Seele zum Vorschein kommen. Ich flehe Sie auf den Knien an, mein Vater, kommen Sie zu der Trauung in der Kirche des Herrn Pirard am nächsten Donnerstag. Dadurch wird der Bosheit der Klatschmäuler der Stachel genommen, und das Leben Ihres einzigen Sohnes und das meines Vatters wäre nicht bedroht!" usw.

Der Marquis geriet durch diesen Brief in eine seltsame Verlegenheit. Er mußte sich schließlich doch zu etwas entschließen. Alle kleinen Gewohnheiten, alle gewöhnlichen Freunde hatten ihren Einfluß verloren. Unter diesen sonderbaren Verhältnissen kamen alle großen Charakterzüge, die ihm die Ereignisse seiner Jugend aufgeprägt hatten, wieder zur Macht. Das Elend der Emigrationszeit hatte seine Einbildungskraft beflügelt. Nachdem er zwei Jahre lang ein ungeheures Vermögen besessen und bei Hofe alle Auszeichnungen genossen hatte, kam das Jahr 1790, das ihn dem entsetzlichen Elend der Auswanderung preisgab. Diese harte Schule hatte seine zweiundzwanzigjährige Seele umgeformt. Im Grunde war er von seinen gegenwärtigen Reichthümern eher umgeben als beherrscht. Aber dieselbe Einbildungskraft, die seine Seele vor der Geldgier bewahrt hatte, entseffelte in ihm eine wilde Leidenschaft, nämlich seine Tochter mit irgendeinem schönen Titel geschmückt zu sehen.

In den sechs Wochen, die verstrichen waren, hatte der Marquis in einer plötzlichen Laune Julian reich machen wollen. Armut schien ihm unvornehm: für ihn, den Herrn de la Mole, entehrend und für den Vatten seiner Tochter unmöglich. Er warf also mit Geld um sich. Am nächsten Tage schlug seine Phantasie eine andre Richtung ein, und es schien ihm, als ob Julian die stumme Sprache dieses hochherzigen Geldgesenks verstehen müßte: er würde einen anderen Namen annehmen, sich nach Amerika einschiffen und Mathilde schreiben, er sei tot für sie. Herr de la Mole hielt diesen Brief für geschrieben und malte sich den Eindruck auf den Charakter seiner Tochter aus.

An dem Tage, wo Mathildes wirklicher Brief ihn aus diesen so jugendlichen Träumen erweckte, träumte er gerade davon, ihm eine glänzende Zukunft zu bereiten, nachdem er lange erwogen hatte, ob er ihn nicht töten oder irgendwie verschwinden lassen sollte. Er ließ ihn den Namen eines seiner Güter annehmen, und warum sollte er nicht auch Pair werden? Sein Schwiegervater, der Herzog von Chaulnes, hatte, seitdem sein einziger Sohn in Spanien gefallen war, oft davon gesprochen, seinen Herzogstitel auf Norbert zu übertragen . . .

„Man kann Julian eine eigene Geschicklichkeit in Geschäftssachen, Wagemut, vielleicht sogar glänzende Eigenschaften nicht absprechen. Aber sein Charakter hat im Grunde etwas Erschreckendes. Das ist der Eindruck, den er auf alle Welt macht, es steckt also etwas dahinter“, sagte sich der Marquis; und je schwieriger dieses Etwas zu ergründen war, um so mehr erschreckte es die einbildungsfähige Seele des alten Herrn.

„Meine Tochter sagte mir neulich sehr geschickt“ (in einem ihrer Briefe, den wir unterdrückt haben): „Julian hat sich an keinen Salon, an keine Clique angeschlossen! Er hat sich auch mir gegenüber keines Rückhalts versehen. Er hat nicht die geringste Hilfe, wenn ich meine Hand von ihm ziehe . . . Aber ist das Unkenntnis des heutigen Gesellschaftszustandes? Zwei- oder dreimal habe ich ihm gesagt: Es gibt keine sicherere und vorteilhaftere Kandidatur als die des Salons . . . Mein, er hat nichts von dem geschickten und verschlagenen Geiste eines Advokaten, der keine Gelegenheit, keine Minute unbenutzt vorübergehen läßt . . . Er ist kein Charakter wie Ludwig XI. Andererseits sehe ich, daß seine Grundsätze alles andere als hochherzig sind. Ich kenne mich nicht mehr aus . . . Sollte er sich diese Grundsätze gebildet haben, um einen Damm gegen seine Leidenschaften zu haben?“

„Übrigens ist eins klar: er kann keine Verachtung ertragen; daran halte ich mich. Er glaubt nicht an hohe Geburt, das ist wahr; er ehrt uns nicht aus Instinkt . . . Das ist ein Unrecht; aber schließlich dürfte die Seele eines Seminaristen nur zweierlei nicht ertragen:

den Mangel an Vergnügen und an Geld. Er hingegen kann die Verachtung um keinen Preis ertragen.“

Der Brief seiner Tochter drängte den Marquis, sich zu entschließen. „Schließlich ist dies die große Frage: Hat Julian sich in seiner Keckheit vermessen, meiner Tochter den Hof zu machen, weil er weiß, daß ich sie über alles liebe, und daß ich hunderttausend Franken Rente habe? Mathilde behauptet das Gegenteil . . . Nein, Herr Julian, das ist ein Punkt, über den ich mir nichts aufreden lasse.

„Ist wirkliche, unerwartete Liebe im Spiel? Oder ein gemeines Verlangen, in eine gute Lage zu kommen? Mathilde sieht klar; sie hat gleich gemerkt, daß dieser Verdacht ihn in meinen Augen vernichten kann. Daher ihr Geständnis, sie hätte ihn zuerst geliebt . . .

„Ein Mädchen von so stolzem Charakter sollte sich so weit vergessen haben, ihm so grobe Avancen zu machen? . . . Ihm abends im Garten den Arm zu drücken, pfui Teufel! Als ob sie nicht hundert weniger unpassende Mittel gehabt hätte, um ihn ihrer Gunst zu versichern.

„Wer sich entschuldigt, klagt sich an; ich traue Mathilde nicht . . .“

Der Marquis kam an diesem Tage zu etwas bestimmteren Schlüssen als sonst. Doch trug die Gewohnheit den Sieg davon: er beschloß, Zeit zu gewinnen und seiner Tochter zu schreiben, denn sie schrieben sich von einem Ende des Hauses zum andern. Herr de la Mole wagte nicht, mit Mathilde zu reden und ihr die Stirn zu bieten. Er fürchtete, alles durch ein plötzliches Zugeständnis zu verderben.

Brief:

„Hüten Sie sich vor neuen Torheiten. Hier ist ein Leutnantspatent für Herrn Ritter Julian Sorel de la Bernaye. Sie sehen, was ich alles für ihn tue. Arbeiten Sie mir nicht entgegen und fragen Sie mich nicht. Er soll in vierundzwanzig Stunden abreisen und zu seinem Regiment nach Straßburg gehen. Hier ist ein Scheck auf meinen Bankier. Ich fordere Gehorsam.“

Mathilde war vor Liebe und Freude außer sich. Sie wollte den Tag ausnützen und antwortete sofort:

„Herr de la Bernaye würde Ihnen vor Dankbarkeit zu Füßen fallen, wenn er wüßte, was Sie alles für ihn zu tun geruhen. Aber bei all seiner Großmut hat mein Vater mich vergessen. Die Ehre Ihrer Tochter steht auf dem Spiel. Eine Indiskretion kann mir ewige Schande bereiten, die keine zwanzigtausend Taler Rente wieder gutmachen. Ich schide das Patent nur dann an Herrn de la Bernaye, wenn Sie mir Ihr Wort geben, daß meine Hochzeit im Laufe des nächsten Monats in Villequier öffentlich gefeiert wird. Bald nach diesem Tage, den ich Sie flehentlich bitte, nicht länger hinauszuschieben, kann sich Ihre Tochter öffentlich als Frau de la Bernaye zeigen. Wie danke ich Ihnen, liebster Papa, daß Sie mich vor dem Namen Sorel gerettet haben“ usw.

Die Antwort war unerwartet:

„Gehorche, oder ich mache alles rückgängig. Bittere, junge Törrin. Ich weiß noch nicht, wer dein Julian ist, und du selbst weißt es noch weniger. Er soll nach Straßburg abreisen und sich gut führen. In vierzehn Tagen lasse ich Sie meinen Willen wissen.“

Diese feste Antwort verwunderte Mathilde. „Ich kenne Julian noch nicht“: dies Wort stimmte sie nachdenklich. Sie versank in tiefes Sinnen, das bald mit den holdesten Annahmen endete, die sie aber für bewiesene Wahrheit nahm. „Der Geist meines Julian paßt nicht in die erbärmliche Uniform der Salons, und mein Vater glaubt nicht an seine Überlegenheit, gerade dessentwegen nicht, was sie beweist . . .

„Trotzdem, wenn ich dieser Anwandlung von Charakter nicht gehorche, kann es zum offenen Bruch kommen. Ein Skandal erniedrigt mein Ansehen in der Welt und kann mich in Julians Augen weniger begehrenswert machen. Und nach dem Bruche . . . zehnjährige Armut; und die Torheit, einen Mann wegen seiner Vorzüge gewählt zu haben, kann sich vor der Lächerlichkeit nur durch Überfluß retten. Wenn ich fern von meinem Vater lebe, kann er mich in seinem Alter vergessen . . . Norbert wird eine liebenswürdige und geschickte Frau heiraten. Wurde Ludwig XIV. in seinem Alter nicht von der Herzogin von Burgund umgarnt? . . .“

Sie entschloß sich, zu gehorchen, doch hütete sie sich, Julian ihres Vaters Brief mitzuteilen: dieser heftige Charakter hätte leicht eine Torheit begehen können. Als sie ihm am Abend mitteilte, er sei Husarenleutnant geworden, kannte seine Freude keine Grenzen. Man kann es sich vorstellen bei dem Ehrgeiz, der sein ganzes Leben erfüllte, und der Leidenschaft, die er für seinen Sohn empfand. Die Abänderung seines Namens setzte ihn sehr in Erstaunen.

„Alles in allem“, sagte er sich, „ist mein Roman nun zu Ende, und mir allein gebührt das Verdienst! Ich habe es verstanden, von diesem Ungeheuer an Stolz geliebt zu werden,“ setzte er mit einem Blick auf Mathilde hinzu. „Ihr Vater kann nicht ohne sie leben und sie nicht ohne mich.“

Fünfundsechzigstes Kapitel

Ein Gewitter

Mein Gott, gib mir Mittelmäßigkeit.
Mirabeau

Seine Seele war abwesend. Er erwiderte Mathildes lebhafteste Zärtlichkeit nur halb. Er blieb still und düster. Nie war er Mathilde so groß, so anbetungswürdig erschienen. Sie bangte vor irgendeiner Empfindlichkeit seines Stolzes, die vielleicht die ganze Sachlage ändern konnte.

Fast jeden Morgen sah sie den Abbe Pirard ins Haus kommen. Konnte Julian durch ihn nicht einige Absichten ihres Vaters erfahren haben? Konnte der Marquis ihm nicht selbst plötzlich geschrieben haben? Oder wie sollte Mathilde sich Julians strenge Miene nach einem so großen Glück erklären? Sie wagte ihn nicht zu fragen.

Sie wagte es nicht! Mathilde! Von diesem Augenblick an war ihr Empfinden, ihr Gefühl für Julian unsicher, bang und fast voller Schrecken! Diese kalte Seele empfand alle Leidenschaft, deren ein in der Überkultur von Paris groß gewordenes Wesen überhaupt fähig ist.

Am nächsten Morgen fand Julian sich schon sehr früh im Pfarrhause des Abbé Pirard ein. Postpferde kamen mit einer wackligen Postkutsche, die er in der nächsten Posthalterei gemietet hatte, in den Hof.

„Ein solches Gefährt paßt sich nicht mehr für Sie,“ sagte der gestrenge Abbé mit mürrischer Miene. „Hier sind zwanzigtausend Franken, die Ihnen Herr de la Mole schenkt. Er macht es Ihnen zur Pflicht, sie in einem Jahre auszugeben, sich dabei aber möglichst wenig lächerlich zu machen.“ (In einer so hohen Summe, die einem so jungen Mann in die Hand gegeben wurde, sah der Abbé einen Anlaß zur Sünde.)

„Der Marquis setzt hinzu: „Herr Julian de la Bernaye hat dies Geld von seinem Vater erhalten, der nicht anders bezeichnet zu werden braucht. Herr de la Bernaye wird es vielleicht für angemessen halten, Herrn Sorel, Sägemüller in Verrières, ein Geschenk zu machen, da er ihn als Kind gepflegt hat. . . . Besteres will ich eventuell selbst besorgen,“ setzte der Abbé hinzu; „ich habe Herrn de la Mole endlich dazu bestimmt, sich mit dem Abbé von Frilair, dem Jesuitenfreund, auszuföhnen. Er ist uns zu mächtig. Die Anerkennung Ihrer hohen Geburt durch diesen Mann, der Besançon regiert, wird eine der stillschweigenden Bedingungen dieses Vergleiches sein.“ Julian war seines Entzückens nicht mehr Herr; er umarmte den Abbé, er sah sich anerkannt.

„Pfui!“ sagte der Abbé, ihn zurückstoßend; „was soll diese weltliche Eitelkeit heißen? . . . Was Sorel und seine Söhne anbelangt, so werde ich ihnen in meinem Namen eine jährliche Pension von fünfhundert Franken aussetzen, die jedem von ihnen, solange ich mit ihnen zufrieden bin, ausbezahlt werden soll.“

Julian war schon wieder kalt und hochmütig. Er dankte, aber in sehr allgemeinen Ausdrücken, die ihn zu nichts verpflichteten. „Wäre es wohl möglich,“ dachte er bei sich, „daß ich der natürliche Sohn eines großen Herrn bin, den der schreckliche Napoleon in unsre Berge verbannt hat?“ Diese Idee kam ihm jeden Augenblick weniger unmöglich vor. . . . „Mein Haß gegen meinen Vater wäre ein Beweis dafür. . . . Ich wäre kein Ungeheuer mehr.“

Einige Tage nach diesem Selbstgespräch exerzierte das 15. Husarenregiment, eines der glänzendsten der Armee, auf dem Exerzierplatze von Straßburg. Der Ritter de la Vergate ritt das schönste Pferd im Elsaß, das ihm sechstausend Franken gekostet hatte. Er war Oberleutnant geworden, ohne je wo anders Leutnant gewesen zu sein als in den Kontrollbüchern eines Regiments, von dem er nie hatte reden hören.

Sein gleichgültiger Blick, seine strengen, fast boshaften Augen, seine Blässe, seine unwandelbare Kaltblütigkeit gaben ihm von Anfang an einen Ruf. Und bald verbot seine tadellose und gemessene Höflichkeit, sein Geschick im Schießen und Fechten, das er ohne zu sehr zu prahlen offenbarte, alle lauten Wiße über ihn. Nach fünf oder sechs Tagen des Schwankens hatte er die öffentliche Meinung des Regiments bereits auf seiner Seite. „Alles hat dieser junge Mann,“ sagten die Wißbolde unter den alten Offizieren, „nur keine Jugend.“

Von Straßburg aus schrieb Julian an Herrn Chélan, den alten Pfarrer von Berrières, der jetzt im höchsten Alter war.

„Ich zweifle nicht, daß Sie mit Freuden von den Ereignissen gehört haben, die meine Familie veranlaßt haben, meinen Wohlstand zu fördern. Anbei sind fünfhundert Franken, die ich Sie bitte, ohne Aufsehen und Nennung meines Namens unter die Armen zu verteilen, zu denen ich früher auch gehörte, und denen Sie gewiß noch immer so helfen, wie ehemals mir.“

Julian war trunken vor Ehrgeiz, aber nicht vor Eitelkeit; gleichwohl legte er große Sorgfalt auf sein Äußeres. Seine Pferde, seine Uniformen, die Livreen seiner Leute waren so gut gehalten, daß sie einem englischen großen Herrn Ehre gemacht hätten.

Raum zwei Tage Leutnant, und noch dazu durch Protektion, berechnete er schon, daß wenn er mit dreißig Jahren General sein wollte, wie alle großen Heerführer, er mit dreiundzwanzig mehr als Leutnant sein müßte. Er dachte nur an den Ruhm und an seinen Sohn.

In diesem Überschwang zügellosesten Ehrgeizes wurde er eines Morgens durch einen jungen Diener des Hauses La Mole überrascht, der ihm einen Brief Mathilde's überbrachte.

„Alles ist verloren; kommen Sie so rasch wie möglich her, opfern Sie alles, desertieren Sie, wenn es sein muß. Sobald Sie angekommen sind, erwarten Sie mich in einer Droschke an der kleinen Gartentür Nr. . . . der Straße . . . Ich habe mit Ihnen zu reden, vielleicht kann ich Sie in den Garten einlassen. Alles ist verloren, und ich fürchte, hoffnungslos; rechnen Sie auf mich, Sie werden mich treu und fest im Unglück finden. Ich liebe Sie!“

In wenigen Minuten hatte Julian Urlaub vom Obersten und ritt Hals über Kopf von Straßburg ab. Aber die entsetzliche Unruhe, die ihn verzehrte, machte ihm diese Art des Reisens schon hinter Meß unerträglich. Er warf sich in einen Postwagen und erreichte mit schier unglaublicher Geschwindigkeit den bezeichneten Ort, die kleine Gartentür des Hauses La Mole. Die Tür öffnete sich, und im selben Augenblick stürzte Mathilde, alle menschliche Rücksicht vergebend, sich in seine Arme. Glücklicherweise war es erst fünf Uhr morgens und die Straße noch ziemlich leer.

„Alles ist verloren; mein Vater ist aus Furcht vor meinen Tränen in der Nacht auf Donnerstag abgereist. Wohin, weiß niemand. Da ist sein Brief; lies selbst.“ Und sie stieg zu Julian in die Droschke.

„Ich könnte alles verzeihen, nur nicht die Absicht, Dich zu verführen, weil Du reich bist. Das ist, unglückliche Tochter, die schreckliche Wahrheit. Ich gebe Dir mein Ehrenwort, daß ich nie in eine Heirat mit diesem Manne willigen werde. Ich gebe ihm zehntausend Franken Rente, wenn er weit fort, außerhalb von Frankreichs Grenzen, besser noch in Amerika, leben will. Lies den Brief, den ich als Antwort auf meine Nachforschungen erhalten habe. Der Schamlose hatte mir selbst geraten, an Frau von Renal zu schreiben. Niemals lese ich auch nur eine Zeile von Dir, die auf diesen Menschen Bezug hat. Ich verabscheue Paris und Dich. Ich verpflichte Dich, das,

was kommen muß, absolut geheim zu halten. Entfage freiwillig einem Elenden, und Du wirst wieder einen Vater haben."

"Wo ist der Brief von Frau von Rénal?" fragte Julian kalt.

"Hier. Ich wollte ihn dir erst zeigen, wenn du darauf vorbereitet wärest."

"Die heilige Sache der Religion und der Moral, mein Herr, verpflichtet mich zu dem peinlichen Schritte, den ich jetzt vor Ihnen tun werde. Ein untrügliches Gebot befiehlt mir in diesem Augenblick, meinem Nächsten zu schaden, aber nur, um einen noch größeren Skandal zu vermeiden. Der Schmerz, den ich empfinde, weicht dem Gefühl der Pflicht. Es ist nur zu wahr, mein Herr, das Betragen der Persönlichkeit, über die Sie die ganze Wahrheit wissen wollen, hat unerklärlich oder selbst anständig scheinen können. Man hat es für schicklich halten können, einen Teil der Wahrheit zu verbergen oder zu verdecken, die Klugheit wollte es ebenso wie die Religion. Aber dieses Betragen, das Sie zu kennen wünschen, ist in Wahrheit höchst verdammenstwert gewesen, mehr als ich sagen kann. Arm und habgierig, wie er war, hat dieser Mensch es verstanden, sich durch die ärgste Heuchelei und die Verführung einer schwachen und unglücklichen Frau eine Stellung zu machen, und etwas zu werden gesucht. Meine peinliche Pflicht zwingt mich hinzuzufügen, daß ich zu der Annahme gezwungen bin, daß Herr J. . . keine religiösen Grundsätze hat. Mein Gewissen zwingt mich zu glauben, daß eines seiner Mittel, um in einem Hause vorwärts zu kommen, das ist, die Frau zu verführen, die das meiste Ansehen hat. Unter der Maske der Gleichgültigkeit und mit Romanphrasen im Munde hat er nur das einzige Bestreben, über den Herrn des Hauses und sein Vermögen zu verfügen. Er läßt Unglück und ewige Reue hinter sich zurück" usw.

Dieser überaus lange und von Tränen halb verwischte Brief war von Frau Rénals Hand geschrieben, sogar mit mehr Sorgfalt als gewöhnlich.

„Ich kann Herrn de la Mole nicht tadeln,“ sagte Julian, als er den Brief zu Ende gelesen hatte; „er ist gerecht und klug. Welcher Vater würde seine geliebte Tochter einem solchen Scheusal geben? Adieu!“

Damit sprang er aus der Droschke und lief nach seinem Postwagen, der am Ende der Straße hielt. Mathilde, die er scheinbar vergessen hatte, stürzte einige Schritte hinter ihm her, aber die Kaufleute traten in ihre Ladentüren und zwangen sie zur schleunigen Rückkehr in den Garten.

Julian war nach Verrières abgereist. Die Fahrt ging so schnell, daß er nicht an Mathilde schreiben konnte, wie er beabsichtigte; seine Hand brachte nur unleserliche Striche auf das Papier.

Er kam an einem Sonntagmorgen in Verrières an. Er ging zum Waffenhändler der Stadt, der ihn mit Komplimenten über sein junges Glück überhäufte. Es bildete die Neuigkeit des Ortes.

Julian hatte alle Mühe, ihm begreiflich zu machen, daß er ein Paar Pistolen haben wollte. Der Waffenhändler lud sie auf seinen Befehl.

Der Dreischlag ertönte; es ist dies in den französischen Dörfern ein wohlbekanntes Zeichen, das nach dem mehrfachen Geläute am Morgen den sofortigen Beginn der Messe ankündigt.

Julian trat in die neue Kirche von Verrières. Alle die hohen Fenster des Schiffes waren mit scharlachroten Vorhängen verhängt. Julian stand ein paar Schritte hinter Frau von Rénal's Bank. Es schien ihm, als ob sie eifrig betete. Beim Anblick dieser Frau, die ihn so heiß geliebt hatte, begann sein Arm derart zu zittern, daß er sein Vorhaben zuerst nicht ausführen konnte. „Ich kann's nicht,“ sagte er zu sich selbst; „mein Körper versagt mir den Gehorjam.“

In diesem Augenblick läutete der Chorknabe, der bei der Messe ministrierte, zur Erhebung der Monstranz. Frau von Rénal senkte den Kopf, der einen Augenblick fast ganz von den Falten ihres Schals verdeckt war. Julian erkannte sie nicht mehr so gut; er schoß auf sie und traf nicht; er schoß noch einmal, und sie sank um.

Sechshundsechzigstes Kapitel

Traurige Einzelheiten

Erwartet von mir keine Schwachheit. Ich habe mich gerächt. Ich habe den Tod verdient, hier bin ich. Betet für meine Seele!

Schiller

Julian blieb unbeweglich stehen, er sah nichts mehr. Als er wieder zu sich kam, sah er, wie alle Andächtigen aus der Kirche flohen; der Priester hatte den Altar verlassen. Julian ging langsamen Schritts hinter ein paar Frauen her, die schreiend davonliefen. Eine von ihnen, die schneller fliehen wollte, als die anderen, rempelte ihn um, so daß er fiel. Er hatte sich mit den Füßen in einen von der Menge umgeworfenen Stuhl verwickelt; als er aufstand, fühlte er sich beim Kragen gepackt. Ein Gendarm im Dienstanzuge nahm ihn fest. Mechanisch griff Julian nach seinen kleinen Pistolen, aber ein zweiter Gendarm fiel ihm in den Arm.

Er wurde ins Gefängnis geführt. In einem Zimmer wurde er in Ketten gelegt, dann blieb er allein; die Thür schloß sich fest hinter ihm zu. Alles das geschah im Handumdrehen; es ließ ihn ganz kalt.

„Meiner Treu, nun ist alles aus“, sagte er laut, als er wieder zu sich kam. „Ja, in vierzehn Tagen die Guillotine . . . oder mich selbst bis dahin töten!“

Weiter gingen seine Gedanken nicht. Ihm war, als ob ihm der Kopf mit Gewalt zusammengedrückt würde. Er sah sich um, ob jemand ihn hielt. Nach einigen Augenblicken schlief er fest ein.

Frau von Rénal war nicht tödlich verwundet. Die erste Kugel war durch ihren Hut gegangen, und als sie sich umdrehte, war der zweite Schuß losgegangen. Die Kugel hatte ihre Schulter getroffen und den Knochen zerschmettert, war dabei aber wunderbarerweise abgeprallt und gegen eine gothische Säule geslogen, aus der sie einen mächtigen Stein splitter heraus schlug.

Als der Chirurg, ein ernster Mann, nach langer und schmerzhafter Behandlung zu Frau von Rénal sagte: „Ich stehe Ihnen für Ihr Leben, wie für das meine“, war sie tiefstaurig.

Seit lange wünschte sie sich aufrichtig den Tod. Der Brief an Herrn de la Mole, den ihr jetziger Seelsorger ihr abgerungen hatte, hatte ihrem durch beständigen Kummer zerrütteten Gemüt den letzten Stoß versetzt. Dieser Kummer bestand in Juliāns Abwesenheit; sie nannte ihn freilich „die Neue“. Der Beichtvater, ein junger, tugendhafter und eifriger Geistlicher, der erst jüngst aus Dijon gekommen, täuschte sich darüber nicht.

„So sterben, aber nicht durch eigne Hand“, dachte Frau von Rēnal, „ist keine Sünde. Gott vergibt mir vielleicht, daß ich mich über meinen Tod freue.“ Sie wagte nicht fortzufahren: „Und von Juliāns Hand zu sterben, ist der Gipfel der Glückseligkeit.“

Raum war sie der Gegenwart des Arztes und der in Menge herbeiströmenden Freunde enthoben, so ließ sie Elisa, ihr Kammermädchen, kommen. „Der Gefängniswärter“, sagte sie tief errötend, „ist ein grausamer Mensch. Ohne Zweifel wird er ihn quälen und glauben, mir damit einen Gefallen zu tun . . . Dieser Gedanke ist mir unerträglich.“

„Könntest du nicht, wie aus eigenem Antriebe, zu ihm gehen und ihm dieses Päckchen bringen? Es enthält ein paar Goldstücke. Du kannst ihm sagen, daß es gegen die Religion wäre, ihn zu quälen . . . Vor allem aber darf er nicht von dieser Geldsendung reden.“

Diesem Umstande verdankte Julian die humane Behandlung des Gefängniswärters von Verrières. Er war immer noch derselbe Herr Noiroud, ein vortrefflicher Beamter, dem der Besuch des Herrn Appert, wie wir wissen, damals solche Furcht eingesößt hatte.

Ein Richter erschien im Gefängnis. „Ich habe mit Vorbedacht getötet“, sagte Julian zu ihm. „Ich habe die Pistolen bei dem und dem Waffenhändler gekauft und laden lassen. Artikel 1342 des Strafgesetzbuches findet auf mich Anwendung; ich verdiene den Tod und erwarte ihn.“ Der Richter war erstaunt über diese Art zu reden und wollte noch mehr Fragen stellen, damit der Angeklagte sich in seinen Antworten widerspräche.

„Aber sehen Sie denn nicht,“ sagte Julian lächelnd; „ich mache mich ja so strafbar, als Sie nur wünschen können. Gehen Sie, mein

Herr, die Leute, die Sie verfolgen, entgeht Ihnen nicht. Sie werden das Vergnügen haben, mich zu verurteilen. Ersparen Sie mir Ihre Gegenwart.“

„Jetzt bleibt mir noch eine langweilige Pflicht zu erfüllen,“ dachte Julian; „ich muß an Fräulein de la Mole schreiben.“

Brief:

„Ich habe mich gerächt. Leider wird mein Name in den Zeitungen stehen, und ich kann nicht inkognito aus dieser Welt scheiden. In zwei Monaten bin ich tot.

Die Rache war schrecklich wie der Schmerz, von Ihnen getrennt zu sein. Von diesem Augenblick an verbiete ich mir, Ihren Namen zu schreiben und auszusprechen. Reden Sie nie von mir, auch nicht mit meinem Sohne. Schweigen ist die einzige Art, mich zu ehren. Für den Durchschnitt der Menschen werde ich ein gemeiner Mörder sein . . . Erlauben Sie mir in diesem letzten Augenblick die ganze Wahrheit: Sie werden mich vergessen. Diese große Katastrophe, von der ich Ihnen rate, mit keinem Sterblichen ein Wort zu reden, wird alles Romantische und allzu Abenteuerlustige in Ihrem Charakter für mehrere Jahre befriedigen. Sie waren geschaffen, um mit den Helden des Mittelalters zu leben; zeigen Sie Ihren festen Charakter. Das, was kommen muß, geschehe im geheimen und ohne daß Sie sich bloßstellen. Nehmen Sie einen falschen Namen an und vertrauen Sie sich niemandem an. Wenn Sie durchaus der Hilfe eines Freundes bedürfen, so vermache ich Ihnen als solchen den Abbé Bitard.

Sprechen Sie mit keinem anderen, vor allem nicht mit Leuten Ihrer Gesellschaftsklasse, wie de Luz und Cahus.

Ein Jahr nach meinem Tode heirateten Sie Herrn von Croisenois. Ich bitte Sie darum und befehle es Ihnen als Ihr Gatte. Schreiben Sie mir nicht, ich würde nicht antworten. Ich bin weniger schlecht als Jago, wie mir scheint, wenn ich mit ihm sage: From this time forth I never will speak word!

Es wird mich niemand mehr schreiben noch sprechen sehen, Ihnen werden meine letzten Worte wie meine letzte Anbetung zuteil. J. C.“

Erst nachdem dieser Brief abgesandt war und Julian wieder etwas zur Besinnung kam, fühlte er sich sehr unglücklich. Jede seiner ehrgeizigen Hoffnungen wurde seinem Herzen durch das große Wort „Ich muß sterben“ entrisen. Der Tod an und für sich war in seinen Augen nicht schrecklich. Sein ganzes Leben war nur eine lange Vorbereitung auf das Unglück gewesen, und er hatte über dem vorübergehenden nicht das größte von allen vergessen.

„Ei was,“ sagte er sich, „wenn ich mich in sechzig Tagen mit einem sehr geschickten Gegner duellieren müßte, würde ich nicht so schwach sein, fortwährend daran zu denken und das Herz voller Angst zu haben.“

Er brauchte mehr als eine Stunde dazu, sich in dieser Hinsicht genau kennen zu lernen. Erst als er klar in seiner Seele sah und die Wahrheit so deutlich vor seinen Augen stand wie die Pfeiler seines Gefängnisses, dachte er an die Reue.

„Warum sollte ich Reue empfinden? Ich bin in entsehrlicher Weise beleidigt worden; ich habe getötet, ich verdiene den Tod, und damit ist's gut. Ich sterbe, nachdem ich meine Rechnung mit der Menschheit beglichen habe. Ich hinterlasse keine versäumte Pflicht, ich schulde niemandem etwas; mein Tod bringt keine Schande mit sich außer der, wie ich sterbe; die freilich wird mir in den Augen der Spießbürger von Verrières sehr zur Schande gereichen: aber was ist vom Standpunkte der Vernunft aus verächtlicher? Ein Mittel bleibt mir noch, um in ihren Augen groß dazustehen, nämlich beim Gang zum Hochgericht Geld unter das Volk zu werfen. Mein Andenken wird in Verbindung mit dem Gedanken an Geld ewig glänzend für sie sein.“

Nach dieser Überlegung, die ihm nach Verlauf einer Minute ganz handgreiflich schien, sagte er sich: „Ich habe auf der Welt nichts mehr zu tun“, und schlief fest ein.

Gegen neun Uhr abends weckte ihn der Gefängniswärter, der ihm sein Abendessen brachte.

„Was redet man in Verrières?“

„Herr Julian, an dem Tage, wo ich hier angestellt wurde, habe ich im Gerichtshof vor dem Kreuzigt einen Eid geleistet, der verpflichtet mich zum Stillschweigen.“

Er schwieg, blieb aber da. Diese gemeine Heuchelei belustigte Julian.

„Ich muß ihn recht lange auf die fünf Franken warten lassen, die er erwartet, um mir sein Gewissen zu verkaufen“, dachte er.

Als der Wärter das Ende der Mahlzeit herannahen sah, ohne daß ein Bestechungsversuch stattfand, sagte er in süßlichem, heuchlerischem Tone:

„Die Freundschaft, die ich für Sie habe, Herr Julian, zwingt mich zu reden, obgleich man sagt, daß es gegen das Interesse des Gerichts ist, denn Sie könnten sich darnach Ihre Verteidigung zurechtlegen . . . Herr Julian ist ein guter Mensch, er wird sich freuen zu hören, daß es Frau von Rénal besser geht.“

„Was, ist sie denn nicht tot?“ schrie Julian außer sich.

„Wie, das wußten Sie nicht?“ fragte der Wärter mit stumpfsinnigem Ausdruck, der bald glückliche Begierde widerspiegelte. „Es wäre sehr angemessen, wenn der Herr dem Arzt eine Kleinigkeit gäbe; er dürfte nach Recht und Gesetz nicht sprechen. Aber um Herrn Julian eine Freude zu machen, bin ich zu ihm gegangen, und er hat mir alles erzählt . . .“

„Also die Wunde ist nicht tödlich?“ fragte Julian ungeduldig. „Du stehst mir dafür mit deinem Leben?“

Der Wärter, ein Riese von sechs Fuß, bekam es mit der Angst und wich bis zur Tür zurück. Julian sah ein, daß er nicht den rechten Weg eingeschlagen hatte, um die Wahrheit zu erfahren; er setzte sich wieder und warf Herrn Noitoud ein Goldstück hin.

Je mehr die Worte dieses Mannes Julian in dem Glauben bestärkten, daß die Wunde nicht tödlich war, desto näher fühlte er sich den Tränen. „Geh!“ sagte er barsch.

Der Wärter gehorchte. Kaum war die Tür zu, so rief Julian aus: „Großer Gott, sie ist nicht tot!“ Er fiel auf die Knie und vergoß heiße Tränen. In diesem höchsten Augenblick war er gläubig. „Was gehen

mich die Heucheleien der Priester an? Können sie der Wahrheit oder der Erhabenheit des Gottesgedankens etwas nehmen?"

Erst jetzt fing Julian an, das begangene Verbrechen zu bereuen. Durch ein seltsames Zusammentreffen, das ihm die Verzweiflung ersparte, wich der Zustand der körperlichen Überreizung und Halbverrücktheit, in dem er sich seit seiner Abreise von Paris befunden hatte, erst in diesem Augenblick von ihm.

Seine Tränen hatten eine hochherzige Quelle, er hatte keinen Zweifel darüber, daß die Verdammnis seiner wartete.

„So wird sie leben!“ sagte er sich, . . . „leben, um mir zu verzeihen und mich zu lieben!“ . . .

Am nächsten Morgen weckte ihn der Wärter sehr spät.

„Sie müssen ein gesundes Herz haben, Herr Julian“, sagte er. „Zweimal bin ich hier gewesen und wollte Sie nicht wecken. Hier sind zwei Flaschen besten Weines, unser Pfarrer Maston schickt sie.“

„Was, ist der Schurke immer noch hier?“ rief Julian.

„Ja, mein Herr“, entgegnete der Wärter mit gedämpfter Stimme. „Aber sprechen Sie nicht so laut, das könnte Ihnen schaden.“

Julian lachte herzlich.

„An dem Punkte, wo ich angelangt bin, mein Freund, könnten nur Sie mir schaden, wenn Sie aufhören würden, freundlich und menschlich zu sein . . . Sie sollen gut bezahlt werden“, setzte er, sich verbessernd, hinzu und nahm wieder seine herrische Miene an, die sofort durch die Gabe eines Goldstückes gerechtfertigt wurde.

Herr Noiroud erzählte noch einmal und mit allen Einzelheiten, was er über Frau von Rénal gehört hatte, aber er sagte nichts von Elisas Besuch. Dieser Mensch war so gemein und kriecherisch wie denkbar. Ein Gedanke kam Julian: „Dieser ungeflachte Riese mag keine drei oder vierhundert Franken im Jahre einnehmen, denn sein Gefängnis ist nicht sehr besetzt; ich kann ihm zehntausend Franken zusichern, wenn er mit mir in die Schweiz fliehen will . . . Die Schwierigkeit wird nur die sein, ihn von meiner Glaubwürdigkeit zu überzeugen.“ Der Gedanke an eine lange Unterredung mit einem

so gemeinen Kerl flöhte Julian Widerwillen ein, und er dachte an etwas anderes.

Am Abend war es zu spät. Ein Postwagen holte ihn mitternachts ab. Er war sehr zufrieden mit den Gendarmen, seinen Reisebegleitern. Als er am Morgen im Gefängnis von Besançon ankam, war man so gütig, ihn in das oberste Stockwerk eines gothischen Turmes zu bringen. Er schätzte die Architektur aus dem Anfang des vierzehnten Jahrhunderts und bewunderte ihre Anmut und zierliche Leichtigkeit. Durch einen engen Spalt zwischen zwei hohen Mauern hatte er über einen tiefen Hof hinaus einen herrlichen Ausblick.

Am nächsten Morgen hatte er ein Verhör, worauf man ihn mehrere Tage zufrieden ließ. Seine Seele war ruhig. Er fand seine Angelegenheit sehr einfach: „Ich habe töten wollen, ich muß sterben.“

Weiter gingen seine Gedanken nicht. Das Urteil, das verdrießliche Erscheinen vor der Öffentlichkeit, die Verteidigung, alles das sah er als geringe Unannehmlichkeiten und langweilige Zeremonien an, die man noch am Tage selbst bedenken konnte. Der Augenblick des Todes beschäftigte ihn ebensowenig: „Nach dem Urteil werde ich daran denken.“ Das Leben war durchaus nicht langweilig für ihn, er sah alles mit anderen Augen an; er hatte keinen Ehrgeiz mehr. Er dachte selten an Fräulein de la Mole. Seine Gewissensbisse beschäftigten ihn sehr und führten ihm oft Frau von Rénals Bild vor Augen, hauptsächlich in der Stille der Nächte, die in diesem hochgelegenen Turmzimmer nur durch das Kreischen eines Adlers unterbrochen wurde.

Er dankte dem Himmel dafür, daß er sie nicht tödlich verletzt hatte. „Wunderbar!“ sagte er sich. „Ich glaubte, daß sie mein künftiges Glück durch den Brief an Herrn de la Mole auf immer zerstört hätte, und weniger als vierzehn Tage darauf denke ich schon nicht mehr an das, was mich damals beschäftigte . . . Zwei- oder dreitausend Franken Einkommen, um in einem Gebirgsort wie Bergy still zu leben . . . Damals war ich glücklich . . . Und ich kannte mein Glück nicht!“

In anderen Augenblicken sprang er plötzlich vom Stuhl auf: „Hätte ich sie tödlich getroffen, so hätte ich mich getötet . . . Ich bedarf dieser Gewißheit, um mir nicht selber Abscheu einzulösen.

„Mich töten! Das ist die große Frage. Diese Richter mit ihren Formalitäten, die so hinter dem armen Angeklagten her sind, die den besten Bürger hängen würden, um sich einen Orden zu verdienen . . . Ich entzöge mich ihrer Macht, ihren Beleidigungen in schlechtem Französisch, die in der Departementszeitung als Beredsamkeit gepriesen werden . . .

„Ich kann noch fünf bis sechs Wochen länger oder kürzer leben . . . Mich töten! Nein, zum Teufel,“ sagte er sich wenige Tage darauf, „Napoleon hat auch gelebt . . . Außerdem ist mir das Leben ganz angenehm; dieser Aufenthaltsort ist ruhig. Längeweile leide ich auch nicht“, setzte er lachend hinzu und schrieb die Bücher auf, die er sich aus Paris kommen lassen wollte.

Siebenundsechzigstes Kapitel

Im Turmgemach

Das Grab eines Freundes.
Sterne

Er hörte einen lauten Lärm im Korridor, es war nicht die Stunde, in der man sonst in sein Gefängnis kam; der Adler flog schreiend davon, die Tür ging auf, und der ehrwürdige Pfarrer Chélan warf sich zitternd und mit dem Stock in der Hand in seine Arme.

„O mein Gott, ist es möglich, mein Kind . . . Scheusal, sollte ich sagen.“

Der gute Greis konnte kein Wort weiter sprechen. Julian fürchtete, er möchte umfallen. Er mußte ihn nach einem Stuhle führen. Die Hand der Zeit lastete schwer auf dem früher so willensstarken Manne. Er schien Julian nur noch als der Schatten seiner selbst.

Als er wieder zu Atem gekommen war, sagte er: „Erst vorgestern habe ich Ihren Brief aus Straßburg mit den fünfhundert Franken für die Armen von Verrières erhalten, man hat ihn mir ins Gebirge

nach Liveru gebracht, wo ich mich bei meinem Neffen Jean zur Ruhe gesetzt habe. Gestern erfahre ich die Katastrophe . . . O Himmel, ist es möglich?" Der Greis weinte nicht mehr, er schien keines Gedankens mehr fähig und setzte mechanisch hinzu: „Sie werden Ihre fünfshundert Franken nötig haben, ich bringe sie Ihnen wieder.“

„Was ich nötig habe, ist Sie zu sehen, mein Vater,“ rief Julian betrübt, „ich habe noch Geld genug.“

Aber er konnte keine vernünftige Antwort mehr bekommen. Von Zeit zu Zeit vergoß der Greis ein paar Tränen, die langsam über seine Wangen hinabrollten, dann sah er Julian an und schien wie betäubt, wenn er ihn seine Hände nehmen und an die Lippen führen sah. Von seinem früher so lebhaften Gesicht, das die edelsten Gefühle mit so viel Energie ausgedrückt hatte, wollte der Ausdruck der Apathie nicht mehr weichen. Ein bäurischer Mann kam bald darauf, den Greis abzuholen. „Man darf ihn nicht ermüden“, sagte er zu Julian, der begriff, daß dies der Nefle war.

Als sie fort waren, versank Julian in den grausamsten Kummer, der ohne Tränen ist. Alles erschien ihm öde und trostlos; ihm war, als ob sein Herz in seiner Brust erstarrte.

Dies war der grausamste Augenblick, den er seit seinem Verbrechen durchlebt hatte. Er hatte den Tod in seiner ganzen Häßlichkeit vor Augen. Alle Illusionen von Seelengröße und Edelmuth waren zerstoßen wie eine Wolke vom Sturm.

Diese furchtbare Stimmung dauerte mehrere Stunden an. Nach einer moralischen Vergiftung bedarf man physischer Heilmittel, z. B. des Champagners. Julian hätte es für feige gehalten, seine Zuflucht dazu zu nehmen. Als der schreckliche Tag zur Rüste ging, an dem er in seinem engen Turmgemach immerfort auf und ab gegangen war, rief er aus: „Welch ein Narr bin ich! Nur wenn ich sterben mußte wie ein anderer, hätte der Anblick dieses armen Greises mich in diese schreckliche Traurigkeit versetzen dürfen; aber ein schneller Tod in der Blüte der Jahre bewahrt mich doch gerade vor diesem traurigen Hinsterben.“

Aber welche Gründe er auch hervorbrachte, er blieb infolge dieses Besuchs niedergedrückt wie ein Kleinmütiges Wesen und folglich unglücklich. Es war nichts Herbes und Großartiges mehr in ihm, keinerlei römische Tugend; der Tod erschien ihm als etwas Ungeheures und weit weniger leicht. „Das wird mein Thermometer sein,“ sagte er sich; „heute abend bin ich zehn Grad unter dem Nute, der mich zur Guillotine geleiten muß. Heute morgen hatte ich diesen Nut. Aber was tut das schließlich, wenn er mit nur im rechten Augenblick wiederkommt.“ Das Gleichnis vom Thermometer belustigte ihn und zerstreute ihn schließlich.

Am anderen Morgen, als er aufwachte, schämte er sich des vergangenen Tages. „Mein Glück, meine Ruhe steht auf dem Spiel.“ Er war nahe daran, dem Staatsanwalt zu schreiben und ihn zu bitten, daß niemand mehr zu ihm gelassen würde. „Und Fouqué?“ dachte er. „Wenn er es über sich gewinnt, nach Besançon zu kommen, wie groß würde sein Schmerz dann sein!“

Seit zwei Monaten vielleicht hatte er nicht mehr an Fouqué gedacht. „Ich war ein großer Tor in Straßburg, meine Gedanken gingen nicht über meinen Rocktragen hinaus.“ Die Erinnerung an Fouqué beschäftigte ihn viel und stimmte ihn noch weichherziger. Er ging erregt auf und nieder. „Jetzt bin ich entschieden zwanzig Grad unter dem Gleichmut zum Tode. . . . Wenn diese Schwäche noch zunimmt, wäre es besser, mich zu töten. Welche Freude für den Abbé Maslon und Herrn Valenod, wenn ich wie ein Schulfuchs stirbe!“

Fouqué kam in der Tat; der einfache und biedere Mensch war ganz außer sich vor Schmerz. Sein einziger Gedanke war, wenn er überhaupt einen hatte, all sein Hab und Gut zu verkaufen, um den Gefängniswärter zu bestechen und Julian zu retten. Er sprach lang und breit mit ihm über die Flucht des Herrn de Lavalette.

„Du tußt mir weh“, sagte Julian. „Herr de Lavalette war unschuldig, aber ich bin schuldig. Ohne es zu wollen, machst du mir den Unterschied fühlbar . . . Aber ist es denn wahr? Was, du würdest all deine Habe verkaufen?“ fragte Julian, mit einem Male wieder beobachtend und mißtrauisch.

Fouqué war entzückt, daß sein Freund endlich auf seinen herrschenden Gedanken antwortete, und rechnete ihm bis auf hundert Franken genau vor, wieviel er aus seinem verschiedenen Besitz heraus schlagen könnte.

„Welch erhabene Absicht für einen Grundbesitzer“, dachte Julian. „Wie viele Ersparnisse und kleine Knidereien, die mich so schamrot machten, als ich sie ihn machen sah, will er für mich opfern! Keiner von den schönen jungen Leuten, die ich im Hause La Mole gesehen habe und die „Rensé“ lesen, hat eine seiner Lächerlichkeiten an sich; aber außer den ganz jungen, die gerade eine reiche Erbschaft gemacht haben und den Wert des Geldes noch nicht kennen: welcher von diesen schönen Pariser Herren wäre wohl einer solchen Aufopferung fähig?“

Alle Sprachfehler des Holzhändlers, alle seine gewöhnlichen Manieren waren vergessen; er warf sich in seine Arme. Niemals hat die Provinz durch den Vergleich mit Paris eine schönere Hulldigung empfangen. Fouqué war entzückt über den Strahl der Begeisterung, den er in seines Freundes Augen aufleuchten sah, er hielt ihn für eine Einwilligung zur Flucht.

Dieser Anblick des Opfermutes gab Julian all die Kraft wieder, die ihm die Erscheinung des Herrn Chélan genommen hatte. Er war noch recht jung, aber er trug meiner Meinung nach schöne Reime in sich. Statt mit der Mehrzahl der Menschen vom Gerührtsein zur Geriebenheit überzugehen, hätte ihm das zunehmende Alter die leicht gerührte Güte gegeben und er wäre von seinem tollen Mißtrauen geheilt worden . . . Aber wozu diese müßigen Voraussetzungen?

Die Verhöre wurden häufiger, trotzdem Julian sich bemühte, die Sache durch seine Antworten abzukürzen. „Ich habe getötet, oder wenigstens habe ich mit Vorsatz töten wollen“, wiederholte er jeden Tag. Aber der Richter war vor allem ein Formenmensch. Julians Erklärungen kürzten die Verhöre keineswegs ab; der Richter fühlte sich in seiner Eigenliebe verletzt. Julian wußte nicht, daß man ihn in einen abscheulichen Kerker hatte bringen wollen, und daß es nur Fouqués Bemühungen zu danken war, daß man ihn in seinem hübschen Zimmer hundertundachtzig Stufen hoch ließ.

Unter den einflußreichen Leuten, die ihren Holzvorrat von Fouqué bezogen, befand sich auch der Abbé von Frilair. Es gelang dem guten Holzhändler, bis zu dem allmächtigen Großvikar vorzudringen. Zu seinem unaussprechlichen Entzücken kündigte Herr von Frilair ihm an, daß er Julians gute Eigenschaften und seine Leistungen früher im Seminar wohl zu schätzen wisse und ihn dem Wohlwollen der Richter zu empfehlen hoffe. Fouqué faßte Hoffnung, seinen Freund zu retten, und als er ging, bat er den Großvikar, indem er sich fast bis zur Erde verneigte, für zehn Louisdors Messen lesen zu lassen, um den Himmel für die Befreiung des Angeklagten zu bitten.

Fouqué irrte sich gewaltig. Herr von Frilair war kein Valenod. Er lehnte ab und suchte dem guten Bauern sogar begreiflich zu machen, daß er besser täte, sein Geld für sich zu behalten. Als er sah, daß es unmöglich war, sich klar auszudrücken, ohne sich eine Blöße zu geben, riet er ihm, diese Summe als Mosen für die armen Gefangenen zu geben, denen es in der Tat an allem fehlte.

„Dieser Julian ist ein sonderbares Geschöpf, seine Handlungsweise ist unerklärlich,“ dachte der Herr von Frilair, „und für mich sollte doch nichts unerklärlich sein . . . Vielleicht wäre es möglich, ihn zum Märtyrer zu machen . . . Auf jeden Fall will ich das Ende dieser Sache wissen, und vielleicht werde ich dabei Gelegenheit finden, Frau von Rénal, die uns nicht achtet und mich im Grund verabscheut, Furcht einzuflößen . . . Vielleicht auch führt es zu einer erkatanten Veröhnung mit Herrn de la Mole, der eine Schwäche für diesen kleinen Seminaristen hat.“

Der Vergleich über den Prozeß war einige Wochen vorher unterzeichnet worden; und der Abbé Pirard hatte Besançon verlassen, nicht ohne von Julians geheimnisvoller Geburt zu sprechen, gerade an dem Tage, wo der Unglückliche in der Kirche von Verrières auf Frau von Rénal geschossen hatte.

Julian sah nur noch ein unangenehmes Ereignis zwischen sich und dem Tode: den Besuch seines Vaters. Er fragte Fouqué, was er davon hielte, an den Staatsanwalt zu schreiben, um vor jedem Besuch sicher zu sein. Dieser Widerwille vor dem Anblick seines

Vaters in einem solchen Augenblick erschreckte das ehrliche Herz des Holzhändlers. Er glaubte zu verstehen, warum so viele Leute seinen Freund so leidenschaftlich haßten. Doch verhehlte er ihm sein Gefühl aus Rücksicht auf sein Unglück.

„Auf jeden Fall“, antwortete er kühl, „würde dies Verbot sich nicht auf deinen Vater erstrecken.“

Achtundsechzigstes Kapitel

Ein Mächtiger

Aber es liegt so viel Geheimnisvolles in ihrem Gang und Eleganz in ihrer Figur. Wer mag sie sein? Schiller

Die Türen des Turmzimmers öffneten sich am anderen Morgen zu früher Stunde. Julian fuhr plötzlich aus dem Schlafe auf. „Ach, du mein Gott,“ dachte er, „jetzt kommt mein Vater. Welch unangenehmer Auftritt!“

In demselben Augenblick stürzte sich eine bäurisch gekleidete Frau in seine Arme, er erkannte sie kaum wieder. Es war Fräulein de la Mole.

„Du Böser, ich habe erst durch deinen Brief erfahren, wo du warst! Was du dein Verbrechen nennst, ist nur eine edle Rache, die mir die ganze Größe des Herzens zeigt, das in dieser Brust schlägt; ich habe es erst in Verrières erfahren . . .“

Trotz seiner Voreingenommenheit gegen Fräulein de la Mole, die er sich übrigens nicht ganz klar eingestand, fand Julian sie doch sehr hübsch. Wie sollte er in dieser Art zu handeln und zu sprechen nicht ein edles, selbstloses Gefühl sehen, das turmhoch über allem stand, was eine kleine gewöhnliche Seele gewagt hätte? Er glaubte immer noch, eine Königin zu lieben, und nach einigen Augenblicken sagte er mit seltener Bornehmheit in Ausdruck und Gedanken:

„Die Zukunft stand klar und deutlich vor meinen Augen. Nach meinem Tode sollten Sie Herrn von Croisenois heiraten, der eine Witwe genommen hätte. Die edle, aber etwas romantische Seele

dieser reizenden Witwe wäre durch ein eigenartiges, tragisches und für sie großes Ereignis abgesehrt und wieder zur gewöhnlichen Klugheit bekehrt worden; sie würde geruht haben, die wirklichen Vorzüge des jungen Marquis anzuerkennen. Sie würde sich dazu verstanden haben, das Glück der meisten, Ansehen, Reichtum, hohe Geburt, wieder zu dem ihren zu machen . . . Aber Ihr Erscheinen in Besançon, liebe Mathilde, wird, wenn es herauskommt, ein tödlicher Schlag für Herrn de la Mole sein, und das ist es, was ich mir niemals verzeihen würde. Ich habe ihm schon so viel Kummer bereitet! Der Akademiker wird sagen, daß er eine Schlange an seinem Busen genährt hat.“

„Ich gestehe, ich war nicht auf so viel kühle Besonnenheit, so viele Sorge um die Zukunft gefaßt“, sagte Fräulein de la Mole halb erzürnt. „Meine Kammerfrau, die fast ebenso vorsichtig ist wie Sie, hat sich einen Paß genommen, und ich bin unter dem Namen von Frau Michelet mit der Post gekommen.“

„Und Frau Michelet hat so leicht bis zu mir kommen können?“

„Ach, du bist doch immer der höhere Mensch, dem meine Gunst galt! Zunächst habe ich einem Sekretär des Richters, der behauptete, ich dürfte auf keinen Fall in dies Turmzimmer, hundert Franken geboten. Aber der Ehrenmann steckte das Geld ein und ließ mich warten, machte Einwendungen; ich dachte, daß er mich bestehlen wollte . . .“ Sie hielt an.

„Nun?“ fragte Julian.

„Sei nicht böse, mein kleiner Julian,“ sagte sie, ihn umarmend, „aber der Sekretär hielt mich für eine junge Nähterin aus Paris, die in den schönen Julian verliebt ist: ich mußte ihm meinen Namen sagen . . . Wirklich, das war seine Bedingung. Ich habe ihm geschworen, daß ich deine Frau sei, und ich werde die Erlaubnis bekommen, dich jeden Tag zu sehen.“

„Die Torheit ist vollendet,“ dachte Julian; „ich habe sie nicht verhindern können. Schließlich ist Herr de la Mole ein so großer Herr, daß die öffentliche Meinung wohl eine Entschuldigung für den jungen Obersten finden wird, der diese reizende Witwe heiratet.“

Mein Tod wird alles zudecken.“ Und er gab sich mit Entzücken ihrer Liebe hin; es war Wahnsinn, Seelengröße, kurz, das Sonderbarste, was es gibt. Sie schlug ihm ernstlich vor, sich mit ihm zu töten.

Nach diesen ersten Freudenausbrüchen und als sie sich an dem Glück gefättigt hatte, Julian zu sehen, bemächtigte sich plötzlich eine lebhaftere Neugierde ihrer Seele. Sie fragte ihren Liebhaber aus, zumal sie ihn in viel gehobenerer Stimmung fand, als sie sich gedacht hatte. Bonifaz de la Mole schien ihr auferstanden, aber noch heldenhafter.

Mathilde suchte die ersten Advokaten des Ortes auf, tränkte sie aber, indem sie ihnen zu ungeschminkt Geld bot; schließlich nahmen sie es aber doch an. Sie kam schnell zu dem Einsehen, daß bei zweifelhaften Fällen von großer Tragweite in Besançon alles von dem Abbé von Frilair abhing.

Unter dem obskuren Namen einer Frau Mischelet hatte sie schier unübersteigliche Schwierigkeiten zu überwinden, um bis zu dem allmächtigen Oberhaupt der Kongregation durchzudringen. Aber das Gerücht von der Schönheit einer jungen Modistin, die in ihrer Liebeshoffenheit von Paris nach Besançon gekommen war, um den jungen Abbé Julian Sorel zu trösten, breitete sich in der Stadt aus. Mathilde ging allein zu Fuß durch die Straßen Besançons, sie hoffte nicht erkannt zu werden. Auf jeden Fall glaubte sie, es sei nicht unnütz für ihre Sache, großen Eindruck auf das Volk zu machen. In ihrem Wahne dachte sie daran, einen Aufstand zu erregen, um Julian auf seinem Gang zum Tode zu retten. Fräulein de la Mole glaubte, daß sie einfach gekleidet sei, wie es einer Frau in ihrem Schmerze ziemte, trotzdem zog sie aller Blicke auf sich. Sie war in Besançon der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit, als sie nach acht Tagen heißen Bemühens eine Audienz bei Herrn von Frilair erhielt.

Wie groß auch ihr Mut war, die Vorstellung von einem einflußreichen Kongregations-Oberhaupt und tiefer, bedachter Nachlosigkeit waren in ihrem Geist so eng verknüpft, daß sie zitterte, als sie an der Tür des Bischofspalastes klingelte. Ihre Füße trugen sie kaum,

als sie die Treppe hinaufsteigen mußte, die zum Zimmer des ersten Großvikars führte. Die Totenstille des bischöflichen Palastes machte sie frösteln. „Ich könnte mich auf einen Sessel setzen und dieser Sessel ergreift meine Arme, ich wäre verschwunden . . . Bei wem könnte meine Kammerfrau nach mir forschen? Der Gendarmerie-Hauptmann wird sich wohl hüten, etwas zu tun. Ich bin in dieser großen Stadt allein!“

Bei ihrem ersten Blick in das Zimmer fühlte Fräulein de la Mole sich beruhigt. Zunächst öffnete ein Lakai in eleganter Livree. Der Salon, in dem man sie warten ließ, trug einen verfeinerten, erlesenen Luxus zur Schau, der so anders ist als gewöhnlicher Prunk, und den man in Paris nur in den besten Häusern findet. Sowie sie Herrn von Frilair erblickte, der mit väterlicher Miene auf sie zukam, verschwand jeder Gedanke an abscheuliche Verurtheit. Sie fand auf diesem schönen Gesicht nicht einmal den Stempel jener energischen und etwas rauhen Tugend, die der Pariser Gesellschaft so antipathisch ist. Das halbe Lächeln, welches die Züge dieses über ganz Besançon herrschenden Priesters belebte, verriet den Mann der guten Gesellschaft, den gebildeten Prälaten, den geschickten Staatsmann. Mathilde glaubte sich in Paris.

Herr von Frilair brauchte nur wenige Minuten, um Mathilde das Geständnis abzulocken, daß sie die Tochter seines mächtigen Gegners, des Marquis de la Mole sei.

„Ich bin allerdings nicht Frau Michelet,“ sagte sie, indem sie ihre stolze Haltung wieder annahm, „und dieses Geständnis kostet mir wenig, denn ich komme, um Ihren Rat einzuholen, Herr Abbé, wie man Herrn de la Bernaye entkommen lassen könnte. Zunächst hat er sich nur einer Torheit schuldig gemacht; der Frau, auf die er geschossen hat, geht es sehr gut. Zweitens kann ich, um die Unterbeamten zu bestechen, sofort fünfzigtausend Franken aufbringen und für die doppelte Summe gut sagen. Endlich würden meine und meiner Familie Dankbarkeit keine Grenzen kennen gegen den Mann, der Herrn von Bernaye zu retten wüßte.“

Herr von Frilair schien erstaunt über diesen Namen. Mathilde zeigte ihm mehrere Briefe vom Kriegsminister, die an Herrn Julian Corel de la Bernaye adressiert waren.

„Sie sehen, mein Herr, daß mein Vater für sein Glück gesorgt hat. Ich habe ihn im geheimen geheiratet; mein Vater wünschte, daß er erst höherer Offizier würde, ehe diese für eine de la Mole etwas sonderbare Heirat öffentlich bekannt würde.“

Mathilde bemerkte, daß der Ausdruck der Güte und der sanften Heiterkeit in dem Maße aus Herrn von Frilairs Zügen verschwand, als er zu wichtigen Entdeckungen gelangte. Eine mit tiefer Falschheit gemischte Feinheit prägte sich in seinem Gesicht aus.

Der Abbé hegte Zweifel, er las die offiziellen Dokumente noch einmal.

„Welchen Nutzen kann ich aus diesen eigentümlichen Anvertrauungen ziehen?“ sagte er sich. „Da bin ich mit einem Male in intimen Beziehungen zu einer Freundin der berühmten Marschallin von Ferbaques, der allmächtigen Nichte des Erzbischofs von ***, der in Frankreich die Bischöfe macht. Was ich noch in der Zukunft verborgen glaubte, bietet sich hier unverfehens. Dies kann mich an das Ziel meiner Wünsche bringen.“

Mathilde erschrak anfangs über die plötzliche Veränderung im Gesichtsausdruck dieses allmächtigen Mannes, mit dem sie sich allein in einem entlegenen Zimmer befand. „Ach was,“ sagte sie sich bald, „wäre es nicht ein schlimmeres Zeichen gewesen, wenn ich gar keinen Eindruck auf den kalten Egoismus eines von Macht und Genuß gesättigten Priesters gemacht hätte?“

Von diesem schnellen und unverhofften Ausblick geblendet, der sich seinen nach einem Bischofsstühle spähenden Augen eröffnete, und ebenso erstaunt über Mathildes Geist, vergaß Herr von Frilair einen Augenblick die gewohnte Vorsicht. Fräulein de la Mole sah ihn fast zu ihren Füßen, vor Ehrgeiz und nervöser Erregung zitternd.

„Alles klärt sich,“ dachte sie; „nichts wird der Freundin der Frau von Ferbaques hier unmöglich sein.“ Trotz der schmerzlichen Eifersucht, die sie empfand, sagte sie sich ein Herz und erklärte, daß Julian ein intimer Freund der Marschallin gewesen sei und Seine Hochwürden, den Bischof von ***, fast täglich bei ihr getroffen hätte.

„Wenn man sechsunddreißig Geschworene aus den angesehensten Einwohnern dieses Departements vier- oder fünfmal nacheinander auslöst,“ sagte der Großvater mit dem gierigen Blick des Ehrgeizes und großem Nachdruck in den Worten, „so würde ich mich für wenig glücklich halten, wenn nicht auf jeder Liste acht bis zehn der klügsten Leute von der ganzen Gesellschaft meine Freunde wären. Fast immer würde ich die Majorität haben, und mehr als das, wenn er verurteilt werden sollte; sehen Sie, gnädiges Fräulein, mit welcher großen Leichtigkeit kann ich da freisprechen lassen . . .“

Der Abbé hielt plötzlich inne, wie wenn er über den Klang seiner eigenen Worte erstaunt wäre; er gestand Dinge zu, über die man niemals mit Laien spricht.

Aber auch Mathilde geriet in Bestürzung, als er ihr den Hauptgrund erzählte, warum die Gesellschaft von Besançon Julians sonderbares Abenteuer mit solcher Neugier und Teilnahme verfolgte; es war die große Leidenschaft, die er Frau von Renal einst eingeflößt und sogar lange geteilt hatte. Herr von Trilair merkte bald, welch tief Verwirrung seine Erzählung hervorrief.

„Ich räche mich“, dachte er. „Endlich bietet sich hier ein Mittel, dieses entschlossene Fräulein zu lenken; ich zitterte, es möchte mir mißlingen.“

Ihr distinguiertes Wesen und ihre Eigenwilligkeit vermehrten in seinen Augen den Reiz der seltenen Schönheit, die er bittflehend vor sich sah. Er gewann seine ganze Kaltblütigkeit wieder und zögerte nicht, den Dolch in ihrem Herzen umzudrehen. „Ich würde überhaupt nicht erstaunt sein,“ sagte er leichten Tones, „wenn wir hörten, daß Herr Sorel aus Eifersucht auf die früher so geliebte

Frau geschossen hätte. Sie ist nicht ohne Reiz, und seit kurzem sah sie öfters einen gewissen Abbé Marquinet aus Dijon, eine Art von Jansenisten ohne Sitten, wie sie alle sind."

Herr von Frilair folterte das Herz des hübschen Mädchens, dessen schwache Seite er entdeckt hatte, mit Wollust und Gemächlichkeit.

"Wozu", fragte er, indem er seine heißen Blicke auf Mathilde haften ließ, „hätte Herr Sorel sich sonst gerade die Kirche ausgewählt, wenn sein Rival nicht gerade in jenem Augenblick dort die Messe las? Jedermann ist von dem Geiste und noch mehr von der Klugheit des Glücklichen überzeugt, den Sie protegieren. Was wäre einfacher gewesen, als sich in den Gärten des Herrn von Rénal zu verstecken, die er so gut kannte? Dort konnte er fast gewiß sein, weder gesehen noch gefaßt zu werden, noch selbst in Verdacht zu kommen, wenn er die Frau, auf die er eifersüchtig war, getötet hätte." Diese anscheinend so richtige Schlussfolgerung brachte Mathilde vollends außer sich. Ihre Seele war stolz, aber mit jener trockenen Klugheit genährt, von der die große Welt meint, sie wüßte das menschliche Herz treu zu schildern; sie war nicht für das Glück empfänglich, sich über alle Klugheit lustig zu machen, ein Glück, das für eine feurige Seele so lebendig sein kann. In den höchsten Kreisen der Pariser Gesellschaft, wo Mathilde gelebt hatte, kann die Leidenschaft nur selten der Klugheit entraten, und nur aus dem fünften Stock stürzt man sich aus dem Fenster.

Schließlich war der Abbé von Frilair seiner Herrschaft sicher. Er gab Mathilde zu verstehen (ohne Zweifel log er), daß er nach seinem Gutdünken über den Staatsanwalt verfügen könnte, der als Kläger gegen Julian aufzutreten hatte.

Wenn also die sechsunddreißig Geschworenen ausgelost wären, so würde er sich persönlich und direkt an wenigstens dreißig Geschworene wenden. — Wäre Mathilde Herrn von Frilair nicht so schön erschienen, so hätte er sich erst nach der fünften oder sechsten Audienz so klar ausgedrückt.

Neunundsechzigstes Kapitel

Die Intrige

Castres 1676. — In meinem Nachbarhause hat ein Bruder seine Schwester ermordet, dieser Edelmann war schon eines Mordes schuldig. Sein Vater, welcher den Richtern heimlich fünfshundert Taler zusteden ließ, hat ihm sein Leben gerettet.

Lode, „Reise in Frankreich“

Als Mathilde den Bischofspalast verließ, zögerte sie nicht, einen Kurier an Frau von Terbaques zu schicken; die Furcht, sich zu kompromittieren, hielt sie keinen Augenblick zurück. Sie beschwor ihre Rivalin, ihr einen eigenhändigen Brief Sr. Hochwürden, des Bischofs von ***, an Herrn von Trilair zu verschaffen. Sie flehte sie sogar an, selbst nach Besançon zu eilen. Dies war ein heroischer Zug von einer so eifersüchtigen und stolzen Seele.

Nach Fouqués Rat gebrauchte sie die Vorsicht, Julian nichts von ihren Schritten zu sagen. Ihre Gegenwart störte ihn ohnedies genug. Er war beim Nahen des Todes ein besserer Mensch, als er sein Leben lang gewesen war, und empfand nicht nur Gewissensbisse gegen Herrn de la Mole, sondern auch gegen Mathilde.

„Wie,“ sagte er sich, „bisweilen zerstreut sie mich, bisweilen langweile ich mich auch mit ihr. Sie macht sich meiner wegen unglücklich, und so danke ich es ihr! Bin ich denn ein schlechter Mensch?“ Diese Frage hätte ihn wenig beschäftigt, als er ehrgeizig war, damals war die einzige Schande in seinen Augen die, keinen Erfolg zu haben.

Sein moralisches Unbehagen bei Mathildes Anwesenheit war um so entschiedener, als er ihr gerade jetzt die höchste und wahnsinnigste Leidenschaft einflößte. Sie sprach von nichts als von den seltsamen Opfern, die sie zu seiner Rettung bringen wollte. Im Überschwang eines Gefühls, auf das sie stolz war und das über ihren ganzen Stolz siegte, wollte sie keinen Augenblick ihres Lebens vergehen lassen, ohne ihn mit irgendeinem außerordentlichen Schritte auszufüllen. Die sonderbarsten und für sie gefährlichsten Pläne füllten ihre

langen Unterhaltungen mit Julian aus. Die Gefängniswärter waren mit hohen Summen bestochen und ließen sie im Gefängnis schalten. Mathilde blieb nicht bei der Idee der Aufopferung ihres Rufes stehen; was lag ihr daran, daß die ganze Gesellschaft ihre Lage kannte? Sich vor dem Wagen des Königs, wenn er im Galopp vorbeifuhr, auf die Knie zu werfen und um Gnade für Julian zu bitten, die Aufmerksamkeit des Herrschers auf sich zu ziehen, auf die Gefahr hin, zermalmt zu werden, war eines der geringsten Hirngespinnste, die diese überspannte und mutige Seele sich machte. Durch ihre im Dienste des Königs stehenden Freunde war sie sicher, in den abgesperrten Teil des Parkes von St. Cloud Einlaß zu finden.

Julian war solcher Opferlust wenig würdig; er war des Heroismus offen gesagt müde. Für eine einfache, naive, fast schüchterne Zärtlichkeit wäre er empfänglich gewesen, während Mathildes hochmütige Seele im Gegenteil stets der Idee des Publikums und der „anderen“ bedurfte. Bei all ihrer Angst und Sorge um das Leben ihres Geliebten, den sie nicht überleben wollte, hatte sie das geheime Bedürfnis, das Publikum durch das Übermaß ihrer Liebe und die Erhabenheit ihrer Taten in Verwunderung zu setzen. Julian ärgerte sich, daß er sich durch diesen Heroismus so gar nicht gerührt fühlte. Was würde er erst gesagt haben, wenn er von all den Torheiten erfahren hätte, mit denen Mathilde Fouqués treuen, aber ungeheuer vernünftigen und beschränkten Geist bestürmte? Dieser hatte nichts an Mathildes Hingebung zu tadeln, er würde ja auch sein ganzes Vermögen geopfert und sein ganzes Leben den größten Gefahren preisgegeben haben, um Julian zu retten. Er war nur verblüfft über die Menge Geld, die Mathilde austreute. An den ersten Tagen imponierten diese Summen dem Holzhändler, der für das Geld die ganze Verehrung eines Provinzials empfand.

Endlich gewahrte er, daß Mathildes Pläne sehr oft wechselten, und fand zu seiner großen Erleichterung ein Wort des Tadelns für diesen ihn so ermüdenden Charakter; sie war veränderlich. Von diesem Beiwort zu dem „Schlechter Kopf!“, dem größten Fluche der Provinz, war nur ein Schritt.

„Es ist sonderbar,“ sagte sich Julian eines Tages, als Mathilde sein Gefängniß verließ, „daß eine so lebhafteste Leidenschaft, deren Gegenstand ich bin, mich so fühllos läßt! Und vor zwei Monaten betete ich sie doch an. Ich habe wohl gelesen, daß das Nahen des Todes alle selbstfüchtigen Interessen abschwächt, aber es ist schrecklich, sich undankbar zu fühlen und sich nicht ändern zu können. Bin ich denn ein Egoist?“ Er machte sich hierüber die demütigendsten Vorwürfe.

Der Ehrgeiz war in seinem Herzen tot, eine andere Leidenschaft war aus der Asche erstanden; er nannte sie die Reue, Frau von Rénal ermordet zu haben. In Wahrheit war er heftig verliebt in sie. Wenn er allein gelassen wurde und keine Störung fürchtete, fand er ein eigenes Vergnügen darin, sich ganz den Erinnerungen an die glücklichen Tage hinzugeben, die er früher in Verrières oder Bergy verlebt hatte. Die geringsten Umstände dieser zu rasch verflogenen Zeit hatten eine Frische und einen unwiderstehlichen Reiz für ihn. Niemals dachte er an seine Pariser Erfolge; er war ihrer überdrüssig.

Diese Stimmung, die von Tag zu Tag wuchs, erriet Mathilde in ihrer Eiferjucht zum Teil. Sie bemerkte ganz deutlich, daß sie mit seinem Gange zur Einsamkeit zu kämpfen hatte. Zuweilen sprach sie mit Schrecken den Namen der Frau von Rénal aus. Sie sah Julian zittern. Ihre Leidenschaft hatte von jetzt an kein Maß und keine Grenzen mehr.

„Wenn er stirbt, sterbe ich nach ihm“, jagte sie sich im besten Glauben. „Was würden die Pariser Salons wohl sagen, wenn sie sähen, wie ein Mädchen von meinem Range einen zum Tode verurteilten Geliebten so anbetet? Um solche Gefühle zu finden, muß man bis zu den alten Heldenzeiten zurückgehen. Diese Art Liebe ließ die Herzen im Zeitalter Karls IX. und Heinrichs III. schlagen.“

Mitten in den Ausbrüchen der Leidenschaft, wenn sie Juliens Haupt an ihr Herz drückte, sagte sie sich mit Entsetzen: „Dieser schöne Kopf ist bestimmt, zu fallen! Nun wohl,“ fuhr sie mit einem sie

befeligenden Heldenmut fort, „meine Lippen, die ich jetzt auf dieses schöne Haar drücke, werden weniger als vierundzwanzig Stunden später erstarrt sein.“

Die Erinnerungen an diese Augenblicke des Heldenmutes und der graufigen Wollust hielten sie in unbezwinglichen Banden. Der Gedanke des Selbstmordes, der an sich schon so bestrickend ist, gewann immer mehr Macht über diese stolze Seele, der er bisher so fern gelegen hatte, und beherrschte sie bald gänzlich. „Nein, das Blut meiner Vorfahren ist nicht abgestanden, bis es zu mir kam,“ sagte sich Mathilde stolz.

„Ich habe eine Bitte an dich,“ sagte ihr Liebhaber eines Tages zu ihr, „gib dein Kind nach Verrières in Pflege, Frau von Renal wird über die Amme wachen.“

„Was du mir da sagst, ist recht hart . . .“, entgegnete Mathilde erbleichend.

„Es ist wahr, ich bitte dich tausendmal um Verzeihung“, rief Julian, aus seiner Träumerei erwachend und sie in seine Arme schließend. Als er ihre Tränen getrocknet hatte, kam er auf seine Idee zurück, aber mit mehr Geschicklichkeit. Er hatte der Unterhaltung eine Wendung zu schwerköpfiger Philosophie gegeben. Er sprach von der Zukunft, die für ihn so bald ein Ende haben würde. „Man muß zugeben, liebe Freundin, daß Leidenschaft ein Unglück im Leben ist; aber dieses Unglück findet man nur bei höher veranlagten Seelen . . . Der Tod meines Sohnes wäre im Grunde genommen ein Glück für den Stolz deiner Familie, und das werden die Untergebenen erraten. Vernachlässigung wird das Los dieses Kindes des Unglücks und der Schande sein . . . Ich hoffe, du wirst zu einer Zeit, die ich nicht näher bezeichnen will, der ich aber doch mutig entgegenstehe, meinem letzten Willen gehorchen und den Marquis von Croisenois heiraten.“

„Was, entehrt, wie ich bin?“

„Auf einem Namen wie dem deinigen kann keine Unehre haften. Du wirst eine Witwe sein, und zwar die Witwe eines Narren, das

ist alles. Ich gehe noch weiter: mein Verbrechen, das seinen Beweggrund nicht im Gelde hat, wird gar nicht entehrend sein. Vielleicht wird später irgendein philosophischer Gesetzgeber über die Vorurteile seiner Zeitgenossen siegen und die Todesstrafe abschaffen. Dann wird mich irgendeine gute Seele als Beispiel aufführen. „Seht,“ wird sie sagen, „Fräulein de la Moles erster Mann war ein Narr, aber kein Bösewicht, kein schlechter Mensch. Es war unsinnig, seinen Kopf fallen zu lassen . . . Dann wird mein Andenken nicht ehrlos sein; wenigstens nach einer gewissen Zeit . . . Deine Stellung in der Welt, dein Vermögen und — erlaube mir, es zu sagen — dein Geist werden Herrn von Croisenois, wenn er dein Gatte geworden ist, zu einer Rolle verhelfen, die er allein nicht spielen könnte. Er hat nichts als seine vornehme Geburt und Tapferkeit, und diese Eigenschaften allein, die 1729 einen vollkommenen Mann gemacht hätten, sind ein Jahrhundert später nur ein Anachronismus und machen nur anspruchsvoll. Man bedarf heute noch anderer Dinge, um sich an die Spitze der französischen Jugend zu stellen.

„Du bringst einen festen und unternehmenden Charakter mit in die politische Rolle, zu der du deinen Gatten drängen wirst. Du könntest den Chevreuse und Longueville aus der Zeit der Fronde nachfolgen . . . Aber dann, liebe Freundin, wird das himmlische Feuer, das dich in diesem Augenblick durchglüht, etwas erkaltet sein. Erlaube mir, dir zu sagen,“ fuhr er nach vielen vorbereitenden Worten fort, „daß du in fünfzehn Jahren die Liebe, die du für mich gefühlt hast, als eine, wenn auch entschuld bare, Torheit betrachten wirst . . .“

Er hielt plötzlich inne und fiel in seine Träumerei zurück. Er stand wieder vor diesem, Mathilde so empörenden Gedanken: „In fünfzehn Jahren wird Frau von Renal meinen Sohn anbeten, und du wirst ihn vergessen haben.“

Siebzigstes Kapitel

Die Ruhe

„Weil ich früher töricht war, bin ich heute klug. O Philosoph, der nur den Augenblick sieht, wie kurz sind deine Wisse! Dein Auge ist nicht dazu gemacht, der unterirdischen Arbeit der Leidenschaften zu folgen. Frau Goethe

Diese Unterhaltung wurde durch ein Verhör unterbrochen, an das sich eine Konferenz mit dem Verteidiger angeschlossen. Dies waren die einzig wirklich unangenehmen Augenblicke in einem Leben voller Sorglosigkeit und holder Träume.

„Es war Mord, Mord mit Vorbedacht“, sagte Julian zu dem Richter wie zu dem Anwalt. „Es tut mir leid, meine Herren,“ fuhr er lächelnd fort, „aber Ihre Arbeit wird dadurch sehr verringert.“

„Im ganzen genommen“, sagte Julian sich, als er sich von diesen beiden Wesen befreit sah, „muß ich tapfer sein, und augenscheinlich tapferer als diese beiden Leute. Sie halten dieses Duell mit unglücklichem Ausgang, mit dem ich mich nur an dem betreffenden Tage ernsthaft beschäftigen werde, für das größte aller Übel und den Schrecken aller Schrecken. Das kommt, weil ich ein größeres Leid gekannt habe“, fuhr Julian mit sich selbst philosophierend fort. „Ich habe ganz anders gelitten, als ich zum erstenmal nach Straßburg reiste und mich von Mathilde verlassen glaubte . . . Und wenn ich mir sagen kann, daß ich diese vollkommene Intimität mit solcher Leidenschaft ersehnt habe, und heute läßt sie mich so kalt . . . In der Tat, ich bin glücklicher allein, als wenn dieses schöne Mädchen meine Einsamkeit teilt . . .“

Der Anwalt, ein Mann der Form und Regel, hielt ihn für verrückt und dachte mit dem Publikum, daß Eifersucht ihm die Pistole in die Hand gedrückt hätte. Eines Tages wagte er Julian anzudeuten, daß dieser Grund, ob falsch oder wahr, ein ausgezeichnetes Mittel zur Verteidigung sei. Aber der Angeklagte geriet sofort in die höchste Leidenschaft.

„Bei Ihrem Leben, Herr,“ rief er ganz außer sich, „unterstehen Sie sich nicht, diese abscheuliche Lüge vorzubringen.“ Der vorsichtige Anwalt fürchtete einen Augenblick, ermordet zu werden.

Er bereitete seine Verteidigungsrede vor, weil der entscheidende Moment nahte. Besançon und das ganze Département sprach nur von dieser Cause célèbre. Julian wußte nichts von diesen Einzelheiten, er hatte darum gebeten, daß man ihn mit dergleichen verschonte.

Als Fouqué und Mathilde ihm einige öffentliche Gerüchte mitteilen wollten, die ihrer Meinung nach zu Hoffnungen berechtigten, schnitt er ihnen das Wort ab.

„Laßt mir mein ideales Leben,“ sagte er. „Eure kleinen Sündel, eure Einzelheiten des wirklichen Lebens sind mehr oder weniger abstoßend für mich; sie würden mich aus meinen Himmeln fallen lassen. Man stirbt, wie man kann; ich will an den Tod nur auf meine Weise denken. Was gehen mich die anderen an? Meine Verbindung mit diesen anderen wird plötzlich unterbrochen werden. Ich bitte euch, redet mir nicht mehr von den Leuten: es ist schon gerade genug, wenn ich den Richter und den Advokaten sehe.“

„Eigentlich“, so meinte er bei sich selbst, „scheint es meine Bestimmung zu sein, träumend zu sterben. Ein obskures Wesen wie ich, das die Gewißheit hat, binnen vierzehn Tagen vergessen zu sein, wäre ein Narr, das muß jeder zugeben, auch noch Komödie zu spielen . . .“

„Aber es ist seltsam, daß ich die Kunst, das Leben zu genießen, erst jetzt lerne, wo sein Ende so nahe bevorsteht.“

Er verbrachte seine letzten Tage damit, auf der schmalen Plattform des Turmes spazierenzugehen und ausgezeichnete Zigarren zu rauchen, die Mathilde durch einen Kurier aus Holland hatte kommen lassen, ohne zu ahnen, daß sein Erscheinen tagtäglich von sämtlichen Teleskopen der Stadt erwartet wurde. Seine Gedanken weilten in Berg. Niemals sprach er mit Fouqué über Frau von Rénal. Aber zwei- oder dreimal sagte ihm sein Freund, daß sie sich rasch erholte, und dies Wort fand Widerhall in seinem Herzen.

Während so Julians Seele ganz im Lande der Einbildung weilte, hatte Mathilde, die mit den wirklichen Tatsachen beschäftigt war, wie es einem aristokratischen Herzen zukommt, die Vertraulichkeit des Briefwechsels zwischen Frau von Ferbaques und Herrn von Trilair so weit gefördert, daß bereits das große Wort Bistum gefallen war.

Der ehrwürdige Prälat, der die Pfünden unter sich hatte, hatte in einem Briefe seiner Richte den Zusatz gemacht: „Der arme Sorel ist nur ein Unbesonnener, ich hoffe, daß man ihn uns wiedergibt.“

Beim Anblick dieser Zeilen war Herr von Trilair schier außer sich. Er zweifelte nicht mehr daran, Julian zu retten.

„Ohne das Jakobinergesetz, das die Aufstellung einer endlosen Geschworenenliste vorschreibt, und das keinen anderen wirklichen Zweck hat, als den anständigen Leuten jeden Einfluß zu entziehen,“ sagte er am Vorabend des Tages, an dem die sechsunddreißig Geschworenen ausgelost werden sollten, zu Mathilde, „hätte ich für den Ausfall des Urtheils gebürgt. Ich habe den Pfarrer M . . . auch freisprechen lassen . . .“

Zu seiner Freude fand Herr von Trilair am nächsten Tage unter den Gewählten fünf Kongregationisten aus Besançon, und unter den Auswärtigen die Namen der Herren von Valenod, Moirod und Cholin. „Für diese acht Geschworenen stehe ich ein,“ sagte er zu Mathilde.

„Die fünf ersten sind Maschinen, Valenod ist mein Agent, Moirod verdankt mir alles, und Cholin ist ein Dummkopf, der vor allem Angst hat.“

Die Zeitung verbreitete die Namen der Geschworenen im Departement, und Frau von Rénal wollte zum unbeschreiblichen Entsetzen ihres Gatten nach Besançon reisen. Alles, was Herr von Rénal durchsetzen konnte, war, daß sie ihr Bett nicht verließ, um nicht die Unannehmlichkeit zu haben, als Zeugin geladen zu werden. „Sie verstehen meine Lage nicht,“ sagte der ehemalige Bürgermeister von Verrières, „ich bin jetzt zu den Liberalen abgefallen, wie die

Leute sagen; es ist klar, daß der Schurke, der Valenod, und Herr von Frilair beim Staatsanwalt alles durchsetzen werden, was mir unangenehm sein kann.“

Frau von Rénal gab den Befehlen ihres Mannes ohne Widerstreben nach. „Wenn ich im Gerichtssaal erschiene,“ sagte sie sich, „so sähe es aus, als ob ich mich rächen wollte.“

Raum war sie in Besançon angekommen, so schrieb sie, allen Versprechen zum Troste, die sie ihrem Beichtvater und ihrem Manne gegeben hatte, eigenhändig an jeden der sechsunddreißig Geschworenen:

„Ich werde am Gerichtstage nicht erscheinen, weil meine Anwesenheit auf Herrn Sorels Sache ein schlechtes Licht werfen könnte. Ich wünsche auf der Welt nur eines leidenschaftlich, daß er gerettet wird. Zweifel Sie nicht, daß der schreckliche Gedanke, daß um meinetwillen ein Unschuldiger zum Tode verurteilt ist, mein Leben vergiften und ohne Zweifel verkürzen würde. Wie könnten Sie ihn zum Tode verurteilen, während ich lebe?! Nein, ohne Zweifel hat die Menschheit nicht das Recht, jemandem das Leben zu nehmen, noch dazu einem Wesen wie Sorel. Jedermann in Verrières weiß, daß er Augenblicke der Geistesverirrung gehabt hat. Der arme junge Mann hat mächtige Feinde; aber selbst unter seinen Feinden (und wie viele hat er nicht!) zweifelt wohl keiner seine bewundernswerten Talente, sein tiefes Wissen an. Es ist kein gewöhnlicher Fall, den Sie da richten werden. Achtzehn Monate lang haben wir ihn alle als fromm, klug, fleißig gesehen; aber zwei oder dreimal im Jahre wurde er von tiefer Melancholie befallen, die bis zum Wahnsinn ging. Die ganze Stadt Verrières, alle unsere Nachbarn in Vergy, wo wir den Sommer zubringen, selbst der Herr Unterpräfekt werden seiner exemplarischen Frömmigkeit Gerechtigkeit angedeihen lassen; er kann die ganze Bibel auswendig. Würde sich ein Gottloser jahrelang befleißigt haben, das heilige Buch auswendig zu lernen? Meine Söhne werden die Ehre haben, Ihnen diesen Brief zu überbringen; es sind Kinder. Haben Sie die Gewogenheit, mein Herr, sie zu befragen, sie werden Ihnen über den armen jungen Mann

alle Einzelheiten mittheilen, die noch nötig wären, um Sie davon zu überzeugen, welche Barbarei es wäre, ihn zu verurtheilen. Weit entfernt, mich zu rächen, würden Sie mich töten.

„Was können seine Feinde diesem Umstand entgegenstellen? Die Wunde, das Ergebnis eines seiner Wahnsinnsausbrüche, die meine Kinder selbst bei ihrem Hauslehrer bemerkten, ist so ungefährlich, daß sie mir gestattete, nach weniger als zwei Monaten mit der Post von Verrières nach Besançon zu reisen. Wenn ich höre, mein Herr, daß Sie im geringsten zögern, ein so schuldloses Wesen vor der Barbarei der Gesetze zu schützen, so stehe ich aus meinem Bette auf, in dem mich nur der Befehl meines Mannes zurückhält, und werfe mich Ihnen zu Füßen.

„Erklären Sie, mein Herr, daß Vorbedacht nicht vorliegt, und daß Blut eines Unschuldigen kommt nicht über Sie . . .“ usw.

Einundsiebzigstes Kapitel

Die Gerichtssitzung

Das ganze Land wird noch lange an diesen berühmten Prozeß denken. Das Interesse für den Angeklagten ging bis zur Erregung, denn sein Verbrechen war erstaunlich, aber nicht schrecklich. Und selbst wenn es so gewesen wäre. Der junge Mann war so schön! Sein so schnell beendeter Glückslauf steigerte das Mitleid. Werden sie ihn verurtheilen? fragten die Frauen die Männer ihrer Bekanntschaft, und man sah sie erblässend auf die Antwort warten.

Sainte-Beuve

Endlich brach der Tag an, den Frau von Rénal und Mathilde so gefürchtet hatten. Die erstickliche Aufregung der Stadt verdoppelte ihren Schrecken und ließ selbst Fouqués festes Herz nicht unbewegt. Die ganze Provinz war nach Besançon geeilt, um dem Urteil über dieses romantische Verbrechen beizuwohnen. In den Gasthöfen war seit mehreren Tagen kein Platz mehr zu bekommen. Der Präsident der Geschworenen wurde mit Bitten um Zutrittskarten bestürmt, alle Damen der Stadt wollten der Sitzung beiwohnen; in den Straßen wurde Julians Bild verkauft usw.

Mathilde behielt für diesen letzten Augenblick einen von Seiner Hochwürden dem Bischof von *** eigenhändig geschriebenen Brief in Reserve. Dieser Prälat, der die französische Kirche regierte und Bischöfe machte, bat um Julians Begnadigung. Am Tage vor der Gerichtssitzung brachte Mathilde den Brief zu dem allmächtigen Großvikar.

Am Ende der Unterredung, als sie in Tränen ausbrechend fortging, sagte Herr von Trilair, endlich aus seiner diplomatischen Reserve heraustretend und selbst beinahe gerührt: „Ich stehe für den Spruch der Richter ein. Unter den zwölf Personen, die zu prüfen haben, ob das Verbrechen Ihres Schüplings erwiesen und vor allem ob es vorbedacht ist, zähle ich sechs treue Freunde, die mein Glück wollen, und ich habe ihnen zu verstehen gegeben, daß es nur von ihnen abhinge, mich zum Bischof zu machen. Der Baron Valenod, den ich zum Bürgermeister von Verrières gemacht habe, verfügt gänzlich über zwei seiner Untergebenen, die Herren von Moirod und von Cholin. Allerdings hat uns das Schicksal zwei sehr schlecht geminte Richter in dieser Sache gegeben; aber obgleich ultra liberal, sind sie doch in großen Dingen meinen Befehlen treu, und ich habe sie bitten lassen, wie Herr Valenod zu stimmen. Ich habe gehört, daß ein sechster Richter, ein Industrieller von riesigem Vermögen und ein liberaler Schwärmer, heimlich nach einer Lieferung an das Kriegsministerium strebt, und ohne Zweifel wird er mir nicht mißfallen wollen. Ich habe ihm sagen lassen, daß Herr Valenod mein letztes Wort hat.“

„Und wer ist dieser Herr Valenod?“ fragte Mathilde unruhig.

„Wenn Sie ihn kannten, würden Sie am Erfolge nicht zweifeln. Er ist ein kecker, unverschämter, grober Redner und dazu gemacht, Dummköpfe zu leiten. Das Jahr 1814 hat ihn dem Unglück entrissen, und ich werde ihn zum Präfecten machen. Er ist imstande, die anderen Richter zu verhauen, wenn sie nicht nach seinem Willen stimmen.“ Mathilde war etwas beruhigt.

Eine andere Unterredung hatte ihrer am Abend. Um einen unangenehmen Auftritt, dessen Ausgang in seinen Augen sicher

war, nicht in die Bänge zu ziehen, war Julian entschlossen, nicht das Wort zu ergreifen.

„Mein Advokat wird reden“, sagte er zu Mathilde. „Ich werde schon zu lange den Blicken meiner Feinde ausgesetzt sein. Diese Provinzialen sind so erbost über das rasche Glück, das ich durch dich gemacht habe, und es ist nicht einer darunter, der nicht meine Verurteilung wünschte, um nachher wie ein Narr zu weinen, wenn man mich zum Tode führt.“

„Sie wünschen dich gedemütigt zu sehen, das ist nur zu wahr,“ antwortete Mathilde, „aber ich glaube keineswegs, daß sie grausam sind. Meine Anwesenheit in Besançon und der Anblick meines Schmerzes hat alle Frauen mit Teilnahme erfüllt; dein schönes Gesicht tut das übrige. Wenn du ein Wort vor den Richtern sagst, wird das ganze Publikum auf deiner Seite sein.“

Als Julian am anderen Morgen um neun Uhr sein Gefängnis verließ, um in den großen Saal des Justizpalastes zu gehen, konnten die Gendarmen die ungeheure, im Hof angestaute Menschenmenge nur mit größter Mühe zurückhalten. Julian hatte gut geschlafen, er war sehr ruhig und hatte für die Menge der Weiber, die, ohne grausam zu sein, sein Todesurteil doch beifällig aufnehmen würden, kein anderes Gefühl als philosophisches Mitleid. Er war sehr überrascht, als er bei dem mehr als viertelstündigen, durch die Menge verursachten Aufenthalt erkennen mußte, daß seine Gegenwart dem Publikum ein zartes Mitgefühl einflößte. Er hörte nicht eine einzige unangenehme Äußerung. „Diese Provinzialen sind weniger böshaft als ich glaubte,“ sagte er sich. Als er in den Gerichtssaal trat, fiel ihm die Eleganz der Architektur auf. Es war rein gotischer Stil, eine Menge hübscher kleiner Säulen, mit größter Sorgfalt in Stein gehauen. Er glaubte sich in England.

Aber bald richtete sich seine ganze Aufmerksamkeit auf zwölf oder fünfzehn Damen, welche die drei Balkons über den Richtern und Geschworenen der Anklagebank gegenüber innehatten. Als er sich nach dem Publikum umdrehte, sah er, daß die kreisförmige Tribüne über den Geschworenen sitzen von Frauen angefüllt war; die meisten

waren jung und kamen ihm sehr hübsch vor; ihre Augen glänzten voller Teilnahme. Im übrigen Saal war eine ungeheure Menge; man prügelte sich an den Türen, und die Wachen konnten das Schweigen nicht aufrechterhalten.

Aller Augen ruhten auf Julian; als man ihn den etwas erhöhten Platz für den Angeklagten einnehmen sah, wurde er mit einem Gemurmeln des Staunens und des zarten Interesses begrüßt.

Man hätte an diesem Tage glauben können, daß er keine zwanzig Jahre alt war; er war sehr einfach, aber mit vollendeter Grazie gekleidet, Stirn und Haare waren reizend; Mathilde hatte selbst seine Toilette überwacht. Julian war außerordentlich blaß; kaum hatte er sich auf die Anklagebank gesetzt, als er von allen Seiten die Worte hörte: „Gott, wie jung er ist! . . . Er ist ja das reine Kind . . . Er sieht viel besser aus als sein Bild.“

„Angeklagter,“ sagte ihm der Gendarm, der ihm zur Rechten saß, „sehen Sie dort die sechs Damen auf dem Balkon?“ Er wies auf eine kleine, über die Geschworenenstühle vorspringende Tribüne. „Es ist die Frau des Präfekten,“ fuhr der Gendarm fort, „neben ihr die Marquise von R***, die ist Ihnen sehr wohlgefunnt, ich habe sie mit dem Untersuchungsrichter sprechen hören. Daneben Frau Derville.“

„Frau Derville!“ rief Julian aus, und eine lebhaftere Röte überflog seine Stirn. „Wenn sie den Saal verläßt,“ dachte er, „so wird sie an Frau von Rénal schreiben.“ Er wußte nicht, daß Frau von Rénal nach Besançon gekommen war.

Die Zeugen wurden schnell vernommen.

Bei den ersten Worten der Anklage, die der Staatsanwalt sprach, brachen zwei Damen auf dem kleinen Balkon gegenüber von Julian in Tränen aus. „Frau Derville wird nicht so gerührt sein“, dachte Julian. Dennoch bemerkte er, daß sie sehr rot war.

Der Staatsanwalt redete pathetisch in schlechtem Französisch über die Barbarei des begangenen Verbrechens. Julian bemerkte, daß die Nachbarinnen von Frau Derville ihr lebhaftes Mißfallen zu bezeugen schienen. Mehrere Geschworene, die mit diesen Damen

augenscheinlich bekannt waren, sprachen mit ihnen und schienen sie zu beruhigen. „Das scheint mir eine gute Vorbedeutung“, dachte Julian. Bis dahin hatte er nichts als ungemischte Verachtung für alle empfunden. Die platte Beredsamkeit des Staatsanwalts vermehrte dies Gefühl des Abscheus noch. Aber nach und nach verschwand Julians Unempfindlichkeit vor den Zeichen der Teilnahme, deren Gegenstand er augenscheinlich war.

Er war mit der festen Miene seines Verteidigers zufrieden. „Nur keine Phrasen!“ rief er ihm leise zu, als er das Wort ergreifen wollte. „Die hochtrabenden Phrasen gegen Sie, die er von Bossuet gestohlen hat“, entgegnete der Anwalt, „haben Ihnen gute Dienste geleistet.“

In der That hatte er kaum fünf Minuten gesprochen, als fast alle Frauen ihre Taschentücher in der Hand hatten. Hierdurch ermutigt, setzte er den Geschworenen stark zu. Julian schauderte, er fühlte sich den Tränen nahe. „Großer Gott, was werden meine Feinde sagen?“

Fast wäre er der ihn ergreifenden Rührung erlegen, als er zu seinem Glück einen unerschämten Blick des Herrn Barons von Valenod auffing.

„Die Augen dieses Schulfuchses flammen,“ sagte er sich; „welcher Triumph für diese niedrige Seele! Wenn mein Verbrechen nur das zur Folge hätte, müßte ich es verfluchen. Gott weiß, was er Frau von Rénal von mir sagen wird!“

Dieser Gedanke verdrängte alle anderen. Bald darauf wurde Julian durch die Beifallsbezeugungen des Publikums wieder zu sich gebracht. Der Anwalt hatte seine Verteidigungsrede beendet. Julian erinnerte sich, daß es Sitte sei, ihm die Hand zu drücken; die Zeit war pfeilschnell vergangen.

Man brachte dem Anwalt und dem Angeklagten Erfrischungen. Jetzt erst fiel es Julian auf, daß keine der Damen ihren Platz verlassen hatte, um zum Essen zu gehen.

„Meiner Treu, ich sterbe vor Hunger,“ sagte der Anwalt; „und Sie?“

„Ich auch“, antwortete Julian.

„Sehen Sie, da bekommt die Frau Präfeldtin auch ihr Essen“, sagte der Anwalt, auf den kleinen Balkon weisend. „Seien Sie guten Mutes, alles geht gut.“ Die Sitzung fing wieder an. Als der Präsident sein Resümee gemacht hatte, schlug es Mitternacht. Er mußte in seiner Rede innehalten; bei der hangen Stille, die im ganzen Saale herrschte, schallten die Glockenschläge unheimlich laut.

„Da bricht der letzte meiner Tage an“, dachte Julian. Bald fühlte er sich von dem Gedanken der Pflicht entflammt. Bis jetzt hatte er seine Rührung bemeistert und seinen Entschluß, nicht zu sprechen, aufrechterhalten; aber als der Gerichtspräsident ihn fragte, ob er noch etwas hinzuzufügen hätte, erhob er sich. Er sah die Augen von Frau Deville vor sich; sie schienen ihm im Lichte zu funkeln. „Sollte sie etwa weinen?“ dachte er und begann:

„Meine Herren Geschworenen!“

„Der Abscheu vor der Verachtung, dem ich angesichts des Todes glaubte trogen zu können, läßt mich das Wort ergreifen. Meine Herren, ich habe nicht die Ehre, Ihrem Stande anzugehören, Sie sehen in mir einen Bauer, der sich gegen die Niedrigkeit seines Schicksals aufgelehnt hat.“

„Ich bitte Sie nicht um Gnade“, fuhr Julian mit festerem Tone fort. „Ich mache mir keine Illusionen; der Tod erwartet mich, er ist gerecht. Ich habe mich an dem Leben einer Frau vergrißen, die aller Achtung und Ehrerbietung würdig ist. Frau von Renal war wie eine Mutter gegen mich. Mein Verbrechen ist abscheulich, und es war vorbedacht. Ich habe also den Tod verdient, meine Herren Geschworenen. Aber wenn ich auch weniger schuldig wäre, so sehe ich Männer, die ohne Rücksicht gegen meine Jugend, die vielleicht Mitleid verdient, in mir eine Klasse junger Leute strafen und entmutigen wollen, die niedrig geboren und durch Armut in gewisser Hinsicht unterdrückt sind, aber das Glück haben, eine gute Bildung zu besitzen, und die Kühnheit, sich in Dinge zu mischen, die der Stolz der reichen Leute die Gesellschaft nennt.“

„Das ist mein Verbrechen, meine Herren, und es wird um so strenger bestraft werden, als ich tatsächlich nicht durch meinesgleichen

gerichtet werde. Ich sehe auf den Geschworenenbänken keine wohlhabenden Bauern, sondern lediglich entrüstete Bürger . . .“

In diesem Sinne sprach er etwa zwanzig Minuten lang; er sagte alles, was er auf dem Herzen hatte. Der Staatsanwalt, der um die Gunst der Aristokratie buhlte, hüpfte in einem fort von seinem Sitze auf. Aber trotz der etwas abstrakten Wendung, die Julian seiner Rede gegeben hatte, zerflossen alle Frauen in Tränen. Selbst Frau Derville hatte ihr Taschentuch vor den Augen. Ehe Julian schloß, kam er nochmals auf die Vorsätzlichkeit zurück, auf seine Reue, auf die Achtung und grenzenlose kindliche Verehrung, die er in glücklicheren Zeiten für Frau von Renal empfunden hätte . . . Frau Derville stieß einen Schrei aus und fiel in Ohnmacht.

Es schlug ein Uhr, als die Geschworenen sich zurückzogen. Keine der Damen hatte ihren Platz verlassen; mehrere Männer hatten Tränen in den Augen. Die Unterhaltungen waren zuerst sehr hitzig; nach und nach aber, als die Entscheidung der Richter auf sich warten ließ, begann die allgemeine Ermüdung Ruhe in die Versammlung zu bringen. Dieser Augenblick war feierlich, die Lichter warfen weniger Schein. Julian war sehr ermüdet; er hörte ringsumher die Frage erörtern, ob diese lange Beratung ein gutes oder schlimmes Zeichen sei. Er sah mit Freuden, daß er alle Sympathien für sich hatte; die Richter erschienen noch immer nicht, und doch verließ keine Frau den Saal.

Als es zwei Uhr schlug, entstand eine große Bewegung. Die kleine Thür des Geschworenenzimmers öffnete sich. Der Baron Valenod trat mit gravitatisch theatralischen Schritten ein, und alle Geschworenen hinter ihm. Er hustete, dann erklärte er, der Gerichtshof habe nach bestem Wissen und Gewissen einstimmig entschieden, daß Julian Sorel des Mordes schuldig sei, und zwar des Mordes mit Vorbedacht. Diese Erklärung zog die Todesstrafe nach sich, sie wurde einen Augenblick danach verkündet. Julian sah nach seiner Uhr und dachte an Herrn von Lavalette; es war ein Viertel nach zwei. „Heute ist Freitag“, dachte er. „Das ist ein guter Tag für den Valenod, der mich verurteilt . . . Ich bin zu gut bewacht, als daß Mathilde mich

retten könnte wie Frau von Lavalette . . . Also in drei Tagen zu dieser Stunde werde ich wissen, was ich von dem großen Vielleicht halten kann.“

In diesem Augenblick hörte er einen Schrei und wurde in die Welt der Wirklichkeit zurückversetzt. Die Frauen um ihn her schluchzten; er sah, daß alle Gesichter sich nach einer kleinen Tribüne gewandt hatten, die in der Krönung eines gotischen Pfeilers angebracht war. Er erfuhr später, daß Mathilde sich dort verborgen hatte. Da der Schrei sich nicht wiederholte, blickte alles wieder nach Julian, den die Gendarmen durch die Menge hindurchzubringen suchten.

„Ich muß mich bemühen, diesem Schurken von Valenod keinen Grund zum Lachen zu geben“, dachte Julian. Mit welcher süßtueenden, betrübten Miene hat er die Erklärung ausgesprochen, die die Todesstrafe nach sich zieht, während der arme Gerichtspräsident, trotzdem er seit langen Jahren Richter ist, Tränen in den Augen hatte, als er mich verurteilte. Welche Freude für den Valenod, sich so für unsere alte Nebenbuhlerschaft bei Frau von Renal zu rächen! . . . Ich werde sie also nicht mehr wiedersehen! Das ist vorbei . . . Ein letzter Abschied ist unmöglich zwischen uns, ich fühle es . . . Wie glücklich wäre ich, wenn ich ihr sagen könnte, welchen Abscheu ich vor meinem Verbrechen hege!

„Nur diese Worte: Ich fühle mich gerecht verurteilt.“

Zweiundsiebzigstes Kapitel

Man hatte Julian bei seiner Rückkehr nach dem Gefängnis in einen Raum gebracht, der für die zum Tode Verurteilten bestimmt war. Er, der gewöhnlich die geringsten Kleinigkeiten wahrnahm, hatte gar nicht gemerkt, daß er nicht wieder in seinen Turm hinaufgeführt wurde. Er dachte an das, was er Frau von Renal sagen würde, wenn er vor seinem letzten Augenblick noch das Glück hätte, sie zu sehen. Er glaubte, daß sie ihn unterbrechen würde, und wollte ihr darum gleich mit den ersten Worten seine ganze Reue schildern. „Wie soll ich sie nach einer solchen Tat davon überzeugen,

daß ich einzig sie liebe? Ich habe sie doch aus Ehrgeiz oder aus Liebe zu Mathilde töten wollen.“

Als er sich ins Bett legte, fand er, daß die Laken sehr grob waren. Jetzt erst gingen ihm die Augen auf. „Ach, ich bin im Gefängnis,“ sagte er sich, „als zum Tode Verurteilter. Recht so . . .“

„Graf Altamira hat mir öfter erzählt, Danton hätte am Tage vor seiner Hinrichtung mit seiner groben Stimme gesagt: „Sonderbar, das Zeitwort köpfen läßt sich nicht ganz durchkonjugieren; man kann wohl sagen, ich werde geköpft werden, du wirst geköpft werden, aber man kann nicht sagen: ich bin geköpft worden.“

„Warum nicht,“ fuhr Julian fort, „wenn es ein anderes Leben gibt? . . . Meiner Treu, wenn ich den Christengott finde, bin ich verloren: er ist ein Despot, er kennt als solcher nur Gedanken der Rache; seine Bibel spricht nur von schrecklichen Strafen. Ich habe ihn nie geliebt, ich habe sogar nie glauben wollen, daß man ihn aufrichtig lieben könne. Er ist erbarmungslos“ (dabei fielen ihm mehrere Stellen aus der Bibel ein). „Er wird mich auf schreckliche Weise strafen . . .“

„Aber wenn ich den Gott Fénelons finde! Er wird vielleicht zu mir sagen: Dir wird viel verziehen werden, denn du hast viel geliebt.

„Habe ich wirklich viel geliebt? Ja! Ich habe Frau von Rénal geliebt, aber mein Benehmen ist grauenhaft gewesen, hier wie sonst ist das einfache und anspruchslöse Verdienst um das glänzendere zurückgesetzt worden.

„Aber welche Aussichten hatte ich auch! . . . Husarenoberst für den Fall eines Krieges, Gesandtschaftssekretär im Frieden, dann Gesandter . . . Denn bald würde ich das Geschäft verstanden haben . . . Und wenn ich auch nur ein Dummkopf gewesen wäre: welche Nebenbuhlerschaft hatte der Schwiegersohn des Marquis de la Mole zu fürchten? Alle meine Dummheiten hätte man mir verziehen oder vielmehr sogar als Verdienste angerechnet. Und als Mann von Verdienst in der höchsten Stellung in Wien oder London . . .“

„Nicht ganz so, mein Herr, in drei Tagen werden Sie geköpft.“

Julian lachte aus vollem Halse über diesen Sprung seiner Gedanken. „Wahrhaftig,“ dachte er, „der Mensch hat zwei Seelen in seiner Brust. Wer zum Teufel hätte sonst an diese boshafte Bemerkung gedacht?

„Na meinnetwegen ja, mein Freund, in drei Tagen werde ich geköpft!“ antwortete er sich selbst. „Herr von Cholin wird sich mit dem Abbé Maslon zusammen ein Fenster mieten! Ich möchte nur wissen, welcher von diesen beiden würdigen Herren den anderen um den Mietpreis betrügen wird!“

Pföpflich fiel ihm die folgende Stelle aus dem „Wenzeslaus“ von Rotrou ein:

Ladislás: . . . Bereit ist meine Seele.

Der König (Ladislás' Vater): Auch das Schafott, bringt Euren Kopf nur hin.

„Gut geantwortet,“ dachte er und schlief ein. Am Morgen weckte ihn jemand auf, indem er ihn fest umschlang.

„Schon!“ sagte er, verflört die Augen öffnend. Er glaubte sich in den Händen des Henkers.

Es war Mathilde. „Glücklicherweise hat sie mich nicht verstanden.“ Dieser Gedanke gab ihm all seine Kaltblütigkeit wieder. Er fand Mathilde verändert wie nach sechsmonatiger Krankheit; sie war in der Tat nicht wiederzuerkennen.

„Der infame Frilair hat mich verraten“, rief sie händeringend; die Wut verhinderte sie zu weinen.

„Sah ich gestern nicht gut aus, als ich das Wort nahm?“ fragte Julian. „Ich sprach aus dem Stegreif, zum erstenmal in meinem Leben. Es ist allerdings zu befürchten, daß es auch das leztamal gewesen ist.“

Julian spielte in diesem Augenblick mit Mathildes Charakter wie ein Pianist auf dem Klavier. „Den Vorzug einer hohen Geburt besitze ich freilich nicht,“ fuhr er fort, „aber Mathildes große Seele hat ihren Geliebten bis zu sich hinaufgehoben. Glauben Sie, Bonifaz de la Mole hätte besser vor seinen Richtern bestanden?“

Mathilde war an diesem Tage von ungeschminkter Zärtlichkeit wie ein armes Mädchen aus dem fünften Stod, aber sie konnte keine schlichteren Worte von ihm bekommen. Er zahlte ihr jetzt, ohne es zu wollen, die Qualen heim, die sie ihn so oft hatte leiden lassen.

„Man kennt die Quellen des Nils nicht,“ dachte Julian bei sich; „keinem menschlichen Auge ist es gegeben, den König der Flüsse im Stadium des einfachen Baches zu sehen; ebensowenig wird irgend-eines Menschen Auge Julian schwach sehen, denn er ist nicht schwach. Aber mein Herz ist leicht zu rühren; das gewöhnlichste Wort, das von Herzen kommt, kann meine Stimme zum Bittern bringen und meine Tränen fließen lassen. Wie oft haben mich harte Gemüter um dieser Schwäche willen verachtet! Sie glaubten, ich flehte um Gnade, und das darf ich nicht leiden.“

„Man sagt, der Gedanke an seine Frau habe Danton am Fuße des Schafotts gerührt, aber Danton hat einem Volke von Laffen Kraft eingehaucht und den Feind nicht bis Paris bringen lassen . . . Ich allein weiß, wozu ich imstande gewesen wäre . . . Für die anderen bin ich höchstens ein Vielleicht.“

„Wenn statt Mathildes Frau von Rénal hier in meiner Zelle wäre, hätte ich dann für mich gutfagen können? Das Übermaß meiner Verzweiflung und meiner Reue hätte in den Augen der Valenod und aller Edelleute der Gegend für schimpfliche Todesfurcht gegolten; sie sind so stolz, diese Schwachherzigen, die ihre pekuniäre Lage über alle Versuchungen hinaushebt! ,Da sieht man, was ein Zimmermannssohn ist‘, hätten die Herren von Moirad und von Cholin gesagt, die mich jetzt zum Tode verurteilt haben! ,Klugheit und gewandtes Wesen kann man sich aneignen, aber Mut! . . . Mut läßt sich nicht lernen.‘ Selbst die arme Mathilde, die jetzt weint oder vielmehr schon nicht mehr weinen kann“, sagte er sich, ihre geröteten Augen ansehend. Und er schloß sie in seine Arme. Der Anblick ihres wahren Schmerzes ließ ihn seine Vernünftelei vergessen. „Sie hat die ganze Nacht geweint,“ sagte er bei sich; „aber wie wird sie sich eines Tages dieser Erinnerung schämen. Sie wird sich sagen, sie sei in ihrer frühesten Jugend durch die niedrige Denkart eines

Plebejers verführt worden . . . Der Croisenois ist schwach genug, sie zu heiraten, und wahrhaftig, er tut wohl daran. Sie wird ihn die Rolle spielen lassen

Vom Rechte, das ein fester, großgesinnter Geist
Die blöde Masse anerkennen heißt . . .

„Sonderbar; seit ich sterben soll, fallen mir alle Verse wieder ein, die ich jemals in meinem Leben gelernt habe. Das ist also wohl ein Zeichen des Verfalls . . .“

Mathilde sagte mehrmals mit erstickter Stimme: „Er ist im Nebenzimmer.“ Endlich wurde Julian auf ihre Worte aufmerksam. „Ihre Stimme ist schwach,“ dachte er, „aber in ihrem Tonfall liegt noch ihr ganzes herrisches Wesen. Sie spricht leise, um nicht ausfallend zu werden.“

„Wer ist denn da?“ fragte er schließlich freundlich.

„Der Anwalt; er will Sie die Berufung unterzeichnen lassen.“

„Ich will keine Berufung einlegen.“

„Wie, Sie wollen nicht!“ rief sie aufstehend mit zornfunkelnden Augen. „Und warum nicht, wenn ich fragen darf?“

„Weil ich augenblicklich den Mut in mir fühle, zu sterben, ohne mich besonders lächerlich zu machen. Wer steht mir dafür, daß ich nach zwei langen Monaten in diesem feuchten Kerker noch ebenso gefaßt bin? Ich sehe schon Priester zu mir kommen, meinen Vater . . . Nichts auf der Welt wäre mir unangenehmer. Lieber sterben.“

Dieser unerwartete Widerspruch rief Mathildes ganzen Stolz wieder wach. Sie hatte den Abbé von Trilair noch nicht besuchen können, ehe die Zellen des Gefängnisses in Besançon geöffnet wurden; ihre Wut entlud sich somit auf Julian. Sie vergötterte ihn und doch verwünschte sie eine Viertelstunde lang seinen Charakter und bedauerte, ihn geliebt zu haben. Julian fühlte aus ihren Worten den ganzen Hochmut dieses Herzens heraus, der ihn einst in der Bibliothek des Hauses de la Mole mit Schmähungen überhäuft hatte.

„Der Himmel war es dem Ruhm deiner Familie schuldig, dich als Mann zur Welt kommen zu lassen“, sagte er schließlich.

„Aber was mich anbetrifft,“ dachte er dabei, „so wäre ich schon dumm, noch zwei Monate an diesem scheußlichen Ort zu verweilen und allen gemeinen Erniedrigungen der besitzenden Klassen²² zur Zielscheibe zu dienen, dazu als einzigen Trost die Beschwörungen dieser Rätin . . . Ach was, übermorgen früh duelliere ich mich mit einem Manne, der für seine Kaltblütigkeit und außerordentliche Gewandtheit bekannt ist . . . Eine ganz außerordentliche sogar, sagt Mephisto; er schießt nie daneben. Nun ja, recht so, meinethwegen.“ Mathilde verdoppelte ihre Beredsamkeit. „Postausend nein,“ sagte er sich; „ich lege keine Berufung ein.“

Als er diesen Entschluß gefaßt hatte, versank er in Träumereien . . . „Die Post wird wie gewöhnlich um sechs Uhr die Zeitung bringen, und um acht Uhr, wenn Herr von Rénal sie gelesen hat, wird Elisa auf den Fußspitzen in ihr Zimmer kommen und sie ihr aufs Bett legen. Etwas später wird sie aufwachen und plötzlich beim Lesen sich verfärben; ihre hübsche Hand wird zittern, und sie wird weiterlesen bis zu den Worten: „Um zehn Uhr fünf Minuten hatte er aufgehört zu leben.“

„Sie wird heiße Tränen weinen, ich kenne sie; es ist gleich, ob ich sie habe ermorden wollen, alles wird vergessen sein, und das Wesen, dem ich das Leben habe nehmen wollen, wird das einzige sein, das meinen Tod aufrichtig beweint.“

„Ha, das ist ein Widerspruch!“ dachte er, und während der langen Viertelstunde, die die Szene mit Mathilde noch dauerte, träumte er nur von Frau von Rénal. Ohne es zu wollen und trotzdem er Mathilde oft auf ihre Worte antwortete, konnte er seine Gedanken nicht von der Erinnerung an das Schlafzimmer in Verrières losmachen. Er sah die Befangener Zeitung auf der orangefarbenen Steppdecke liegen. Er sah die weiße Hand sie mit einer krampfhaften Bewegung zerknittern; er sah Frau von Rénal weinen . . . Er folgte dem Lauf jeder Träne, die über ihr reizendes Gesicht rann.

Da Fräulein de la Mole nichts bei ihm durchsetzen konnte, so ließ sie den Anwalt eintreten. Er war glücklicherweise ein alter Hauptmann der italienischen Armee von 1796 und Kamerad Manuela's.

Er bekämpfte den Entschluß des Verurtheilten der Form halber. Julian wollte ihn ehrerbietig behandeln und setzte ihm seine Gründe auseinander.

„Mein Gott, man kann Ihnen das nachfühlen“, sagte Herr Felix Baneau schließlich; so lautete der Name des Anwalts. „Aber Sie haben drei volle Tage Zeit zum Appellieren, und es ist meine Pflicht, alle Tage wiederzukommen. Wenn sich in diesen zwei Monaten ein Vulkan unter dem Gefängnis öffnete, so wären Sie gerettet. Sie können auch an einer Krankheit sterben“, fuhr er fort, indem er Julian ansah.

Dieser drückte ihm die Hand. „Ich danke Ihnen, Sie sind ein braver Mann. Ich will's mir überlegen.“

Und als Mathilde endlich mit dem Anwalt hinausging, empfand er viel mehr Freundschaft für ihn, als für sie.

Dreiundsiebzigstes Kapitel

Eine Stunde später, als er wieder fest schlief, wurde er durch Tränen geweckt, die über seine Hand rannen. „Ach, schon wieder Mathilde“, dachte er noch halb im Schlaf. „Ihren Grundsätzen getreu, greift sie meinen Entschluß jetzt mit Bärtlichkeit an.“ Sehr verdrießlich über die Aussicht auf eine neue Szene in pathetischer Tonart, öffnete er die Augen nicht. Welphegors Verje auf der Flucht vor seiner Frau kamen ihm in den Sinn.

Da hörte er ein eigentümliches Seufzen; er schlug die Augen auf: es war Frau von Rénal.

„Ja, sehe ich dich noch einmal, ehe ich sterbe!“ rief er, indem er ihr zu Füßen fiel. „Oder ist es eine Täuschung? . . . Aber, Verzeihung, gnädige Frau, in Ihren Augen bin ich ja nur ein Mörder.“

„Herr Julian, ich komme und beschwöre Sie, Verufung einzulegen. Ich weiß, Sie wollen es nicht. . .“ Ihre Stimme erstickte in Schluchzen; sie konnte nicht weiterprechen.

„Ich flehe Sie an, vergeben Sie mir!“

„Wenn du willst, daß ich dir verzeihe,“ antwortete sie aufstehend und sich an seine Brust werfend, „dann lege sofort gegen das Todesurteil Berufung ein.“

Julian bedeckte sie mit Küffen.

„Willst du mich während dieser zwei Monate alle Tage besuchen kommen?“

„Ich schwöre es dir. Alle Tage, wenn mein Mann es mir nicht verwehrt.“

„Dann unterschreibe ich!“ rief Julian aus. „Verzeihst du mir wirklich? Ist es möglich?“

Er preßte sie an sich; er war wie toll. Sie stieß einen leisen Schrei aus.

„Es ist nichts,“ sagte sie, „du hast mir wehgetan.“

„An deiner Schulter,“ rief Julian, in Tränen ausbrechend. Er rüdte etwas von ihr ab und bedeckte ihre Hand mit glühenden Küffen. „Wer hätte mir das gesagt, als ich dich das lehtemal in deinem Zimmer in Verrières sah?“

„Wer hätte mir damals gesagt, daß ich diesen schändlichen Brief an Herrn de la Mole schreiben würde?“

„Wisse, daß ich immer nur dich geliebt habe, nur dich allein!“

„Ist es möglich!“ rief Frau von Rénal entzückt. Sie legte ihren Kopf an Julians Schulter, während er vor ihr kniete, und lange weinten sie still. Nie im Leben hatte Julian einen ähnlichen Augenblick gehabt.

Erst viel später, als sie wieder sprechen konnte, sagte Frau von Rénal:

„Und was hat es für eine Verwandtniß mit dieser jungen Frau Mischelet oder vielmehr mit Fräulein de la Mole, denn ich fange an, wirklich an den sonderbaren Roman zu glauben?“

„Er ist nur äußerlich wahr“, antwortete Julian. „Sie ist meine Frau, aber nicht meine Geliebte . . .“

Und indem sie sich hundertmal unterbrachen, gelang es ihnen allmählich, sich mitzuteilen, was sie beide noch nicht wußten. Den Brief an Herrn de la Mole hatte der junge Priester aufgesetzt, der

jetzt Frau von Rénals Weichtvater war, und sie hatte ihn dann abgeschrieben.

„Welch abscheuliche Tat hat die Religion mir da aufgezwungen!“ sagte sie, „und dabei habe ich die schlimmsten Stellen dieses Briefes noch gemildert!“

Julians Glückstaumel bewies ihr am besten, wie gern er ihr verzieh. Nie war er so liebevoll gewesen.

„Ich halte mich trotzdem für fromm,“ sagte Frau von Rénal im Laufe der Unterhaltung. „Ich glaube aufrichtig an Gott; ich glaube ebenso, oder vielmehr scheint es mir erwiesen, daß ich ein abscheuliches Verbrechen begehe, aber jetzt, wo ich dich sehe, selbst wo du zweimal auf mich geschossen hast . . .“ Hier bedeckte Julian sie wider ihren Willen mit Küssen.

„Daß mich,“ fuhr sie fort, „ich will vernünftig mit dir sprechen, ehe ich es vergesse . . . Jetzt wo ich dich sehe, entschwinden mir alle meine Pflichten, ich bin nur noch Liebe gegen dich, oder nein, das Wort Liebe ist viel zu schwach. Ich fühle für dich, was ich eigentlich nur so für Gott fühlen sollte: ein Gemisch von Verehrung, Gehorsam und Liebe . . . Wirklich, ich weiß nicht, was du mir einflößest . . . Würdest du mir sagen, ich solle den Gefängniswärter erstechen, das Verbrechen wäre geschehen, ehe ich daran gedacht hätte. Erkläre mir das ganz genau, ehe ich dich verlasse, ich will klar sehen in meinem Herzen; denn in zwei Monaten müssen wir scheiden . . . Werden wir uns wirklich verlassen?“ setzte sie lächelnd hinzu.

„Ich nehme mein Wort zurück,“ rief Julian auffpringend; „ich lege gegen das Todesurteil keine Berufung ein, wenn du versuchst, durch Gift, Messer, Kugel, Kohlendampf oder irgendwie sonst deinem Leben ein Ende zu machen.“

Frau von Rénals Gesicht nahm plötzlich einen anderen Ausdruck an; die innige Zärtlichkeit ging in tiefe Träumerei über.

„Wenn wir jetzt gleich sterben?“ sagte sie endlich.

„Wer weiß, was man im anderen Leben findet,“ antwortete Julian, „vielleicht Dualen, vielleicht auch nichts. Können wir nicht

noch zwei herrliche Monate zusammenleben? Zwei Monate, das sind viele Tage. Ich werde nie so glücklich gewesen sein.“

„Du wirst nie so glücklich gewesen sein?“

„Niemals,“ antwortete Julian entzückt; „und ich spreche zu dir, wie zu mir selbst. Gott bewahre mich vor Übertreibung!“

„Das heißt mir befehlen, ebenso zu sprechen“, sagte sie mit schüchternem und melancholischem Lächeln.

„Gut! Du schwörst also bei deiner Liebe zu mir, daß du dir weder direkt noch indirekt ein Leid antun wirst . . . Denke daran,“ setzte er hinzu, „du mußt für meinen Sohn leben; Mathilde wird ihn den Lakaien überlassen, sobald sie Marquise von Croisenois ist.“

„Ich schwöre es,“ antwortete sie kühl, „aber ich will deine Berufung unterschrieben mitnehmen. Ich werde selbst zum Staatsanwalt gehen.“

„Nimm dich in acht, du kompromittierst dich.“

„Nachdem ich so weit gegangen bin, dich in deinem Gefängnis zu besuchen, bin ich für Besançon und die ganze Franche-Comté auf ewig die Zielscheibe aller Wiße“, sagte sie mit tiefbetrübler Miene. „Die Schranken frommer Scheu sind überschritten . . . Ich bin ein ehrvergessenes Weib, allerdings ist es für dich . . .“

Der Ton ihrer Worte war so traurig, daß Julian sie im Gefühl eines ganz neuen Glücks umarmte. Es war nicht mehr Liebestrunkenheit, es war innige Dankbarkeit. Er hatte zum erstenmal die ganze Tragweite des Opfers, das sie ihm brachte, ermessen.

Jrgendeine barmherzige Seele würde Herrn von Rênal ganz gewiß von den langen Besuchen unterrichten, die seine Frau Julian im Gefängnis machte; und in der That: nach drei Tagen schickte er ihr seinen Wagen mit dem ausdrücklichen Befehl, sofort nach Verrières zurückzukommen.

Diese grausame Trennung war für Julian ein schlechter Anfang des Tages. Zwei oder drei Stunden später erfuhr er, daß ein intriganter Priester, der sich aber bei den Jesuiten von Besançon keine Stellung hatte machen können, sich seit dem Morgen draußen vor dem Gefängnistor postiert hatte. Es regnete stark, und der Mensch

spielte da den Märtyrer. Julian war schlecht gestimmt, aber diese Dummheit rührte ihn tief. Er hatte den Besuch dieses Priesters schon am Morgen abgewiesen, aber der Kerl hatte es sich in den Kopf gesetzt, Julian die Beichte abzunehmen und sich durch all die Geständnisse, die er dann von ihm vernommen haben wollte, unter den jungen Frauen von Besançon einen Namen zu machen. Mit lauter Stimme erklärte er, er würde Tag und Nacht vor dem Tore des Gefängnisses zubringen. „Gott sendet mich, um das Herz dieses neuen Abtrünnigen zu rühren . . .“ Und das niedere Volk, das stets auf einen Auftritt begierig ist, begann sich zusammenzutotten.

„Ja, liebe Brüder,“ sagte er zu dem Volke, „ich werde den ganzen Tag hier verbringen, und die Nacht auch, und ebenso alle Tage und alle Nächte, die da folgen werden. Der heilige Geist hat zu mir gesprochen, ich habe eine Sendung von oben; ich bin es, der die Seele des jungen Sorel retten soll. Vereint eure Gebete mit den meinen.“ Und so weiter.

Nichts war Julian unangenehmer als ein Standal und alles, was die Aufmerksamkeit auf ihn lenken konnte. Er dachte daran, den Augenblick zu benutzen, um inkognito aus der Welt zu verschwinden; aber er hegte noch einige Hoffnung, Frau von Rénal wiederzusehen, und er war maßlos in sie verliebt.

Das Gefängnistor lag an einer der belebtesten Straßen. Der Gedanke, daß dieser Priester, im Schmutz stehend, die Menge anhielt und Lärm schlug, war ihm in der Seele zuwider. „Und dabei wiederholt er ohne Zweifel jeden Augenblick meinen Namen!“ Dieser Zustand war ihm unerträglicher als der Tod.

Zwei- oder dreimal rief er von Stunde zu Stunde einen ihm ergebenen Schließer und schickte ihn nachzusehen, ob der Priester noch am Tor wäre.

„Er kniet im Schmutz,“ war jedesmal die Antwort des Schließers; „er betet mit lauter Stimme lange Vitaneien für Ihr Seelenheil.“ — „Der Unverschämte“, dachte Julian. In der Tat hörte er in diesem Augenblick ein dumpfes Murmeln: es war das Volk, das bei den Vitaneien antwortete. Zum Überdruß sah er auch noch den Schließer

die Lippen bewegen und hörte ihn lateinische Worte murmeln. „Man fängt an zu sagen,“ erklärte der Mann, „Sie müßten ein sehr verhärtetes Herz haben, daß Sie die Hilfe dieses heiligen Mannes zurückweisen.“

„O mein Vaterland, wie barbarisch bist du noch!“ rief Julian zornentbrannt. Und ganz laut und ohne an die Anwesenheit des Schießers zu denken, fuhr er in seinen Gedanken fort:

„Der Mensch will einen Artikel in der Zeitung haben, und so ist er sicher, ihn zu bekommen. Verdammte Provinzialen! In Paris wäre ich solchen Quälereien nicht ausgesetzt gewesen. Dort betreibt man das Komödienspiel doch etwas schlauer.“

„Lassen Sie den heiligen Priester hereinkommen,“ sagte er endlich zu dem Schiesser, während der Schweiß ihm in großen Tropfen auf die Stirn trat. Der Schiesser bekreuzte sich und ging voller Freude.

Es zeigte sich, daß der heilige Mann abschreckend häßlich war, aber er war noch viel schmutziger. Das kalte Regentwetter mehrte die Dunkelheit und Feuchtigkeit des Herkers noch. Der Priester wollte Julian umarmen und fing an, über seine eigenen Worte gerührt zu werden. Die niedrigste Scheinheiligkeit sprach nur zu deutlich aus ihm. In seinem Leben war Julian noch nicht so aufgebracht gewesen.

Eine Viertelstunde nach dem Erscheinen des Priesters erkannte Julian, daß er zur Memme geworden war. Zum erstenmal erschien ihm der Tod grausig. Er dachte an den Zustand der Verwesung, in dem sich sein Körper zwei Tage nach der Hinrichtung befinden würde, und so weiter.

Er war nahe daran, sich durch ein Zeichen der Schwäche zu verraten oder sich auf den Priester zu stürzen und ihn mit seiner Kette zu erdrosseln, als ihm der Gedanke kam, den heiligen Mann zu bitten, noch am selben Tage eine gute Messe von vierzig Franken für ihn zu lesen.

Und als es Mittag war, ging der Priester.

Vierundsiebzigstes Kapitel

Sobald er fort war, weinte Julian lang und heiß. Nach und nach sagte er sich, daß er Frau von Rénal seine Schwäche eingestanden hätte, wenn sie in Besançon gewesen wäre. In dem Augenblicke, wo er die Abwesenheit dieser angebeteten Frau so heiß beweinte, hörte er Mathildes Schritt.

„Das schlimmste Unglück des Gefangenseins ist das,“ dachte er, „daß man seine Thür nicht abschließen kann.“ Alles, was Mathilde ihm sagte, trug nur dazu bei, ihn zu reizen.

Sie erzählte ihm, Herr von Valenod habe am Tage der Gerichtssitzung seine Ernennung zum Präfecten schon in der Tasche gehabt und darum gewagt, Herrn von Frilair einen Streich zu spielen, indem er sich das Vergnügen machte, Julian zum Tode zu verurteilen.

„Wie konnte es Ihrem Freunde nur einfallen,“ hat Herr von Frilair zu mir gesagt, „die kleinliche Eitelkeit dieser Bourgeoisaristokratie zu reizen und herauszufordern! Warum sprach er von besitzenden Klassen? Er hat ihnen damit gezeigt, was sie in ihrem politischen Interesse tun mußten. Die Dummköpfe dachten gar nicht daran und waren dem Weinen nahe. Das Klasseninteresse hat sie über den Abscheu gegen ein Todesurteil hinweggesetzt. Man muß wirklich sagen, daß Herr Corel noch ein großer Neuling in derartigen Dingen ist. Wenn es uns nicht gelingt, ihn auf dem Begnadigungswege zu retten, dann ist sein Tod eine Art Selbstmord . . .“

Etwas sagte ihm Mathilde nicht, da sie es selbst noch nicht ahnte: daß nämlich der Abbé von Frilair, nun er Julian verloren sah, es in seinem Ehrgeiz für nützlich hielt, darnach zu trachten, sein Nachfolger zu werden.

Julian war vor ohnmächtigem Zorn und Widerwillen fast außer sich. „Gehen Sie bitte und hören Sie eine Messe für mich,“ sagte er zu Mathilde, „und lassen Sie mir einen Augenblick Ruhe.“ Mathilde war wegen der Besuche von Frau von Rénal schon sehr eifersüchtig und hatte soeben ihre Abreise erfahren; sie begriff die Ursache seiner Verstimmung und brach in Tränen aus.

Ihr Schmerz war aufrichtig. Julian erkannte es und wurde dadurch nur noch mehr gereizt. Er hatte vor allem das Bedürfnis nach Ruhe, aber wie sollte er sich die verschaffen? Endlich ließ ihn Mathilde allein, nachdem sie alle Überredungskünste aufgeboten hatte, um ihn zu erweichen, aber fast im selben Augenblick trat Fouqué ein.

„Ich habe das Bedürfnis, allein zu sein“, sagte er zu diesem treuen Freunde; und als er ihn trotzdem zaudern sah: „Ich verfasse eine Denkschrift für mein Begnadigungsgeſuch . . . übrigens . . . tu mir den Gefallen und ſprich mir nie vom Tode. Wenn ich an jenem Tage irgendwelcher beſonderen Dienſte bedarf, laß mich zuerſt davon anfangen.“

Als ſich Julian endlich Ruhe verſchafft hatte, fand es ſich, daß er noch viel niedergeſchlagener und ſeiger war als vorher. Daß dieſe Kraft, die dieſer geſchwächten Seele noch innewohnte, hatte ſich darin erſchöpft, Fräulein de la Mole und Fouqué ihren wahren Zuſtand zu verheimlichen.

Gegen Abend kam ihm ein tröſtlicher Gedanke.

„Wenn man mich heute morgen in dem Augenblick, wo mir der Tod ſo häßlich erſchien, zum Tode geführt hätte, dann wäre das Auge des Publikums ein Stachel zum Ruhme geweſen, aber mein Gang hätte vielleicht etwas Schwerfälliges gehabt wie der eines ſchüchternen Geden, der in einen Salon tritt. Einige ſcharſichtige Leute, wenn's unter den Provinzialen ſolche gibt, hätten meine Schwachheit erraten können . . . aber keiner hätte ſie geſehen.“

Eine Laſt ſank ihm von der Seele. „Jetzt bin ich eine Memme,“ wiederholte er ſingend, „aber niemand ſoll es wiſſen.“

Ein faſt noch unangenehmeres Ereignis erwartete ihn am nächſten Morgen. Schon lange hatte ſein Vater ihm ſeinen Beſuch angekündigt, und am frühen Morgen erſchien der alte, weißhaarige Zimmermann in Julians Zelle, noch ehe er wach war.

Julian fühlte ſich ſchwach; er machte ſich auf die unangenehmſten Vorwürfe gefaßt. Um das Peinliche ſeiner Lage voll zu machen,

empfand er an jenem Morgen lebhaftere Reue darüber, daß er seinen Vater nicht liebte.

„Der Zufall hat uns auf Erden beide nebeneinandergesetzt,“ sagte er sich, während der Schließer die Zelle ein bißchen in Ordnung brachte, „und wir haben uns ungefähr alles mögliche Schlechte zugefügt. Im Augenblick meines Todes kommt er, mit den letzten Stoß zu geben.“

Die heftigen Vorwürfe des Greises begannen, sobald sie ohne Zeugen waren.

Julian konnte seine Tränen nicht zurückhalten. „Welch unwürdige Schwäche“, sagte er sich wütend. „Er wird bei allen Leuten herumlaufen und meinen Mangel an Mut übertreiben. Welcher Triumph dann für Valenod und all die platten Heuchler, die in Verrières regieren! Sie sind so mächtig in Frankreich, sie vereinen alle sozialen Vorteile in sich. Bis jetzt konnte ich mir wenigstens sagen: sie haben allerdings das Geld und werden mit allen Ehren überhäuft, aber ich habe den Adel des Herzens. Und hier sitzt nun ein Zeuge, dem sie alle glauben werden und der in ganz Verrières versichern wird, daß ich vor dem Tode schwach geworden bin. Ich werde in dieser Probe, die alle verstehen, ein Feigling gewesen sein.“

Julian war der Verzweiflung nahe. Er wußte nicht, wie er seinen Vater loswerden sollte. Und so zu heucheln, daß er diesen scharfblickenden Alten hinterging, das ging in diesem Augenblick vollkommen über seine Kräfte.

Sein Geist durchlief rasch alle Möglichkeiten. „Ich habe Ersparnisse gemacht!“ rief er plötzlich.

Dies geniale Wort änderte im Nu den Gesichtsausdruck des Alten und Julians Stellung zu ihm.

„Wie soll ich darüber verfügen?“ fuhr Julian ruhiger fort. Der Eindruck, den er hervorrief, hatte ihm jedes Gefühl der Schwäche benommen.

Der alte Zimmermann brannte darauf, sich dies Geld, von dem Julian anscheinend einen Teil seinen Brüdern lassen wollte, nicht

entgehen zu lassen. Er sprach lange und eifrig. Julian konnte wieder spöttisch werden.

„Nun wohl, Gott hat mich erleuchtet, wie ich mein Testament machen soll. Ich gebe jedem meiner Brüder tausend Franken und dir den Rest.“

„Sehr wohl,“ sagte der Greis, „diesen Rest bist du mir schuldig. Aber da Gott die Gnade gehabt hat, dein Herz zu rühren, so gehört es sich auch, wenn du als guter Christ sterben willst, deine Schulden zu bezahlen. Es sind dies die Kosten für deine Ernährung und Erziehung, die ich dir vorgeschossen habe, und woran du nicht denkst . . .“

„Das ist also väterliche Liebe!“ wiederholte sich Julian mit blutendem Herzen, als er endlich allein war. Bald erschien auch der Kerkermeister.

„Mein Herr,“ sagte er, „nach dem Besuche der Großeltern bringe ich meinen Gästen immer eine Flasche guten Champagner. Er ist zwar ein bißchen teuer, sechs Franken die Flasche, aber das erfrischt das Herz.“

„Bringen Sie drei Gläser,“ sagte Julian mit kindlichem Eifer, „und lassen Sie die beiden Gefangenen hereinkommen, die ich im Korridor auf und ab gehen höre.“

Der Kerkermeister brachte ihm zwei im wiederholten Rückfalle bestrafte Galeerensträflinge, die bald wieder ins Bagno wandern mußten. Es waren ein paar sehr fidele Verbrecher, die sich durch Schlaueit, Mut und Kaltblütigkeit wirklich auszeichneten.

„Wenn Sie mir zwanzig Franken geben,“ sagte der eine von ihnen zu Julian, „dann erzähle ich Ihnen ganz genau, was ich erlebt habe. Das ist was Feines!“

„Aber Sie werden mir was vorschwindeln?“ antwortete Julian.

„Nicht im geringsten,“ entgegnete er; „mein Freund hier, der auf meine zwanzig Franken neidisch ist, wird mich sofort beschuldigen, wenn ich was Falsches sage.“

Seine Geschichte war kaum glaublich. Sie ließ ein verwegenes Herz erkennen, in dem nur eine Leidenschaft herrschte: die Sucht nach Geld.

Als sie fort waren, war Julian nicht mehr derselbe. Sein Zorn gegen sich selbst war gänzlich ver Raucht. Der wilde Schmerz, dem er seit Frau von Rénals Scheiden zur Beute gefallen war und den seine Verzagtheit noch verschlimmert hatte, war in Wehmut zerfloßen.

„Hätte ich mich durch den Augenschein weniger blenden lassen,“ sagte er sich, „dann hätte ich gesehen, daß die Pariser Salons mit Ehrenmännern wie mein Vater oder mit gerissenen Gaunern wie diese Galeerensträflinge bevölkert sind. Sie haben recht, die Salonmenschen stehen des Morgens nie mit dem peinigenden Gedanken auf: „Wie werde ich heute zu Mittag essen?“ Und wenn sie zu Geschworenen ernannt werden, verurteilen sie stolz einen Menschen, der ein silbernes Besteck gestohlen hat, weil er dem Hungertode nahe war.

„Aber ist ein Hof da, und es handelt sich darum, ein Ministerportefeuille zu verlieren oder zu gewinnen, dann fallen diese Ehrenmänner des Salons in genau dieselben Verbrechen wie die, zu denen das Bedürfnis zu essen diese beiden Galeerensträflinge gedrängt hat.

„Es gibt kein Naturrecht; das ist eine veraltete Albernheit und so recht würdig des Staatsanwaltes, der kürzlich hinter mir her war und dessen Vorfahr durch eine Konfiskation unter Ludwig XIV. reich geworden ist. Es gibt nur ein Recht, wenn es auch ein Gesetz gibt, das die und die Tat unter Androhung von Strafe verbietet. Vor dem Gesetze aber ist nichts natürlich als die Kraft des Löwen oder das Bedürfnis des Hungers oder der Wärme, mit einem Worte das Bedürfnis . . . Nein, die Leute, die man zu ehren pflegt, sind nur Halunken, die das Glück gehabt haben, nicht in flagranti ertappt zu werden. Der Staatsanwalt, den die Gesellschaft auf mich heßt, ist durch eine Gemeinheit reich geworden. Ich habe einen Mord begangen und bin gerecht verurteilt, aber von dieser einen Tat abgesehen ist der Valenod, der mich verurteilt, zehnmal schädlicher für die Gesellschaft.

„Also“, fuhr er traurig aber ohne Zorn fort, „ist mein Vater trotz seiner Habgucht immer noch besser als diese Menschen. Er hat mich

nie geliebt. Ich habe das Maß vollgemacht, indem ich ihn durch einen ehrlosen Tod entehre. Diese Furcht vor dem Geldmangel, diese Art, überall die Schlechtigkeit der Menschen zu wittern, die man Hab- sucht nennt, schenkt ihm Trost und Beruhigung ohnegleichen, wenn ich ihm eine Summe von drei- oder vierhundert Louisdors hinterlasse. An einem Sonntagnachmittag wird er allen seinen Reidern in Verrières sein Geld zeigen. ‚Wer von euch‘, wird sein Blick sagen, ‚wäre um diesen Preis nicht glücklich, einen Sohn zu haben, der getödtet worden ist?‘“

Diese Philosophie war vielleicht richtig, aber jedenfalls war sie geeignet, ihn den Tod herbeiwünschen zu lassen. So vergingen fünf lange Tage. Er war höflich und zart gegen Mathilde, die er von der glühendsten Eifersucht verzehrt sah. An einem Abend dachte Julian ernstlich daran, sich den Tod zu geben. Seine Seele war durch das tiefe Unglück, in das ihn Frau von Renals Abreise versetzt hatte, flügelmüde geworden. Nichts gefiel ihm mehr, weder im wirklichen Leben noch in seiner Einbildung. Das Fehlen körperlicher Bewegung fing an, seiner Gesundheit zu schaden und ihm das exaltierte und schwächliche Wesen eines deutschen Studenten zu verleihen. Er verlor den hohen männlichen Sinn, der gewisse unziemliche Gedanken, welche die Seele des Unglücklichen bestürmen, mit einem kräftigen Fluche zurückweist.

„Ich habe die Wahrheit geliebt . . . Wo ist sie? . . . Überall Heuchelei oder doch Scharlatanismus, selbst bei den Besten, selbst bei den Mächtigsten“; und seine Lippen kräuselten sich verächtlich. „Rein, der Mensch kann dem Menschen nicht trauen.“

„Als Frau von *** einmal für ihre armen Waisenkinder sammelte, jagte sie mir, Prinz Soudso hätte zweihundert Franken gegeben. Die reine Blöde! Aber was sage ich? Napoleon auf St. Helena! . . . Purer Scharlatanismus, eine Proklamation zugunsten des Königs von Rom.“

„Großer Gott! Wenn solch ein Mann, und noch dazu wenn das Unglück ihn ernstlich an seine Pflichten gemahnt, sich zum Scharlatan erniedrigt, was soll man dann von dem Rest dieser Gattung erwarten? . . .“

„Wo ist Wahrheit! In der Religion . . . Ja,“ setzte er mit dem bitteren Lächeln der tiefsten Verachtung hinzu, „in dem Munde der Maslon, der Frilair, der Castanède . . . Vielleicht im wahren Christentum, dessen Priester ebensowenig bezahlt werden wie die ersten Apostel . . . Aber Paulus ward durch das Vergnügen, zu befehlen, zu reden und von sich reden zu machen, bezahlt . . .“

„Ach, wenn es wahre Religion gäbe! Lor, der ich bin! Ich sehe einen gotischen Dom, ehrwürdige Kirchenfenster, und mein schwaches Herz stellt sich den Priester nach diesen Fenstern vor . . . Meine Seele würde ihn verstehen, meine Seele bedarf seiner . . . Ich finde nur einen Raffen mit schmutzigen Haaren . . . abgesehen von diesen Außerlichkeiten ein Ritter von Beauvaisis . . .“

„Aber ein wahrer Priester, ein Massilon, ein Fénelon . . . Massilon hat Dubois die Weihe gegeben, und die Memoiren von Saint-Simon haben mit den Fénelon verkehrt; aber gleichwohl ein wahrer Priester . . . An ihm würden zarte Seelen in der Welt einen Rückhalt haben . . . Wir würden nicht allein stehen . . . Dieser gute Priester würde uns von Gott sprechen. Aber von welchem Gotte? Nicht von dem der Bibel, dem Kleinlichen und grausamen Tyrannen voller Rachsucht . . . sondern von dem Gotte Voltaires, der gerecht, gut, unendlich ist . . .“

Alle Erinnerungen an die Bibel, die er auswendig wußte, wurden in ihm lebendig. „Aber wie kann man bei dem schrecklichen Mißbrauch, den unsere Priester mit Gottes Namen treiben, an ihn glauben, wenn nur zwei oder drei in seinem Namen versammelt sind?“

„Einsam leben . . . Welche Qual! . . .“

„Ich werde verrückt und ungerecht“, sagte Julian, sich an die Stirn schlagend. „Ich bin einsam in dieser Zelle, aber ich habe auf Erden nicht allein gelebt, in mir wirkte die mächtige Idee der Pflicht. Die Pflicht, die ich mir gesetzt, mit Recht oder mit Unrecht, war wie der feste Stamm eines Baumes, gegen den ich mich lehnte im Sturm; ich schwankte und wurde vom Winde geschüttelt . . . ich war eben nur ein Mensch . . . aber ich wurde nicht umgeworfen.“

„Die feuchte Luft dieser Zelle war es, die mich an die Einsamkeit denken ließ.

„Doch warum soll ich noch heucheln, während ich die Heuchelei verfluche? Es ist nicht der Tod, nicht das Gefängnis und nicht die feuchte Luft, es ist die Abwesenheit von Frau von Renal, die mich niedertreibt. Würde ich mich beklagen, wenn ich in Verrières wochenlang im Keller ihres Hauses leben müßte, um sie zu sehen?

„Der Einfluß meiner Zeitgenossen reißt mich hin“, sagte er ganz laut mit bitterem Lachen. „Im Selbstgespräch zwei Schritt vor meinem Tode heuchle ich noch . . . D neunzehntes Jahrhundert! . . .

„. . . Ein Jäger schießt im Wald ein Tier, seine Beute fällt, er stürzt auf sie zu. Sein Stiefel stößt gegen einen zwei Fuß hohen Ameisenhaufen, zerstört den Bau und verstreut Ameisen und Eier über den Boden . . . Die Philosophen unter den Ameisen werden nie begreifen können, was für ein riesiger, schwarzer, schreden-erregender Gegenstand das war: dieser Jagdstiefel, der plötzlich mit unglaublicher Schnelligkeit in ihren Wohnsitz eindrang, nachdem ein fürchtbares Krachen, verbunden mit rötlichen Feuergarben, vorausgegangen war. So sind auch Tod, Leben, Ewigkeit sehr einfache Dinge für den, der die Organe hätte, sie zu begreifen . . .

„Eine Eintagsfliege kriecht im Hochsommer um neun Uhr morgens aus und stirbt um fünf Uhr abends; wie kann sie das Wort Nacht begreifen? Gebt ihr fünf Stunden mehr zu leben, und sie sieht und versteht, was Nacht heißt. So auch ich. Ich sterbe mit dreiundzwanzig Jahren. Gebt mir fünf Jahre mit Frau von Renal zu leben . . .“

Er lachte wie Mephisto. „Welch ein Unsinn war es doch, diese hohen Fragen zu erörtern.

„Erstens: ich heuchle, als ob jemand dawäre, um mir zuzuhören.

„Zweitens: ich vergesse zu leben und zu lieben, wo mir so wenig Tage zum Leben bleiben . . . Ach! Frau von Renal ist nicht da; vielleicht duldet ihr Mann nicht, daß sie nach Besançon zurückkehrt und sich weiter entehrt!

„Das ist es, was mich einsam macht, und nicht der Mangel eines Gottes, der gerecht, gut, allmächtig, nicht böse und rachsfüchtig ist.

„Ach, wenn es einen solchen Gott gäbe, ich würde ihm zu Füßen fallen. ‚Ich habe den Lob verdient‘, würde ich ihm sagen; aber, großer Gott, du Gott der Güte und Vergebung, gib mir die wieder, die ich liebe! . . .“

Es war schon tiefe Nacht. Nach ein oder zwei Stunden friedlichen Schlafes kam Fouqué.

Julian fühlte sich stark und entschlossen wie ein Mensch, der klar sieht in seiner Seele.

Fünfundsiebzigstes Kapitel

Ich kann dem armen Abbé Chaß-Bernard nicht den schlechten Streich spielen, ihn holen zu lassen,“ sagte Fouqué, „er würde drei Tage lang nicht essen können. Aber sieh zu, ob du nicht einen Jansenisten ausfindig machen kannst, einen Freund von Herrn Pirard, der für Intrigen nicht zu haben ist.“

Fouqué hatte diese Eröffnung voll Ungeduld erwartet. Julian erlebte mit Anstand alles, was man in der Provinz der öffentlichen Meinung schuldet. Dank Herrn von Frilair war Julian trotz der schlechten Wahl seines Beichtvaters in seiner Gefangenschaft der Schüpling der Kongregation; bei etwas klügerem Betragen hätte er entweichen können. Aber die schlechte Gefängnisluft verfehlte ihre Wirkung nicht und trübte seinen Verstand. Er war daher um so glücklicher, als Frau von Renal wiederkam.

„Meine erste Pflicht ist die gegen dich,“ sagte sie, ihn umarmend: „ich bin aus Verrières entflohen . . .“

Julian hatte ihr gegenüber keine kleinliche Eigenliebe, er erzählte ihr alle seine Anwandlungen von Schwäche. Sie war liebevoll und reizend gegen ihn.

Am Abend, als sie das Gefängnis kaum verlassen hatte, ließ sie den Priester, der sich an Julian gehängt hatte, wie an eine Beute, zu ihrer Tante kommen, und da dieser Mensch sich nur bei den jungen

Frauen der guten Gesellschaft von Besançon in Kredit setzen wollte, so mußte sie ihn leicht zu bestimmen, zu einer neuntägigen Gebetsübung nach der Abtei Bray-le-Haut zu gehen.

Julians Liebestrunkenheit und Glücksüberschwang war unbeschreiblich. Durch Bestechung und Mißbrauch des Credits ihrer Tante, einer bekannten reichen und frommen Dame, setzte Frau von Rénal es durch, ihn zweimal am Tage zu sehen.

Als Mathilde dies erfuhr, steigerte sich ihre Eifersucht bis zum Wahnsinn. Herr von Frilair hatte ihr gesagt, seine Macht reichte nicht so weit, und er könnte es sich nicht herausnehmen, ihr den Besuch bei ihrem Freunde mehr als einmal am Tage zu erlauben. Mathilde ließ Frau von Rénal auf Schritt und Tritt verfolgen und Herr von Frilair erschöpfte alle Qualen seines verschlagenen Geistes, um ihr zu beweisen, daß Julian ihrer unwürdig sei. Sie liebte ihn trotz aller dieser Qualen nur um so mehr und machte ihm fast jeden Tag eine schreckliche Szene.

Julian wollte mit aller Gewalt gegen dieses arme junge Mädchen, das er in so sonderbarer Weise bloßgestellt hatte, bis zum Ende als Ehrenmann handeln: aber immerfort trug die schrankenlose Liebe zu Frau von Rénal den Sieg davon. Wenn es ihm durch schlechte Gründe nicht gelang, Mathilde von der Unschuld der Besuche ihrer Nebenbuhlerin zu überzeugen, so sagte er sich wohl: „Jetzt muß das Ende des Dramas schon sehr nahe sein; das ist eine Entschuldigung für mich, wenn ich nicht besser heucheln kann.“

Fräulein de la Mole erhielt die Nachricht vom Tode des Marquis von Croisenois. Herr von Thaler, der Pariser Krösus, hatte sich abfällige Bemerkungen über Mathildes Verschwinden erlaubt; Herr von Croisenois bat ihn, seine Worte zurückzunehmen, worauf ihm Herr von Thaler verschiedene an ihn gerichtete anonyme Briefe zeigte, deren Einzelheiten so kunstvoll miteinander in Verbindung gebracht waren, daß der arme Marquis die Wahrheit ahnen mußte. Herr von Thaler erlaubte sich nun recht rücksichtslose Scherze. Vor Schmerz und Zorn trunken, forderte Herr von Croisenois so weitgehende Genugthuungen, daß der Millionär ein Duell vorzog. Die

Dummheit blieb Sieger, und einer der liebenswertesten Menschen in Paris fand mit weniger als vierundzwanzig Jahren seinen Tod.

Diese Nachricht machte auf Julians müde Seele einen sonderbaren, krankhaften Eindruck.

„Der arme Croisenois“, sagte er zu Mathilde, „hat uns gegenüber wirklich sehr verständig und sehr ehrenhaft gehandelt. Seit Ihren Unvorsichtigkeiten im Salon Ihrer Mutter hätte er mich hassen müssen und mit mir Streit suchen sollen; denn der Haß, der der Verachtung folgt, ist gewöhnlich voller Wut.“

Der Tod des Herrn von Croisenois änderte alle Pläne Julians über Mathildes Zukunft; er bewies ihr mehrere Tage lang, daß sie nun die Hand des Herrn von Luz annehmen müsse. „Das ist ein sehr schüchtern, nicht zu jesuitischer Mensch“, sagte er; „er wird sich zweifellos zu dieser Stelle melden. Er ist von finsternerem und nachdrücklicherem Ehrgeiz als der arme Croisenois, und da kein Herzogstitel in seiner Familie ist, wird er keine Schwierigkeiten machen, die Witwe Julian Sorels zu heiraten.“

„Und zwar eine Witwe, die die großen Leidenschaften verachtet,“ antwortete Mathilde kühl; „denn sie hat lange genug gelebt, um zu sehen, daß ihr Liebhaber ihr nach sechs Monaten eine andere Frau vorzieht, die an all ihrem Unglück schuld ist.“

„Sie sind ungerecht. Frau von Renals Besuche werden dem Pariser Rechtsanwalt, der mein Gnadengesuch vertritt, großartige Phrasen liefern; er wird schildern, wie der Mörder von seinem Opfer mit Fürsorge beehrt wird. Das kann Eindruck machen, und vielleicht sehen Sie mich noch eines Tages als Gegenstand eines Melodramas“ und so weiter.

Ihre wütende Eifersucht, die sich nicht rächen konnte, die ausichtslose Fortdauer ihres Unglücks (denn wie sollte sie Julians Herz wiedergewinnen, selbst wenn er gerettet wurde?), die Schande und der Schmerz, diesen treulosen Geliebten mehr als je zu lieben, hatten Fräulein de la Mole in finstere Schweigen versenkt, aus dem sie weder die eifrigen Bemühungen des Herrn von Frilair noch die plumpe Offenheit Fouqués aufrütteln konnten.

Julian lebte, außer in den Augenblicken, die durch Mathilde's Gegenwart in Anspruch genommen wurden, nur der Liebe, fast ohne an die Zukunft zu denken. Wie jede übermäßige und ungeheuchelte Leidenschaft, übte auch diese die sonderbare Wirkung aus, daß Frau von Renal seine Sorglosigkeit und seinen ruhigen Frohsinn fast teilte.

„Früher,“ sagte Julian zu ihr, „auf unsern Spaziergängen in den Wäldern von Berg, wo ich ebenso glücklich hätte sein können, entriß ein wilder Ehrgeiz meine Seele ins Land der Phantasie. Statt diesen reizenden Arm, der meinen Lippen so nahe war, an mein Herz zu drücken, ließ ich dich mir durch Gedanken an die Zukunft rauben; ich dachte an zahllose Kämpfe, die ich zu bestehen hätte, um mir ein Riesenschicksal zu zimmern . . .

„Nein, ich wäre gestorben, ohne das Glück zu kennen, wenn du nicht gekommen wärest, mich in diesem Gefängnis zu besuchen.“

Zwei Ereignisse sollten dieses ruhige Leben noch stören. Julians Weichtater war, obwohl durchaus Jansenist, doch vor einer Jesuitenintrige nicht sicher und ward unwissentlich ihr Werkzeug.

Er sagte ihm eines Tages, um nicht in die schreckliche Sünde des Selbstmordes zu verfallen, müsse er alle nur möglichen Schritte tun, um begnadigt zu werden. Da nun aber die Geistlichkeit beim Justizminister in Paris viel Einfluß hätte, so böte sich ein einfaches Mittel dazu. Er müßte sich auffällig bekehren . . .

„Auffällig“, wiederholte Julian. „Ach, jetzt habe ich Sie! Also auch Sie, mein Vater, spielen Komödie wie ein Missionar . . .“

„Ihre Jugend,“ fuhr der Jansenist ernst fort, „das anziehende Gesicht, das Ihnen die Vorsehung gegeben hat, selbst die Ursache Ihres Verbrechen's, das unerklärlich bleibt, die heldenmütigen Bemühungen, die Fräulein de la Mole zu Ihren Gunsten macht, kurz, alles bis zu der erstaunlichen Freundschaft, die Ihr Opfer für Sie zeigt, hat dazu beigetragen, Sie zum Helden der jungen Frauen von Besançon zu machen. Sie haben um Ihre Willen alles vergessen, selbst die Politik . . .

„Ihre Befehung würde in ihren Herzen Widerhall finden und einen tiefen Eindruck hinterlassen. Sie können der Sache des Glaubens den größten Dienst erweisen, und Sie sollten zaudern, unter der frivolen Begründung, daß die Jesuiten es bei ähnlicher Gelegenheit ebenso machen würden? Dann würden sie also selbst in diesem besonderen Falle, der doch ihrer Raubgier entgangen ist, noch Schaden stiften! Dem sei nicht so! . . . Die Tränen, die über Ihre Befehung fließen werden, werden den verderblichen Einfluß von zehn Ausgaben der Werke Voltaires zunichte machen.“

„Und was bleibt mir,“ antwortete Julian kalt, „wenn ich mich selbst verachten muß? Ich bin ehrgeizig gewesen, ich will mich deswegen nicht tabeln; ich habe eben den Zeitverhältnissen entsprechend gehandelt. Jetzt lebe ich in den Tag hinein. Aber in den Augen des Landes würde ich eine sehr unglückliche Rolle spielen, wenn ich mich zu einer solchen Feigheit hergäbe . . .“

Der andere Zwischenfall, der für Julian ganz anders fühlbar wurde, ging von Frau von Renal aus. Jrgendeiner intriganten Freundin war es gelungen, dieser naiven und schüchternen Seele einzureden, daß es ihre Pflicht sei, nach St. Cloud zu reisen und sich dem König Karl X. zu Füßen zu werfen.

Sie hatte das Opfer gebracht, sich von Julian zu trennen, und nach einer solchen Überwindung machte sie sich auch nicht das geringste aus einer öffentlichen Szene, die ihr zu anderen Zeiten schlimmer erschienen wäre als der Tod.

„Ich will zum Könige gehen, ich will laut gestehen, daß du mein Geliebter bist. Das Leben eines Menschen und besonders eines Menschen, wie du es bist, muß schwerer wiegen als alle anderen Rücksichten. Ich werde sagen, nur aus Eifersucht habest du mir nach dem Leben getrachtet. Es gibt zahlreiche Beispiele von armen jungen Männern, die in solchem Falle durch die Menschlichkeit des Gerichtshofes oder des Königs gerettet wurden.“

„Ich will dich nicht mehr sehen, ich laß dir mein Gefängnis verschließen,“ rief Julian aus, „und ich nehme mir ganz bestimmt am nächsten Tage aus Verzweiflung das Leben, wenn du mir nicht

schwört, keinen Schritt zu unternehmen, der uns beide der Öffentlichkeit zur Schau stellt. Der Gedanke, nach Paris zu gehen, stammt nicht von dir. Sag' mir den Namen des Schurken, der ihn dir eingegeben hat . . .

„Laß uns glücklich sein in den paar Tagen dieses kurzen Lebens. Laß uns verborgen leben, mein Verbrechen ist schon zu offenbar. Fräulein de la Mole hat großen Einfluß in Paris, glaube mir nur, daß sie alles tut, was menschenmöglich ist. Hier in der Provinz sind alle reichen und angesehenen Leute gegen mich. Dein Vorhaben würde diese reichen und vor allem gemäßigten Leute, denen das Leben eine so leichte Sache scheint, noch mehr verstimmen. Laß uns den Maslon, den Valenod und tausend andern, die mehr wert sind, keinen Stoff zum Lachen geben.“

Die schlechte Luft des Kerkers wurde Julian unerträglich. Zum Glück war an dem Tage, wo man ihn zum Tode führte, der schönste Sonnenschein, und Julian war in mutiger Stimmung. In frischer Luft sich bewegen zu dürfen, war für ihn ein köstliches Gefühl, wie ein Spaziergang auf dem Lande für den Schiffer, der lange auf See gewesen. „Vorwärts, alles geht gut,“ sagte er bei sich, „ich habe frischen Mut.“

Nie war dieser Kopf so poetisch gewesen, wie in dem Augenblick, wo er fallen sollte. Die holden Augenblicke, die er einst in den Wäldern von Bergy genossen hatte, kamen ihm in Menge und mit außerordentlicher Deutlichkeit wieder in den Sinn.

Alles ging in einfacher, schicklicher Weise vor sich und von seiner Seite ohne jede Ziererei.

Zwei Tage vorher hatte er zu Fouqué gesagt: „Ich kann nicht dafür stehen, daß ich keine Erregung zeigen werde; das häßliche, feuchte Kerkerloch versetzt mich manchmal in Fieberstimmungen, daß ich mich nicht wiedererkenne. Aber Furcht — nein, man soll mich nicht erblicken sehen.“

Er hatte seine Anordnung im voraus dahin getroffen, daß Fouqué Mathilde und Frau von Renal am Morgen des letzten Tages fortbringen sollte. „Setze sie in denselben Wagen“, hatte er ihm gesagt.

„Laß die Postpferde nicht aus dem Galopp herauskommen. Die beiden Frauen werden einander in die Arme sinken oder sich einen tödlichen Haß bezeugen. In beiden Fällen werden sie ihren schrecklichen Schmerz ein wenig vergessen.“

Julian hatte sich von Frau von Rénal schwören lassen, daß sie am Leben bleiben würde, um Mathildes Sohn zu pflegen.

„Wer weiß?“ sagte er eines Tages zu Fouqué, „vielleicht haben wir doch noch Empfindungen nach dem Tode. Ich möchte ganz gern in der kleinen Grotte ruhen — denn ruhen ist ja das Wort dafür — die in dem hohen Gebirgszug oberhalb Verrières liegt. Mehrmals, das erzählte ich dir wohl, habe ich des Nachts in der Grotte zugebracht und meine Blicke über die reichen Fluren Frankreichs schweifen lassen, während der Ehrgeiz mein Herz entflammte: das war damals meine Leidenschaft . . . Kurzum, diese Grotte ist mir lieb, und man kann nicht leugnen, daß sie eine Lage hat, die den Neid eines Philosophen erwecken kann . . . Nun also! Die braven Kongreganisten von Besançon schlagen aus allem Geld; wenn du es richtig anstellst, werden sie dir meine sterbliche Hülle verkaufen . . .“

Dieses traurige Geschäft gelang Fouqué. Er verbrachte die Nacht allein in seinem Zimmer bei der Leiche des Freundes, als er zu seiner großen Überraschung Mathilde eintreten sah. Vor wenigen Stunden hatte er sie zehn Meilen hinter Besançon verlassen. Sie blickte mit irren Augen umher.

„Ich will ihn sehen“, sagte sie.

Fouqué hatte weder das Herz zu sprechen noch aufzustehen. Er wies mit der Hand auf einen großen blauen Mantel auf dem Fußboden; darein waren Julians irdische Überreste gehüllt.

Sie warf sich auf die Knie. Die Erinnerung an Bonifaz de la Mole gab ihr ohne Zweifel übermenschliche Kraft. Mit zitternden Händen schlug sie den Mantel auf. Fouqué wandte die Augen ab.

Er hörte, wie Mathilde rasch im Zimmer umherging. Sie zündete mehrere Kerzen an. Als Fouqué die Kraft hatte, hinzusehen, hatte sie Julians Kopf vor sich auf einen kleinen Marmortisch gesetzt und küßte ihn auf die Stirn . . .

Mathilde folgte ihrem Geliebten bis zu dem Grabe, das er sich gewählt hatte. Eine Schar von Priestern begleitete die Bahre, und ohne, daß einer von ihnen darum wußte, hielt sie in ihrem verhängten Wagen den Kopf des Mannes, den sie so heiß geliebt hatte, auf ihrem Schoße.

Als sie so zum Gipfel des Juraberges gekommen waren, zelebrierten in tiefer Nacht zwanzig Priester in der prachtvoll erleuchteten Grotte die Totenmesse. Alle Bewohner der kleinen Bergdörfer, die der Zug passiert hatte, waren durch die Seltsamkeit dieser nächtlichen Zeremonie angelockt worden und nachgefolgt.

Mathilde stand mitten unter ihnen in langen Trauerkleidern und ließ nach Beendigung der Messe mehrere tausend Fünffrankstücke unter sie werfen. Dann, als sie mit Fouqué allein war, wollte sie den Kopf ihres Geliebten mit eignen Händen begraben. Fouqué wurde fast wahnsinnig vor Schmerz.

Auf Mathildes Veranlassung wurde die Grotte mit Marmorskulpturen geschmückt, die unter großen Kosten aus Italien herbeigeschafft waren.

Frau von Renal blieb ihrem Gelöbniß treu. Sie suchte den Tod nicht, aber drei Tage nach Julian starb sie in den Armen ihrer Kinder.

TO THE HAPPY FEW

U n m e r t u n g e n

- 1 Ein zeitgenössischer Philanthrop.
- 2 Historisch. (Anmerkung Stendhals.)
- 3 Verfasser war 1800 Leutnant bei den 6. Dragonern. (Anmerkung Stendhals.)
- 4 Die Frau v. Warens zu ihrem Schützling und späteren Liebhaber Jean Jacques Rousseau.
- 5 Stendhal kannte diese Legende wohl aus der Oper „Gabrielle de Bergy“ (1816) von Michele Paolo Carafa aus Neapel (1787—1872). Vgl. „Correspondance“, II, 312f. In Deutschland ist sie durch Uhlands Ballade „Der Kastellan von Couch“ bekannt. Nach einer anderen Version der Herzogin tötete der eifersüchtige Gatte der „Dame von Fajel“ ihren unglücklichen Liebhaber auf der Jagd und setzte dessen Herz seiner Frau zum Nachtmahl vor. Diese Version hat Stendhal in seinem Buch „Über die Liebe“ (Band IV dieser Ausgabe) in dem Kapitel „Die Provence im 12. Jahrhundert“ nach einer alten Handschrift veröffentlicht.
- 6 Im Original steht „Ein König in Verrières“, „Der König von ***“ usw. „Daß Weyle sich Karl den Dritten unter dieser durchsichtigen Maske dachte, ist unerkennbar.“ (Ludw. Spach, „Zur Geschichte der modernen französischen Literatur“, Straßburg 1877.) In der Übersetzung ist diese, den modernen Leser nur verwirrende Maske fallen gelassen, da heute politische Bedenken zugunsten des letzten französischen Bourbonenkönigs nicht vorliegen.
- 7 „Unter diesem Kirchenfürsten verbirgt sich ebenfalls eine damals wohlbekannte Persönlichkeit, und zwar keine geringere als der jugendliche Kardinal von Rohan (nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen zu Straßburg, Zabern und Paris, beinah in weltgeschichtlicher Erinnerung gebliebenen Freund und Beschützer Cagliostro), der als napoleonischer höherer Kavallerieoffizier verabschiedet und in die geistliche Laufbahn getreten war. (Ludw. Spach, „Zur Geschichte der modernen französischen Literatur“, Straßburg 1877.) Agde ist ein falscher Name für Besançon, die naheliegende Hauptstadt seines Bistums, in der er während der Choleraepidemie von 1832 starb.
- 8 S. Anmerkung 5.
- 9 S. im Louvre das Bild Nr. 1130: Herzog Franz von Aquitanien, den Herzogsmantel ablegend und die Krone nehmend. (Anmerkung Stendhals.)

- 10 Der Marschall Ney wurde bekanntlich als Deserteur standrechtlich erschossen, weil er während der hundert Tage wieder zu Napoleon übergegangen war.
- 11 Figur aus Beaumarchais' „Figaro“.
- 12 Ein berühmter Zauberfünftler.
- 13 Die Erstausgabe (Paris 1831) enthält folgendes, in den späteren Auflagen ersetztes Motto: „Ihr hoher Beruf besteht darin, die kleinen Ereignisse des Alltagslebens der Völker richtig zu beurteilen. Ihre Weisheit muß den großen Horn vorhersehen, der aus kleinen Anlässen entsteht oder aus Ereignissen, welche die öffentliche Meinung verändert, indem sie sie verbreitet. Gratinz.“
- 14 In der Erstausgabe lautet der letzte Satz: „Das vornehme, leere Gesicht ließ auf wenige, korrekte Gedanken schließen. Das Ideal des lebenswürdigen Menschen, das Entsetzen vor dem Unerwarteten und dem Scherz, viel Würde.“
- 15 Ein berühmter Herrenschneider.
- 16 Dies Blatt wurde am 25. Juli 1830 geschrieben und am 4. August gedruckt. (Anmerkung des Verlegers [der Erstausgabe].) — Die französische Revolution von 1830 brach am 27. Juli aus.
- 17 Dies sagt ein Mißvergnügter. Anmerkung Molières (lies: Stendhals) im „Tartuffe“.
- 18 Von Victor Hugo (Erstaufführung am 25. Februar 1830).
- 19 Diesen Zug hat Stendhal wohl aus d'Aubignés Lebensbeschreibung entlehnt. Chateaubriand erwähnt ihn (nach d'Aubigné) in seiner Reise nach der Auvergne mit den Worten: „Margarethe von Valois hatte La Mole geliebt, der mit Coconas enthauptet wurde. Während der Nacht ließ sie den Kopf des jungen Mannes rauben, balsamierte ihn ein, begrub ihn eigenhändig und sepulzte ihrem schönen Adonis nach.“
- 20 In der Bartholomäusnacht.
- 21 „Tartuffe“, IV. Akt, 5. Szene.
- 22 So spricht ein Jakobiner. (Anmerkung Stendhals.)

Kapitel - Übersicht

Die Kleinstadt	I
Der Herr Bürgermeister	4
Das Gut der Armen	8
Vater und Sohn	13
Die Verhandlung	17
Der erste Tag	26
Wahlverwandtschaften	34
Kleine Ereignisse	46
Ein Abend auf dem Lande	54
Großes Herz und kleiner Beutel	63
Zur Abendstunde	66
Eine Reise	72
Die durchbrochenen Strümpfe	79
Die englische Schere	84
Der Hahenschrei	88
Der nächste Tag	92
Der erste Adjunkt	97
Der König von Verrières	102
Lieben macht Leiden	116
Anonyme Briefe	125
Ehelicher Zwist	130
So geschehen im Jahre 1830	145
Beamten Sorgen	159
Die Großstadt	174
Das Seminar	181
Die Welt, oder was dem Reichen fehlt	189
Die ersten Erfahrungen	200
Eine Prozeßion	204

Die erste Beförderung	211
Ein Ehrgeiziger	228
Die Freuden des Landlebens	247
Der Eintritt in die Welt	259
Die ersten Schritte	267
Das Haus La Mole	271
Die Empfindlichkeit und eine vornehme frö- melnde Dame	284
Die Ausdrucksweise	287
Ein Sichtenfall	294
Welcher Orden ist eine Auszeichnung?	303
Der Ball	314
Die Königin Margarete	323
Die Macht eines jungen Mädchens	332
Wäre er ein Danton?	337
Ein Komplott	343
Gedanken eines jungen Mädchens	353
Ist es ein Komplott?	359
Eine Stunde hinter Mitternacht	364
Ein alter Degen	371
Grausame Augenblicke	376
Die italienische Oper	382
Die japanische Vase	392
Die geheime Mission	398
Die Verhandlung	403
Die Geistlichkeit, ihr Einkommen und die Freiheit Straßburg	412
Das Jugend-Ministerium	427
Die moralische Liebe	434
Die schönsten Kirchenstellen	438
Manon Lescaut	442
Die Langeweile	446
Eine Theaterloge	450
Ihr Angst machen	454

Der Tiger	459
Die Hölle der Schwachheit	465
Ein Mann von Geist	470
Ein Gewitter	477
Traurige Einzelheiten	483
Im Turmgemach	490
Ein Mächtiger	495
Die Intrige	502
Die Ruhe	507
Die Gerichtsfigung	511
Zweiundsiebzigstes Kapitel	518
Dreiundsiebzigstes Kapitel	524
Vierundsiebzigstes Kapitel	530
Fünfundsiebzigstes Kapitel	538
Anmerkungen	546

HENRI BEYLE-DE STENDHAL
GESAMMELTE WERKE

Herausgegeben und ins Deutsche übertragen
von Friedrich v. Oppeln-Bronikowski

„Die Kartause von Parma“ und
„Ausgewählte Briefe Stendhals“
Deutsch von Arthur Schurig

*

1. Band: Rot und Schwarz. 2. Band: Die
Kartause von Parma. 3. Band: Italienische
Novellen und Chroniken. 4. Band: Über
die Liebe. 5. Band: Reise in Italien.
6. Band: Wanderungen in Rom. 7. Band:
Bekanntnisse eines Schmiedens. 8. Band:
Ausgewählte Briefe Stendhals

*

Weitere Bände sind geplant

*
Druck vom
Bibliographischen Institut
in Leipzig

*

Princeton University Library



32101 063575581

